

# Neue literatur

BP372.1.2

Bound

MAR 5 1903



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1818).

This fund is \$20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.









# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt

für Deutschland.

herausgegeben

von

Eduard Farnke.

3. Jahrgang.

(Jahrgang I u. II erschienen unter dem Titel „Literarisches Centralblatt für Deutschland. Beilage“.)

---

Leipzig

Eduard Avenarius

1902.

~~88.1~~

BP 372.1.2

1902, Jan. 15 - 1903, Jan. 3'

Siren fund:











# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 1.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarude. [3. Jahrgang.]

Verlegt von Eduard Wennerich in Leipzig.  
Einenhefte 18.

Erscheint zweimal monatlich.

4. Januar 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Sanger, W., Furenlieber. (7.)  
Wasser, O. O., der Tod der Sonnenindef. (6.)  
Gauting, Das N. Frauenleben. (1.)  
Graf, W., ein junges Mädchen. (4.)  
Graf, A., Morgana. (5.)  
Friedr., M., aus dem Lande der Liebe. (6.)  
Templ., K., Frühjahrsblumen. (1.)

Tas große Licht. Schauspiel von Felix Philipp.  
Kriptonen von Ernst Stiefhart. (1.)  
Mahr, A. de l'Épilogue. (10.)  
Wambert, H., der Fehler. (8.)  
Nani, O. H., Noovi Temp. (10.)  
Friedr., M., aus dem Lande der Liebe. (6.)  
Winnende, G., Künigwe Kcorbe. (7.)  
Ghril, B., Madonna. (6.)

Schlaf, J., Frühjahrsblumen. (2.)  
Zerrl, Oros und Mirjam. Der Tod des Antidip. (4.)  
Gschlitzler, M., vierundzwanzig. (2.)  
Sella, R., questo è sogno. (3.)  
Stora, F., Pregiudizi ed errori. (10.)  
Thover, E., il poema dell' adolescenza. (8.)  
Walt- und Heilbronn. (5.)

Alle Bücherbesprechungen erdienen wir unter der Adresse Dr. W. (Lindenstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur lokale Briefe können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Erzählungen.

Conring, Ida von, Fraueneseelen. 2 Erzählungen. Berlin, 1901. Lindbergs Verlag. (195 S. 8.) # 2.

Lampf, Karl, Frühjahrsblumen. Märchen und Geschichten für große Kinder. Prag, 1901. Neugebauer. (128 S. 8.) # 1.

Schlaf, Johannes, Frühjahrsblumen. Novellen. Berlin, 1901. Hermann. (127 S. 8.) # 2.

Deerf., Jesus und Mirjam. Der Tod des Antidip. Minden i. W., o. J. Bruno Verlag. (195 S. 8.) # 1, 76.

Schnitzler, Arthur, Reutenant Wiesel. Novelle. Musiktext von M. Gieseler. Berlin, 1901. C. Fischer. (80 S. 8.) # 1.

Worli, Maxim, Ein junges Mädchen (Warenta Olesow). Erzählung. Deutsch von E. W. Wiegand. Dresden u. Leipzig, o. J. Minden. (224 S. 8.) # 2.

Von den beiden Erzählungen, die Ida von Conring unter dem Titel „Fraueneseelen“ veröffentlicht hat, ist die zweite: „Milde Seele“ die bessere. Die erste: „Große Heimat“ ist doch allzusehr nach bekannten Romanmotiven gearbeitet, und daß die Waife Ilse nach mancherlei harten Prüfungen, die ebenfalls im üblichen Romanstil gehalten sind, ihren Geliebten heiraten wird, das weiß der geneigte und romantischere Leser sehr bald. Eher gelungen sind die Nebenfiguren; sie tragen wenigstens ein eigenes Gepräge und haben eine eigene Seele, so insbesondere die häßliche, reiche und in ihrem Mann verliebte Frieda. Die zweite Erzählung ist eine Ehebruchgeschichte: das erste Erwachen der Liebe einer unglücklich verheirateten Frau, die nun alles hinterlassen will, um dem Geliebten zu heiraten. Aber sie geht daran zu Grunde, nicht ohne vorher erbedet zu haben, daß ihre Ehe mehr durch ihre Schuld unglücklich war, als durch die ihres Mannes, und daß der Gemahl Brummwürd eigentlich ein ganz vornehmer, ihrer Liebe werter Mensch ist. Das ist nicht ohne Vertiefung in die Fraueneseelen und Menschengeschick aufgelaßt, auch in Form und Ausdruck nicht übel dargestellt, bei den erregten Szenen leider im Romanjargon schlechter Sorte, z. B.: „niederstieben wie einen toten Hund“, „wegschleudern wie ein giftiges Reptil“ u. dgl.

Märchen für große Kinder, wie sie K. Lampf in seinen „Frühjahrsblumen“ erzählt, sind eigentlich ein Widerspruch in sich selbst; denn solche Märchen nötigen uns, irgend einen Gedanken oder eine Wahrheit oder auch eine Kritik hinter der Märchenform zu suchen, eben also die für ein Märchen notwendige naive Einstellung.

wenigste naive Hingabe an das Erzählte auf. Der Hauptteil des Buches sind Skizzen aus dem Leben mit modern scharfer Herausspinnung der Naturstimmung und zugleich umwoben von Metron und Symbolik. Was früher einfach Romantische hieß, wie „es war, als hätte ihn ein Scraph gelüßt“, das ist ja heutzutage feinste Herbenanwendung; und diese feinnervige Nachmalung des Innern wird dann auch angewandt auf Leute, die sonst nicht gerade besonders feinnervig fäßen. Alle Achtung vor dem Stand des Hochmärters, aber wenn von seiner jungen Ehe gesagt wird: „sie liebten sich rein und unermeßlich, so etwa wie ein Künstler das Lieblingswerk liebt, welches er geschaffen, wie die Sonne die Blumen liebt, eine Liebe, so reich, so körperlich wie ein junger Frühlingstag, dessen Atem all die dort entsprossenen Blüten und Blüten belebt, erfüllt sie. Das Leben, das Sinnen und Denken, ja selbst der Traum des einen ging in dem des anderen auf. Der Wundervogel Sympathie und Seelenglaube durchstittete das Haus mit leisem Schlage“, so sind das an und für sich schon überfliegene Redensarten, in einem Bahwärtershaus mit den harten Pflichtmenschen drin aber sind sie gar nicht am Platz. In anderen Skizzen entsprechen derartige Feinheiten eher dem ganzen Ton, und wer sich an schönen Worten berauschen will, der hat hier Gelegenheit. Mir haben am besten die Skizzen mit derb-realistischer Ausführung gefallen, aber so „schön“ sind sie nicht wie die andern.

Die „Frühjahrsblumen“ von Johannes Schlaf enthalten zwei Skizzen aus der Großstadt und zwei aus dem Lande, in welchen der Verf. der Menschen- und Naturseele bis in die feinsten Verästelungen nachgeht. Die größte Skizze, die das Buch den Namen gegeben hat, ist eine Art Profanität, halb Naturlyrik, halb Gedankenlyrik, und daneben eine Farbenstudie bis ins Kleinste und Feinste hinein. Ganz ungeschickt ist freilich die genaue, Stücken an Stücken reichende Beschreibung dessen, was der Dichter sieht; und alle beschreibende Poesie selbst fehlt bei der tiefstehenden Art Schlafs auf die Dauer einfach langweilig. Das beste Stück dieses Bandes ist die ganz realistische Erzählung „Gerechtigkeit“. Wie ein ohne seine Schuld ins äußerste Elend gekommenen, ebenfalls begüterter Jünger allmählich von wahnsinniger Demut gegen die Verhältnisse ergriffen und zuletzt zum Mörder wird, das ist in folgerichtiger seitlicher Entwicklung packend dargestellt. Der Stil Schlafs nimmt leider von Fremdwörtern schimmister

Art; aber die Modernen kommen ja ohne diese nicht mehr aus, offenbar weil ihnen die deutsche Sprache für ihre „Differenziertheit“ und „deskultionierte“, „ästhetische Equilibristik“ nicht mehr die genügenden Worte bietet.

Ganz anderer Art sind die geschichtlichen Erzählungen desselben Verfs., „Jesus und Mirjam“ und der „Tod des Antichrist“. Auch hier ist freilich des Besonderen allzuviel, sowohl der Natur als der Menschen. Eine besondere Kunst verwendet Schlaf darauf, den Tanz der Mirjam ausüßlichst darzustellen; aber auch sonst wird immer eine Beschreibung an die andere gereicht, ab und zu verfällt Schlaf dann wieder in den orientalistisch alttestamentlichen Stil. Der Inhalt der ersten Erzählung ist die Liebe der Maria Magdalena, der großen Sünderin, zu Jesus, der rein vom Weibe ist und bleibt; durch sie wird sie nämlich gereinigt und seine Jüngerin. Die psychologische Wandlung ist nicht eben sonderlich klar und folgerichtig, und allerdings biblisch aufgeputzter Schwulst behärdet die Erzählung. „Der Tod des Antichrist“ ist eigentlich nicht mehr als eine geschichtliche Skizze, in welcher die letzten Lebensstage des Kaisers Nero mit der für das decadente Rom eigenen Witterung unserer Modernen in seiner, herder'scher Nachfahrlage und der Verhältnisse dargestellt werden.

Das letzte Selbstgespräch eines Todescandidates im bekannten schlechten Wiener Deutsch ist die Novelle von Arthur Schnitzler, „Lieutenant Gustel“. Durch einen Bäckermeister ist seine „Ehre“ angetastet worden, er hat nicht thun können, was diese Ehre gebietet, und ist demgemäß verpöndelt, sich am andern Morgen totzuschützen. Aber der Bäckermeister thut ihm den Gefallen, an einem Schlaganfall zu sterben, also der Leutnant sein Selbstgespräch beendet hat, so löst sich alles in Wohlgefallen auf, und Gustel, die edle Pflanze, kann weiter seinen Lebensabend verfolgen, der nach seinem eigenen Geständnis darin besteht, „daß ich meinen Dienst mache“, daß ich Karten spiel' und mit Menschen herumlauf“. So viel Aufwand um ein nichtsnutziges Menschenleben! Wenn die ganze Sache noch Humor oder wenigstens Satire hätte; aber die Geschichte ist ohne Zweifel grimmig ernst gemeint, und das ist der Humor davon! Offenbar hat man sie in Wien auch ernst genommen, denn der Verfs. ist nach Zeitungsnachrichten um dieser Geschichte willen seines Charakters als Referententum entkündigt worden. In Folge dessen hat das Buch bereits die vierte Auflage.

Eine echte russische Liebesgeschichte ist „Ein junges Mädchen“ von Maxim Gorki. Das russische Drum und Dran ist natürlich auch hier wieder weiserhaft und culturgeschichtlich ungemein interessant. Die Kassen sind und bleiben offenbar halbbarbaren. Was von der Helbin, einer weiblichen Kraftnatur, zu erwarten ist, zeigt ihre Einführung: „aus jeder Falte ihrer Kleider sprügte ein aufregender, verführerischer Reiz. In der Biegung der Nase und in den feinen, hinter den vollen Lippen glänzenden Bähnen lag etwas Wildes, Raubtierartiges, und ihre entzündete, ungewöhnliche Haltung erinnerte an die Grazie gepflanzter, verdohter Kagen“. Natürlich verfällt der Feld. ein decadenter Professor aus der Großstadt, der die wilde Blume auf ihrem Landhause kennen lernt, langsam aber sicher ihren Reizen; aber der ist nicht der Mann, den Luise festzuhalten, und die Geschichte endet tragikomisch: er glaubt, daß das schwache Weib als anspruchsvolles Liebeshen zu ihm dem starken Manne komme, und muß erfahren, daß die Wildheit und Stärke ihn halb tothschlägt. Eßt russisch!

Richard Weitbrocht.

## Das große Licht.

Schauspiel in 4 Aufzügen von Felix Philippi.

Erstaufführung am 30. Novbr. im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin und Kgl. Hoftheater zu Stuttgart. (Bühnenverlag von Frl. Bloch Erben, Berlin.)

„Es war ein starker Erfolg“ schreibt das Berliner Tagebl. Die Nat. Ztg. spricht von einem „guten Erfolg“, doch wird sich der Verfs., „manche Einwendungen“ gefallen lassen müssen. Die Boffische Zeitung ironisirt: „das große Licht der beabsichtigten Tragödie erlosch, es recht ins Vernehen kam.“ Die Täg. Rundschau läßt an dem Stücke nichts Gutes, ebenso der Stuttgarter Beobachter, während andere Stuttgarter Blätter die technische Kunst des Aufbaues und den Bühnenerfolg des Stückes, zugleich aber auch mehr oder weniger seine literarische Wertlosigkeit constatieren.

Hiernach können wir unser Urteil kurz fassen: Es ist ein Werk von Philippi. Das genügt für alle, die seine älteren Theaterstücke kennen: Der Dornenweg, Wobsthäter der Menschheit, Das Erbe — lauter hübsche, feisende Stücke mit actuellem Hintergrund, Blieder, die eine Zeit lang über alle Bühnen gingen und volle Häuser machten, aber literarisch geringwertig waren. Genau so wird es diesem neuesten Werk ergehen, welches in kaum erträglicher Weise von A. T. unmodernsten Knall-effekten troßt, dagegen aber den inneren Zusammenhang des Ereignisses völlig im Unklaren läßt. Hier eine Skizze des Stückes:

Bewegte Münsterbaucomité-Sigung bei Gewitter und Sturm mit Anklagen an Stud- und Ver Heize-Debatten. Ferleitner, der geniale Baumeister, ein gutherziger und gewaltthätiger Vater, zwingt dem Comité das junge Malalent Fritz Rasmussen auf. („Wer gegen mich ist, den gerichte-mere ich!“ — nicht gestrichen.) — Drei Jahre später Geburtstag. Gesangsstudien am Klavier (Fritz' Cousine Goldchen und der groß-gewaltige Domorganist Goldner). Festige Auseinandersetzung zwischen Ferleitner und Fritz, welcher toeben das dritte her ihm für das Münster aufgetragenen Gemälde vollendet hat. Dieses soll die Bibelfelle I. Buch Moses, Cap. 1, darstellen: „Und Gott machte zwei große Lichter: Ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleineres Licht, das die Nacht regiere“. Fritz wählte symbolisch zwei Niesen, die miteinander ringen. Ferleitner nennt das Bild verpöndelt und fordert eine andere Darstellg. Fritz sieht hierin Verleinerungssucht: Reib, Eifersucht (da er zu bemerken glaubt, daß Lotte ihm den Meister vorzieht), Größenwoh'n treiben ihn zum offenen Conflict, er übermalt die Köpfe der Niesen, giebt dem großen Licht sein eigenes Porträt, dem kleinen das Ferleitner's, er veröffentlicht ein Baumplakat gegen diesen. Infolge dessen eine neue leidenschaftliche Auseinandersetzung zwischen beiden, bei Fritz tritt Größenwoh'n zum Tag, nachdem dem Lotte seine Liebeswerbung angstvoll abgeerliebt hat. — Der Schlußact spielt im Turmzimmer des Münster's her und während des Beginnes der Einweihungsfeier mit Glockenläute, Orgellang und Halleluja-gesang. Die Vaucante steigen heraus mit Blumen und goldenem Vorbertraag, den sie ihrem Meister durch Lotte überreichen lassen. Mit ihr verlobt sich Ferleitner recht unvorbereitet. Gleich nachher kommt Fritz, er sieht den Vorbertraag, der Barozismus bricht bei ihm aus, er schießt sich vor Ferleitner's Augen von der Turmgallerie in die Tiefe.

Das Bild ist in raffiniert Weise auf Erzielung äußerer Effecte zugeht. Der Untergrund des vom Dämon des Reibes und der Eifersucht gepackten jungen Künstlers wirkt in seiner ungenügenden Motivierung peinlich. So bleibt dem denkenden Zuschauer der Eindruck des Gemachten, des Unlogischen und Unmöglichen, wenn auch der vom Autor und den Theaterleitern bezweckte Kassen-erfolg umso weniger ausbleiben wird, als die

teilweise gelungene Charakterisierung, namentlich Goldners und Ferleitners, viel hübsches epischenhaftes Weiwert im Verein mit all den Knalleffekten die Schwächen des Stüdes glücklich verdeckt. Inszenierung und Darstellung in Stuttgart waren vorzüglich, hervorragend Egmont Richter als Ferleitner und W. Schmidt-Häpfer als Goldner.

Ernst Stöckhardt.

## Lyrik.

**Presbier, Rubell, Aus dem Lande der Liebe.** Gedichte. Buchschmuck von Walter Galspari. Berlin, 1901. Geyer u. Co. (187 S. Gr. 8.) M. 3.

**Scheid, Richard, Madonna.** Gedichte. Dresden u. Leipzig, 1900. Viefjen. (IX. 91 S. 8.) M. 2.

**Buffe, Hans S., Der Tod des Sonnenjähers.** München, o. J. (Schüler (Reinmanns Nachf.)) (67 S. 12.) M. 1.

**Rombert, Alfred, Der Denker.** Bünden i. W. 1901. Brand. (189 S. 8.) M. 2, 50; geb. M. 3, 25.

**Reinoldes, Edgar, Klingende Klänge.** Gedichte. Dresden u. Leipzig, 1901. Viefjen. (131 S. 8.) M. 2.

**Walz- und Felsbrenner.** Ein Schach-Richtersleben. Allen Eberhard-Compagnien gemidmt. Wien, 1901. Eitel u. Sohn. (40 S. 12.) M. 0, 85.

**Bunge, Rubell, Dorenlieder.** Dem Heilworte und seinem würdigen Staatspräsidenten gewidmet. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig, 1901. Viefjen. (92 S. 8.) M. 1.

**Heune, Rud., Spreu und Weizen.** Aus dem Tagebuche eines stillen Wanderers. (2. Sammlung.) Halle a. S., 1901. Anton. (95 S. 8.) M. 1, 20.

Rudolf Presbier erscheint zum ersten Male mit einer Gedichtsammlung. Wer ihn aber von seinen modernen literarischen Arbeiten her kennt, wird den stillen Feuilletonisten und geistvollen Pflaenderer, den seinen Stillisten und scharfen Beobachter auch in seinen lyrischen Vorkenntnissen „Aus dem Lande der Liebe“ und in den satirisch-humoristischen Bildern aus der Gesellschaft wieder finden. Presbier ist liebenswürdiger Bon vivant, witziger Epitruer und ein hübschen Schwärmer. Eine herzhaft Freude an allem Guten und — Genießbaren dieser Welt zeichnet ihn aus, echt rheinländische, behagliche Lebensfreude:

Gines müssen sie mir lassen:  
Daß ich nie auf keuschen Gassen  
Stenggläser, roten Wangen,  
Altem Wein und jungen Haars  
Gränzlich aus dem Bier gegangen,  
Wo 'ne lust'ge Schraute stund!

Gines müssen sie mir lassen:  
Daß ich nie auf keuschen Gassen  
Als ein äber Kenemille  
Zog in Bachus' selger Esar!  
Daß ich nets nur trant und küßt,  
Weil mein Herz so fröhlich war.

Sein fröhliches Herz hängt auch mit echt deutscher Gemütslichkeit an den Weihnachtsstimmungen der Jugend und feiert die Stunden der Erinnerung in warm empfundenen Gedichten. Aber Lyriker im eigentlichen Sinne ist Presbier nicht. Seine Stärke liegt in der Wiedergabe seiner Einbrüche und Beobachtungen im Leben und Treiben der Welt. Und so enthalten die Reichen »Homo sum«, »Aus der Weltstadt« und »Initium fidelitatis« die charakteristischen Stüde der Sammlung. Die Gegenätze und Widersprüche des Gesellschaftslebens, mancherlei menschliche Schwächen und »übermenschliche« Thorheiten weiß er mit humoristischer Satire zu zeichnen, um eine wichtige Pointe, einen hübschen Sinn oder ein treffendes Wort ist er nie verlegen. Form und Sprache handhabt er mit leichter Anmut, und für dichterische Mängel entschädigt er durch Geist, der nur

hie und da in Geistreichelei frei nach Seine sich verirrt („Gefrönte Liebe“, „Du Seidlichste aller Geschöpfe“). Das Buch ist hübsch ausgestattet und mit anmutigen Bilderschmuck versehen.

Käme es bloß auf das „Wie“ an, so könnte man sich mit dem Formalisten, das Richard Scheid in manchen seiner Gedichte befanbet, befreunden und ihn einen Dichter nennen. Aber was er uns in seiner „Madonna“ zu sagen hat, ist doch vielfach unreif und unecht. Wozu die Öffentlichkeit mit den aufsteigenden Blasen trübgründer Jugendlichkeit belästigen? Es geht die anderen gar nichts an, wenn Scheid mittelt:

In der Porstalt meines weiten Fremdes wohnen,  
wohen — ach — so viele kleine Mädchen,  
oder wenn er „holt“:

Ich trag mein teiles Herz  
auf meiner flachen Hand  
zu deiner Thür; —  
und wenn du auch dasaßst  
auf keinem Balcone  
wie eine wunderbätige Madonna:  
— du hättest nicht lachen sollen!

— bättest fu gehen, o Madonna, —  
wie mein armes Herz juste  
und nach dir schrie:  
ich glaube, —  
du hättest gemeint — —

Die brünstige Erotik scheint den „modernen“ Herren sehr interessant und kurzweilig vorzukommen, sie ist aber nachgerade langweilig, besonders wenn man aus dem einen Gedicht den nachgelesenen Dörmel, aus einem anderen Heine, aus einem dritten wieder Holz herauszuschauen sieht. Scheid spielt mit Gefühlen und Formen, er macht Wortspiele:

Wir sind zwar nicht herzlich getraut:  
Drum trauen wir uns so besser,

und scheut nicht vor frivolor Untwürdigung des Heiligsten zurück: das schwärzliche, durch unsere innigen Erinnerungen geweichte „Stille Nacht! heilige Nacht!“ travestiert er in ein gemeines Vulgarstück mit dem Schluß:

Stille Nacht! — heilige Nacht!  
Zerrupf ich trappel auf meinen Toppfen  
Und ein Kuckuck von seidenen Schleppe —  
Komme, du heilige Nacht!

Möglich, daß Scheid sich das alles bloß angelesen hat, denn in Gedichten wie „Sonnenfegen“, „Voten der Liebe“, „Fahrend Leid“, „Esch“ findet er für reine, echte Empfindungen den rechten poetischen Ausdruck. Sie stehen nach Form und Gehalt weit über dem „Jadett der Geliebten“ und dem tief nach Heine empfundenen „Die Kellnerin und ihr Schatz“.

Mit Nietzsche'schen Tendenzen und Affären tritt Hans S. Buffe im „Tod des Sonnenjähers“ auf. Gewisse musikalische Reize in Sprache und Rhythmus dieser Lyrik sind nicht zu verkennen, auch ist noch nicht alles Sinn und Verstand im „absoluten Wohlklang“ untergegangen, aber zu den „Dunkeln“ gehört dieser Buffe doch. Er verliert sich in unklaren Sehnsüchten:

Das ist der reinen Lebens letzte Led:  
Verloren in Eühen Schicksals-Bahn zu liegen.

„Ueber uns läutet der Bahn — gelende Bronze-Bloden!“  
„In Labyrinth der Sehnsucht“ lernt er „lachen über die „Bauern der Tat“. Von Anschauung ist bei diesem, Töne, Farben und alle Sinnesindrücke durcheinander wirbelnden, müden Sehnsuchts-Sänger keine Rede: „Stille (!) Schwüle quält und sucht und sucht (!) . . .“ Poetische Splitter sind da und dort zerstreut, hie und da gelingt ihm auch ein ganzes Gedicht, wie das tiefe: „Schöne Kinder, die der Tod geführt . . .“ Nur „Bauern der Tat“ können und dieser heillosen Decadence gegenüber helfen . . .

Wohin der . . . Wettbewerb mit Musik und Malerei“ die neue Lyrik führen muß, dafür liegt in den Dichtungen Romberts

das krassste Beispiel vor: „Der Denker“ spricht, ist Unfinn, und was er wirkt, ist Schrecken. Wombert ist der Reizart der Hallucinationen und Wahnvorstellungen. Alle Gesehe der Vernunft, des menschlichen Denkens und Anschauens, des menschlichen Empfindens und dichterischen Darstellens sind hier aufgebrochen, die Herrschaft der ungebundenen Phantasie ist nicht nur proclamiert, sondern auch durchgeführt: Vernunft wird Unfinn! Schon diese tiefinnig-unfinnige Einteilung des Buches in zwölf Denker, erster, zweiter, dritter bis zwölfter Denker! Nur ein paar Stellen zur Probe:

- E. 6: Ich bin die Luft der Welt. Und wenn die  
Luft einschlafen könnte — ja, dann schlief ich  
ein.
- E. 10: Ich will in dieser Nacht mein Bett  
am Meer aufschlagen, in ein rotes Tuch mich wickeln.  
Das fällt etwas die Schweiß . . .
- E. 39: . . . Es trieb ein dunkler Rauch,  
angefüllt mit Reichen von Gedanken,  
an Land.  
Eine Gedanken-Reiche  
steht auf,  
sie legt eine gelbe Flöte an die blauen Rippen,  
und singt am Meer.
- E. 81: Ich binde mich an eines Berges sinnenden Gipfel  
zwischen silberne Gekirne.  
Wenn Müdigkeit mich überfallen sollte,  
will ich doch in der Höhe sein.

Ich habe nicht das ganze Buch gelesen. Als ich auf S. 92 zu den Berken:

Und da kommt das Tief-Ewige  
so in meine Nähe — — ! — —

die Anmerkung las: „Es war ein Blick. Ich fühlte mein Haar als eine weiße Wolke des Himmels. Und zugleich damit kam mir Das, wonach der Gedante der Philosophen forscht, körperlich fühlbar nahe. Es war eine Erschütterung meines Lebens. — Ich weiß nicht, warum“, da klappte ich das Buch zu — vielleicht werden die Bewohner des Sternbildes des Orion damit fertig, denn ihm hat Wombert wohl in richtigem Gefühl, daß er nichts taugt für die normalen Sterblichen unseres Planeten, den „Denker“ sterblich geweiht“. Habant!

Die beiden folgenden Bändchen „Klingende Akkorde“ von Edgar Reimer des und das „Wald- und Feldbrevier“ eines ungenannten Verfassers erwähne ich nur, weil sie beweisen, daß neben allermodernster Liebes-Äyrl auch noch die harmlosesten Reimerdes sinniger und miniger Dichter nebeneher geteiben. Reimerdes (vielleicht steht in diesem Namen einer jener heute so beliebten Imperative, eine Analogiebildung zu Kochs mit Was!, Schmüde Dein Heim!), also die Aufforderung dies und das zu reimen, der der Kamensträger nur allzu willig gehorcht), auch Reimerdes steht unter dem Bann reichlicher Lectüre, namentlich Heinrich Heines, dessen Angebenten er ein recht profanisches Gedicht widmet. Uebrigens hat Reimerdes häufig genug mit den elementarsten Schwierigkeiten der Reimkunft und des sprachlichen Ausdrucks zu ringen:

Woh! ihm, dem die Nacht gegeben,  
Sich aus dem Bann zu brechen! —  
Nicht leicht gelingt's im Leben,  
Drum muß auf der Hut du stets sein, —

solche und ähnliche Stimmereien wenigstens sollten in einem R. v. Gottschall gewidmeten Buche fehlen. In dem „Schof Liebeslieder“ (60 gehen hier auf ein „Schof“) des öfterreichischen Anonymus sind wenigstens die Reime flüssig und in manchen ist der Volkstiederton gut getroffen. Jedes Vieblein ist mit einer Anweisung für die Tonbeher versehen, denen überhaupt das ganze Schof gewidmet und zur Benutzung überlassen ist: ein Zeichen, daß ihr Verfasser Optimist ist.

Der unselige Burenkrieg hat bei uns manch gutes Buch und viel wohlgemeinte Poesie gezeitigt: zu dem Besten dieser Burenpoesie gehören die feurigen „Burenlieder“ von Rudolf Bunge,

von denen einige die Verspracht und die kraftvollen Rhythmen freitragreicher Schöpfungen zeigen. Jedenfalls kommt die Stimmung des deutlichen Volkes gegenüber den Vorgängen in Südafrika in dieser Sammlung zu poetisch gesteigertem Ausdruck. Das Mächtigste ist bereits viel verarbeitet, und verdient schon deshalb noch mehr gefaßt zu werden, weil von jedem verkauften Exemplare 25 Pfennige dem Burenfonds zugeführt werden.

„Spreu und Weigen“ hat Rud. Heyne bescheiden seine Sprachsammlung genannt, aber die Weizen- und Goldkörner echter Lebensweisheit überwiegen bei weitem. Ein paar Proben mögen für den tüchtigen Gehalt der Sammlung sprechen:

Das äußerlich an Jedermann.  
Das zeigt sich Ram- und Tiel an;  
Das lenkt noch ist an unfrem Weien,  
Das ist stets anemvum gefeien.  
Will dir das Gute nicht getingen,  
Verfuch es mit den besten Dingen.

Mer Anfang ist — leicht; die Beharrung ist das Schwierigere, aber beständlich führt nur sie zum Ziel.

Ein Bestmüßig zu werden ist nicht schwer; es nicht zu bleiben ist die Kunst!

„Der Klügere geht nach“; daher ist es durchaus nicht immer sehr klug, der Klügere zu sein.

Ars amandi: Die Liebe ist allerdings eine Kunst, sie ist sozusagen die Kunst der Kunst; sie aller diejenige Kunst, in der es die meisten — Dilettanten gibt.

Das Ewigweibliche  
zieht uns hinan“;  
Und hat es schon manchem Mann angethan;  
Das Zeitlichweibliche  
zieht uns hinab;  
Jhm gegenüber geht' dich nicht schlapp.

Karl Berger.

## Italienische Dichtung.

Graf, Arturo, Morgana. Mailand, 1901. Treves. (267 S. 8.) L. 4.

Thorez, Enrico, Il poema dell' adolescenza. Turin, 1901. Streglio. (165 S. 8.) L. 3.

Sella, Emanuele, Questo è sogno. Rom, 1900. Loescher. (115 S. 8.) L. 3.

Mahr, Arnaldo de, L'Epilogo. Mailand, 1901. Aliprandi. (90 S. 8.) L. 1.

Stara, Francesco, Pregiudizi ed errori. Turin, 1901. Streglio. (119 S. 8.) L. 1.

Nauli, G. E., Nuovi Templi. Mailand, 1901. La Poligrafica. (220 S. 8.) L. 2.

Eine unerwundliche Arbeitskraft besitzt Arturo Graf. Professor der Universität und sehr gebiegender literarischer Forscher findet er noch Zeit, einen guten psychologischen Roman, wie den Riscontò (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 8, Sp. 124 [708] b. Bl.) zu schreiben und den Mufen zu huldigen. Diefem Umgang verdanken wir die Gedichtsammlung „Morgana“. Waren wir gewohnt, in seinen früheren Poesien, wie le Danaidi und Medusa einen oft harten Pessimismus vorherrschend zu sehen, so darf uns um so mehr eine dieses Mal in den Vordergrund tretende Resignation, das Ende aller Dinge zu betrachten, wundern, die freilich, offen gesagt, anheimelnder wirkt. Zwischen den Stimmen der Melancholie des Bergeshens klingen auch die der Ergebenheit in das Erdenlose und die der Freude des Schaffens, die einzige, die die leicht vermissenden Spuren des Menschenlebens überdauert. Allzu vermischt ist das Dasein, als daß nur das Beschaun einer Seite desselben dienlich wäre. Das Gute und das Böse, Bergeshens und Entsetzlichen wird sich stets bekämpfend immer neben einander wandeln. Jeder Glaube



oder Zweifel hat seine Berechtigung. Raffos, gleichmäßig, unbewegt vorwärts schreitet nur die Zeit. So löst es aus dem Canto della Vecchia Cattedrale. Eine Luella reiner ungetriebener Empfindung sprudelt aus seinen Naturbeschreibungen; es scheint, als ob der Poet, des unbefriedigten Grübelns müde, im Anblick der ewigen Natur in dem fortwährend wechselnden Bilde ihrer geheimnisvollen Erscheinung einen Trost als ein etwas Stabiles findet und dankbar anerkennt, und sich freut, daß diese Ader seiner Empfindens bei ihm noch nicht versiegt sei. Ihr verdanken wir einen großen Teil reizender, oft träumerischer Verse, wie das herrliche *daletta-tristia*. Für sich stehen dann die *Menegio* und *Reapal* genöthigten Strophen, welche die Stimmung, die beide Städte dem Besucher einflößen, lebendig wiedergeben.

Schwungvoll und tief empfunden sind die in aufgelösten Reimen verfaßten Gedichte *L'hoze*. In ihnen beklagt er die verlorene Jugend, die im Banne einer unglücklichen Liebe hingegangen ist und alles Große und Erhabene nicht zur Reife gebracht. Und diese Liebe lastet nun auf seinem Leben; vergeßlich hofft er, zu vergessen, der Gedanke an das eine Weib hat sein Herz ausgetrocknet und er lehnt sich nach Ruhe, da er die Schwünge seines Geistes gebrochen sähe. Wir wollen nicht so schwarz sehen und dem Dichter wünschen, daß er über diesen Jugendtraum hinweg herrlichere Ideale sich zu eigen machen und sie seinen Mitmenschen zur Freude besingen möge. Seine Sprache ist nämlich von Herzen kommend; vielleicht, weil sie ein Thema wieder und wieder berührt, wirkt sie etwas einsörmig, weniger der Ausdrucksweise halber, die durch eine reiche Naturbetrachtung in vielen schönen und immer neuen Bildern und Ergötzt, sondern wegen des Gegenstandes selbst, der große Gedanken ausschließt und sich meistens in Stimmungsbildern bewegt. Man darf dem jungen Dichter zu seinem Erstlingswerk gratulieren. Er sollte aber einmal *Tommaso Memento* mehr lesen.

Ein *Curiosum* in seiner Art dürfte mau das lyrische Poem *Questo è sogno* von *Sella* nennen. Der Gegenstand behandelt einen kurzen Liebestragödie, welcher, vom *Idyll* ausgehend, im tragischen Epilog endet. Ein solches Thema, die *Sacra* der Psyche betreffend, entzieht sich von vornherein der Analyse; wir müssen uns begnügen zu betrachten, wie die Composition durchgeführt ist. Der Dichter hat für den ersten Teil den *doles stil nuovo*, wie Dante den reinen ungeschulten Ausdruck des Liebesleidens nennt, gewählt, wie er auch in der Einleitung der ersten Worte der *Vita Nuova* als Beleuchtung des ihm ergriffenen Gefühls sich bedient. Nach dem *Idyll* folgt eine Reihe oft ganz selbständiger Gedichte, die *laudi delle bello cose*, entstanden in den Stunden des Glückes an der Seite seiner *Madonna Gabriella*, die uns unter anderen *Troubadour*-Weisen aber auch von der *Kapellbrüder*, *Jerusalem* und *Vord Roberts* erzählen. Eine zeitweilige Trennung bringt ihn an den Rand der Verzweiflung, die ihn in ausdauernder *Vinie* bis zur Idee des Selbstmordes treibt; aus dieser *Melancholie* gerettet erkehrt er dann das höchste Glück der Vaterfreude, dem jäh der Tod der Mutter und des Kindes folgen. Qui è il fine schließt das Buch. Es war ein Traum. Leidenschaftlich inspiriert ist das Gedicht, wieweil auch im Anfangsbilde die rein materielle Auffassung sich nicht gerade günstig im Gewande der *Recentisten* ausnimmt, obgleich die Form ein intimes Studium der Dichter jener Periode voraussetzen läßt. Wer hat ihm aber die *Unart* beigebracht *primavera* und *lentamente* in der Mitte zu teilen und in die nächste Strophe hinüberzuführen? In einem langen oft naiven Wortort gibt S. verschiedene Erklärungen für das Verständnis seines Poems an, welches nur von dem verstanden werden könnte, der geliebt und gelitten habe. Das Urtheil Anderer weist er ernst zurück. Da hat denn freilich in erster Hand das *Publicum* und weniger der *Recensent*

zu entscheiden. Das Buch hat eine vornehme Ausstattung vom *Verleger* *Loescher* erhalten.

Die *historische* Erzählung *l'Epilogo* ist infolge einer *Concurrenzausführung* der *Internationalen* Gesellschaft für den Frieden entstanden, und hat ihrem *Verfasser* *de Ma* ihr den ausgelegten Preis eingebracht. Sie berichtet von dem *Sturz* der *römischen* Republik 1849 unter den *Dajonnetten* der *französischen* *Brüder*, welche die *Priesterherrschaft* wieder einsetzten. Der *Erzähler* ist ein *französischer* *Künstler*, mit einem *römischen* Mädchen verlobt, den das *Verhängnis* dann als *Feind* an die *Mauern* *Roms* führt, wo ihm der *Bruder* der *Ge liebten* gegenübersteht, und schließlich mit *istlichem* Ausgang. Der *Verf.* hat verstanden, ohne tendenziös zu werden, mit einfachen Worten die tiefe *Tragik* dieser unnötigen *Menschen*schlächtereien zu schildern.

Wenn ich das *Bändchen* *Pregiudiziale* *errori* hier erwähne, so geschieht es, weil der *Aberglaube* *sonderbare* *Erfindungen* zu bringen pflegt und für *Jemand*, der für dieses *Thema* *Interesse* hat, hier eine *Blütenlese* solcher auf *italienischem* Boden *entstandener* und bei uns wohl meist *unbekannter* *Phänomene* zu pflücken ist.

*Nani*, dem die *deutsche* *Bühne* eine *Vereinerung* durch seine *Dramen* „*Seelenfürme*“ und „*Der böse Wid*“ verdankt und der *Italien* durch *Uebersetzungen* der *letzten* *Stücke* mit *Eubermann* weiter bekannt machte, veröffentlicht jetzt seine *neueste* *satirisch*-*socialen* *Komödie* „*Neue Zeiten*“, in welcher er mit *tieferm* *Ernst* den *modernen*, über *Sitte* und *Recht* sich *hinwegsetzenden* *Trang* nach *Ansehen* und *Einfluß* um *jeden* *Preis*, nicht um denselben *zum* *allgemeinen* *Beszen* zu *benutzen*, sondern nur als *Mittel* zur *Befriedigung* der *eigenen* *egoistischen* *Bedürfnisse*, geißelt. Die, von ihm *geschaffenen* *Hauptvertreter* dieser *modernen* *Verwegung*, ein *Abvocat* und eine *So*-*andame*, sind in Folge dieser *aufregenden*, *ruchelosen* *Jagd* im *vollen* *Sinne* des *Wortes* *Njster* ihres *zerstückelten* *Nerven*systems *gebrochen*, also *Neurastheniker*. Bei dem *Manne* zeigt sich dieses durch ein *hollloses* *Hin*- und *Herschwan*ken *zwischen* *guten* und *bösen* *Impulsen*. Bei der *Frau* in *Einem* *Hingeben* des *weitaus* *Schamgefühls* *bis* *zum* *äußersten* *Egoismus* in dem *Bestreben*, ihre *Herrschaft* über die *Männer* immer *mehr* zu *befestigen*. Um diese *Weiden* *schärf* sich eine *Anzahl* ähnlicher *gesellschaftlicher* *Charaktere*, *jedes* *am* *einen* *andere* *Richtung* dieser *sich* *durch* *eine* *verwirrende* *Mannigfaltigkeit* von *Symptomen* *auszeichnende* *Erscheinung* *sittlicher* *Decadenz* darstellend. Auf der *andern* *Seite* *schildert* *Nani* das *Leben* der *in* *erster* *Vinie* von *diesen* *ungeeigneten* *Verhältnissen* *beeinträchtigten* *Personen*, die *Familie* *des* *Abvocaten*, den *Vater*, die *Frau* und *den* *in* *dramatischer* *Art* *in* *die* *Handlung* *eingreifenden* *Bruder*, die *im* *Gegensatz* *zu* *dem* *krassen* *Egoismus* die *natürliche* *moralische* *Stärke* *im* *Menschen* *bis* *zur* *Entsagung* *vertreten*.

Von der *vollen* *Jagd* nach *dem* *Lehr* der *Abvocat* *geistig* und *körperlich* *gebrochen* in den *Familienkreis* *zurück*. Was er *heißt*, ist *Liebe*, die er *selbst* *getödet* *hat*; was er *findet*, ist das *harte* *Gefühl* der *Wid*, welche den *sensitiven* *Mann* *quälend* *umgibt* und *welche* *auch* *die* *Reizung*, die *sich* *zwischen* *der* *jahrelang* *vernachlässigten* *Frau* und *seinem* *Bruder* *entwickelt* *hat*, *erstickt*. Die *neuerwachte* *Liebe* *für* *seine* *Frau* *findet* *bei* *derselben* *keine* *Antwort*; was *sie* *ihm* *geben* *kann*, ist *Mitleid*, das, was *man* *seinem* *Unglücklichen* *verlangen* *kann*, *weiter* *nichts*. Die *Durchführung* *der* *Komödie* *ist* *eine* *meisterhafte*, die *besonders* *am* *Schlusse* *des* *dritten* *und* *vierten* *Actes* *ihren* *Gipfel* *punkt* *erreicht* und *eine* *Fülle* *interessanter* *Studien* *bietet*. Sie *ist* *ein* *Spiegel*, der *einen* *Teil* *des* *modernen* *italienischen* *politischen* *und* *gesellschaftlichen* *Lebens* *in* *erschreckender* *Wahrheit* *wiedergibt*, der *leider* *auch* *einen* *Abglanz* *in* *anderen* *Ländern* *findet*.

Federico Hruswiew.

## Zeitschriften.

## The Athenaeum. Nr. 3867/68.

Cont.: (3867.) Letters of John Richard Green. — Wells's anticipations. — Some new light on Mary, Queen of Scots. — The Hellenistic age. — Spanish literature. — Books for girls. — The Gaelic League and the Intermediate board. — British serpens; Bird Watching: the royal society; Botticelli; Bettina. — (3868.) The works of Kyd. — Madame Récamier and her friends. — Prof. Knight's philosophic essays. — The Wales of Glendower. — Biblical literature. — Christmas books. — A great builder of the Old Three-Decker; baring the head; E. J. W. Gibb; Edward John Trelawny; sales. — Mr. Max Beerbohm's caricatures. — M. Kocian's violin recital; Kruse quartet concert. — Gossip's etc.

## Revue franco-allemande Deutsch-französische Rundschau. Hrsgbr. R. Heintz. 3. Jahrg. Nr. 60.

Inh.: G. H. Regeyer, Silhouetten III. Clara Wiebig. — Dichtungen von Wilhelm v. Schell. — Fémia Bürgli, Jüdische Salisten al Mair. — E. Pilon, le retour au état français. — D. V. Docton, une enquête sur le théâtre. — Alb. Lantolao, Glose à l'œuvre de Mérodoack-Jeannean. — M. Henry, Epilogue.

## Revue Russe. Hrsg. von R. Fleischer. 26. Jahrg. December.

Inh.: Kühne, meine Begegnung mit Vichang-Zidang und andre Reisejournale aus China. — D. Dumenthal, Gräbe und Freilichttheater. Nach ungedruckten Briefen Ferdinand Freilicht's. — Reinhold Guntter, ein Ehrenmord. Revue. — Rich. Temple, was die Engländer von König Edward VII. erfahren. — C. v. Kule, die Duellefrage. — B. v. Prantl-Schwarzl, Carneri und Les Lun. — S. Samberg, Ausflug an die Inseln Horkon. — Agassia v. Richterlein, die Verdingen Auslands gegen Indien. — Wilh. Krenz, meine Eintritte von Somben. — Verba v. Suttner, zur Vorgeschichte der Haager Konferenz. — Janzen, Herder und Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holseln-Gottorp. (Schl.). — V. Boguslawski, Entstehung und Anfang des Siebenjährigen Krieges.

## Finnländische Rundschau. Vierteljahrschrift für das geistige, sociale u. politische Leben Finnlands. Hrsg. von Ernst Brausewetter. 1901. Nr. 4.

Inh.: Rub. Guden, Friedrich Friedri als ein Vorbild für innerer Kultur. — J. J. Tikkani, finnische Artilleriemusik. 2. — A. Werner, die finnländische Wehrpflichtfrage. — J. Kuntala, aus dem Herbst- und Winterjahren des schwarzen Jahres. 2. — Karl Fredrik, Jan Eklund, Ein finnländischer Landrichter. — O. Ranninen, Alessi Kivi. — Capitel aus einem Roman von A. Kivi.

## Deherische-Ungarische Revue. Hrsg. u. red. von H. Mayer. 26. Bd. 3. Heft.

Inh.: Béla v. Gonda, Ungarns Schiffahrt. — Anton Ritter Klobid v. Sabladostl, zur Geschichte des Schulwesens in Oetz und Gröden. — Von den Wäutern des griechisch-orientalischen Religionsdes in Gernomy (1838 bis 1898).

## Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien. Red.: Felix Karrer. 23. Jahrg. Nr. 2.

Inh.: Der Besuch der griechisch-byzantinischen Gemäldegalerie. — Nüchling zur Geschichte der rüstliche Viechenlein'schen Gemäldegalerie. — Die Miniaturen-Ausstellung in der k. k. Hofbibliothek. — Auserordentliche Beilage: Franz Ritter v. de Monnier, „Panamerica“.

## Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Hrsg. von Jul. Lehmann. 1. Jahrg. 2. Heft.

Inh.: H. Witzbrandt, Große Zeiten. Gröhlung. (Fortf.). — Joh. Reink, der Reich lebt nicht von Brot allein. — Carl Weidbrecht, wenn ein Volk aufwacht. — A. v. Stengel, die Friedensbewegung und nationale Meinung. — A. G. Knobi, Abendstimmung im Herbst. — Frdr. D. v. Zellig u. Reutrich, Erinnerungen an Rintel. — Jul. Lehmann, Herkblung. — Alfred Richthof, das Meer im Leben der Dichter und in der Nachachtung der Staaten. — Fritz Eickhard, Gruß an das Meer. — Max Erwig, die deutsche Bauernschaft und die handelspolit. — Karl Dove, Gebete der Duren. — Fritz Eickhard, die Gemütsmacht der deutschen Frau. — Frieda Schanz, Gebete. — Ad. Wagner, Dankbrüche und Dankentrollen. 2. — Jul. Lehmann, deutsche Epurde. — F. v. Wigmann, meine Kämpfe in Dohritza. 2. Beirstrahlung der Mamemba-Erkundendüter. — Th. Eickmann, Deutschland und die großen europäischen Mächte. — Wilh. v. Ruffow,

zur Zellstrafenbewegung. — A. G. Knobi, der Heimruf. — A. Dehn, weltwirtschaftliche Umwälzung. — Jul. Lehmann, Herkblung. — Paul Dehn, Deutschland im Auslande. — Rich. Buchs, auf dem Grenzstamm. — Carl Busse, von deutscher Kritik und vom deutschen Roman. — Reink. Buchs, Herkblung. — Leop. Schmitt, musikalische Rundschau. 1. Beirstrahlung eines Musikreferentens.

## Nord und Süd. Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Linbau. 26. Jahrg. December.

Inh.: H. A. Puchkin, zwischen dem Tode und dem Leben. — Pfanalische Erziehung. — Hans Denzmann, heimlich Mitter von Arter. — Aug. Wolff, die Deutschen Geschickten des 18. Jahrhunderts. (Schl.). — Wm. Hall, der Staat und die Altersgesellschaften. — Hans Schmüdgen, die Pädagogik und ihr Publikum. — E. Reiffau v. Bodenhausen, Catarina Ezeiza, eine Heidin des 16. Jahrhunderts. — F. Follenbaur, Javum. — Eimar Wehring, in der Nordsee. Aus dem Englischen des Herrits Ewinburne. — G. Gayley, Pastor Lorenz.

## Deherische Monatschrift für den Orient. Red. von R. von Koefer. 27. Jahrg. Nr. 11.

Inh.: Ausflug und England in Persien. — Der Handel mit China. — Das chinesische Schiffsverbot. — Gaa. — Der Handel von Indien. — Der Handel British-Indiens im ersten Semestel des Amtjahres 1901/1902. — Die Mittelmeersee. — Die Schwirgkeiten einer Pflanzung in China. — Die Kohlenfelder Schinas. — Die Landwirtschaft Italiens. — Die Lage in Moskau.

## Die Heimat. Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landesunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 11. Jahrg. Nr. 12.

Inh.: Röchner, das Bismard-Nationaldenkmal auf dem Kniebühlberg in Nordholstein. — v. Odenburg, Jochen an Rieck. — Schmidt, Bütendahl. — aus der Dänischperiode Schleswig-Holstein von 1852-1863. (Schl.). — Barthe, die Wasserflug.

## Die Insel. Hrsg. v. D. J. Bierbaum. 2. Jahrg. 3. Heft.

Inh.: D. J. Bierbaum, Pandora. Gedicht. — W. Weigand, Stenbhal. — A. Riechel, Hergoginische Hirtin. — Franz Viet, Prinz Hypolit. — Detlev Jhr. v. Lilienrom, heimlich Wohnort. — Zweinunpzigjähriger Bogstreb-Ged. — Hans Adelar, Brief an Dora. — André Wiede, der schicksalhafte Promecheus.

## Wehermann's Wäher. Deutsche Monatshefte. Red.: Ad. Clafer. 46. Jahrg. November. 543.

Inh.: Marie v. Gherer, Eichenbach. Nage. (Fortf.). — Bibl. Jensen, Unsch. — Christian Krner, Augsburg. — F. Debrient, Diebesheft zwischen Gustav Freitag und Guard Drovient. (Fortf.). — Rud. Gring, die Wäde. — Anton Gherus, Jang von Vopola. — Oskar Die, moderne Zeichen. (Schl.). — B. Stürzhan, Ephyng. — Friedr. Knauer, die Kunst in der Natur. — Jehb. Krätschell, German Grimm.

## Monatsblätter für deutsche Literatur. Hrsg. von Albert Wacker. 6. Jahrg. 1. Heft.

Inh.: Gebete. — A. Stein, Träumereien im Pfarrgarten von St. Korip in Halle. — F. Köhn, der Tod als Grund. — A. Eder, vom Lieberkrell. — F. Huber, Buchdrumen und Schriftverste. — E. Riedgen, Hans Deluge. — G. Ruffeler, Karl Nap. — Th. v. Stern, Franz Simmelbauer. — Derl. — Adolf Schwager. — A. G. Knobi, neue Jansenisten. — E. Schröder, aus Jhr Reuter's alten und jungen Tagen.

## Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Beilage des Hamburgischen Korrespondenten. Red.: C. Titlar. 1901. Nr. 25.

Inh.: G. Wolff, nochmal die neue Faust-Erklärung.

## Internationale Literaturberichte. Hrsg. v. Walter Fiedler. 8. Jahrg. Nr. 25.

Inh.: Aug. Wünsche, zwei griechische Jesuadnamen. — Adolf Brieger, neue Kritik. (Fortf.). — G. A. Erdmann, vom Weimarschicksal der Jugend. — Max Mendheim, neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.

## Die Zukunft. Hrsg. von W. Harben. 10. Jahrg. Nr. 11/12.

Inh.: (11.) Der Prinz-Gemahl. — H. Vetrucchi, Guyaus Kunstphilosophie. — Karl Jentsch, fimminalistische Reperien. — Jonas Vie, so lange der Windbläs hält. — Karl Kamprecht, deutsche Geschichte. — Plutus, Demopropstellung. — (12.) Maria von Magdala. — Fern. S. Lierich, Geyn und Demidier. — F. Salus, Christa. — Selbstmordigen. — Wilh. Dobe, das



**Die Gölpe.** Hgdr.: F. Naumann. 7. Jahrg. Nr. 50/52.

**Deb. (36.)** Wand Hochsch., runder — aber — Witzstanz, neues Material zur Festschrift. — Naumann, Wittenberg und Leipzig. — (36b.) H. R. Weisner, Gedächtnisschrift. (37.) (38.) Naumann. Wie ist die politische Lage? — Georg Naumann, antikehrliche Errata. Naumann, das Fähr der Welt. — Karl Härtig, Eichenstein. — (32) Wand Hochsch., Gedächtnisschrift und Gedächtnisschrift. — Naumann, Sinn hinter die Öst. — G. Götz, fünf Kinder.

**Allgemeine Zeitung.** Beilage. Hgdr. v. D. Bullt. Nr. 276/287.

**Deb. (76.)** Ch. Müller, eine Wiener Publikation über die Gemalt-Druck. — (76a.) H. R. Weisner, die Bilden von Garet. (77.) (78.) H. R. Weisner, Gedächtnisschrift. (79.) (80.) Naumann. Wie ist die politische Lage? — Georg Naumann, antikehrliche Errata. Naumann, das Fähr der Welt. — Karl Härtig, Eichenstein. — (32) Wand Hochsch., Gedächtnisschrift und Gedächtnisschrift. — Naumann, Sinn hinter die Öst. — G. Götz, fünf Kinder.

**Deutsche Heimat.** Blätter für Kunst und Volkstum. 5. Jahrg. 10/11.

**Deb. (16.)** Baumgarten. — Ab. Wähler, die Lamm. — C. C. Wöhler, die norddeutschen Volkstümern im Gegenstand. — Göttingen. — (10/11) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (11) Göttingen, die norddeutschen Volkstümern im Gegenstand. — Göttingen. — (10/11) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (11) Göttingen, die norddeutschen Volkstümern im Gegenstand. — Göttingen.

**Wahrheit Zeitung.** Red.: Franz Reich. Nr. 3050/51. (117. Bb.)

**Deb. (306.)** Dr. Fritsch, König Stefan von Ungarn. — Ein Vortrags in der Akademie der Wissenschaften. — (306a.) H. R. Weisner, die Bilden von Garet. (307.) (308.) Naumann. Wie ist die politische Lage? — Georg Naumann, antikehrliche Errata. Naumann, das Fähr der Welt. — Karl Härtig, Eichenstein. — (32) Wand Hochsch., Gedächtnisschrift und Gedächtnisschrift. — Naumann, Sinn hinter die Öst. — G. Götz, fünf Kinder.

**Heber Band u. Meer.** Deutsche (künstl.) Zeitung. Berant. Red.: F. Schubert. 87. Bb. 44. Jahrg. Nr. 11/12.

**Deb. (11/12.)** G. Weibig, die Nacht im Mittel. (11/12.) — G. Weisner, die Bilden von Garet. (11/12) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (11/12) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (11/12) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet.

**Gartenlands.** Red.: Adolf Kröner. Nr. 48/52.

**Deb. (48/52.)** Dr. G. Weisner, die Bilden von Garet. (48/52) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (48/52) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (48/52) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet.

**Die Umschau.** Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft. Technik, Literatur und Kunst. Hgdr. von F. Beckhold. 6. Jahrg. Nr. 51/52.

**Deb. (51.)** C. Fritsch, die Weltlage des heutigen Weltzustandes. — Z. Reichmann, das politische Weltbild. — H. Weisner, die Bilden von Garet. (51) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet. (51) Hgdr. J. G. Weisner, die Bilden von Garet.

**Mitteilungen.**

Der **Währtenbergische Gesellschaft** brachte zum Beginn dieser Saison ein 2. Heft des **Währtenbergischen Jahrbuch** heraus, welches überaus reichhaltige Darlegung des **Währtenbergischen**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

Thesen aus griechischen Dichtern seitens bearbeitet, etwa 190 v. Chr., überlegt von Emil Sch., ferner für die **Währtenbergische** **Währtenbergische**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

Auch die zweite Darlegung am 20. December fand in ihrem inneren Zusammenhang mit den nächstliegenden Interessen des **Währtenbergischen**. Das schon anterwärts referierte abgeleitete **Währtenbergische** **Währtenbergische**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

In Stedholm hat das literarische **Währtenbergische** eine große **Währtenbergische** für **Währtenbergische** Literatur anzuzeigen begonnen. Da gerade die **Währtenbergische**, zumal die des Auslandes, auch in großen Bibliotheken (mit einiger Ausnahme des **Währtenbergischen** **Währtenbergischen**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

**Währtenbergische** **Währtenbergische**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

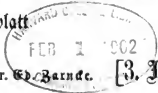
Die von **Währtenberg** in Leipzig herausgegebenen **Währtenbergischen**, die im neuen Jahrgang mit ihrem 61. Jahrgang in das **Währtenbergische** **Währtenbergische**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem

Am 8. December vorigen Jahres brang Prof. C. P. Evans, der bekannte deutsch-amerikanische Schriftsteller, seinen 70. Geburtstag, für was ein 2. Heft des **Währtenbergischen** **Währtenbergische**, hauptlich in fünf Aufzügen von **Lud. Reclus** (Lautus Triunismus), nach dem



# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.



Nr. 2.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. **Ed. Baerdt.** [3. Jahrgang.

Verlegt von **Edward Wennerind** in Leipzig,  
Friedrichstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

18. Januar 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

**Reubig, G.**, Abolons Frauen. (21.)  
**Reiter, R.**, Die Heide der Jagden. (24.)  
**Grub, W.**, Im Rausch der Folie. (26.)  
**Hellborn, G.**, Der Samariter. (21.)  
**Heinrich, J.**, Kaiser Heinrich der Dritte. (27.)  
**Hilbert, W. v.**, Der Gewaltige. (18.)  
**Hud, H.**, Peter Michel. (19.)

**Krauß, H.**, Die Stadt. (21.)  
**Kreiser, W.**, Die Babuana vom Grunwald. (21.)  
**Lehr, N.**, Weisig deest? (21.)  
**Moan, Th.**, Hubenbrauß. (19.)  
**Wierzen, R.**, Die Hohenwanz. (20.)  
**Wollenhauer, R.**, Der Wille zum Leben. (21.)  
**Creger, W. v.**, Vom Feinweg. (20.)

**Wittland, R.**, Ein Moderner. (21.)  
**Schmittling, W.**, Gelnatal. (27.)  
**Schmitt, R.**, Frau Grotzsch. (26.)  
**Spielmann, G.**, Gensibal. (27.)  
**Söner, Th.**, Götter. Ein Roman. (20.)  
**Stelland, G.**, Blau und Weiß. (18.)  
**Wildebrandt, W.**, Ein Westfälischer. (17.)

Alle Bücherbestellungen richten wir unter der Adresse der Exped. d. Bl. (Friedrichstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 29). Kurloste Briefe können eine Befreiung finden, die der Rec. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen von Herrn Reiter anzugeben.

## Roman.

**Wildebrandt, Adolf**, Ein Redenburger. Roman. Stuttgart und Berlin, 1901. Gotta Nachf. (272 S. 8.) Geb. 1/3.

**Hüllern, Wilhelmine v.**, geb. Biedt, Der Gewaltige. Roman. 2. Aufl. Ebda., 1901. (402 S. 8.) 1/3, 3. 50.

**Stelland, Georg**, Blau und Weiß. Erzählung. Leipzig, 1901. Grunow. 2 Bde. (835 S. 8.) Geb. 1/10.

**Moan, Th.**, Hubenbrauß. Roman einer Familie. Roman. Leipzig, 1901. 2 Bde. (566 u. 639 S. 8.) Geb. 1/12.

**Hud, Friedrich**, Peter Michel. Ein Roman. Hamburg, 1901. Alfred Janssen. (354 S. 8.) Geb. 1/4.

**Wierzen, Kurt**, Die Hohenwanz. Roman. Berlin, 1902. F. Fontane u. Co. (316 S. 8.) Geb. 1/3, 50.

**Wittland, Adolf**, Ein Moderner. Roman. Ebda., 1902. (257 S. 8.) Geb. 1/3.

**Krauß, Nicolaus**, Die Stadt. Roman. Ebda., 1902. (187 S. 8.) Geb. 1/3.

**Kreiser, R.**, Die Babuana vom Grunwald. Roman. Leipzig, 1901. Paul Ullr. (358 S. 8.) Geb. 1/4.

**Hellborn, Ernst**, Der Samariter. Roman. Berlin, 1901. Gebr. Vastel. (188 S. 8.) 1/3.

**Wollenhauer, Karl**, Der Wille zum Leben. Eine Erzählung. Berlin, Geolter, Leipzig, 1901. F. W. Rattmann. (216 S. 8.) Geb. 1/3.

**Lehr, N.**, Weisig deest? Sittroman aus der modernen Gesellschaft. Stuttgart u. Wien, 1901. Jol. Nebe. (176 S. 8.) 1/2, 40.

Neben Wildebrandts Reiter, der weiß, mit welcher Liebe der medienbürgerliche Dichter an seiner prächtigen Deimel hängt, wird diesen neuen Roman des leider immer häufiger schaffenden Poeten mit einer gewissen Spannung in die Hand nehmen. Kein Wunder, denn ein jeder erwartet, daß er hier das Beste, das Tiefste von Adolf Wildebrandt finden wird. Leider wird dieser Erwartung vom Dichter in seinem Roman „Ein Redenburger“ nicht entsprochen. Allerdings der Held, Ervald Häder, der in Deutschland ein Träumer war und in Amerika ein tätiger Mensch wird, ist fraglos gelungen; er ist ein medienbürgerlicher Typus von edstem Schrot und Korn, voll fündiger Weisheit, voll herrzergründender Wahrheitsliebe, voll jenes unverwundlichen Lebensmuts, der auf einem solchen, eben humor basiert. Auch die andere Personen des Romans, insbesondere H. s. selbstlose Frau Martha und ihr Vater, der

etwas dunkle Ehrenmann Jwingmann, sind echte Wildebrandtsche Gestalten, lebendig und eigenartig. Aber die Fabel der Erzählung ist so abenteuerlich, die Darstellung oft so flüchtig, die Conflictte im allgemeinen so conventionell und äußerlich, daß man wohl mitunter den Kopf schütteln und sich fragen möchte: Ist das der Dichter des „Hermann Jfinger“, der „Dierckel“ und des „Frantz“?

Auch Wilhelmine v. Hüllern steht mit ihrem neuen Roman, so gut er sich sonst liest, nicht auf der Höhe des „alten Streites“ oder gar der berühmten „Geier-Wally“. Immerhin muß man die ergreifende Geschichte von dem jungen Graubündner Weiz Gollander, der als genialer Ingenieur selbst über die Elemente steigt, der aber mit seinem Herzen und seinem Gewissen nicht ebenso schnell fertig werden kann, vielmehr mit ihnen einen schweren, festgelegten Kampf bestehen muß und damit einen legendären Läuterungsproceß durchzumachen hat, als ein ernstes Buch bezeichnen, das sicherlich einen, wenn auch bebängten, künstlerischen Wert beanspruchen darf. Von der eben Sprache, von dem gewaltigen Pathos der temperamentvollen Verfasserin werden die meisten Leser hingerissen werden, nur an wenigen Stellen wird die lehrhafte Tendenzschriftstellerin, die stets mit der Dichterin W. v. H. gesprochen hat, sich deutlich veraten. Während Wildebrandt aus in seinem schlechtesten Werke ein ganzer Dichter bleibt, ist die Hüllern auch in ihren besten Romanen über eine gewisse Halbheit nie hinaus gekommen. Wer schärfer zuseht, wird trotz der äußeren Vollendung auch im „Gewaltigen“ Spuren davon finden. Der Mangel an echter ursprünglicher Poesie kann auch durch die mächtigste Rhetorik, durch die farbenprächtigste Schilderung, durch die verblüffendste Mittelkenntnis nicht ersetzt werden.

Weniger imponierend, auch in seiner Composition bei weitem zersähere und doch als Gesamtwerk dichterischer ist die sätliche, anspruchsvolle, lebensnahe Erzählung „Blau und Weiß“ von Georg Stelland (Graß Holtenborff). Das Leben und Treiben in einer kleinen sächsischen Garnisonsstadt vor dem 66er Kriege wird in überaus annuhtiger Weise geschildert, und zwar mit besonderer Feinheit und köstlichem Humor das der gemeinen Soldaten. Die Art und Weise, wie die Schicksale zweier reider Fremden, einiger Offiziere und anderer Vertreter der höheren Stände mit den Ereignissen der „Leute aus dem Volke“ verknüpft wird, ist nicht immer sehr geschickt; andererseits liegt in dieser naiven, bisweilen formlosen Art der

Erzählung ein gewisser Reiz des Buches, das den deutschen Familien mit bestem Gewissen empfohlen werden kann wie die meisten Bücher des verdienten Brunowischen Verlags. Auch der Einband und die Ausstattung, alles blau und weiß, verrät wieder viel Geschmack — feutzutage leider eine Seltenheit — aber das Meißner Moroccospüßchen macht sich als Umflogzeichnung doch etwas sonderbar für einen solchen Soldatenroman; das Geschnittenholz kann auch mit dem Passenden zusammengehören.

Ein interessantes Gegenstück zu „Blau und Weiß“ ist Thomas Manns Hamburger Familienroman „Buddenbrooks, Verfall einer Familie“. Reigt Stellanus durch sein Werk recht eigentlich, mit wie wenig Apparat ein dichterisch empfindender und künstlerisch gestalteter Autor auskommen kann, so beweist Thomas Mann, der Bruder des durch seinen Eitlen- oder richtiger Luftitenroman „Im Schlaraffenland“ bekannt gewordenen Heinrich Mann, das eben auch der umfangreichste Apparat, die frappierendste Kenntnis des Milieus, der anerkanntwerteste Fleiß, den Funken Genie, den jeder Dichter braucht, nimmer erlegen kann. Th. M. muß sich fleißig gewesen sein, nicht nur um diese 1105 Textseiten überhaupt zu schreiben, sondern auch um auf ihnen so viel Einzelheiten über das Hamburger Kaufmannsleben innerhalb dreier Generationen zusammenzutragen. Und doch hat der unermüdete Verf. nur eines der langweiligsten Bücher zu hande gebracht. Mann schilbert nach strengster naturalistischer Methode den langamen Niedergang einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Im Gegensatz zu seinem genialeren Bruder ist Thomas Mann durchaus bereit! Geschäfte, Erbschaften, Heiraten, Schenkungen u., das alles wird mit einer unarmherzigen Gründlichkeit auseinandergesetzt. Dementsprechend sind natürlich auch die Personen dieses Milieus sehr uninteressant, man hat bei ihnen wie bei so vielen naturalistischen Gestalten das Gefühl, sie sind eigentlich nur des Milieus halber da — aber nicht umgekehrt. So kennzeichnet sich das Werk als ein Epigonenwerk, das nur die Formen des naturalistischen Gesellschaftsromans peinlich, ja ängstlich gewahrt hat, bogen auf jeden individuellen Inhalt sowie auf den Persönlichkeitsgehalt eines originellen Schöpfers verzichten muß.

Dasselbe gilt von dem Roman „Peter Michel“, dem geradezu ausfallend feinen Erstlingswerke eines noch sehr jungen Schriftstellers, Friedrich Huch. Es handelt sich um die Lebensgeschichte eines recht einfältigen Schusterlehrlings, der es schließlich trotz aller Einfaht zum Mathematikprofessor bringt. Die Erzählungsweise Huchs hält die Mitte zwischen dem trockenen Referrat naturalistischer Oberbauung und dem mystischen Andeutungsstil gewisser moderner Symbolisten. Infolgedessen haben einige unvorsichtige Freunde den Autor sofort als Begründer eines ganz neuen Romangenres ausgerufen. Herr Dr. Ludvig Klages schreibt seinen ebenso konusen wie gutgemeinten Propaganda-Artikel im „Lösen“, dem Blatte des Verlegers, mit dem poetischen Ausru: „Es ist ein mystisches Buch. Und der es schrieb, weiß nichts davon. Ihm schürte den Finger die Zeit und das Leben“, nachdem er allerdings kurz zuvor von dem Buche „räumend gesagt“ hat, daß es „beinahe geistlos“ ist. Man möchte Huch ja wünschen, daß ihn Gott vor seinen Freunden schämen möge. Denn anstatt dem jungen Autor offen zu sagen: Du schwänzt noch merkwürdig den augenblicklich gefährlichen Modestilen, du hast darin deine Eigenart noch gar nicht finden können — stattdessen erheben sie ihn vornehm in den Himmel und machen ihn riel auf das, was seine Schwäche ist. Friedrich Huch ist gewiß ein künstlerisch empfindender Mensch trotz seiner unglückigen Anfängertorheiten. Nur ein paar seien genannt. Sehr oft fehlen notwendige Erzählungsmomente (S. 29, 54, 71, 77, 87 u.), um den beabsichtigten Verlauf klar zu machen, z. B. S. 54 fällt der Feld einem anjüngenden Dachshund in die Arme. Der

grammatische Stil ist nicht minder ungleich wie der ästhetische. Bald wird er durch Phrasen und Journalismen (z. B. S. 172, 303), bald durch Unreinheiten (wie den starken Gebrauch von Superlativen, z. B. „tolossal“ (S. 290 u. 310), „recht eigentümlich“ (S. 63), bald durch falsche Beziehungen der Fürwörter (z. B. S. 66, 245), bald durch direkte Sprachfehler wie falsche Plurale (S. 94 u. 226), falsche Kasus (S. 222) oder schiedsähnlichen Lieberlichkeiten entstellt, z. B. wird der Feld Peter Michel einmal Fritz genannt (S. 74), oder ein Bäurmann geht „aus“ statt ein (S. 285). Das sind gewiß Kleinigkeiten, die aber charakteristisch sind für die zum mindesten oberflächliche Art Friedrich Huchs, die sich in ähnlicher Weise auch in der Schilberungstechnik kund giebt. Es fehlt an Einseitigkeit, Klarheit und Harmonie. Einmal scheint dem Autor jede Kleinigkeit von Bedeutung, ein ander Mal läßt er jede Unschaulichkeit außer Acht. Ob Peter Michel und sein Kiesel sich die Nägel abbeißen, ob der Herr Kantor sich die Zähne geräuschvoll putzt, dürfte zwar nur für wenige Leser Interesse finden, gehört aber zu einer streng naturalistischen Beobachtungsweise. In merkwürdigem Gegensatz dazu stehen jedoch Ausführungen wie folgende (S. 309 fg.): „Ein Gefühl der Vereinamung, trostlosesten Kleinleins (ähnliche Neonomasie sind häufig) trotz ihrer feinen Seele. — Und doch: War nicht im Grunde alles gut? [Zit auf ein Gegenpaar?] Fühlte er sich nicht zu Hause hier auf dieser blauen, blutigen Erde? Liebt er sich nicht die Sterne, die als goldene Spigen welkenferner Himmelskuppen auf die Erde niedergräßen! — Er schloß die Augen, dachte nichts mehr, hingelte ins Licht und versank in Schlaf. — Und im Traume fand sich seine Seele wieder; sein ganzes unbewußtes Eien löste sich rein und fiedelnd in einem Wirbel: Er lag am Meeresstrand und starrte träumend in die bunste, dunkelbäumende Wäldung über Kopf und Brust (warum nicht einfach über sich?). Sonnenwärme, glimmende Wellen bespülten ihn und trugen leicht und leise seltsame Dinge zu den Wäldungen hinan: kleine, feinerne Figuren, Menschen, Bäume, Tiere. — — —“ Man mag vieles davon für Wobephrasen halten oder nicht, jedenfalls ist es keine naturalistische Schilderung. Doch genug, obwohl sich über das Buch, das in mancher Beziehung für die Verwirrung unserer heutigen Literaturverhältnisse geradezu typisch erscheint, noch manches sagen ließe. Erstlingswerke verdienen ja eine eingehende Würdigung, aber eigentlich nur, wenn sie eine wirkliche Eigenart verraten. Das ist bei Friedrich Huch noch gar nicht der Fall, einwirkeln gleicht er nur einem Phonographen, der gebuldig wiederbiegt, was man in ihn hineingerufen. Nur eine Gestalt, die Directorescau Ottilie, und auch sie nur vorübergehend, läßt die Fassung aufkommen, daß in Huch ein Gestalter steckt; dergleichen berührt ein gelegentlicher Humor sympathisch. Wei näher liegt jedoch die Befürchtung, daß der junge Autor selbst auch nicht weiter kommt als sein Feld Peter Michel, der im Conventionalen stecken bleibt und nie das Individuum in sich entdeckt.

Bei Kurt Martens muß man das Fassen wohl aufgeben. Sein neuer Roman „Die Vollendung“ zeigt die alte Faltheit, dieses Mal in besonders verlässlicher Weise. Mit großem Talent erzählt der Verf., wie ein innerlich unbefriedigter Obodtrotter zu seiner heimatlichen Scholle, in sein dies, elterliches Haus zurückkehrt und nun ein Neues beginnen will. Er hat einen prächtigen Sohn, fern in einer Antalt; er läßt ihn kommen, er erobert sich den Tropfen in unermüdbarer Liebe, und der Sohn treibt ihm zum Lohn dafür eine widerwärtige, internationale Demimonade, die den Vater in die freibleibe große Welt zurückföhlen will, aus dem Hause. Alles macht sich unerwartet gut. Vater und Sohn werden endlich eins — da plötzlich findet der noch jugendliche Herr Papa, daß er nun nichts mehr auf der Welt zu thun hat, macht sein Testament und vergißt sich. Das ist die „Vollendung“. Nein, Herr

Kurt Martens, das ist nur der durchaus unmotivierte geschmacklose Einfall eines bedeutenden Schwächlings, aber nie und nimmermehr eine Vollenbung.

Ein ähnlich verprügeltes Werk, gleichsam ein in der Krone verkrümmetes Bäumchen, ist der Roman „Ein Moderner“ von Klaus Rittland, alias Elisabeth Feinroth, nur hat diese Dame kaum ein Zehntel des Talentes von Kurt Martens, dessen Niedergang jeden Kenner traurig stimmen muß; die Rittland-Feinroth erzählt die Geschichte eines jungen, ästhetisch begabten Juristen, eines „schönen Leinwands“, der sich anfangs aus seiner bläsierten Umgebung heraussetzt, sich sogar in ein malendes Kraftweib verliebt, sie heiraten will, dann aber davon absteht, sie einem Besseren überläßt und seinen Kunststift weiter an seinen Kleiden und Schuhen befruchtet. Der Roman ist salopp und fix erzählt, zwar recht oberflächlich in seiner Psychologie und nicht gerade spannend, aber dankenswert deutlich in seiner Tendenz, deren Axiom ungefähr lautet: Die modernen Gesellschaftsmenschen sind Wahnsinnigen und Hohlköpfe, die alten Malweiber dagegen gute und gesunde Menschen, auch wenn sie etwas garstig sind.

Der Roman „Die Stadt“ von Nicolaus Krauß ist als selbständiger Roman wenig bedeutsam, als Abschluß des dreibändigen Werkes „Heimat“, über das hier früher berichtet wurde (vgl. Jahrg. 1901. Nr. 7, Sp. 299 fg.), gewiß interessant, doch entgegen der ausgesprochenen Erwartung längst nicht so geballt und eigenartig wie die beiden ersten Bände „Vene“ und namentlich „der Förster von Konradseuth“.

„Die Madonna vom Grundwies“ von Max Kreyer behandelt die Kraußheitsgeschichte eines an nervöser Bluthurst leidenden jungen Gelehrten, der schließlich von einer gesunden, energiegelichen Dame geheilt wird. Die zum Teil mit anmutiger Laune erzählte Geschichte gehört zu den sympathischen, wenn auch nicht bedeutendsten Werken des Berliner Naturalisten.

Etwas ernster behandelt Ernst Reilborn in seinem Gesellschaftsroman „Der Samariter“ das Problem des allzu social interessierten Gelehrten. Auch dieses Buch liest sich gut, vorausgesetzt, daß man höhere künstlerische Anforderungen nicht zu stellen gewillt ist. Wer jedoch auf solche nicht völlig verzichten will, der mag getroßt zu der schlichten Erzählung „Der Wille zum Leben“ von Karl Mollenhauer greifen. Ein junger unbedeutender adliger Kfessior entläßt ohne seine Schuld und bunt sich still und tapfer ein neues Leben aus, indem er bei einem alten, kurganggebundenen, aber selbstenzigen Versicherungsgesellen lernt, auch im Kleinen etwas Gutes zu leisten. Eine sinnige Liebesgeschichte wird anspruchlos mit hineingeflochten. Im großen und ganzen ist so ein recht liebenswürdiges Buch entstanden, zu dem man dem jungen Verfasser, der im Gegensatz zu Buch fluger Weise mit Kleinem und Eigenem anfängt, nur beglückwünschen darf.

Fräulein A. Lohr hätte leider besser getan, wenn sie ihren wichtigen „Sittenroman“ aus der modernen Gesellschaft, „Geistig defect“ ungeschrieben oder falls ihr das Schreiben eine Erleichterung bot) wenigstens ungedruckt gelassen hätte. Es spazieren wirklich schon genug solche große einjame unbedeutende Frauen in unserer Damenliteratur herum.

Herrn Anders Krüger.

von uns Deutschen hineingeschrieben haben, ist der Däne Sophus Baudig einer der liebenswürdigsten. Jedemal, wenn ich etwas Neues von ihm lese, kommt mir der Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen. Er versteht auf das anmutigste zu erzählen, seine Bücher atmen ein recht humanes Wesen; er weiß auch unter der rauhen Schale den süßen Kern zu spüren, auch für barocke und felsame menschliche Wesen nicht nur unser Interesse, sondern sogar unsere Liebe zu gewinnen, und wenn er vollends Leute schildert, die nach irgend einer Seite die Schönheit, die Güte oder die Größe, deren die menschliche Natur fähig ist, recht voll zum Ausdruck bringen, dann ist es eine wahre Freude, ihm zuzuhören. Das Anmutige, das Komische und das einlach Tüchtige liegt ihm allerdings besser als die erhabene Größe; diese würde aber auch in die gemüthlich engen Verhältnisse, die er fast durchgängig schildert, nicht recht passen. Auch er ist ein Heimatkünstler, wie viele der begabtesten modernen Erzähler. Dänemark ist der fast ausschließlichige Schauplatz seiner Erzählungen und Novellen; Rand und Leute, Dorf und Stadt seiner Heimat umfliehet er mit jenem aus Liebe gebornen Hauber echter Poesie, die mit realistischer Treue der Schilderung wohl vereinbar ist, allerdings nur, wenn diese sich nicht ausschließlich den trüben Seiten des Daseins zuwendet und am leichtesten dann, wenn der Dichter — und dies gilt für Baudig) gerade für die unsehbarsten Freuden des Daseins einen besonders scharfen Blick hat, wenn er auch Dingen Neiz abzugewinnen versteht, die für die stumpferen Blicke der Meisten so gut wie nicht vorhanden sind. Die Hochzeiten des Lebens kommen allerdings bei ihm nicht zu ihrem vollen Recht; er gleitet gelegentlich auch dann darüber hinweg, wenn ein Eingehen darauf durch den Stoff nahe gelegt wird. Aber in der selbstgewählten Beschränkung leistet er ganz Ausgezeichnetes und findet auch für die Tragik resignierten Leides gelegentlich ergreifende Töne. Ja in der „Wildwunderling“ sind sogar recht düstere Partien, ohne daß die Kunst des Dichters sich ihnen gegenüber als unzulänglich erweise. Sie fehlen wie in den übrigen mit bekannten Veröffentlichungen des Verf. (sämtlich aus dem Grundwiesens Verlage in Leipzig), der Novelle „Spuren im Schnee“ und den Erzählungen „Geschichten aus dem Forsthaus“ (einer 34-Erzählung, die den Rahmen für eine Reihe von einzelnen Geschichten abgiebt) und der „Chronik des Gornisonstädtchens“, auch in einem neueren Buch.

Während seine früheren Werke vorwiegend auf dem Lande und in den kleinen Städten Jütlands spielen, hat er sich diesmal Kopenhagen. „Das Herz Dänemarks“ zum Haupt Schauplatz gewählt. Ja das Buch, in dem übrigens die Handlung, wie meist bei ihm, verhältnismäßig nebensächlich ist, kann geradezu als ein Symphonie aus die eigenartigen Reize der Stadt (übrigens ein solcher, in dem die patriotischen Töne fast durchaus fehlen) bezeichnet werden. Der Mann, in dem der liebenswürdigste und zugleich kenntnisreichste Localpatriotismus seine Verkörperung gefunden hat, der Candidat und Lehrer Werner, ist in der That zur Zeit der Erzählung in Trümmern liegenden Christiansburg geboren und mit dem Wasser aus Walsloms Brunnen getauft, ein Umstand, auf den er ausdrücklich seine Eigenart zurückführt. Wie nämlich die Christiansburg der Kern ist, um den herum die Stadt erwachsen ist, so ist dieser alte Bischofsbrunnen wieder das innerste Centrum der Burg. Berners Specialität ist die Fauna und Flora seiner Vaterstadt; er weiß über diese Dinge mit solcher Wärme zu sprechen, daß wir uns für den Kampf der Schwärzen und der braunen Ratten in den Kellern Kopenhagens und für die Frage, ob die italienische Klearti Trisulium rosipumatum sich an einzelnen Stellen der Stadt angesiedelt hat, wirklich interessieren; aber er hat auch für alles Historische und Culturhistorische, das sie angeht, das tiefste Verständnis und entwickelt über das, was er „historische Ereignisse“ nennt, sehr originelle

## Ein neuer Roman von Sophus Baudig.

Baudig, Sophus, Walsloms Brunnen. Leipzig, 1901. Grundwiesens Verlag. 419 S. 8. Geb. 4 M.

Unter den Erzählern aus den skandinavischen Ländern, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr in die Gunst auch

Ideen. Nach der Seite der materiellen Schönheit der Stadt aber ergänzt ihn noch, obgleich auch sein Auge dafür sehr scharf ist, sein Freund, der prächtige Vater Jost, in seiner Art ein ebenso begeisterter Localpatriot. Aus ihren Gesprächen untereinander und mit dem Antiquar und leidenschaftlichen Jäger Tendrup, dessen Herz den Wäldern und Feldern Jütlands gehört, baut sich für uns ein ungemein reizvolles Bild von Kopenhagen, halb wie es ist und halb wie es war, auf: einzelne Partien sind wahre Perlen der Schilderungskunst, zugleich erhalten wir von der Art dieser drei Männer die anschaulichste Vorstellung. Nicht minder greifbar stehen die anderen Personen der Erzählung vor uns. Da ist der Großhändler und spätere Generalkonsul der Republik Jotobora Jesper mit seiner lächerlichen gespreizten Eitelkeit und seiner Vorliebe für geheime Geschäftspraktiken von zweifelhafter Moralität; da sind seine beiden Söhne, der ältere Julius, dessen Sport-Gierigkeit uns unnahehmlich schon gefährdet wird, und der jüngere Paul, ein guter, wenn auch nicht sehr charakterfester Junge, den wir als Knabe kennen lernen und zuletzt als schmucken Marineleutnant und glücklichen Bräutigam der entzückenden Marie Lund aus dem Hinterhaus, die er von jeher angeheiratet hat, vor uns sehen; da ist weiter der Generalkonsuls tüchtige Tochter Ragna mit ihrer großen Schönheit („Und die Arme sind nicht verlobt!“ ruft Jost entzückt aus, als er ein Bild von ihr gesehen hat, das sein Freund Duborg malt), in der sich unter dem Einfluß ihres Mannes, eben dieses Duborg auch starke künstlerische Talente entwickeln; da sind vor allem die beiden Schwestern Jespers, die alljährlichen Gutsberrinnen Hanne und Sem, die fast stets dasselbe sagen, die wohl sehr einseitig in ihren Anschauungen, aber auch sehr tüchtig im Kern ihres Wesens und im Grunde herzensgut sind, so daß sie allen ihren Grundtugenden zum Trotz an die kleine Balletletin in Marie Lund sehr rasch ihr Herz verlieren und sogar bei nächster Gelegenheit selbst ins Ballet gehen, weil Marie darin auftritt; da ist endlich die alte Privatlehrerin Wille Wuybaum mit ihrer entzückenden Urteilslosigkeit und ihrer ungläublichen Neugierde. Es geschieht eigentlich meist recht unbedeutende Dinge; aber man fühlt sich von der ersten bis zur letzten Seite behaglich gefesselt, und auch von den schon erwähnten Schilderungen abgesehen, ist manches von hirtischer Eigenart, z. B. das Verhältnis zwischen Ragna Jesper und Duborg von ihrem ersten Bekanntwerden durch ihre vorübergehende Entzweiung hinüber bis zu ihrem gegenseitigen Sichwiederfinden und dem nun anhebenden für beide Teile gleich beglückenden und erprießlichen Zusammenleben und Zusammenarbeiten. — Daß von den Gesahen, die der Eintritt ins Ballet einem jungen schönen Mädchen bringt, Marie Lund eigentlich gar nichts merkt, wird mit der hingeworfenen Bemerkung, in Kopenhagen sei es eine Ehre, zum Ballet des kgl. Theaters zu gehören, gewiß recht unvollkommen begründet, und die Zufälligkeiten, die zusammenwirken müssen, um an Schluß dem Generalkonsul die Zustimmung zur Heirat zwischen seinem Sohne Paul und Marie Lund abzunöthigen, sind zwar sehr niedrig ausgedacht, aber doch z. T. herzlich unwahrscheinlich. Inzess den eigentlichen Wert des Ganzen vermögen solche Dinge nicht zu beeinträchtigen; er liegt in dem Geiste, der das Buch durchzieht.

Edmund Lango.

## Lyrik.

Bethe, Hans, Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch. Mit Zeichnungen von J. R. Olbrich und einem Bildnis. Berlin, 1901. Schöner u. Köpfer. (179 S. 6.) 3; geb. 4.

Suse, Theodor, Salsome. Des Karren Traum. Zwei Fieberkreise. Leipzig, 1901. Hitzel. (VII, 180 S. 4.) 3.

Schmitt, Christian, Neue Gedichte. Straßburg i. G., 1901. Deust. (X, 142 S. 8.) 2, 40.

Strabe, Max, Im Bann der Dämne. Gedichte eines Schaufpielers. Dresden u. Leipzig, 1901. Neisner. (188 S. 8.) 3; geb. 4.

Derzen, Georg von, Vom Feinwege. Rittmeist. Heilbronn 1902. Winter. (160 S. 8.) 2.

Zwei Menschenalter fast liegen zwischen Hans Bethge, der mit 24 Jahren bereits die Feste seiner Jugend abschließt, und Georg von Derzen, dem noch als Siebzehnjährigen, der auf ein langes thätiges Leben zurückblickend, zum Feinweg sich rüht, und die Erfahrungen und Erlebnisse des ausgereiften lebensflugen Mannes in einem Früchtelzug gedankenvoller Ritor-nelle zusammenfaßt. Aber auch zwei grundverschiedene Lebens-auffassungen stehen sich hier gegenüber. In Derzens abge-stärkten, ernsten Versen pulst trotz aller bescheidenen Ruhe des still beobachtenden und sinnenden Alters, unermüßlich jugend-liches Blut. Liebe und Haß haben ihre unaussprechlichen Blicke in diesen feinen Charakterkopf eingerissen, und wie fernes Weiterleuchten zuckt durch die Stille der Betrachtung hier und da die Glut der Leidenschaft. Lieber Bethges Lieben aber steigt es schon jetzt wie ein leichter Schleiher resignierter Greisenhaftig-keit. Gewiß, das sind Temperamentsunterschiede, die auch Persönlichkeiten gleicher Zeitalter ein verschiedenes Gepräge aufdrücken, aber es will mich bedünken, als ob hier auch die Marken einer Zeit, der das Eighausleben, das ruhige Reifen in geregelter Thätigkeit eine gut entwickelte Lebensform war, und einer Zeit, die diese Kunst mehr und mehr zu verlieren be-ginnt und die daher in unflüster Vergewandung ihrer tiefsten Lebenskräfte früher allgem., sich deutlich scheidet. Ich will gewiß nicht ungerecht verallgemeinern, aber ein guter Teil gerade unserer Allerjüngsten scheint mir Nervosität mit Thätigkeit ver-wechselt, sich in ein reines Literaturtum, vor dem ein Goethe schon gewarnt, einimpfen. Willst für Freiheit nehmen, einem frühen Alter förpferlich wie geistig und feilsch entgegen-zuwellen. Und von diesen Webristen scheint mir auch Bethge nicht ganz frei zu sein.

Ich habe schon gelegentlich meiner Besprechung der in dramatische Form gegossenen Dichtung Bethges „Sonnenunter-gang“ (vgl. vor. Jahrg., Beil. Nr. 14, Sp. 225 u. W.) Bethge als lyrisches Talent angesprochen. Diese Beurteilung wird mir durch das vorliegende Gedichtbuch bestätigt. Bethge ist durchaus Dyrer und besitzt eine lyrische Begabung, die über das Mittelmaß weit hinausragt. Mit einer staunenswerten Formen-sicherheit, die niemals Manier wird, vereint er einen tiefen Stimmungsgehalt. Es liegt über allen seinen Schöpfungen ein herabender zarter Duft, der zwar hier und da etwas vom Treibhaus an sich hat, aber stets den Leser sofort in seinen Bann zieht. Aus der Fülle des Schönen seien zur Veranschau-lichung der Kunst des Dichters drei Stücke herausgegriffen.

### Abendglen.

Wir haben an üppig blühendem Kleefeld, ich und du,  
Lusthosen vom letzten, lieblichen Sonnenstrich,  
Dicht klickeinander in bräunlicher Eschenschicht geknaben.

Wir schäme lobten am Abendkühl dem Süden zu,  
Wir sahen ihnen nach, bis sie fern über dem Föhrenhain  
Rangsam in die sinkende Sonne verschwanden.

Dann tranken wir schwelgend durch der Wiesen dämmende Fuß  
Wieder in das Gassen der Menschen hinein.

Wie war das traurig und läche. Wir gingen in Glanz allein,  
Und unsere Herzen schwebten in blühenden Rosenblauen . . .

### Wondnacht.

Kam ein Lied aus dem Dunkel  
Von Rosen und Mal,  
Und der Eterne Wesente!



Und des Mondes silberne Strahlen  
Jagen an drohenden Bergen vor  
zu lieblichen Thälern.  
Und das Lied ward ganz leise,  
Und dann regt' es sich kaum;  
Und als es aufhören,  
Wachte seine Waise ein selber Traum.  
Der kullte die Schameren  
Der armen Menschen ein,  
Und alle Herzen  
Im Thale  
Erant die Schale  
Frommer Sehnsucht  
Im Mondenschein.

Abend.

Die Tannenwälder liegen so tief und dunkel.  
Lauter streichen in alle Thäler nieder.  
Aber am blauen Himmel flammt schon wieder  
Des ersten Sternes freundliches Geheul.

Das Dorf geht schlafen. Hörst du die stillen Wälder?  
Es ist eine alte, wunderthierliche Weise.  
Nun öffnen die Mädchen ihre Fenster leise  
Und schicken die Sehnsucht auf eine weite Reise.  
Wo Rosen blühen und schimmernde Träume lodern.

Unangenehm empfunden habe ich Lieberschriften wie: «Clair de lune», «Cuando yo me está muriendo», «Corrida de toros», «La bella desconocida». Das verrät Unreife. Steht aber gar unter einem Liebesgedicht „Blau Augen“, in dem der Dichter in den Armen der Spanierin Volita seiner Sehnsucht nach blauen Augen und blonden Haaren Ausdruck verleiht, rechts in der Ecke klein gedruckt *mentira, mentira!* (auf deutsch: Lüge, Lüge!) so ist das eine wider den Lebensnerv jeder Kunst gerichtete Geschmackslosigkeit. Doch das sind nur kleine Entgegnungen. Alles in allem überwiegt der erfreuliche Eindruck, den das Können Bethges auf uns macht. An eine Weiterentwicklung kann man bei ihm allerdings schwer glauben. Dafür ist wohl sein Talent zu beschränkt. Es ist alles schon so ausgeglichen, so formvollendet, nirgends zeigt sich ein mächtig ringendes, um Ausdruck kämpfendes Streben; in dem ist nirgends glühender Rost, sondern es wird uns ein ausgebauter Wein süßlichen Aromas in feingehaltigenen Kristallgläsern kredenz. Für die dichterische Zukunft Bethges habe ich somit keine großen Hoffnungen. Das Buch ist von dem Verlage Schuster und Löffler geradezu prachtvoll ausgestattet, wenn auch der Buchschmuck Professor Clodig's hier und da Lücken erregt.

Formgewandt ist auch Theodor Suse. Er bietet uns zwei Liebertreife. „Salome“ behandelt den bekannten biblischen Stoff in ziemlich Breite (204 Strophen), ohne ihm eine neue Seite abzugewinnen. „Des Karan Traum“ ist eine Sammlung von 60 einen engeren Zusammenhang nicht bildenden Gedichten. Gewandte Handhabung der Form ist bei Suse Vorzug und Fehler zugleich; Vorzug, insofern sein Gefühl für rhythmischen und sprachlichen Wohlklang auch den inhaltlich dürftigsten Kindern seiner Muse ein gefälliges, bestechendes Gewand anlegt; Fehler, insofern ihr seine Reim- und Wortgewandtheit leicht zum bloßen Schwagen verführt. Am stärksten macht sich das bemerkbar in „Salome“. Es ist geradezu eine Qual, dieses Gedicht in unmittelbarer Folge zu lesen. Hier erkaufte der dürstige Innhalt in einer Sintflut tönender Worte, der Dichter, so scheint es, heraufschilft geradezu an dem Schwall dieses endlos flutenden Meeres. Dazu ein Häufen von Bildern und Gleichnissen, das schließlich jedes wirklich anschauliche Bild verweilt und es einem bei dem ewigen Wellengeläuge großer Worte, dieser unbefohlenen Bilderjagd schwindig wird. Es fehlt Suse durchaus an plastischer Gestaltungskraft, an klarem ruhigen Schauen; solange er das nicht erringt, wenn er sich nicht zur Einfachheit und Selbstbeschränkung zwingt, wird es ihm niemals gelingen, einen größeren Stoff dichterisch zu gestalten. Weniger störend macht sich dieser Fehler naturgemäß in den

kleineren Gedichten des zweiten Kreises bemerkbar. Das sind sauber gearbeitete Werke, die sich leicht und flüssig lesen, oft von etwas heineischer Färbung, man lese z. B.:

Ein Weltanschlag — was ist da weiter —  
Nur schade, lustemst aus Herz — 2c.

herkömmliche Poesie von lauer Temperatur, die unser lyrisches Vermögen nicht bereichert. Ich setze als Probe eines der besseren Stücke hierher:

Durch die bunten Fenster bricht  
Buntes Licht in dunklen Thälern,  
Und der Jungfrau Angsticht  
Tausend Strahlen überflutern.

Mutter, laß in deinen Schoß  
Mich die Eitru, die heiß, legen;  
Ich will schweigen, träumend bloß  
Will ich folgen deinen Wegen.

Laß den gelben Abenddunst  
Einmal noch mein Haupt umfließen,  
Und die lebend' dympte Qual  
Laden sich am Winterbrunnen . . .

Und das Licht erschauert leise,  
Zeit ein Tragetrauchen wieder —  
Deine Hände lilienweiß  
Sinken legend langsam nieder.

Auf das Gebiet des Dilettantismus begeben wir uns mit den „Neuen Gedichten“ Christian Schmitt's. Der Kritik genügt hier schweigende Zurückhaltung. Ich nehme die „Affalischer“ des Verf.'s nicht, die Adolf Stöber bedwortet und die, wie ich bei dem vorliegenden Gedichtbuch angehängten Empfehlungen entnehme, von Heyje, Ring, Ebers und Gerig gelobt worden sind. Das, was mir vorliegt, kann ich nur für Dilettantenarbeit halten. Auch lausnhaltliche Eigenart tritt nirgends zu Tage. Ich bedauere so hart urteilen zu müssen, da aus seinen Versen uns Schmitt, der Elßner, als ein Mann von echt deutscher Gesinnung, als liebender Gatte und Vater menschlich durchaus liebenswürdig entgegentritt und unser Herz gewinnt. Allein die persönlich höchst schätzenswerten Eigenschaften machen noch nicht den Dichter.

Auf ein Sondergebiet führt uns der Berliner Oberregisseur Max Grube. Neues wird uns der Wid, den wir mit dem vielerfahrenen Rimen hinter die Coulissen thun, gerade nicht bringen, aber erfreulich wirkt aus all diesen teils ersten, teils von glücklichem Humor durchleuchteten, bisweilen wohl auch etwas bitteren Humorlosigkeiten zu der fänslerischen Kaufmann des Verf.'s die offene, gerade, in ihrer Kunst von Grund aus lebende Persönlichkeit.

Georg von Der hebe ich im Eingang schon gestreift. Sein Buch ist weniger zum Fortlaufenden Lesen geeignet, dafür ist es durch die Einformigkeit der Rittorendform zu ermüdend; aber es ist so recht ein Buch zum Wältern in beschaulichen Stunden. Es ist nicht gerade durchweg leichte Kost, es verlangt Verlesung und nicht alles erschließt sich beim erstmaligen Lesen, das knappe Rittorend erfordert eben stets starke Zusammenhang der Gedanken. Aber die Anstrengung lohnt sich. Wir lernen dabei eine durchaus vornehme, weisliche und abgeklärte Natur kennen. Ein paar ziemlich auf's Geratewohl herausgegriffene Proben mögen zu weiterer Beschäftigung mit dem Büchlein anregen.

Die Presse, mein ich, gleich dem Detektiv,  
Der, sicher in der Lage seiner Mache,  
Vermutet, die Wahrheit oft zu Tage zieh.

Der Herrschende soll nicht um Verleuten werden.  
Doch ist nicht eitel, es frech mir für ihn bluten,  
Er byzantinisch nur für ihn erstern.

Gemüthig immer, lausarm und gelassen,  
Auf wech mir eure klumprliche Launen  
Die freie Fuß, mal irgenwen zu hassen.

Dem Menschen heißen ich ein Iudum, das lobet,  
Die Menschheit heißen immer Utopie.  
Gott selber ist sie längst schon so gewohnt.  
Das Nahe sehen, das Nächste tun befehlen,  
Zient Jedermann. Doch wer auf Stammesbaum Höhe  
Sich heimisch fühlt, soll frei ins weite blicken.

Ang. Gobhard.

## A Bühnenbearbeitungen.

- ✓ **Schmilinsky, Wulfan, Satalanta.** Indisches Schauspiel von Kalidasa. Drei Akte bearbeitet. Dresden und Leipzig, 1900. Pflers. (106 S. 8.) # 1, 80.
- ✓ **Spielmann, G., Hannibal.** Eine Tragödie von Christian Grabbe. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet. Halle a. S., 1901. F. Weidius. (XIII, 100 S. 8.) # 2.
- ✓ **Henningsen, Johannes, Kaiser Heinrich der Sechste.** Eine Tragödie in fünf Akten von Christian Dietrich Grabbe. Für die Bühne bearbeitet. Hamburg, 1901. Romad Abt. (104 S. 8.) # 1.

Wenn wir auch Goethes begeisterten Versen auf „Satalanta“ heute insofern nicht mehr völlig zustimmen können, so hat doch Kalidasa's Drama in Wolgogens Bühnenbearbeitung wie Gubras's „Basantafens“ in Bogis einschneidender Modernisierung auch in neuerer Zeit noch auf dem Theater sich erfolgreich behauptet. Der neue Bearbeiter der „Satalanta“ hat die beiden ersten Akte in einem zusammengezogen, die Wiederfindungsszene als Nachspiel behandelt, wie Hebbel das in seiner „Genoveva“ getan hat, und auf diese Weise die sieben Aufzüge des Originals der Zahl nach auf fünf, thatsächlich auf sechs gebracht. Am stärksten gekürzt ist der Act, der uns des Königs Traum und Neue schildert, indem Gubras's Vorspiel weggelassen ist. Da indessen der Bearbeiter sich aller Zuläufe und einschneidenden Veränderungen enthalten hat, ist die für uns bedenkliche Schwäche des Dramas unverändert geblieben: das Mißverhältnis zwischen Satalanta's Verleben und dem Stücke des zürnenden Selbst, der das Unglück der Helbin herbeiführt. In den Versen selbst, bei denen Schmilinsky sich mit Vorzue vierfüßiger Trochäen bedient, hat der neue Bearbeiter schmelzende Reimschheit, wie sie dem Stoffe angemessen ist, zu erreichen verstanden; an Farbenpracht und Ueberschwänglichkeit, wie sie der indischen Dichtung eigen ist, ist er dagegen hinter Ludwig Briegleb's Verdeutschungen indischer Dramen zurückgeblieben.

Die beiden Verände der Bühneneinrichtung Grabbe'scher Stücke sind durch den bestehenden hundertsten Geburtstag des tragischen und unzerlegten Dramatikers (11. December) veranlaßt worden. Grabbe selbst erklärte sich in einem ungedruckten Briefe vom 25. November 1829 erbötig, falls Bühnen es wünschen, seine Stücke dem Bedürfnis jedes Theaters anzupassen. Er hat also trotz seiner tiefen Willkür die Notwendigkeit der Eingrändrung zu besonderem Zwecke anerkannt. Mit den Kürzungen und Zusammenziehungen, die Spielmann und Henningsen gemacht haben, kann man wohl einverstanden sein. Nur die kurze Dittenszene im letzten Act „Heinrich VI.“ dürfte nicht gestrichen werden. Nicht zu billigen ist es ferner, daß der Bearbeiter des Hofenstaufendramas alle Profanscenen in Jamben umgesetzt hat. Dafür hat wieder aber sich aller eigenen Zuläufe enthalten, während Spielmann Grabbe's Andeutung von Wigogens Liebe zu Alitta in zwei eigenen Scenen ausführte und eine höchst überflüssige Ergründung Italias hinzublickte. Die Mittel der Bühnen sind von Spielmann wiederholt überschätzt worden, indem er Grabbe's Freerzüge und große Massenscenen behielt, so daß er die selbstgeleitete Aufgabe nicht erfüllte, während Henningsen sein Ziel wirklich erreichte. Nicht unwillkommen darf auch Spielmann's „Gleichwohl“ bleiben, da in ihm die gefäßigen Vorwürfe gegen Immermann wieder aufgewärmt werden, gegen welche sich

dieser selbst schon wahrheitsgemäß verteidigt hat. Die Uebersetzung, daß Grabbe's Verse es verdienen, von Seiten der Dramaturgen berückichtigt zu werden, wird durch beide Arbeiten nur bekräftigt, obwohl im „Hannibal“ die Vorzüge Grabbe's fürs Größte manchmal bereits bis zum Krampfhaften gesteigert erscheint.

Max Koch.

**The English Illustrated magazine.** Januar 1902. London. T. Fisher Unwin. (S. 291—384 Gr. 8.)

**The Trash.** A periodical of original poetry. London, 1901. Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. Christmas double-number. (144 S. Gr. 8.) sh. 1.

## Zeitschriften.

**The Athenaeum.** Nr. 3869.

Cont.: Life of W. W. Hunter. — A Japanese miscellany. — Dr. Creighton's charges and addresses. — The travels of Mr. Hugh Price Hughes. — Louis XV. and the Jacobites. — Gludstone and Home Rule; monument to Shakespeare at Wexmar; Edward John Trevelyan; a great building of the old three-decker; „Coker“. — The Victoria history of Worcester. — A. C. C. Northcote's conversations. — „Elijah“. — Arthur Chappell's Farwell concert; Dr. Chrysaander and Händel. — Barry Sullivan; Gossip's etc.

**Deutsche Rundschau.** Hrsg. von J. Rodenberg. 28. Jahrg. 4. Heft.

Inh.: G. Hirschfeld, Fremdschaft. Novelle. — F. Wailen, die Verbannten in Zikh (1807). Friedrichs König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise. I. — Heintz, Strig, German Grimm. Zum 6. Januar. — W. Zant, die Galt Elvise Helmer. — G. Eilenberg, die Literatur des alten Indien. 3. Die beiden Epen und Manus Gelepe. (Schl.) — Graf Graf zu Rangau, die Grundzüge der preussisch-deutschen Tarifpolitik seit der Begründung des Zollvereins. — G. v. Wejanowski, Herber und die Herzogin Louise. I. — Helene Raff, die Kugeln. — D. Hartwig, zur Geschichte Europas im 19. Jahrhundert.

**Deutsche Revue.** Hrsg. von A. Heiliger. 27. Jahrg. Januar.

Inh.: Ulrich v. Eloß, Demosthenesleben der General- und Admirals Albrecht v. Eloß. — F. de Arlan-Ha Retin, Hirsch. Etage aus dem mohammedanischen Familienleben. — A. Krumm, ein Dreißigjähriger großer Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert. — G. Clarette, das letzte Bild Alexander Dumas' des Jüngeren. Jhr. v. 1808, Erinnerungen aus meinem Berufsleben. 3. — F. Graf v. Schönborn, Begegnungen. — Leo Brenner, himmlische Größe. — Aug. Gummrich, Erinnerungen an Graf v. Plettenhofer. — Johanna Kinkel, Friedrich Goppin als Komponist. — Paul Schulz, über den Traum. — O. Dapf, die Einnahme des Palastes. — G. Bamberg, Beiträge zur Kenntnis der türkischen Ameer.

**Deutsche Monatschrift** für das gesamte Leben der Gegenwart. Hrsg. von Prof. Schmeier. 1. Jahrg. 3. Heft.

Inh.: A. Wilbrandt, Große Zeiten. Erzählung. (Schl.) — Fritz Eberhard, göttliche Fahrt. — A. Zimmer, die Entdeckung des deutschen Nationalbewußtseins. — Jul. Schmeier, deutsche Erwände. — Fritz Eberhard, die Gemüthsnacht der deutschen Frau. (Schl.) — Fritz Eberhard, Großstadtleben. — R. B. Weeger, die gemeinsamen Jhre im Weltbau. I. — Fritz Eberhard, Märchen der Seefahrten. — A. v. Pees, der englische Frauenbambel als Deutschenskind. — A. Dove, auf südlichem Meer. — Derf, die künftige wirtschaftliche Bedeutung Gubensfürstentums für Deutschland. — R. Grell, Weichstücken. — H. B. Arzels, Goethe und Göttermann. — Paul Friedrich, die Großstadt schlief. — 3. Jordan, aus dem Leben der Kunstwelt. — A. Parisien, Götter schlief. — H. B. Weeger, Monatschrift über auswärtige Politik. — W. von Rasse, Monatschrift über innere deutsche Politik. — G. Bierordt, die Tanten der Venus. — F. Dehn, weltwirtschaftliche Umschau. — B. Blüthgen, Gesellschaften. — F. Dehn, Deutschland im Anselnde. — B. Blüthgen, Kinderlos. — G. Wulfe, literarische Monatsberichte. — Derf, es taucht ein Herd. — M. Watterkeig, vom deutschen Theater. — F. Hepp, Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Elektrotechnik.

**Monatsblätter** des wissenschaftlichen Club in Wien. Red.: Fritz Karrer. 28. Jahrg. Nr. 3.

Inh.: Josef Esom bathy, die Zwischenglieder zwischen Rensch u. Affe. (Mit 8.) — Das I. I. Technologische Gewerbe-Museum in Wien.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Dr. 3.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barnke. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Kucmarus in Leipzig,  
Eisenstraße 18.

Erfcheint zweimal monatlich.

← 1. Februar 1902. →

Preis jährlich 6 Mark.

Williams, C. Was die Dorette. (27.)	Jensen, W. Die fränkische Erzichte. (33.)	Wiedr, G. H. Rieder und Oech. (34.)
Willms, S. Der Königspöbel über die Schap- linge der Reister. (26.)	Kipping, R. From Sea to Sea. (42.)	Wiedr, J. W. D. Jans Kolben der Jünger. (34.)
Wandberg, R. O. Freilich. (28.)	— The City of Dreadful Night. (43.)	Wittmann, G. J. J. J. (33.)
Carey, R. S. Herb of Grace. (40.)	Er Wang, W. Die neue Zeit. Der Wächter. (36.)	Wegelin, K. Weiser Sanstob. (38.)
Cilford, Mrs. W. K. A Woman Alone. (41.)	The Lovers of her Mother to Elizabeth. (40.)	Wells, H. G. The Wheels of Chance. (41.)
Dobbe, J. Die Träume. (28.)	Maarlen, M. Some Women I have known. (43.)	Wells, H. G. Der Zeitmaschinen. (39.)
Feilermann, G. Zierthe. (39.)	Moore, O. Sister Teresa. (41.)	— Weibel. (40.)
Jacobs, W. W. Liebt Fräulein. (41.)	— Weicht, G. Beratung. (37.)	— Die Rührer Erzähl. der Gießerei der Wahrheit. — (40.)
	Phillips, E. C. Marriage and o'ber Sketchea. (32.)	

Alle Nachsendungen erbiten wir unter der Adresse der Exped. d. Bl. (Eisenstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Ralleer Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können eine Besprechung haben, die der Red. vorgelegt haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir auf den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Historische Romane und Novellen.

- Spielmann, G. Jotham. Biblische Erzählung. (Buch der Richter 9.)  
Halle a. S. 1901. Gelesen. (257 S. 8.) 3; geb. 4.
- Reade, Charles, Rieder und Herb. Roman. Autorisierte deutsche  
Bearbeitung von Margarete Jacobl. 2 Bände. Stuttgart, 1901.  
Pap. (339; 361 S. 8.) 5; geb. 6, 50.
- Richter, J. W. D. Prof. Dr. Hans Kolben der Jünger. Eine  
altdeutsche Künstlergeschichte. Mit 6 Bildern. Berlin, a. J. Schall.  
Berlin der Wächterfreunde. (367 S. 8.) 4; geb. 5.
- Jensen, Wilhelm. Die fränkische Erzichte. Roman. Dresden u.  
Leipzig, 1901. Reizner. (507 S. 8.) 7; geb. 8.
- Wegelin, Adolf, Weiser Sanstob, der Götterhülfniger von  
Wettlingen. Novelle. S. durchgesehene Ausgabe. Leipzig, 1901.  
Hirschl. (275 S. 8.) 3; geb. 4.

Aus dem an Gruelen und Unthaten reichen Buche der  
Richter hat G. Spielmann das an grauenhaftesten Zügen  
reichste, neunte Kapitel zu einer biblischen Erzählung  
"Jotham" ausgeweitet. Es handelt sich um den Kampf  
zwischen den hebenzig ebendürigen Söhnen Abimeons und  
Abimeel, dem Sohne seines Rebweibes aus Sichem. Den  
im Ueberliche nur angebundenen Gegensatz hat der moderne  
Erzähler zum Hauptmotiv des Streites gemacht: Abimeel,  
von den vollbürtigen Söhnen des gemeinamen Vaters wie  
ein Vermorsener behandelt und um allen Anteil an dem Rechte  
seiner Geburt betrogen, entwidet sich zu dem Scheusal, das  
wir aus der Schrift kennen. Die Anlagen dazu hat er aller-  
dings von Natur aus, sie werden durch die Feindschaft der  
Halbbrüder nur gewendet und erhalten ihr Ziel: Mord und  
Herrschaft. Der Verf. hat den alten Bericht phantastisch  
ausgebildet und ergänzt und durch die verjüngliche Gestalt  
des hebenhaft-eden Jotham den gräßlichen Eindruck der  
Vorgänge gemildert. Ueberhaupt ist die Erzählung gewandt  
und geschickt gemacht, die Schilderung farbenreich und farben-  
recht, aber abstoßend wie das Ganze doch. Das Dämo-  
nische, auch in der Verworfenheit und Scheußlichkeit Ge-  
waltam-Kraftvolle, Weisheitsbegingende stellt die ent-  
setzlichen Blutmenschen und Massenmörder. Des Tigrisohnes  
ist die entmenschte Sidemiterin, seine Mutter, würdig. Der  
Jugend, wie das neulich in der literarischen Rundschau für  
das Evangelische Deutschland geschick, möchte ich das mit  
Wut gemalte Zeitbild an allermeisten empfehlen. Der

biblische Ursprung des Stoffes an sich macht das Buch noch  
lange nicht zur Jugendlectüre geeignet.

Reichs Unterhaltungsstoff für künstlerisch nicht anspruchs-  
volle Leser bietet der culturgeschichtliche Roman "Kloster und  
Herb" des englischen Schriftstellers Charles Reade. Er  
erzählt von den seltsamen Schicksalen eines mittelalterlichen  
Eternpaars, den Kämpfen, Abenteuern und Herzensleiden  
der Eltern des Erasmus von Rotterdam. Der Roman ist  
reich, nur allzu reich an bunten Schilderungen und Freig-  
nissen, Schauplätzen und Gestalten, weniger wäre entschieden  
mehr gewesen. Der Verf. hat in England einen Namen  
als Erzähler, und gewiß, seine Gaben sind groß. Er weiß  
vor allem zu erwidern und Mitgefühl für die Leiden und  
Tribunden seiner Menschen zu erregen. Aber wenn dieser  
Roman, wie das Vorwort mittel, "schon längst zu den  
höflichsten Berlen der englischen Literatur zählt", dann sind  
doch die Berlen billig. Doch dürfen wir ruhig von dieser  
Anpreisung etwas absehen. Fülle des wäheren Lebens hat die  
Erzählung des Englanders, sogar Ueberfülle: Abenteuer folgt  
auf Abenteuer, Gehjagden auf Menschen werden durch solche auf  
alle möglichen Tiere abgefaßt, Auseinandersetzungen über mittel-  
alterliche Feilsunde wechseln ab mit Mitteilungen über bär-  
gerliche und höfliche Leben, über Kunst, Wissenschaft und  
Religion, über Kriegstufen und Mäuerketzen, kurz ein un-  
endliches Wissen hat der eifrige Verf. in seinen Roman  
hingestopft, aber es fehlt die dichterische Gestaltung, die  
das alles zum inneren Erlebnis werden läßt und zur Cha-  
racteristik benutz. Gerade diese müht uns heute (der Roman  
ist schon 1861 in England erschienen) oft geradezu kindlich  
an. Um j. B. die Treue des nach Rom reisenden Vaters  
des Erasmus zu erweisen, läßt R. den Armen aus einer  
Verfuchung in die andere fallen, denen er natürlich mit  
übermenschlicher Charakterstärke widersteht. Unterhaltend  
und spannend aber ist die Erzählung, und auch an padenden  
Szenen und menschlich tief ergreifenden Zügen ist kein  
Mangel. Zu dem Besten, Poetischsten gehört der letzte  
Teil, wo die heldenmütige Margarete Brandt darum kämpft,  
ihrem Kinde weisstens den Vater zu erhalten, der nach  
Zerungen und Wirrungen dem Kloster versallen ist, sie rettet  
ihn für den heimlichen Herb.

Dichtung und Wahrheit, Erfundenes und Gefundenes  
hat Professor J. W. D. Richter ineinander gestochen, um

ein Lebensbild „Hans Holbeins des Jüngeren“ herzustellen. Um dem Verf. gerecht zu werden, muß man hören, was er bieten will: die Leser sollen Holbein „nicht nur durch Vorführung seiner wichtigsten Werke in seiner ganzen künstlerischen Eigenart, sondern vornehmlich auch sein Privatleben und seine Familie, seine persönlichen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen sowie die politischen und kulturellen Zustände seiner Zeit genauer kennen lernen“. Nichter muß, um seinen Zweck zu erreichen, zu einer gemäßigten Darstellung greifen: er gibt Biographie und Geschichte, Empfindenes und Gedachtes in angenehmer Mischung. Eigentlich müßten demnach verschiedene Kritiker zur Beurteilung der Arbeit herangezogen werden: einer für den Kunstteil, ein zweiter für die Geschichte und das Kulturelle, wieder andere für anderes. Kurz gesagt: ich halte diese Darstellungsart für verfehlt. Entweder Roman von der Geschichte getrennt, ein Werk der schöpferischen Phantasie oder ein Erzäugnis historischer Forschung! Wenn ich näheres über Hans Holbeins künstlerisches Schaffen erfahren will, so greife ich z. B. zu der bei Wegmann und Klasing erschienenen Monographie; hier aber unterhalten sich geschichtliche Personen in erdichteten Gesprächen über Bilder und ihren Stoff, ein Münch bricht beim Anschauen eines Bildnisses des heiligen Sebastian in entzündete, beschreibende Reden aus. Der Verf. meint damit „sichselb“ zu sein, aber auf den gebildeten Geschmack wirkt das abstoßend und auf den ungebildeten nur mißverstehen nicht erzieherisch. Was an Richters Arbeit festsetzt, das ist nicht der „poetische“ Teil, sondern die gewissenhafte, gebuldige, sorgfältige, liebevolle Art seines Einlebens in seinen Gegenstand, drum möge er die „Dichtung“ fahren lassen und uns nur die „Wahrheit“ bieten.

Auch Wilhelm Jensen hat in seinem Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges „Die fränkische Leuchte“ den Fehler Reades, zu viel poetisch nicht um- und eingeschnitzene Culturgeschichte zu bringen, nicht zu vermeiden gewußt. Allerdings so abenteuerlich geht es in dem deutschen Roman nicht zu wie in dem des Engländers, die Schilderungen der Sitten und Zustände, die kulturellen und geistigen Verhältnisse der fränkischen Landschaft und des deutschen Lebens sind doch mit mehr Kunst dem Gange der Erzählung eingefügt und geben eine eigenartige Stimmung. Aber was bloßer Hintergrund sein soll, Geschichte und Zuständliches, das nimmt oft einen so breiten Raum ein, daß die Dichtung selbst und die Teilnahme an den Schicksalen der Menschen dabei zu kurz kommen. Der Erzählung selbst, einer Geschichte von Herenwahn und Menschenirren, Haß und Liebe, fehlt es an einem rechten Mittelpunkt; so geräth der Roman in eine Reihe von Eingebildeten, in denen bald die Luft an romantischen Vorgängen und Gefühlen herrscht, bald des Dichters eigene wehmütig-pessimistische Lebensauffassung von der Vergänglichkeit aller Dinge sich ausdrückt oder auch sein Sinn für die Reize und Geheimnisse der Natur das poetische Element bildet.

Die dichterisch wertvollste der mir heute vorliegenden Erscheinungen habe ich zuletzt zu nennen: des Schweizer Adolf Bogtlin „Meister Hansjakob“, eine Erzählung aus der Züricher Reformationszeit. Sie ist geschichtlich echt, voll innerer, poetischer Wahrheit und reich an ethischem Gehalt und individueller Leben. Ein Kampf zwischen Sägung und freiem Menschenwillen, ein Ringen zwischen kirchlichem Zwang und freier Selbstbestimmung wird hier dargestellt, eine echt reformatorische, eine allgemein menschliche und doch in jedem Zug individuell bestimmte, persönlich gefühlte, innerlich erlebte Geschichte. Dieser Kampf kann heute, morgen, zu jeder Zeit von diesem oder jenem Menschenkinde

durchgefochten werden, aber so, wie es hier geschieht, in diesen Formen, konnten ihn nur einmal Meister Hansjakob und seine Biogeliebte durchleben und durchringen. Meister Hansjakob ringt sich durch vom reinen, durch Wirklichen nicht beengten Künstlertum zum regen Mitleiden und Mithandeln am Ganzen; seine Geliebte, die Beklissin, bereitet sich aus den Banden herkömmlicher Frömmigkeit zu einem persönlichen Verhältnis zu Gott und den Menschen, beide erobern sich aus eigener Kraft einen neuen Lebensinhalt, ein neues Gewissen, beide, Künstler und Klosterfrau, finden sich zusammen auf der Bahn wirklichen Lebens und Schaffens und in der Erkenntnis: „Der ist nicht zufrieden mit Gott, dem nicht die Erde genug ist.“ Der Plastik der Gestaltung und der Anschaulichkeit der Schilderung entspricht die Kraft und der Bilderreichtum der Sprache. Die Charakteristik ist im ganzen vortrefflich, nur an dem Abt Petrus scheint Boegtlin gegen Ende sich etwas verzeignet zu haben. Menschliche Nachsicht entspricht nicht immer den Forderungen dichterischer Gerechtigkeit.

Karl Berger.

## Dramen.

1) **Altena**, S. Die Königswilkinge oder die Schlingende der Rosenkreuzer. Ausstattungsmärkte mit Klang und Tanz in sechs Bildern. Hamburg, s. J. Grotom. (51 S. 8.) M. 1.

2) **De Wang, Richard. Die neue Zeit. I. Der Wölkstäter.** Drama in drei Akten und einem Vorspiel. Dresden u. Leipzig, 1901. Reizner. (XXXII 64 S. 8.)

3) **De Perdt, Graf. Vererbung.** Volkstück in einem Aufzuge. Straßburg, 1901. Feig u. Münkel. (79 S. 8.) M. 2.

4) **Mümers**, Gertra. **Agathe Foresta.** Berlin, 1902. Edelbrim. (85 S. 8.) M. 1.

5) **Duboc, Julius. Die Freunde.** Schauspiel in vier Aufzügen. Dresden u. Leipzig, 1902. Koch. (68 S. 8.) M. 1, 20.

Wie in England um die Weihnachtszeit große Bantommen gegeben werden, so suchen unsere größeren Bühnen irgend eine für jüngere und jüngste Theaterbesucher brauchbare Ausstattungsmärkte hervor. Es ist ganz absehlich und unzersehrlich, wie zu diesem Zwecke mit unseren Märchen- und Sagenstoffen umgegangen wird. In die Reihe dieser Verwendungen gehört auch d'Altonas Text, der von der Rettung der königlichen Eltern und Kinder durch eine gute Fee, einen bösen Berggeist i. c. p. (p. p. p.), singen und tanzen läßt. Raimunds Zauberstab, dem das Freireich mit seinen Wandern ebenso wie die Quelle des echten, tiefen Humors sich öffnen, ist freilich so leicht keinem erreichbar. Allein zum ganz Trüchtigen brauchen unsere Theaterleiter bei einigermaßen gutem Willen doch nicht ihre Zuflucht zu nehmen. Liegt doch z. B. in Hans v. Wolzogens Neugestaltung von Hauberts „Schloß des Verzens“ (Halle, 1900, Henckel) eine Feyer vor, die über alle nur erdenklichen Ausstattungsgelegenheiten auch die Ansprüche von Gemüt und Geist nicht vernachlässigt. Im allgemeinen liegt das freiche Raimundsche Poesie unserer dramatischen Schriftsteller nicht in weiter, bergessener Ferne. Sie betrachten es als ihre Aufgabe, sociale Fragen, wenn nicht zu lösen, so doch auf die Bühne zu bringen. So will De Wang in einem Dramenzyklus die Opfer der „neuen Zeit“ vorführen. Das erste dieser Dramen „Der Wölkstäter“ steht unter dem ganz unerkennbaren Einflusse von Gerhart Hauptmanns „Webern“, ja man kann es als ein Weberstück aus dem schäffischen Erzgebirge gegenüber dem schlesischen Weberdrama bezeichnen, das auch ebenso wie Hauptmanns Szenenreihe im Dialekt geschrieben ist. Das Vorspiel, welches uns in die früheste alte Zeit versetzen soll, ist dem Verf. nicht geglättet, während

das Stück selbst die These des Gegenjages von Maschinen- und Handarbeit dramatisch eindrucksvoll herausgearbeitet hat. Freilich hat sich dieser Kampf nicht erst, wie Le Wang es darstellt, in den fünfzig Jahren des 19. Jahrh. abgespielt. Goethe hat schon in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ die durch Einführung der Maschinen entstandene Not der schweizerischen Weber behandelt. Aber zur vollen Heftigkeit ist der Streit zwischen Handwerk und Fabrikbetrieb, Kleintausmann und Warenhaus freilich erst gegen Ende des Jahrhunderts emporgelobert. Da haben Zola und Krejer im Roman, Wildenbruch im Drama („Meister Vahler“) ihn dargestellt. In Le Wangs Vorspiel spotten Weber und Förster, wenn der weit umher gewanderte Geselle Hartmann ihnen im Dorfe Tannenthal die Lüge von den Maschinen aufbinden will. Im ersten Acte hören wir, daß Herr Hartmann die Anlage einer Fabrik gestiftet ist. Mit scharfem Realismus wird die Notlage der eigensinnigen kleinen Webermeister vorgeführt. Zwar vermag Friedel, der wie Hauptmanns Hilfe in seinem Häuslein ein frommes, straffes Regiment führt, den (wie Moritz Jäger bei Hauptmann) vom Militär zurückkehrenden Sohn am Wehfuß festzuhalten, die Tochter aber zieht es in die Stadt und ins moralische Verderben, die Gesellen werden ihm dem höheren Fabriklohn zu Liebe untreu. Der Fabrikant beherrscht das ganze, zum Städtchen heranwachsende Dorf, das den schlaun Mann als seinen „Wohltäter“ feiert. Die Gemeindeversammlung, in welcher Hartmann durchsetzt, daß ihm das Gemeinland verkauft wird, mußte auf der Bühne ausgeglichen wirken. Friedels Protest gegen den Verkauf zeigt, daß in unserem Drama wie in J. G. Heers Roman „Heilig Rotheck“ das Herinbrechen der Großindustrie nicht bloß das Handwerk, sondern auch den Bauernstand vernichten will. Der Mensch, plingt der alte Webermeister, „tann arm sein, ar kann sich plage un schinde müssen, ar kann sunst nicht, gor nicht uff der Welt honn, abdr a Stüdt Arde, nu ar der Fisse hinfinstelln kann, nu ar sagu kann: das is meine, das muß ar honn. Wenn dr Mensch gor nicht hot, leeme Hemat, len Fiedel us Guttis Arde, nu ar mit den Härze hängen kann, da hot' ar keen Vaterland un keen'n Gelauden“. Aber „dr Kenig“, welcher von dem kleinen Mann vertrauensvoll um Schutz angerufen wird, kann Friedel nicht helfen. Und als nun auch sein Weib stirbt, er des Wohnbaues wegen aus seinem Häuslein vertrieben werden soll, hängt sich der letzte Verteidiger des alten, selbständigen Handwerkes in Tannenthal auf. Das Stück ist scharf tendenziös gestaltet, aber mit lebensvoller Charakterisierung und weit mehr Gefühlswärme, als Hauptmann in seinem Weberstück verrät, so wirkungsvoll durchgeführt, daß man ihm, die unerlässliche Umarbeitung des mikrotönen Vorspiels vorausgesetzt, den Zutritt auf die Bühne wünschen möchte.

In eine ganz andere Welt führt uns die Peer bis einachtiges Volksstück. Des Pfarrers Pflegetochterlein weist die Sand ihres reichen, erst geliebten Bewerbers zurück, um ins Kloster zu gehen, und der Pfarrrer selbst muß erst durch das Kind bekehrt werden, um seine Einwilligung zu geben. Der Charakter des tüchtigen, aber zwischen der Welt und den harten Forderungen des Evangeliums vermittelnden Pfarrers ist eben so gut geschildert wie der des schlaun und brutalen bäuerlichen Freiers. Die oberbayerische Mundart ist nicht eben ganz richtig angewendet, doch geschieht genug um dem kleinen Drama Färbung zu geben, das zwar etwas gebehnt, doch in der Anlage mit seiner humorvollen Einleitung und tiefen Steigerung geschickt gebaut ist. Und jedenfalls ist der wortfarne Gacile Oberländer ihrer Wissen des Menschenlebens, die zur Hilfe des Lebens die Mitleidige ins Kloster treibt, mehr wert als die großen, gelehrte klingenden Phrasen, die Bertha Almers ihrer „Agathe Foreta“ und ihrem Professor

in den Mund legt. Das Stück ist eine selbständige Verquickung von Hauptmanns „Einsamen Menschen“ und Heers „Wenn wir Toten erwachen“, nur statt des Wbtschusses durch den Tod ein dramatisch wie sittlich gleich verwerfliches Ausschlingen, das Auseinandergehen des Professors und seiner geliebten Freundin nach einer Liebesnacht, während. Das ganze Stück mit seinem unnatürlich gepreßten Dialog und handgreiflichen Entschlungen ist ein gänzlich verfehltes und gequältes Spiel mit nachgemachten Theken ohne eine Spur von Leben und Empfindung. In dem Bildungsgrad der in Zürich studierenden Helbin, Fräulein Dr. Foreta, ist es bezeichnend, daß sie von ihrem Geliebten, Professor Werner Körner rühmt, er habe durch seine Arbeit alle Fragen der Rationalökonomie gelöst, und nur weil er durch sein letztes Buch diese Wissenschaft so erschöpft hat, daß nichts mehr zu forschen übrig bleibt, entsetzt in dem wissenschaftlichen Lincium die Leute, die einzig durch die Liebesvereinigung mit Dr. jur. Foreta ausgefüllt werden kann. Diese Voraussetzung des dramatischen Conflicts und seine ganze Behandlung sind einander würdig.

Eigenartige und seltene Problemstellung ist dagegen Julius Dubocs Schauspiel „Die Freunde“ nachzuräumen. Schauspielere urteilen zwar meistens nicht nach dem Werte des Stückes, sondern nach der scheinbaren Donbarkeit der einzeln, für sie in Frage kommenden Rolle, und so habe ich auch der vorangebrachten Empfehlung Paul Wiedes nicht allzu große Gewicht beigelegt. Aber nach Lesung der Dichtung finde ich sie in der Hauptsache doch gerechtfertigt. Der arme Bildhauer Karl Reider wahrst seinem reichen Freunde Leopold Köller die Treue, als dessen ecentrische, unbefriedigte Frau Raub ihm ihre Liebe geliebt. Reider ist aber so unflug, den blinden Freund zu warnen, und da wiederholt sich die alte Geschichte von Josef und Frau Potiphar. Raub hat um so leichteres Spiel, als Reider selber dem Gatten gefanden hat, daß er Raub liebt. Die alte Freundschaft geht in Trümmer, bis das Bessere in Raub siegt und sie ihrem Gatten die Wahrheit geteilt. Die in Aussicht gestellte Lösung, daß nun Köller sich scheiden lassen wird, die Liebenden heiraten können und auch für Köller die zweite Frau schon bereit steht, finde ich wenig glücklich, wie überhaupt alles in dem Stücke zu abschüssig, ich möchte sagen gleichsam edig erscheint. Der dankbare Stoff würde durch einen tragischen Ausgang mehr gewinnen als jetzt durch die allgemeine Veröhnung. Aber dramatische Begabung hat Duboc in diesem Schauspiel jedenfalls gezeigt.

Ich habe auch in diesem Berichte wieder auf die Aktualität der vorliegenden Dramen mit früher erschienenen, schon berühmteren hinweisen müssen. Herr Elisar von Kupffer, dessen Dramenzyklus „Jerküster“ im Jahrg. 1901, Beilage zu Nr. 14/15, Sp. 614 fg. v. Bl. besprochen wurde, hat in einem zwar gegen den Kritiker seiner „Gebilde“ gerichteten, aber mit entsprechendem Begeiltschreiben dem Redacteur dieses Blattes eingesandten Artikel in Nr. 207 der Monatschrift „Kritik“ solche Nachweise einer Kulturflation für unwürdig, als grenzenlose Impotenz der Kritiker, Unverständlichkeit sonder gleichen, Ehrabschnidung“ etc. bezeichnet. Es ist wirklich schade, daß grobe Entgegnungen der Verfasser eines gut abgetelben Wertes nicht die Kraft besitzen, die Arbeit gut zu machen. Sie beweisen leider nichts für die Begabung des Dichters, sondern sprechen nur von der gereizten Empfindlichkeit des Menschen. Das Recht des Literarchritikers, Vorbilder und Ähnlichkeiten in Dichtungen oder Arbeiten, die sich für Dichtungen ausgeben, erst gegen Herrn von Kupffer verteidigen zu sollen, halte ich doch für überflüssig. Von seiner Erklärung, daß er „Soboms Ende“ von Sudermann weiter gelesen noch gesehen habe, nehme ich hiermit öffentlich Kenntnis. Max Koch.

## Hebermanns ausländischer Erzähler.

**Brändeb, S. O., Freiheit.** Erzählung. Autorisierte Uebersetzung von Pauline Klalibr. Leipzig, 1901. Grunow. (514 S. 8.) Geb. # 7.

**Hejermans, Hermann, Trinette.** Skizze. Günstig autorisierte deutsche Uebersetzung von R. Ruben. Berlin, 1902. E. Bischer. (287 S. 8.) # 3.

**Jola, Emile, Der Zusammenbruch** (Der Krieg von 1870/71). Roman. Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer und dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, 1901. Deutsche Verlags-Anstalt. (765 S. 8.) Geb. # 12.

**Def., Arbeit.** Der „vier Evangelien“ zweiter Teil. Roman in 3 Büchern. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Rosenzweig. 7. Auflage. Ebd., 1901. 1906 S. 8.) Geb. # 8.

**Def., Die Affaire Dreyfus, der Siegeszug der Wahrheit.** Aus dem Französischen überetzt von Paul Sellger. Ebd., 1901. (293 S. 8.) Geb. # 3.

R. O. Brändeb, ein in Deutschland unlängst noch ziemlich unbekannter dänischer Dichter, hat sich im vorigen Jahre mit seinem vorzüglichen Roman „Der Vorreturm“ viele Freunde erworben. Die meisten dieser Freunde wird der neue, zur Besprechung vorliegende Roman „Freiheit“ enttäuschen. Die Gründe hierfür liegen weniger an der Composition, der Charakteristik und Darstellung des zweiten Romans als vielmehr an dem Subject, das leider weit weniger sympathisch ist als das erste. Im „Vorreturm“ handelt es sich um das tapfere Emporringen eines jungen Mannes, ein schwerer, aber interessanter Kampf aus der Ungleichheit zur Gleichheit, aus der Verelendung zur Arbeit, aus der Unfreiheit zur Freiheit. In dem neuen Roman ist der scheinbar veroldende Titel „Freiheit“ ironisch zu verstehen. Es soll die vergängnisvolle Wirkung einer gewissen demokratischen Freimüthigkeit gezeigt werden, namentlich auf dem feinsten Gebiet der Erziehung. Daß die Helden dieses Romans alle etwas Decadentes an sich haben, darf bei dem Probleme nicht sonderlich verblüffen, wirkt aber natürlich auf den Leser wenig anziehend. Dazu kommt die offensbare Tendenz und ein diesmal stärker hervortretender, national dänischer Grundcharakter, beides Eigenschaften, die auch nicht als Vorzüge gelten können und schwerlich den Wunsch des deutschen Lesers erhöhen werden. Dennoch muß ausdrücklich betont werden, daß Brändeb im großen und ganzen derselbe Dichter geblieben ist. Er geht seinem Probleme auf den Grund, nimmt es künstlerisch ernst und weiß seinen Gestalten auch wirkliches Leben einzuhauchen. Die beiden Lager (ähnlich wie im „Vorreturm“) der Demokraten und der Aristokraten, der Lenowig und der Willig, sind fein unterschieden und ihre Hauptvertreter, Tante Mine und Onkel Leonhard, zwischen denen die sehr verschiedenartige Gemüths- und Friederike aufwachsen, sind wiederum glänzend charakterisiert. Immerhin wird „Freiheit“ nie ein vielgelesener und beliebter Familienroman werden, wie es der „Vorreturm“ schon ist und mit jedem Jahre mehr werden wird.

Hermann Hejermans, ein belgischer Naturalist, der kürzlich durch ein patentes Schiffersdrama bei uns zu Worte und zu Ehren gekommen ist, enttäuscht mit seiner Skizze „Trinette“. Es ist die kunstlos zusammengedriebene Geschichte eines armen belgischen Landmädchens, das in der Großstadt Brüssel verkommen. Viel Beobachtung, wenig Gestaltung, roher, brutaler Naturalismus Bolascher Oberbau, aber ohne die imponierende Größe des Vorbildes, das noch dazu den Reiz der Neuheit für sich hatte. Man lese nur einmal wieder die machtvollen Scenen, die farbenprächtigen Schilderungen aus Jola's culturhistorisch bedeutsamen Werken, seinem „Zusammenbruch“, das jetzt in einer geschmackvoll illustrierten, deutschen Pracht-Ausgabe erschienen ist. Doch hier könnte man entgehen, der Stoff entscheide zu Gunsten Jolas. Zugegeben. Doch einen

ähnlichen Vorwurf wie „Trinette“ behandeln ja „der Totschläger“ und „Anna“, die übrigens fraglos des Belgiers Vorbilder gewesen sind; es bleibt auch hier immer noch ein gemaltiger Abstand zwischen Meister und Schüler! Selbst an „Arbeit“, eines der schwächeren Werke Jolas, das kürzlich hier nach dem Original besprochen worden ist, reicht „Trinette“ in Bezug auf literarischen Wert nicht heran. Welche seine Einzelarbeit dort, welche oberflächliche Schluderei hier! Nicht eigentlich in diesen Zusammenhang gehört endlich die „Dreysusschrift“ Emile Jolas, die selbstverständlich nur ein sensationelles, allenfalls historisches Interesse hat. Ein „Für“ und „Wider“ hier zu erörtern würde unangebracht, zumal jetzt, nachdem die Wasser sich einigermaßen verlaufen haben.

Herrn Anders Krüger.

## Englische Erzählungen.

**The Letters of her Mother to Elizabeth.** Leipzig, 1901. Tauchnitz. (255 S. 8.) # 1, 60.

**Carey, Rosa Nonchette, Herb of Grace.** 2 vols. Ebd., 1901. (294; 279 S. 8.) # 3, 20.

**Jacobs, W. W., Light Freights.** Ebd., 1901. (286 S. 8.) # 1, 60.

**Clifford, Mrs. W. K., A Woman Alone.** Ebd., 1901. (272 S. 8.) # 1, 60.

**Moore, George, Sister Teresa.** 2 vols. Ebd., 1901. (271; 265 S. 8.) # 3, 20.

**Wells, H. G., The Wheels of Chance.** Ebd., 1901. (280 S. 8.) # 1, 60.

**Phillips, F. C., Marriage and other Sketches.** Ebd., 1901. (239 S. 8.) # 1, 60.

**Kipling, Rudyard, From Sea to Sea.** 2 vols. Ebd., 1900. (320; 318 S. 8.) # 3, 20.

**Dora, The City of Dreadful Night.** Ebd., 1901. (270 S. 8.) # 1, 60.

**Maartens, Maarten, Some Women I have known.** Ebd., 1901. (280 S. 8.) # 1, 60.

Das erste der oben angeführten Werke ist anonym erschienen und dürfte als eine Antwort auf Elmor Ghyn's „The Visits of Elizabeth“ aufgefaßt werden; jedenfalls dient es zur Erklärung der auffälligen Aufführung und Lebensanschauungen der Tochter und der von ihr in der höheren Gesellschaft gespielten Rolle. Gereifte Personen von Einsicht und Erfahrung werden die lebhafteste Schilderung der socialen Verhältnisse recht unterhaltend finden; in Rücksicht auf den guten Ruf der vornehmen Engländer und Engländerinnen wollen wir jedoch hoffen, daß die Darstellung stark übertrieben ist und die uns dargebotenen Lebensbilder an Caricatur grenzen. Jüngliche Leser und namentlich Beschäftigte in den ersten Bildungsstufen werden aus einer derartigen Lectüre durchaus keinen Vorteil ziehen, da sie zur Abstumpfung des Feingefühls und zur Vernachlässigung des äußeren Anstandes beitragen. Der Epignismus im modernen Sinne des Wortes kennzeichnet zur Genüge das heranwachsende Geschlecht der jetzigen Zeit und erfordert wahrlich keine besondere Pflege.

Der Titel des Romans „Herb of Grace“ ist von Shakespeare's Hamlet entlehnt, obwohl die Verfasserin die Worte der wahnsinnigen Ophelia selbst in dem Motto auf dem Titelblatt nicht ganz richtig anführt. Uebrigens hat der Titel gar keinen Bezug auf den Inhalt des Romans, den man mit eben so gutem Zug „columbine“, „rosemary“, „sennel“ oder irgend ein anderes von Ophelia erwähntes Kraut hätte nennen können. Die offenbar mit vielem Fleiß ausgearbeitete und ziemlich weitläufige Erzählung spielt abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande und führt uns



eine Menge Charaktere vor, über deren Denken und Verhalten unter verschiedenen Umständen ausführlich berichtet wird. Bei allen interessanten Einzelheiten ist das Werk als Ganzes verfehlt und würde durch größere Gedrängtheit, eine glücklichere Ausgestaltung und bestimmtere Zeichnung der Hauptpersonen und einen höheren Grad der künstlerischen Gewandtheit und Mäßigung in der Entwicklung der Handlung bedeutend gewinnen.

»Light Freights« ist der recht passende Titel einer Sammlung von 16 kurzen und kurzweiligen Geschichten, welche das Leben und Treiben der Seeleute auf den zwischen den Londoner Werften und anderen in- und ausländischen Häfen verkehrenden Küstenfahrern und kleinen Handelschiffen in einer höchst natürlichen und belustigenden Weise zur Darstellung bringen. Es sind in der That »leichte Frachten«, die der Verf. uns zuführt, aber sie zeichnen sich durch erfrischende Mannigfaltigkeit aus und jede hat ein eigenartiges Gepräge. Wie aus früheren Schriften, »Many Cargoes«, »The Skipper's Wooing« u. z. zu ersehen ist, hat Jacobs eine vielfältige Kenntnis des Seelebens und versteht die Kunst, die angezettelten Motivenreiche mit vielem Humor zu erzählen und die in der Regel nicht ausbleibende zuweilen verhängnisvolle Rückwirkung auf die Urheber derselben in höchst komischer Weise zu schildern.

Im Frau Cliffords Erzählungen pflegt die Lesewelt im allgemeinen lebhaften Anteil zu nehmen, da sie lauter Herzengeschichten enthalten und Situationen schildern, welche die empfindlichste Seite des in dieser Beziehung leicht zu Gemütsbewegungen geneigten Menschen berühren. Diese günstige Beurteilung läßt sich auch auf die vorliegende Reihe von Novellen anwenden, in welchen »A Woman Alone« Unerfreuliches oder Unerfreulicheres erlebt, je nach der Beschaffenheit der Umstände, die sie außer Verbindung mit anderen Leuten setzen und auf sich selbst verwiesen. In einem Fall war der Mord des Gatten an der Vereinsamung schuld. Die Charaktere sind meistens mit poetischem Sinn und psychologischer Schärfe gezeichnet.

In dem vor drei Jahren erschienenen Roman »Evelyn Innes« bleibt es unentschieden, ob die in wider der Ehe lebende Gelbin sich der Demimonde ganz anschließen oder ins Kloster gehen und das Gelübde der Keuschheit ablegen werde. Wir bemerken damals, wenn dieser Schluß nicht als künstlerisch verfehlt zu bezeichnen sei, so dürfte er auf eine Fortsetzung der Erzählung hindeuten. Im vorliegenden Roman »Sister Teresa« hat die leibschweigende Dame den Entschluß gefaßt, als Ordensschwester den Rest ihres Lebens der Andacht zu widmen. Darüber ist die Priorin ganz besonders erfreut, weil die Leistungen der Novize als Sängerin in der Capelle reich und vornehmente anzubringen und bedeutende Geldbeiträge einbringen, um das Kloster von schwerdrückenden Pfandschulden zu befreien. Den Mittelpunkt des Interesses bildet die eingehende Schilderung des täglichen Lebens der Nonnen, die in Bezug auf Eitelkeit, Privatleben und andere nichts weniger als verehrungswürdige Charakterzüge es mit den ehrgeizigsten und listigsten Nonnen aufnehmen könnten. Wenn der Verf. das beschauliche Leben der Klosterfrauen verspotten wollte, so hat er diese Absicht durch seine ausführliche und äußerst anschauliche Darstellung vollständig errichtet. Auch »Sister Teresa« bleibt beim Schluß der Erzählung am Scheidewege stehen und scheint in der Schwere zu hängen und nicht bestimmen zu können, ob sie das heilige Gelübde halten oder heimlich in die Welt zurückkehren soll. Dem Anschein nach werden wir ihr nochmals irgendwo begegnen.

Wells hat sich als Romanchriftsteller durch mehrere fähne, ins Ueberwundliche auslaufende Erzeugnisse einer

zügellofen Phantasie bekannt gemacht, welche auf anderen Planeten oder in der fernem Zukunft unserm Erbtheil sich ereignenden Begebenheiten zu schildern suchen. Alltäglic dagegen sind die in »The Wheels of Chance« vorgeführten Feiertagsabenteuer eines Ladenbieders, der eine wegen seiner Unerfahrenheit und Ungehörigkeit mit allerlei Leibeserfahren verbundene Kabriahat auf dem Lande unternimmt. Daß er bald mit einer liebenswürdigen jungen Kabriaherin zufällig zusammentrifft und bekannt wird, dürfte der Leser als selbstverständlich voraussetzen. Wie er unbewußt die Rolle eines fahrenden Ritters und tapferen Ritters spielt wird ganz natürlich und recht frohlich erzählt. Von den vielen Fahrabgeschichten, die wir kennen, ist diese bei weitem die vorzüglichste.

»In Marriage and other Sketches« wird uns ein ziemlich bunter Wisdmasch von abwechselnd in dramatischer, brieflicher und erzahlender Form verfaßten Geschichten geboten, welche das moderne Eheleben durch die Fessel ziehen. Es kommt uns vor, als ob der Verf. seinen literarischen Geschmack ausgedünnt und den Inhalt in den Druck gegeben hätte, statt ihn in den Papierkorb zu werfen. Manches Stüchlein ist jedoch recht unterhaltend und mit Recht aus dem Reichthe gestrichelt worden. Phillips behandelt mit Vorliebe die Eheverhältnisse der Gegenwart und legt dabei stets einen merkwürdigen Egoismus an den Tag. Die Handlungen der »Love Idylls« gehen in Schottland vor sich und der Dichter läßt seine Personen meistens den Dialekt des Landes sprechen. Der Ton ist im ganzen gar zu sentimental und man wird am Ende dieser starken Empfindsamkeit überdrüssig. Er verweilt gern am Sterbebette und benützt die Gelegenheit, sich frommen Betrachtungen und rührenden Gefühlsäußerungen hinzugeben, auch ein echt schottischer Charakterzug.

Die hervorragenden Eigenfämlichkeiten des Schriftstellers Rudyard Kipling sind so wohl bekannt und so oft und so richtig gewürdigt worden, daß es überflüssig wäre, die Aufmerksamkeit unserer Leser nochmals auf dieselben zu lenken. Es ist nur selten, daß die Bewunderer und aufrichtigen Werthschätzer dieses Dichters sich in ihren Erörterungen getäuscht finden, wie es häufig bei »Stalky & Co.« geschehen ist. Das erste hier aufgeführte Werk »From Sea to Sea« ist die beschreibende und recht unterhaltende Schilderung einer 1887—1889 gemachten Reise in Ostasien und Nordamerika und wurde damals in zwei anglo-indischen Zeitschriften veröffentlicht. Es enthält scharfe Beobachtungen und gerechte Beurteilungen der verschiedenartigsten Völker, die nicht von dem Standpunkte des Insulaners, sondern von dem Höhepunkt des heidnischen und weislichen Weltbürgers aus betrachtet werden. Das Schlußcapitel ist eine sehr lustige Unterredung mit »Mark Twain«. »The City of Dreadful Night« ist Kalkutta, die Hauptstadt der englisch-indischen Präsidentschaft Bengalen, von der ein äußerst wideriges Bild entworfen wird. »Die Nacht dort« zuzubringen ist gerade wie mit einem Steinwurf zu schloßen. Von den »anderen Skizzen« erwähnen wir nur »In an Opium Factory«, eine Beschreibung der Fabrication der Mohnsaftkuchen zu Chhajpur, welche für den chinesischen Markt bestimmt sind und »der indischen Regierung solche glänzende Einkünfte einbringen«. Von dem verderblichen Einfluß dieses den Chinesen mit Gewalt aufgedrungenen giftigen Zeugens wird kein Wort gesagt. Kipling ist der Meinung, England hätte sich nicht mit dem Opiumtrüge begnügen, sondern China in das britische Reich längt einverleiben sollen. Der Erzwingung ist überzeugt, die englische Regierung habe durch ihre Vorsehungheit und Zurückhaltung in dieser Beziehung einen großen Fehler begangen.

Der Verf. der Novellenammlung »Some Women I have known« hat sich eine Stelle in der vorbersten Reihe der englischen Profaubiker der Gegenwart erworben und diese Auszeichnung und allgemeine Beliebtheit durch seine eigenartigen Schöpfungen wohl verdient. In der That beweist Marjanten ein seltenes Talent in der Erfindung und Entfaltung der Handlungen seiner Erzählungen und in der Ausgestaltung der Personen. Nur der Schluss bei der Ausführung der vorliegenden Geschichte bleibt fast immer unbestimmt und räthselhaft. Diese Erbindungen, die offenbar künstlerisch gefehlt sein sollen, sind unseres Erachtens eher als künstlerisch verfehlt zu bezeichnen. Sonst haben wir nichts an den Erzeugnissen seiner Einbildungskraft auszuweisen, welche die betreffenden Situationen mit Wahrheit und Treue auffassen und mit lebendigem Humor und feiner Empfindung darstellen.

E. P. Evans.

**Dieber Simplicissimus.** Neue Folge. (Kleine Bibliothek Langens.) Bb. 44. (136 S. 8.) 1.

### Zeitschriften.

**The Athenaeum.** Nr. 3871/73.

Cont.: (3871.) History of Wales. — Hardy's poems. — McTaggart as Hogeland. — Queen Mary I. of England. — Deserts and forests of North America. — The constitutional history of Rome. — Theological history and literature. — Books of travel. — *Milner's review*; William Brenchley Rye; report on the Beverley historical MSS. — Geology. — Later renaissance architecture; Edward Onslow Ford, R.A.; Sir J. Noel Paton. — Coronation music of the past. — Drama: The liars. — (3872.) The last days of the French monarchy. — Bridges' dramas. — Annals of Christ's hospital. — Some American philology. — India and its burdens. — The Borgias family. — H. Bourget's novels. — Canada and the United States. — Acts of the privy council. Books for the young. — The royal historical society; report on the Beverley historical MSS.; emendation in Milton's »Samson«. — The Cambridge expedition to Torres Straits; researches on cellulose; Charles St. John's note-books; the discovery of Newfoundland; domestic economy; anthropological notes. — Mantegna; Raphael; Donatello; the old masters at Burlington house. — Saturday popular concerts. — Drama — a pair of spectacles; »the twin sisters«; »frocks and fillies«; »Mr. Warren's profession«. — (3873.) The wife of George II. — The ethical philosophy of Sidgwick. — Memoirs of Dean Loke. — Symon's poems. — Life and letters in the fourth century. — Russian Turkistan. — School-books. — Books on China. — French translations. — List of new books. — The manuscripts of the late E. J. W. Giff; Chaucer's »Fortune«; the association of assistant masters; sale; emendation in Milton's Samson. — Recent bacteriology; the conference of science teachers. — Archeology; two books on architecture; the old masters at Burlington house. — English opera and municipal orchestras. — Drama. Gossip's etc.

**Oesterreichische Monatschrift für den Orient.** Heb. von R. von Koerber. 27. Jahrg. Nr. 12.

Inh.: Die wirtschaftliche Lage in Oßalien 1901. — Die wirtschaftliche Lage in Bagdad. — Die südjapanischen Beitzagsböden im Jahre 1900. — Der Handel von Lourenço Marques. — Das japanische Kampfsportfeld. — Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten. — Die ozeanische Bahn von Söul nach Japan.

**Die Kultur.** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Hrsg. v. d. Oesterreichischen Leo-Gelehrtenschaft. 3. Jahrg. 2. Hft.

Inh.: Wid. v. Krall, altnordischer Dichtkunst I. — Th. J. Hartwig, über Ruffische Kunst. — J. Br. v. Heller, Erlebnis und Erlebnis II. — Ministerium Schwarzberg-Staben. 7—9. — Anton Zecchi, Darwin und das Verbrechen des Falstenden. — P. Ribard Schölsig, die heilige Verbe der Schwärze. 2. — J. F. Kewenrith, Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901). 2. — Laurentius Brünster, der Künstler. — Hans Gleichsch, wie ich Dichter wurde. Jugendgedenken. — Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehrstam in Preußen. — Reher über die Kunst.

**Die Heimat.** Monatschrift des Vereins z. Pflege der Natur- und Landschaften in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 1.

Inh.: Bontorf, ein Gang durchs Altonaer Museum. — Egger, zur Vorgeschichte des Elbe-Larv-Ganal. — Schmitzer, Kulturbilder eines alten Reckenbüden. — Thomsen, Fünninger. — Gedicht. — Schumann, Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend. — B. Jensen, das Altonaer Jabelotie. — Chr. Jensen, eine Weihnachts auf der Fallig. — Prange, das Wandertied eines Schmahdorgelfellen.

**Die Insel.** Hrsg. v. D. J. Bierbaum. 3. Jahrg. 4. Hft.

Inh.: D. J. Bierbaum, wir wünschen. — R. W. Emerson, Geschichte. — D. Jhr. v. Liliencren, Estillien. — A. Gide, der schlechteste Prometheus. — D. Jhr. v. Liliencren, elf Gedichte. — Paul Ernst, spring und Urula. — D. J. Bierbaum, zum Neuen Jahr.

**Sammer Monatsblätter für deutschen Sinn.** Hrsgt. Theob. Jülich. 1902. Nr. 1.

Inh.: Dem calligraphen National-Verbrechen. — M. Wagnand, zur deutschen Wirtschaftskrisen. — Bil. Grotzschel, Aptimus und Arbeit. — Umzug der Kerkhof. — J. R. Stollheim, social-ethische Aporetiken.

**Der Kyffhäuser.** Deutsche Monatschrift. Hrsg. von G. Oetzing. 3. Jahrg. Hft 17/18.

Inh.: 17. Der Abgeordnete Bernersdorf. — Nationale Briefe aus Deutsch-Schlesien. 14. — Das v. Schwaben, von den Schweizer Sprachgenossen. 3. Ortstünden. 4. Tiffa. — J. Peter, nach dem Leben. Novemberbild aus dem niederösterreichischen Heideleite. — Deutsche Wärdien und Monatsbilder. — J. Stibig, der Antroasaband im Verleibung der Jalauer Landesverfassung. — Hans Benzmann, neue Diaman. — Ems. Präbanser, Wido Wildberg. — Wiener Musikfest. — 17/18. Jelenfa, die innere Welt des römischen Mosaikfests. — (17) M. v. Stern, an Karl Hermann Wolf. — B. Jülich, die Klaffenfests. — A. W. Schumann, schwebte Worte eines Kunstgenossen. Blüthen aus Ägypten (Dietrich Habbe's Werken. — M. v. Stern, der Königsjüden und der arme Jüdenblüder. — Rtd. Ed. Santal, Fragmente eines Provinzromans. — M. v. Stern, der Trauermarkt. — Kunst und Leben: Hausfuß älterer Kunst. — Karl Wlenstein, künstlerische Jugendbüden. — M. v. Stern, auf der Wapze eines Rosenknechtens.

**Die Schwelb.** Hft.: Karl Böhler. 5. Jahrg. 12. Hft.

Inh.: M. Rineck, Jümmarft. Eine Erzählung aus dem 5. Jahrh. (Schl.). — Franz Schumann, Studenten-Lied. (Schl.). — Flora Kretsch-Gumacher, Bala Paris. — G. v. Baerensprung, Friedrich Wilhelm. — Grete Weiß, eine Tragödie in dem Rellengedicht. — E. Dorer, eine Erzählung vom heiligen Jüden, dem Herkommen. — Gisel Turner, Ideale. Ueberf. von G. Baerensprung. — S. Hagenbuch, Bilder aus dem amerikanischen Fortleben. — R. Heune am Rhein, Begegnungen mit Zigem auf Suwatra. — H. Eschen, die Erbhing. — A. Bretschler, die Rolle der Agamemnon im Faustspiel der Natur. — Jakob Jülicher von Prinz im Bernerleben. — G. Estlin, die Lora ritus schenkt. Ueberf. von G. Estlin. — Ex-Libris. — Der Dampfsalm eines Unterwaldens. — J. J. Ulrich, zu dem Bild: Der Jude. — Eofie Jveder, Güte. — Bretschler, das Einnebeln der Agamemnon. — W. Gimmel, das James-Jays-Denkmal in Genf. — M. Kanne, auf dem Schweizer Bergen. — J. R. Hlertl, acht Bilder aus dem Zürcher Familienleben, Anfang 19. Jahrhundert. — David B. Ross, aus: Sammlung von vernünftigen geistreichen Schweizer Wärdien. — G. Jülicher, die Quellen unserer Geschichte, ein Versuch für die Schweizerfamilie. — Dem von Wilsa.

**Deutsche Dichtung.** Hrsgt.: R. G. Franzos. 31. Bd. Hft 5/8.

Inh.: 16/8. Erzählungen und Gedichte. — (7/8) Evm. Weiger, Gedicht Bearbeitung von Regine Schuppst.

**Großes Wollen.** 3. Jahrg. Nr. 56.

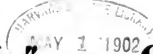
Inh.: S. Diekmann, Werken. — »Eber«. 2. — Nr. 26. Hft. 1/2. — D. 2. nach einmal Ruffische. — Schule und Eltern. — Franz Wälder, Welt und Welt. — Die vollständige Kunstausstellung im »Berliner Gewerbefesthaus«. — Die Breine zur Gerichung von Wohlfahtsanhalten.

**Die Wertschrift.** Palmmonatschrift. Hrsg. von Arthur Seidl. 18. Jahrg. 1. Hft.

Inh.: Artur, die Amerikanisierung der deutschen Schiffahrt-Gesellschaften. — G. Krall, über Theaterreform. — D. Friedrich, Christian Dietrich Heide. — G. Schmidhuber, Ge-







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 4.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barndt. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig.  
Eisenstraße 16.

Erscheint zweimal monatlich.

15. Februar 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Flüchtern, R. (Gedichte) (36.)	Gleißner, W. (Roman und Schöpfung) (56.)	Geer, J. C., Felix Rotkeß (49.)
Tomas, H. (Wörter und Verse) (56.)	Gröber, G. J. (Wörterbuch von Götterdämon) (51.)	Geil, G. B. (Roman) (54.)
Taufmann, H. (89 Gedichte) (Jugendzeit) (51.)	Gröber, G. J. (Zwillingen's Erläut.) (52.)	Jacobowitsch, F. (Roman) (56.)
— Ferner (Jugend) (51.)	Gröbermann, P. G. (Wörterbuch) (53.)	Mohr, A. de, Le trait de l'... (57.)

Alle Abdrücke werden mir unter der Bedingung der (gek.) 3. Hl. (Kleinverkauf) 18, alle Rechte unter der des Herausgebers (Kallers) 29, dem (siehe) Verleger können eine Befreiung haben, die der Red. beizulegen haben. Bei Copyrightsfragen über Bücher bitten wir Reis von Romanen von Herrn Verleger anzugehen.

## J. C. Geer's neuer Roman.

Geer, J. C., Felix Rotkeß. Stuttgart, 1901. Gotta Kaff. (385 S. 8.) M 3, 50; geb. M 4, 50.

Felix Rotkeß ist der dritte Roman, den J. C. Geer veröffentlicht hat. Die zwei ersten, „An heiligen Wassern“ und „Der König der Vermina“ berechneten zu der Hoffnung, daß hier einmal wieder ein eigenartiges und ursprüngliches Talent am Werke sei, das den immer zwischen Dichtung und Undichtung schwankenden Roman auf eine dichterische Höhe hob, die er in den letzten zwanzig Jahren nur bei den allerwenigsten erreicht hatte. Es handelt sich bei J. Geer nicht um moderne Romane, sondern um den Roman der alten Form, der dem entspricht, was man überhaupt bis zu den moderneren Romanexperimenten unter einem Roman verstanden hat. Himmelhoch hoben sich die zwei ersten Romane J. Geers von denen weiblicher und männlicher Familienblattberühmtheiten ab, und man war vollumfänglich berechtigt, Größeres von ihm zu erwarten. Dieser dritte Roman nun ist kein Fortschritt, wenn auch kein Beweis von kleinem Talent, das sich etwa mit zwei Romanen ausgeben hätte; er zeugt vielmehr in vielen wundervollen Einzelheiten von ungebrodener Kraft und packt den Leser fast ebenso im Innern an, wie die früheren. Aber während man bei den zwei ersten ganz übersehen war, daß Romane von solcher geistiger, sittlicher und dichterischer Höhe wie die J. Geers in der „Gartenlaube“ erschienen, das darf man doch wohl sagen, ohne die genannte Zeitschrift irgendwie herabzulegen zu wollen, zeigt dieser bereits ein der Gartenlaube verwandtes Gesicht, wenn es auch ungerathen wäre, den Verf. mit Familienblatt-Größen wie Max Litt, Werner oder Heimburg in Vergleich zu setzen. Von ihnen trennt ihn noch eine ganze Welt, eine geistige und eine dichterische.

Aber offenbar ist dem Roman nicht zu gute gekommen, daß J. Geer für die Gartenlaube schrieb. Er hat ihn ja sicher nicht auf das Gartenlaubepublicum zugeschnitten, das trauen wir J., trotzdem er bei der Union angekehrt ist, noch lange nicht zu; aber er hat vielleicht den Roman in einer bestimmten Zeit schreiben müssen, hat ihn für Fortsetzungen schreiben müssen und ist vielleicht noch nicht mit ihm fertig gewesen, als die ersten Kapitel schon erschienen. Daher, denke ich mir, die Menge der Geschneiderei fast in jedem Capitel; daher die Fülle des Stoffes, der uns manchmal vorkommt, wie ein halbgebauerer Block, zu dessen sorgfältiger Herausarbeitung der Verf. keine Zeit hatte; daher Roman-

phrasen, die zwar noch über dem Durchschnitt stehen, aber doch schon Romanphrasen sind. Führt der Verf., um nur eine Kleinigkeit, aber eine beachtenswerte, zu erwähnen, nicht, daß es abgeschmackte Romanphrasen ist, wenn er eine Scene, die er aufs lebhafteste vor unsere Phantasie hingestellt hat, mit den Worten endigt: „Die sorgengebeugte Gestalt, die den verlorenen Sohn in Schmerzen segnet, ist ein erschütterndes Bild“? Schreibt auch ein Maler unter ein padendes Bild: das ist ein erschütterndes Bild? Dazu ist der ganze Roman in der Präsenzerzählung hingeschrieben mit allen Nachteilen, die diese ungewöhnliche Erzählungsart hat. Der ohne Zweifel raschen Entsehung des Romans schreiben wir auch zu, daß der Verf. technisch und was mehr belagen will, inhaltlich fast dieselben Wege geht, wie in den beiden früheren Romanen. Es sind dieselben Gegenstände und dieselben Ideale, dieselben Hemmungen und Förderungen wie früher, nur in anderer Zeit und auf anderem Boden. Dazu kommt, vielleicht auch im Zusammenhang mit der Veröffentlichung in der Gartenlaube, daß namentlich im zweiten Teil alle paar Seiten eine rührende Scene kommt. Wahrscheinlich rührend, gebe ich ohne weiteres zu, aber zu oft wiederholt. Und zudem, wenn ein Schriftsteller oder auch Dramatiker viel in Rührung macht, so ist von vornherein zu vermuten, daß etwas nicht in Ordnung ist, und daß die Rührigkeiten irgend einen psychologischen Knick verdecken. Das ist einigermaßen auch hier der Fall.

Zwei gute Romane verpflichten; wäre „Felix Rotkeß“ der erste Roman J. Geers, so würden wir mit Vergnügen feststellen, daß hier ein seltenes Talent auftritt, von dem wir mit Sicherheit Besseres zu erwarten ist. Aber das Bessere haben wir schon von ihm, und es wird sich nun zeigen, ob er noch Besseres als seinen ersten Romane schaffen wird. Andererseits kann man billigerweise auch nicht verlangen, daß ein Romanbichter lauter gleich vorzügliche Romane schreibt, und Felix Rotkeß ist jedenfalls ein guter Roman, besser als Duhende, die in den letzten Jahren erschienen sind. Vor allem versteht J. Geer unter vollem Interesse für sein Problem zu gewinnen: hier wie in den früheren der Kampf um die Heimat und in der Heimat; und das war nicht eben leicht, weil der Roman mit allem, was darin ist, seine Voraussetzung hat in den eigentümlichen, und oft fremd anmutenden staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen eines schweizerischen Cantons. Aber das ist nun auch wieder richtige Heimatkenntnis, und diesem ganz bestimmten Boden alles, Personen, Sachen, Umstände heranzuwachsen zu lassen,

und doch das allgemein Menschliche dabei, das uns in erster Linie ansieht, nicht zu vernachlässigen. Die Lösung des Problems, wie aus einem glücklichen Bauerndorf ein glückliches Arbeiterdorf wird, ist freilich recht schwierig, um nicht zu sagen naiv. Wir scheiden ohne jede Garantie, daß die Leute nun wirklich glücklich sind. Für das andere Problem aber, wie ein schweizerisches Nationalmuseum zu Stande kommt, das sich im Herzen des Feldens, des Pfarrers Felix Notwehr, mit dem ersten kreuzt, vermag der Dichter uns überhaupt nur wenig Interesse beizubringen, und damit geht auch ein Teil des Interesses an dem Felden selbst verloren.

Die Charaktere des Romans sind, abgesehen von einigen Gartenlaubhelden älterer Garnitur wie der Fabrikant und seine Frau, ganz ausgezeichnet hingestellt, sowohl Haupt- als Nebenfiguren; einzelne sind auch wirklich mit großer Sorgfalt und Liebe aus dem Hohen gemischt. An vaden- den Szenen voll quellenden Lebens ist kein Mangel und in einzelnen Schilderungen zeigt sich der Meister. Auch die Stimmung, die H. in seinen früheren Romanen geradezu wunderbar anzuschlagen und festzuhalten wußte, ist hier im ganzen glücklich über den Roman gebracht. Ganz vorzüglich ist, wie sie angeschlagen wird am Grabsteine der Königin von Ungarn, deren modernes Gegenstück die Heldin ist; diese ist freilich andererseits ein Abbild einer feinerzeit großen Aussen erregenden Bäckerin Dame in ihren Beziehungen zu dem Maler Stauffer-Vern, an dessen Stelle hier ein genialer Musiker getreten ist. Der bäuerliche Feld ist ein bäuerlicher König Lear, wie ihn nicht sobald ein zweiter Romankristall nachschaffen wird. Feiner aber wäre es gewesen, wenn H. das Uebel nicht auf der Bühne in seinen Roman gebracht und die Wendung, die doch kommen mußte, anders begründet hätte. Summa: ein Roman voll großer Vorzüge, hoch über dem Durchschnitt, aber nicht der Roman, den man von H. nach seinen zwei ersten erwartete. Möge der Verf. vor dem Schicksal bewahrt bleiben, eine Familienblatterbäumchen zu werden, nachdem er im besten Juge war, dem deutschen Roman neue Wege zu weisen.

Richard Weibrecht.

## Historische Dramen.

- ✓ Groth, Ernst Johann, *Modwita von Gaudersheim*. Dramatisches Kulturbild in 2 Aufzügen. Leipzig, 1901. Braun. (56 S. 8.) M. 0. 75; geb. M. 1. 25.
- ✓ Gräffler, Hermann, *Thüringens Sturz*. Dramatische Dichtung in 2 Teilen. Dresden, 1902. Piccon. (280 S. 8.)
- ✓ Hartmann, Hans Emil, *Wonenico*. Dichtung in fünf Akten. (93 S. 8.)
- ✓ Heil, G. A., *Feinau*. Drama in vier Aufzügen. Gbda., 1902. Gebda. 1901. (123 S. 8.)
- ✓ Dalmeyer, Friedrich, *Des Sittenmeisters Bergergrube*. Komödie in drei Akten. München, 1901. Starzmeier. (M. S. Gr. 8.) M. 2. 32 S. Gr. 8.) M. 0. 80.
- ✓ Derf., *Der Jörn Jehobach*. Tragödie in einem Akt. Gbda., 1902. (32 S. Gr. 8.) M. 0. 80.

E. J. Groth, der Verfasser der auch in diesem Blatte (vgl. Jahrg. 1900, Nr. 18, Sp. 218 fg. d. Bl. [1577 fg. d. Lit. Cbl.]) lobend gewürdigten Bilder aus dem Universitäts- und Kasernenleben (Der alte Corporal und andere Geschichten; Die drei Kanoniere und andere Geschichten) hat schon früher mit drei dramatischen Kulturbildern unter dem Sammeltitel „Deutsches Frauenleben“ debütiert, welche am heimischen Carloltheater (zu Leipzig) zur Aufführung gelangten. Seine „Modwita“ eignet sich hierzu kaum. Das Stück spielt im Nonnenkloster zu Gaudersheim im 10. Jahrh.,

zur Zeit der vielbesungenen Herzogin Sabwiga auf dem Hohentwiel. Der gelehrte Verf. schildert mit Geschick das klösterliche Leben jener Zeit, wo es noch galt, den alten heidnischen Götterglauben zu unterdrücken, er zeigt den Kampf zwischen der aesthetisch-gewaltthätigen Richtung der Welfen und der freieren, milden, wissensdurstigen der Modwita und ihrer deutschen Klosterchlosterinnen, voran der Abtissin Gerberga, Nichte Kaiser Otto des Großen, und es gelingt ihm, unsere Sympathien für seine Heldin zu erwecken. Sprache und Tendenz sind durchaus edel und gedankereich, die Charakteristik vortrefflich. Aber die Handlung ist nicht hinreichend dramatisch und zu monoton (es treten nur Nonnen auf und in kurzen, übrigens sehr gelungenen Episoden eine Heiltrune und Klosterchlosterinnen) und die lateinische Sprache ist, was ja zum zeitgemäß, so reichlich verwendet, daß sie für nicht classisch Gebildete selbst beim Lesen ein großes Hindernis sein wird, geschweige denn bei einer scenischen Darstellung. Trotzdem kann man für die Dichtung als solche nur Anerkennung empfinden und ihr ihres literarischen Wertes wegen weite Verbreitung wünschen.

„Thüringens Sturz“, eine dramatische Dichtung in zwei Teilen, hat Hermann Gräffler „der thüringischen Heimat“ gewidmet, und es ist auch ein hoher patriotischer Juge, der durch das mit wenigen Ausnahmen in tadellosem fließenden Deutsch bei gebundener, meist gereimter Sprache geschriebene Werk weht. Freilich um ausgeführt zu werden, was doch der Endzweck jeder dramatischen Dichtung sein muß, fehlt es auch diesem Werk an dramatischer Kürze und Steigerung und namentlich die Actschlüsse, die bekanntlich meist ausschlaggebend für den Erfolg sind, fallen bedenklich ab. Auch die häufigen Szenenwechsel (im 1. Teil fällt der Vorhang siebenmal, im II. gar dreizehnmal!) können auf den Fluß der Handlung und die Stimmung der Zuschauer nur störend einwirken. Dabei hängen beide Teile des Dramas so eng zusammen, daß sie nicht getrennt aufgeführt werden könnten. Selbst bei den hervorragendsten classischen Dramen sucht die moderne Regie allzuhäufigen Szenenwechsel der eindringlicheren Wirkung zu Liebe durch Zusammenziehungen und Kürzungen zu vermeiden. Zudem spielt sich der größte Teil der Handlung hinter der Scene ab, wird also nur erzählt, und wenn auch diese langathmigen epischen Perioden, die schon zahlreich sonst gelungenen historischen Dramen ein Faßco bereitet haben, manche schöne Sentenz in edlen Worten enthalten, so wirken sie doch schließlich für den Zuschauer, sogar für den Leser erwidend. — Das Stück spielt im Jahre 525 bzw. 531 nach Christus in Burgschloßungen an der Unstrut und Umgebung. Irminfried, König der Northüringer, und seine Gemahlin Amalberg, eine Nichte Theodorichs, des großen Königs der Ostgothen, sind seine Felder. Mit Hilfe Theodorichs, des Königs der ostfränkischen Franken, besiegt Irminfried seinen hinterlistigen Bruder Waberich, König der Südthüringer, welcher zugleich mit Wifino, dem jugendlichen Erben der Krone von Mittelthüringen und Verlorenen von Irminfrieds lieblicher Tochter Irmintrud, im blutigen Kampfe fällt. Irminfried vereinigt nun die drei Königreiche unter seinem Scepter als König von Thüringen. Die beiden Bundesgenossen aber trennen sich im Jörn, weil sie sich über die Teilung der Leute nicht einigen können. — Fast sechs Jahre später (II. Teil) fällt Theodorich mit seinem Halbbruder Chlothar, König der neustränkischen Franken, in Thüringen ein, um sich zu rächen und seinen Deutanteil nachträglich zu erkämpfen. Nach einem Pyrrhuszuge verbündet er sich mit den benachbarten Sachsen, vereint belagert sie Burgschloßungen, wo Irminfried den Rest seiner verbliebenen Thüringer zusammengezogen hat. Durch Verrat fällt die von den Sachsen bei Rodt überempelte Feste und geht in Flammen auf,

Jrminfried aber flüchtet zu Theodorich, mit dem er am gleichen Tage ein feierliches Bündnis gegen die Sachsen geschlossen hatte, Theodorich jedoch läßt ihn heimtücklich ermorden und fällt selbst durch Frings, des Vertrauten von Jrminfried, Schwert. Die Königin entkommt mit dem Sohne und einem Häuflein Getreuer nach dem Süden. Wie wenig Rücksicht auf die dramatische Wirkung genommen, ist u. a. daraus ersichtlich, daß der Autor die letzten Auftritte des Schlußakts des I. Teils in einer Blauderei zwischen Amalsried, dem Königssohn, und seinem Väsdien Madegund mit gegenseitigem Aufgeben und Lösen von fündlich-harmlosen Rätseln verhandelt und mit einem matten Dialog endet, ebenso daß er den II. Teil mit einer Art Epilog, einem rückblickenden Monolog des Botanpriesters Gotmann schließt. Hier, wo der dramatische Zweckpunkt erreicht sein sollte, müßte der etwa gerührte Zuschauer etwas wie eine kalte Dusche empfinden! Die Charakterzeichnung kann, abgesehen von einigen epischenhaften Figuren, durchaus gerühmt werden, wie auch der Gesamteinbruch, den diese Dichtung hinterläßt, trotz der nicht zu verschweigenden Schwächen ein würdiger ist. Wenn der talentvolle Verfasser vorstehende wohlgemeinte Rinde beherzigt, wird sein nächstes Drama gewiß lebensfähiger ausfallen.

Wer die herrliche Lagenstadt Venedig und ihre interessante Geschichte im Quattrocento und Cinquecento kennt und das stattliche Personenverzeichnis von Hartmanns „Moncenigo“ liest, darunter den Dogen Francesco Foscarei, die drei Staatsinquisitoren (den „Mat der Drei“) und Oberhaupt und Mitglieder vom „Mat der Jehn“, wird unwillkürlich mit großem Interesse an die Dichterin dieser Dichtung in fünf Akten (eigentlich sechs Aufzügen) gehen. Aber welche Enttäuschung! Schon die in vielfach holperige Jamben unnatürlich und oft unsöndig, ja direct incorrect hineingezwängte Sprache mit gasellos unerlaubten Apostrophierungen stört und man bedauert, daß der Autor den an sich schönen Stoff nicht lieber in guter Prosa gab. Aber auch die Handlung ist weder sondersich geistigt erfunden, noch gut durchgeführt und baut sich auf ganz unwahrscheinlichen Zufälligkeiten auf. Graf Moncenigo muß von Venedig fliehen und seine ihm erst vor kurzem angetraute Gemahlin Kassandra verlassen, weil er auf seinen Rivalen Foscarei schöß, der Kassandra verlobt haben sollte und ihm aus der vor vielen Jahren erfolgten Flucht seines zum Tode verurteilten und seitdem verschollenen viel älteren Bruders Leone einen ehverlebenden Vormuth gemacht hatte. Moncenigo flüchtet nach Verona, damals bekanntlich schon venezianisch, in ein Kloster, dessen Prior zufälligerweise eben sein Bruder Leone ist. Erst nach zwei Monaten (!) führt ein anderer Zufall die gegenseitige Erkennung der beiden Brüder herbei. Inzwischen ist Foscarei, der ganz unverletzt geblieben war, Doge geworden; er erfährt Moncenigos Versteck, wohin Kassandra nachgeholt war, und läßt den zum Tode Verurteilten, als er weiterrückten will, verhaften und nach Venedig zurückzuführen. Bei Nacht und Nebel landet der Besangene, zufällig kommt Foscarei dazu, Moncenigo bringt während auf ihn ein, wird aber von jenem tödlich verwundet. Sein vermeintlicher Leichnam wird nach Verona gebracht und dort im Kloster aufgebahrt, da erwacht er nochmals für Minuten zum Leben, Kassandra, jetzt geistig ungemindert, kommt, sieht den nun thatsächlich Toten und vergißt sich, Foscarei erkundet, und die Tragödie schließt mit seiner Verweisung über Klausuraus Tod. — Moncenigo und seine Gattin sind gut charakterisiert, aber der Autor hat die wahren Verhältnisse für ihre Tragik nicht gefunden; so lassen sie fall. Viel Epischenwerth, welches teils ganz lose, teils gar nicht mit der Handlung zusammenhängt, könnte besser gestrichen werden. Die epischen und

lyrischen Stellen, die gelobt werden könnten, sind der dramatischen Entfaltung hinderlich. So läßt sich also von diesem Drama leider nicht viel Gutes sagen, obgleich die Absicht fern liegt, den Autor zu entmuthigen, der, offenbar nicht ohne Talent, in dieser seiner Dichtung das höchste Ideal erstrebt. Wahrscheinlich aber würde er auf dem Gebiet der erzählenden Prosa leichter den Vorber erbringen.

„Grinna“ von G. F. Heil macht den Eindruck des Erstlingswertes eines von classischen Idealen erfüllten Poeten. Das stattliche Personenverzeichnis mit Sappho, Grinna zc., die Durchführung in meist fünfjähligen Jamben, die reiche Ausstattung des Buchs lassen mehr von ihm erwarten, als es leistet. Die Handlung an sich ist dürftig und unwahrscheinlich, Verse und Sprache sind häufig recht mangelhaft. Grinna, Sapphos talentvollste Schülerin, flieht aus dem Elternhaus auf Lesbos, weil sie mit Glaucos, dem höchsten Athener, den sie noch nie gesehen, vermaählt werden soll. Nach allerlei Abenteuer in einlamer Sibidus verirrt, wird die Sterbekranke von Glaucos aufgefunden und gekürt. Sofort entbrennt in beider Brust die Liebe. Der grauliche Dichter läßt beide im Unklaren über ihre Persönlichkeit, die arme Grinna muß dahin hinsiehen in Sehnacht nach dem unbekanntem Geliebten (ber ihr doch zum Gemahl bestimmt war!). Als Glaucos endlich kommt, haucht sie beglückt in seinen Armen ihre jungfräuliche Seele aus. — Immerhin ist viel reine Poesie und mander schöne Ausdruck in diesem Drama und die arme Grinna ist liebevoll geschildert. So darf man von diesem Autor wohl noch Gutes erwarten.

Von Friedrich Dalmeyer, dem lituanischen Schriftsteller, dessen „Novellen und Skizzen“, dessen Trauerspiel „Der Arbeiteralter“ und dessen Tragödie „Einiger für alle“ (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 4, Sp. 53 d. Bl.) anerkannter Ermahnung fanden, liegen zwei neue Dichtungen vor. Seiner Komödie „Des Sittenmeisters Kergernisse“ können wir trotz gelungener Behandlung des Dialogs in Schaferspeers Art doch keinen großen literarischen Wert beimessehn. Fabel und Charakteristik sind schwach und vermögen wenig Interesse zu erwecken. Das Stück spielt im alten Rom zur Zeit des allmächtigen Censors Cato Major, der hier zu einer tomiischen Figur wird. Die Admirenten erheben sich gegen das in Zeiten der Not erlassene sogenannte Dypische Gesetz, welches ihnen allen Luxus verbott, u. a. mehr als ein Lot an goldenem Schmuck zu tragen, ihre Kleider mit Purpur zu verbrämen, in eleganten Wagen auszufahren. Trotz Catos Einspruch fällt das Gesetz. Der strenge Sittenrichter heiratet dann, um sich aus den Fesseln seiner Ragg zu retten, die junge Tochter seines Schreibers — ganz unvermuthet, wie es überhaupt in dieser Komödie an strenger logischer Durchführung und dramatischer Steigerung fehlt, ein Mangel, der durch mögliches Wortgeplänkel (der gerümpfte Ablige Maenius ist stott charakterisirt) nicht verwickelt wird.

Obgleich nicht historisch, möge hier die des alten Autors Tragödie „Der Jörn Jehovahs“ erwähnt werden, welcher ein gewisser dramatischer Schwung nicht abzupredien ist und die schon deshalb einiges Interesse beanprucht, weil sie in Petersburg spielt und auf specifisch russischen Zuständen fußt, sich also in der eigentlichen Domäne des Autors bewegt. Die junge Frau des orthodox-jüdischen Bankiers Schalmanski geht mit dem Fürsten Kureffi, ihrer Jugendliebe, durch und läßt sich mit ihren beiden Kindern taufen, um von Schalmanski loszukommen und Kureffi heiraten zu können. Um dies zu verhindern, läßt sich Schalmanski ebenfalls alsobald taufen. Gleich nachher ererit ihn, der sich entschuldig ausgeragt hatte, der Tod — „der Jörn Jehovahs“. Für eine kurze Viertelstunde, solange etwa wird der Gmacter spielen, ist hier viel zu viel Handlung zusammengedrängt.

der Stoff hätte wohl für ein abendfüllendes Stück ausgereicht. So konnte der Autor, dem übrigens dramatisches Talent nicht abzusprechen ist, nur eine skizzenhafte Charakterzeichnung liefern und auch die Fabel erscheint nicht hinreichend glaubhaft.

Wenn jedoch leider keines der vorstehend besprochenen Werke rüchellos zu loben war, so enthält doch jedes mehr oder weniger Gutes, und von den Verfassern, welche wohl alle noch Neulinge auf den Brettern sind, darf bei Berücksichtigung der wohlgemeinten Ausstellungen Brauchbares erhofft werden. Namentlich das historische Drama erfordert strenges Hervorheben aller dramatischen Momente, eine wohlberednete Steigerung, eine folgerichtige Schürzung und rechtzeitige Lösung des Knotens, endlich Vermeidung langer Erzählungen von Geschehnissen hinter der Bühne, eine Klippe, woran die meisten scheitern.

Ernst Söckhardt.

## Lyrik.

### I.

**Jacobowski, Ludwig, Ausklang.** Neue Gedichte aus dem Nachlasse. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i. W., 1901. Bruns. (VIII, 208 S. 8.) M. 2, 50; geb. M. 3, 25.

**Donath, Adolf, Mensch und Liebe.** Neue Gedichte. Berlin, 1901. Hofmann & Co. (61 S. 8.) M. 2.

**Wähgen, Victor, Gedichte.** Neue, vermehrte Auflage. Berlin, 1901. Grote'sche Verlagbuchh. (214 S. 8.) M. 3; geb. M. 4.

**Heisler, Max, Traum und Schöpfung.** Eine Menschwerdung. Dresden u. Leipzig, 1901. Pierzen. 7. austr. u. 102 S. 8.) M. 2; geb. M. 3.

Mit Ludwig Jacobowski ist vor über Jahresfrist ein Dichter dahingegangen, dem man wohl eine echte Anerkennung gegönnt hätte als die, die ihm seitens guter Freunde während seiner letzten Lebensjahre zu teil geworden ist. Ich habe Jacobowski niemals für einen originellen Künstler, noch viel weniger für eine bedeutende Persönlichkeit gehalten. Auch ist es ihm meines Erachtens nie gelungen, den Ton des von ihm so geliebten deutschen Liedes zu treffen. Selbst seine so sehr gerühmte Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist, enthält für mich kaum ein Gedicht, das unmittelbar, suggestiv beim ersten Lesen wirkt und dann ununterbrochen nachwirkt. Es Naturempfinden war nicht tief, es fehlte dem Dichter von vorne herein der Sinn für bildliche Wirkung, für poetische Anschaulichkeit und Prägnanz. Ich muß es zugeben, daß er nach Einfachheit strebte. Aber ich muß es offen bekennen, daß es ihm auch gerade an der rechten poetischen, d. h. prägnanten Einfachheit (sie ist ja das Höchste!) ganz und gar fehlte. Wie die Wirkung von Seele zu Seele. Auch in dieser Beziehung ließ mich das Buch „Leuchtende Tage“ fast. Um so mehr überraschte es mich, daß gerade diese Wirkung von den meisten Gedichten seines Nachlasses ausgeht. Das Buch „Ausklang“ läßt mich erst den Dichter vermissen. Warum hat er uns dieses tief innige Empfinden bisher verhehlt? . . . Man muß diese stillen Gedichte mit ihrem innigen und feinen Empfinden in einer stillen Stunde lesen. Wir kam diese Stunde und sie wurde mir zu einer Nachachtsstunde. Hier erst offenbart sich der Mensch mit allem Menschlichen, mit seiner schweren, kämpferischen Vergangenheit, mit seinem Erleben, in den Enttäuschungen, die er erlitt, mit aller tiefen Sehnst nach Liebe, Verständnis, Glück, mit aller tiefen Melancholie, die ihm einzig blieb. Und welcher Wohlklang klingt und flutet in den Zeilen, die wie verklärte Darfentöne in uns nachschwingen, daß man das Auge schließt, um ihnen ganz die Seele zu öffnen!

Welche edle Einfachheit und Bildlichkeit der Sprache! Eine tiefe Rehmüt beschleicht uns nun, daß wir ihn für immer verloren haben. Dr. Rudolf Steiner, ein Freund des Verstorbenen, hat das Buch herausgegeben und mit einem liebevoll und doch maßvoll gehaltenen Vorwort, das die menschliche und dichterische Entwicklung des Künstlers schildert, versehen.

Gelegentlich einer Besprechung des ersten Gedichtbuchs „Tage und Nächte“ von Adolf Donath sagte ich mein Urteil so zusammen: „Donath folgt den Wortklängen, den Reimen allzu willig, man sucht oft vergebens nach Sinn und Inhalt. Allerdings haben wiederum viele dieser weichen und zarten Verse eine so wunderliebliche Melodie, daß man, den Klängen lauschend, verzückt, nach Sinn und Empfindungsinhalt zu suchen.“ In dieser Beziehung zeigt D. das zweite Buch: „Mensch und Liebe“ größere Reife. Man findet in ihm Verse von bezauberndem Wohlklang, in denen auch ein tiefes artiges Empfinden lebt. D. ist Jude. Es liegt etwas von Ghetto Stimmung über dem Buche, eine eigenartige Tämmerung, aus der teile Harfen tone emporklingen, Klagen einer Seele, welche die Leiden ihres Volkes, Vergangenheit und Leben nicht vergehen, nicht überwinden kann. Aus dem gedankenvollen Cyllus: „Der Dichter-Philosoph“ möchte ich ein par Verse dieses kraftlosen, aber nicht unbegabten Melodienpflügers zitieren:

Ein Leben, das in klagen Drang  
Der Innenwelt so unendlich scheint,  
Und das im vollen Glockentanz  
Der Hebel (?) um die Menschen weint.

Wir war's wie einem Lebenden,  
Den seine heilige Seelendust frägt,  
Wie einem sich Verfassenden,  
Der unablässig sich klagt.

Als ich die Tage Sonnenrot  
Nur seiner Eindr. flammennmal,  
Als brähe der großer Tod  
Alein die ungeschilte Qual.

Victor Wähgen ist mir immer als einer der begabtesten Lyriker der älteren Generation erschienen. Seine in einer vermehrten Ausgabe erschienenen „Gedichte“ geben mir Recht. Diese Gedichte wollen nicht durch Originalität, sondern durch Empfindung wirken. Wägen die Modernen in Folge ihrer feineren künstlerischen Mittel unmittelbarer und in Folge ihrer prägnanteren Sprache plastischer und anschaulicher wirken, sie versagen auch eben so oft, wenn man ihre Gedichte auf den Empfindungs- und Persönlichkeitsgehalt hin näher prüft. Wähgens Gedichte sind allzu reflektionärer Art; aber ein besonderes, persönliches Empfinden und Erleben kommt in ihnen doch kräftig zum Ausdruck und erhebt sie über die gewöhnliche Epigonenpoesie. Hervorzuheben sind die Liebesgedichte in den Gyllen: „Von Liebe“, „Vaise“, „Cläre“, welche schlicht und innig wie Tagebuchblätter wirken und in ihren Hauptstücken, in denen eine Lebenswendung geschildert wird, von ergreifender Tiefe der Empfindung und Phantasie sind. Conventieller ist die Poesie in den Gyllen „Jahresleben“. Eigenartig sind hier meistens nur die freien Rhythmen, so auch die Schlusschapobie: „Väth“.

Nachdrücklich möchte ich auf zwei jüngste Talente: Max Heisler und René Schilde hinweisen. Beide versprechen viel. Vorläufig stürmen sie noch im Jugendranke dahin. Aber dieses wilde, nach allen Sternen greifende Dahinstürmen ist erstens, wenn es echter dichterischer Begeisterung und ureigenem Drange entspringt. Letzteres scheint mir nun bei beiden Dichtern der Fall zu sein. Auch echte Originalität wird zur Manier und Unmanier. Wo wir echte Begabung und Begeisterung wahrnehmen, müssen wir einiges



übersetzen und am besten gereden und abwarten, gehen lassen, damit sich jeder selbst zum rechten Wege finde. Rag Feischer ringt in seinem Buche „Traum und Schöpfung“ nach jenem unmittelbar wirkenden Ausdruck, der uns ganz die Seele des Künstlers und Dichtersphilosophen enthüllen soll. Er schießt nach Rombert und anderen hinüber und, da seine Phantasie nicht krankhaft und noch ungenügend ist, wirkt er lächerlich, wenn er sich schwächlich greifenhaft gebildet. Wohl ist F. keine und zu sich hinreichende Persönlichkeit, er ist bei aller sich sonderbar gebenden Wildheit seinen eigentümlichen Stürmen und Drängen, er ist vielmehr in seinen originellsten Poesien ein vornehmener Träumer, ein Dichter, welcher die feinen Beziehungen zwischen Seele und Natur, zwischen Wort und Sinn bisweilen zu entdecken weiß. Er ist in seinen besten Gedichten nicht nur ein inniger Symboliker, sondern auch ein Vertrauter der Natur, er giebt in ihnen deutliche Empfindung, intuitiv gewonnene Prägnanz, Einfachheit und Tiefe. Solche Gedichte bürgen uns dafür, daß F. ein hoffnungsvolles Talent ist. Ein Gedicht dieser Art ist:

#### Walbeinsamkeit.

Und während sie über mein Leben breiten,  
Eaß ich im Baum als Einzigelein  
Und während sie mich im Fegfeuer breiten  
Epielte ich lachend im Sonnenchein.

Die Dämmerung kam  
Und brachte mit Träume.  
Es rauschten die Däume  
Gur wunderbar.

Und glänzen ragte  
Ein merkerd Dampf.  
Ein Fröschlein quakte  
Tief im Sumpf.  
Dann wurde es Nacht.  
Alle Stimmen schwiegen.  
Die Sterne sind lachend  
Herausgestiegen.

Auf S. 41 f. d. 8. Buch werde ich in der nächsten Nummer d. B. eingehen.

Hans Benzmann.

## Italienische Literatur.

I.

Mohr, Arnaldo de. *La testa di Gesù*. Turin, 1901. Roax u. Viarengo. (314 S. 8.) L. 2.

Die Veröffentlichungen aus italienischer Feder im Jahre 1901 haben einen beträchtlichen Rückgang erlitten; beziehen sich dieselben im Jahre 1899 noch auf 10 000 Nummern, so giebt das Bollettino delle Pubblicazioni italiane für das verfloßene Jahr nur 6000 an. Meine Bedenken, daß eine inehiaste vielleicht ganz angebracht wäre, um zu sehen, ob auch alle Erscheinungen richtig angezeigt, wurde von Fachleuten mit dem Bemerkens beifolgt, daß der Büchermarkt auch in anderen Ländern augenblicklich sehr darnieder läge. So kann ich also Betrachtungen mit ersparen und lasse die Zahlen für sich reden mit den gerade nur notwendigsten kurzen Notizen zum besseren Verständnis derselben.

So finden wir, daß Theologie und Philosophie sriedlich nebeneinander traben; jede hat es auf 100 Bände gebracht, um sich vor ihrem gegenseitigen Nutzen zu überzeugen, ebenso beden sich die religiösen Erbauungsschriften und die der Pädagogik, Erziehungschriften und Schulbücher erreichen die Zahl 500, während die Rubrik Erdkunde mit ihren 800 Nummern ein Weniger ist. Sie besteht, Uebersetzungen ausgenommen, aus ein paar Abhandlungen über Aethiopien und Albanien und, wenn es hoch kommt, Argentinien und Brasilien; denn am Ende eine illustrierte Weltbeschreibung à 10 Flémig das Best, die Bekanntmachungen des italienischen Alpenclubs,

oder Reisenotizen, wie drei Monate jenseits der Alpen, kommt hier nicht in Betracht. Ebensovienig Berichte in Zeitungen und Revuen. Sehen wir die Rubrik genau an, so finden sich in erster Linie historische, archäologische, numismatische Notizen, Memoiren, Mitteilungen (der Italiener sagt kurzweg Saggio) über alles Mögliche und Unmögliche, dem heimatischen Boden Entstammtes, von Zebemann geschrieben, seltener von Fachleuten, und dann natürlich die Werke über vaterländische Geschichte. Hervorragend darunter: Das sechs Bände umfassende Opus über den „Saeco di Roma im Jahre 1527, von welchem der erste, von Orano herausgegeben; I Ricordi di Marcello Albertini erschien; das „Leben der ersten Königin von Italien“ von D. Roug, Riprandi, Mailand; Storia d'Italia von L. Cap-pelletti, 2 Bände. Ferrero, Grandezza e Decadenza di Roma, 4 Bände.

Die literarischen und philosophischen Studien sind mit 500 Nummern vertreten, von denen ca. 10 Prozent auf Dante-sforschungen fallen. Eine neue Ausgabe der Göttlichen Komödie bringen Minari u. Co. in Florenz mit zahlreichen Handzeichnungen moderner italienischer Künstler. Eine neue Publication ist die der Società filologica Romana, welche unverständliche romanische Texte bringen wird. Das erste Heft mit dem Libro dello tre Scritture von Bouvesin da Riva liegt auf.

Bei den schönen Künsten wären zu erwähnen: N. Venturi: Storia dell' Arte Italiana. Der bis jetzt erschienene Band bringt: Von den Anfängen der christlichen Kunst bis zum Zeitalter Kaiser Justinianus. Das wichtigste Werk von Nivoira: Origine dell' Architettura Lombarda, I. Band. Menasci: Gli Angeli nell' Arte. Il tacuino Senese di G. da San Gallo. — Die Poesie hat nichts von ihrer Produktionskraft verloren, ebenso die Musik. Ich zähle von ersterer 250 neue Veröffentlichungen, meistens Eintagsfliegen, aber die gesammelte Ausgabe von Garbucci „Poesie 1850—1900“ bei Zanichelli in Bologna erschien, ist eine sehr willkommene Gabe. — Musik, 400 Nummern, besteht aus Cratorien, Opern bis zu Tänzen und Gesangstücken. — Die Romanerzählungen haben in dem letzten halben Jahre überraschend nachgelassen. Wenn von den 300 Nummern noch 100 abgehen, weil ausländische, so wird man sich sagen, daß das Publikum sich mit Zeitungs- und Monatsheftenkreisläufige genügend nährt. Fast zwei Jahre hat der Name Sienkiewicz den italienischen Markt beherrscht mit allem, was er nur je publiziert. Sein Quo vadis liegt in den verschiedensten Auflagen vor. Von Deutschen finde ich nur Nordau, Heyse, Sudermann, Gstein, Ebner-Eschenbach, Hüß Schubin, Berner und Marzilli! Da in jedem Südländer ein geborener Advocat steht, so sind 360 Nummern für Jurisprudenz nicht viel, wels gleiche Anzahl auch die socialen und ökonomischen Fragen combandieren.

Größere Regiamkeit macht sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften jeder Art geltend, besonders aber der Medicin, allein 500 aus 700. — Daran schließen sich Handel und Ackerbau 400 und die technische Ingenieurkunst im Dienste der Eisenbahnen und Telegraphen, Meer und Marine (230). Betreffs Zeitchriften im allgemeinen verweise ich auf meine Betrachtung (vgl. Jahrg. 1900, Nr. 2, Sp. 24 d. Bl.), da in diesem Fach nichts von Bedeutung hinzuzufügen ist.

Nach diesem Uebersicht werde ich mich zur Besprechung der vorliegenden Bücher.

Die kleine Novelle von de Mohr „Der Christuskopf“ ist eine flott erzählte ländliche Idylle, die beim Leser einen munteren Eindruck hinterläßt. Dasselbe ist von einer anderen „Der Kampf um die Nacht“, einer ländlichen Wahlschlacht, zu sagen. Der Verf. zeigt in beiden ein hübsches Talent,

auf anspruchlose Weise zu unterhalten. Weit höher steht aber die dritte, »Ultima linea romae« betitelt. Hier hat er es verstanden, einem alten Thema ganz neues Blut einzuföhren. Mutter Natur hat in dem Normalmenschen für ihre Zwecke die materiellen und idealen Bestandteile dessen, was wir Liebe nennen, so richtig verteilt, daß ein Abweichen nach der einen oder anderen Seite immer eine Strafe nach sich zieht. Ein Beispiel dafür ist Marcello. Hat er in seinen Uebergangsjahren vom Jüngling zum Mannesalter die Liebe als ein notwendiges Uebel, welche, um sich bittere Seelenerfahrungen zu ersparen, ein vernünftiger Mensch nur von der sinnlichen Seite auffassen müsse, in seinen medizinischen Vorträgen gepredigt, so entspringt diese seine Lehre eigentlich nur dem Bedürfnis, seine ideale Auffassung derselben mit Gewalt zu unterdrücken. Jedoch der Anblick der schönen Witwe Fulvia und ihre Beigerung, ihn zu heiraten, bringt diesen Idealismus zu höchster Wüste. Er träumt von einem Seelenanstausch, und hat ein Mann diese feste Idee, wie sollte da eine feinfühlende Frau sich nicht zu einem solchen Gedanken bekehren lassen. Die sehr scheinbare Fulvia jedoch, die an einem dreißigjährigen Mann dieses Glaubensbekenntnis sehr komisch findet, wittert dahinter nur eine neue Art von Verführung. Scheinbar wird sie auf seine Gedanken eingehen, ihn aber so entlassen, bis er seine wahren Absichten zu erkennen gegeben hat, und ihm dann zeigen, daß er nicht besser sei als irgend ein anderer, der es nur darauf anlege, eine neue Erwerbung zu verzeichnen. Doch, obgleich sie dieses Spiel erst interessiert, wird sie desselben auf die Dauer überdrüssig und reißt kurz entschlossen heimlich ab. Der arme Marcello bleibt verzeiwelt zurück. Nach einigen Jahren finden wir ihn wieder an demselben Orte, wo er seinen Liebesstramm geträumt, als fieschen, müden Mann. Eine schredene Krankheit läßt ihn den nahen Tod voraussehen. Ist Fulvia ist aber in dieser Zeit eine Veränderung vorgegangen. Das nichtsagende Wellleben löst sie ab und sie erinnert sich des Mannes, der sie angebetet. Die schlechte Behandlung, die sie ihm angethan, geht ihr immer mehr zu Herzen; sie bedauert ihn, sie liebt ihn. Solche Worte, wie die seinen der reinsten Liebe, hat sie nie wieder gehört. So sucht sie ihn auf. Ihre Nähe giebt ihm für einige Zeit neues Leben und das unterdrohene Jodill wird fortgesetzt. Begierig lernt sie seine Definition der Liebe. Aber ihm wird klar, daß im Angesicht des Todes seine Wünsche eine andere Richtung nehmen. Was soll ihm jetzt noch ihre Seele; nach dem süßen Leib schmachtet er. Und so kommt, was Fulvia unter ganz anderen Umständen hätte hören wollen, dieses Geständnis bei dem Sterben heraus. Vor dem sich selbst entlarvenden Feuchter, denn so muß sie ihn auffassen, dessen ganzes Leben ihr gegenüber nur Komodie gewesen ist, sieht sie jetzt mit Abscheu auf immer.

Federico Brunawiek.

**Zeitschriften.**

The Athenaeum. Nr. 3875/74.

Cont.: (3874.) Letters on life. — The book of the wise. — Records of St. Martin-in-the-fields. — A new view of Ireland. — Early civilization in the new world. — Theology. — English history. — The Colleen Donn; »chronicles of the Borgia's«; Aubrey de Vere. — The conference of public-school scholars masters; Welsh words for colour. — Lady Dike on French furniture; Six landscape painters at the Dudley gallery; Donatello; the O. W. Paper. — Godowsky's recital. — Drama: »After all«. — (3875.) Bryce's studies in history and jurisprudence. — Autobiography of Sir Harry Sullivan. — Travelling in Finland. — The diamond necklace. — Krasinski and Henry Reeve. — Two books on evolution. — Sports and pastimes.

— The Spectator in Gypsy Dell; Amelia Ann Everard Chesson; »Napoleons letters to Josephine«; the Jagard press; Prof. A. B. Davidson. — Water-tube boilers; the universities and modern painting of the nineteenth century; Tuscan artists; great epochs in art; pictures at Looke park; royal institution of Cornwall; old masters at Burlington house; French furniture; old masters at Carfax's gallery. — Gossip's etc.

**Die Kultur.** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Prog. v. d. Oesterreichischen Leo-Verlagsanst. 3. Jdrg. 3. Hft.

Inh.: 3. Hft., der Katholizismus und das 30. Jahrhundert. — A. v. Wrbib, die neue deutsche Rechtschreibung. — J. Hrt. von Pfeiffer, Gelehrte und Erinnerung. 2. — M. v. Kralitz, alt-nordische Dichtung (Schl.). — S. Grimmler, Die Millmanns 25jährige Thätigkeit am Vagr Böhagessigen Universitätsseminar.

**Deutsche Monatschrift** für das gesamte Leben der Gegenwart. Prog. von Jul. Kobnerdt. 1. Jdrg. 4/5. Hft.

Inh.: (4/5.) Wihl. Jensen, der Tag von Etzlaub. Ein Bild aus der Sanjezeit. (Schl.). — (4.) Fr. Grieb, China im Geiden des Fortschrittes. — W. B. Weber, die gemeinamen Jagd im Weltleben. (Schl.). — J. Kienbar, Verfallszeit und Kultur. — Frz. C. v. Dölp, Ruffen, Jollari und Reichssteuerreform. — S. Peters, die Weltstellung Englands. — W. v. Raffson, deutsches Land und polnische Aut. — G. v. Bismann, meine Kämpfe in Ostafrika. 3. — Rumbold. — C. Hinge, Weltgeschichte und Weltpolitik. — S. Rumbold, die moderne Umwidmung unserer ästhetischen Anschauungen. — Marius, die moderne Umwidmung der Kriegesstellen. — S. Glicpmann, unser Vorkamer. — A. E. Schmidt, das größte Deutschland und die innere Welt. — E. Wards, Neues von Wisemanns Werkstoff. — G. Gurtitz, zur Heidelberger Schloßfrage. — P. Fejfen, die Anabenhandarbeit. — Rumbold. — W. v. Radefitz-Wahnig, ein Vergleich mit einem Vorbemerkung. — P. Heyd, die neuen elektrischen Schmelzöfenanlagen.

**Oesterreichische Monatschrift für den Orient.** Red. von R. Kochler. 28. Jdrg. Nr. 1.

Inh.: Die äthiopischen Vertragsabgaben im Jahre 1900. — Der Handel von Suay. — Die wirtschaftliche Lage von Porto-Selen. — Die Bagdadbahn. — Zur trinitolischen Frage. — Die Amerikaner auf Tabil.

**Webermann's Anst., deutsche Monatshefte.** Red.: Ad. Clafer. 46. Jdrg. Februar. 645.

Inh.: Wihl. Jensen, auf Sand und Mond. I. — R. Schornsted, das Nord. — Otto Hauser, Grenzwand von Leben. — G. von Beaulieu, das Germanenhaus. — A. Brunemann, die moderne französische Bildhauerkunst. — Raede Schirnsacker, Franz reichs Bevölkerungsfragen. — Fritz Gyllenber, aus dem letzten Jahrhundert norddeutscher Schauspielkunst. (Schl.). — Joh. Müller, die Lebenskraft und ihre Geschichte.

**Die Schweiz.** Red.: Karl Bührer. 6. Jdrg. 1. Hft.

Inh.: Ernst Zahn, die Ghrabscheider. Novelle. — Daub. Bede, Märd von Muden. Ueberl. v. Dr. Wih. Gekler. — G. Jeanjavre, im Brüdergchen. — A. Décar Bliz, ein Brudergchen. — Fr. Bollinger, Von dem höchsten Tag zu Abend. — Aug. Kellerhahn, Rieten und Recht. — E. W. Wäfer, Gedicht »Schöne Waldheimen«. — Emil Wallon, eine Bärenjagd.

**Monatsblätter für deutsche Literatur.** Prog. von Albert W. Arneth. 6. Jdrg. 3. Hft.

Inh.: Gedichte. — A. Schröder, Franz Grillparzer als dramatischer Dichter. — A. J. Kraufe, Carl Dujse als Dichter und Erzähler. — Frida Schanz, ein verschollener Dichter. (Schl.). Gedichte. — Hans Gabelsch, über die dramatischen Bearbeitungen der Sage von Don Juan.

**Das literarische Echo.** Progbr.: Josef Gillingner. 4. Jdrg. Nr. 8.

Inh.: Rud. Kolba, Wiener Literatur. — Hans Wetzig, J. J. David. — J. J. David, im Spiegel. — G. Hoffmann, das ästhetische Schrifttum. — Ad. Hauffen, Franz Brösner. — Rud. Harß, Augenerndes Brief. — Hans Gillingner, österreichische Dichterskizzen.

**Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft.** Beilage des Hamburgischen Correspondenten. Red.: J. Ellard. 1902. Nr. 2.

Inh.: Eugen Wolff, ein neues Originalbild von Heinrich v. Kleist.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 5.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Herr Dr. Ed. Barnde. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig,  
Königsplatz 16.

Erscheint zweimal monatlich.

← 1. März 1902. →

Preis jährlich 6 Mark.

D'Annunzio, G., Die rote Stadt. (70.)  
Eidson, W., Die tolle Unterwelt. (66.)  
Fitzroy, S., Hinkel. (75.)  
Grab, W., Die Oberbeck's Mädchen. (65.)  
Haber, R., Vögel! (74.)

Reyle, R., Frauen unter Wägen. (68.)  
Rohde, C., Liebe. (66.)  
Scheidt, W., Sommeridylle. (73.)  
Steinle, M., Schrotkorn. (75.)  
Schnitzler, M., Lehmbau. (69.)

Grascher, G., Gellering. (68.)  
Hermann, G., Ich lebe das Leben. (71.)  
Zur Mühlen, W.,  
Stidil, W., Sinica. (67.)

Alle Bücherempfehlungen erwidern wir unter der Adresse d. Bl. (Königsplatz 16), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur solche Briefe können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegt haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen des Herrn Verlegers anzugeben.

## Frauenromane.

Grab, W., Die Oberbeck's Mädchen. Roman. 2 Bde. Berlin, 1902. Jantke. (310 u. 276 S. 8.) 8; geb. 10.

Wittich, W., Sinica. Eine moderne Hundstagsphantasie. Humoristischer Roman. Dresden u. Leipzig, 1901. Reipzig. (221 S. 8.) 3; geb. 4.

Reyle, R., Frauen unter Wägen. Roman. Leipzig, 1901. Rf. (356 S. 8.) 5.

Eidson, W., Die tolle Unterwelt. Roman. Dresden u. Leipzig, 1901. Jantke. (299 S. 8.) 3.

Schroeder, G., Falkenflug. Roman. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, 1901. Jantke. (184 u. 209 S. 8.) 5.

Wahle, E., Liebe. Roman. (Erdmann's Miniaturlibrotel. Nr. 64.) Leipzig, o. J. Müller-Ramm. (119 S. 8.) 1.

Von den hier vorliegenden sechs Frauenromanen sind eigentlich nur die beiden ersten einer ernsthaften literarischen Kritik wert, die anderen sind höchstens charakteristische Zeugnisse für die unselbige Schreibweise, jene literarische Krankheit, für die nach dem Befund fundiger Diagnostiker besonders das schwächere Geschlecht stark disponiert ist. Ein bischen schreibselbig ist ja auch die unter dem Schriftstelleramen Max Grab sich verborgene Mannheimer Dame. Das äußert sich in einer ins Breite und Nebenwichtige sich verleitenden Art zu erzählen, in dem Auskramen von Tagesbüchern und Briefen und in der Ueberladung des Romans mit Reflexion und Erörterung. Die Unfähigkeit zu straffer Composition soll ja auch in der weiblichen Natur begründet liegen, jedenfalls giebt es da glänzende Ausnahmen von der Regel (sich erinnere nur an Marie von Ebner); die Mängel der „Oberbeck's Mädchen“ in dieser Hinsicht haben ihre besondere Ursache. Der Roman will die Entwicklung einer fein organisierten Frauennatur aus der Enge und Befränktheit ländlicher Verhältnisse zu freier Selbstbestimmung darstellen. Es ist ja von vornherein unwahrscheinlich, daß diese zarte, offenbar sehr empfindsame Marion Oberbeck von der Verfasserin gestellten Aufgabe gerecht werden kann. Sinn für Ästhetik, Kunst und Schönheit reicht zu ihr, eine robuste Natur erfordert deren Ueberwindung der „herkömmlichen Moral“ nicht aus. Aber Marion muß nach dem in sie gelegten Drange nach Kunst und Freiheit, Sonne und Höhenluft dennoch folgen. Natürlich geht der Weg nach Berlin, wo ja ein modernes Weib die weitesten Möglichkeiten hat, sich nach allen Richtungen „auszuleben“. Die Bahn zu sittlicher und geistiger Selbständigkeit ist offen,

und die siebische Maria lernt sie beschreiten. Gest der Weg auch durch allerlei Nöte und Leiden, Klümmernisse und Demütigungen, die Liebe hält die junge Heldin aufrecht. Ihr Verlobter, ein junger Arzt, muß es sich immer wieder verlagern, seine Braut heimzuführen: ein reicher Oheim stirbt für ihn „umsonst“, da dessen bitterböse Witwe den Neffen um sein Erbe bringt; eine wiederholt angebotene Oberarztstelle kann der talentvolle Arzt trotz der Protection seines Onnners, eines hochangesehenen Professors der Medicin, ohne Caution nicht erlangen. Um die nötige Summe zu erlangen, muß die Braut unglückliche Schritte thun: sie bemäht sich vor ihrem egoistischen Schwager, einem Pfarrer, obwohl ihr Geliebter schon verlobt an dessen Thür angeklopft und obwohl eine Eröffnung an ihre vertraute Freundin viel eher den gewünschten Erfolg herbeiführen würde. Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit! Zu verzweifeltten Schritten ist die Arme aber schon deswegen gezwungen, weil sie ihrem Bräutigam gegenüber folgeschweren Gebrauch von dem „Recht individueller Selbstbestimmung“ in Liebesdingen gemacht hat. Doch da die Lot am höchsten, bringt des Doctors Jugendfreund, Graf Fohrenwertha, rechtzeitig durch Selbstmord Hilfe, ohne daß der von der Abkicht unterrichtete Freund energigsten Einspruch erhebt; als Erbe des Vermögenstheiles des Grafen wird der Arzt endlich cautious- und heiratsfähig gemacht. Bald aber verfallt die junge Frau in eine fast tödtliche Krankheit, von der sie schließlich als Mutter zu „neuem Leben“ genes. Ihr Leid hat alles geführt, es „wurde ihr zur Kraft, zu jener unendlichen, die zu allem befähigt: Mutterliebe, — Mutterliebe, — Mutterkraft!“ Diese Krankheit und das Mutterwerden kamen der Ringenden sehr gelegen, denn nun braucht sie sich nicht weiter zu entwickeln. Und so bleibt unklar, was eigentlich das innere Ergebnis dieses leidvollen Verbens ist. Hat Marion eingesehen, daß die „herrschenden Normen“ der landsläufigen Moral gegenüber allen „individuellen Impulsen“ ihre Geltung und ein gewisses Recht behalten? Willt ihr „das freie persönliche Handeln“ als „höchste Sittlichkeit“ oder erkennt sie die Notwendigkeit einer Unterwerfung unter die Tradition kraft sogenannten Pflichtbegriffs? Oder hat sie gefiegt, „die veraltete Moral“ oder die „moderne“ Auffassung, das Recht der Selbstbestimmung? Oder soll der Roman nur ganz im allgemeinen dem Satz „alles verlesene heißt alles vergehen“ gegenüber den strengen Forderungen einer engherzigen Moral zu seinem Rechte verhelfen? Dazu bedarf es aber keiner „neuer“

Moral, denn es ist ein uraltes, immer wieder geübtes Dichterecht, Menschliches, Allmenschliches in seinen Konflikten mit den Ansprüchen der „Gesellschaft“ zu schäben und tiefer zu begründen. Wäre der ideale Ausgleich einmal Wirklichkeit geworden, dann hätten die Dichter so eines ihrer fruchtbarsten Schaffensgebiete verloren. Die Verfasserin verwehrt, wie so viele Frauen und Männer, dichterische Darstellung und sittlich-soziale Forderung: sie macht den Roman zum Felde ihrer frauerechterlichen Ansichten, zum Sprachrohr ihrer Meinungen. Daß diese im einzelnen oft recht verständlich und im Vergleich zu denen Anderer maßvoll sind, kann die Mängel der Darstellung nicht ausheben. Sie konstruiert, anstatt unmittelbares Leben zu geben; sie schafft zu grobe Gegensätze und Contrastpaare (Etine — Marion, Jodhemem — Dr. Köster n. a.), um zu charakterisieren und ihre Beobachtungen und Meinungen zu verdeutlichen; sie schiebt die Personen und Verhältnisse je nach Bedarf hin und her und legt jenen oft ihre eigenen Gedanken in den Mund; einzelne Gestalten machen Wandlungen durch, die innerlich unwahrscheinlich sind, oder sie werden, wie der Herrre Jodhemem, tendenziös einseitig behandelt. Dieser Zug liegt schon an dem oberbayerischen Roman der Verf. „Der Lattenhofener Sepp“ auf, schon dort machte sich ein Mangel an Vertiefung und freiem Auslauf bemerkbar. Es wäre schade, wenn G. dieser Schwächen nicht Herrin werden könnte. Denn sie zeigt trotz alledem in Natur- und Milieuschildrerungen, in der Beherrschung des Stammescharakters und der Landschaft viel Talent. Einzelne Gestalten wie die alten Doerbeds, Onkel Christian und Tante „Rüschgen“ beweisen auch ihre Fähigkeit, Menschen und zwar mit Humor darzustellen. Manche ergreifende Scene zeigt, daß diese Frau tiefes Gefühl und große Kenntnis des weiblichen Empfindens besitzt — warum also sollte sie in Wettbewerben mit den mit Unrecht so beliebten Lebenschriftstellerinnen treten? An solchen ist ja kein Mangel.

Durch einen hübschen Einfall hat M. Wittig ihrem humoristischen Roman „Viveta“ eine sehr günstige Situation geschaffen: sie will einen decadenten Berliner Jüngling, Assessor und Verbrecher mehrerer Werke, wie „Das erste weiße Haar“, „Um Sonnenuntergang“, „Lehte Rose“, von seiner Modernität kurieren; da dies aber hier oben, zumal in Berlin nicht möglich erscheint, läßt sie den Lebensmüden in den geheimnisvollen Wäldern der Däntze sich und seinen Pessimismus erkalten. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen findet sich der tobernde Springer nach einem Zeitraum von ihm unbekannter Dauer in einer gleichfalls unbekannten Stadt wieder. Es ist Viveta, wie sich herausstellt. Wie der Unselbige nun dort unten unter den halbversteinerten Bewohnern sich allmählich einlebt, wie er als „tonangebender Berliner“ Bildungsrat, Begründer und Führer der „Moderne in Viveta“ wird, als vielbewundener Redner, Dichter, Künstler, Baummeister (er kann alles) zum Uebermenschen sich entwickelt und Schule macht bei Männlein und Weiblein, bis ihm selber vor seiner auf Schwindel, Phrasen und Heuchelei aufgebauten Gottähnlichkeit bange wird, eine noch neuere Mode aufkommt und er sich nach dem leidenschaftig weggenommenen „Leben“ zurückseht; das alles ist mit samt den Schilderungen aus Viveta zu einer etwas trockenen, aber trefflicheren Satire auf alle möglichen Auswüchse des modernen Geisteslebens benutzt. Natürlich taucht der Er-Bildungsrat am Ende wieder hier oben im Lichte auf, ein Jahr Traum hat ihn gelehrt, daß es besser ist, ein schlichter Arbeiter auf beschränktem Gebiete als commis voyageur sämtlicher mobilerer Karrieren zu sein. Wäre das Mittel nur probat! Der Wert des Romans liegt in den Einzelheiten, es steckt viel Geist, scharfe Beobachtung und gesundes Urteil

darin, die Phantasie und Erfindung dagegen sind schwächer als man nach den gegebenen Möglichkeiten erwarten sollte. Von eigentlicher Gestaltung kann keine Rede sein.

Podromantisch in der Art, wie es bei edlen Posen Sitte ist, kommt Nina Weyle mit „Funken unter Wölfe“. Wer sich an einer langen Wasserpipe, die mit einer Liebesgeschichte gekoppelt und einigen Phrasen über die Polenfrage in Rußland gewürzt ist, erlauben kann, dem sei dieser Roman bestens empfohlen. Er hat wenigstens den Vorzug, daß er trotz unendlicher Dreiten „spannend“ geschrieben ist und immerhin Betrachter mit Land und Deuten verhält, wenn auch die Charakterisierung der einzelnen Personen auf Wahrheit seinerlei Anspruch machen kann. Anspruchsvoller treten M. Esborns „Feindliche Autoritäten“ auf. Bald aber merkt man, daß hinter all diesem Gerede über Kunst, Wissenschaft, Ehe, Kerze und einiges mehr weder eine Individualität noch überhaupt tüchtige Bildung steht. So sagt J. B. einmal eine Engländerin: „Wir sind ein so altes Nation“ und der geniale Maler Dobberan erwidert: „Als Nation sind wir Germanen noch älter.“ Die Sprache ist schlechtes Romandeutsch, mit Fremdwörtern durch und durch verstaubt. Genannte Engländerin stellt Betrachtungen an wie: »My legs are beautiful. I know they are... Bei Wlams ist Besuch; Herr Blum äußert „verschrobene Ansichten“, so daß man befürchten muß, „seine demokratische Ader“ könne sich zur vollen Perfection entfalten“. Seine Frau verdirbt ihren „lieben, besten Mann“ in Gegenwart des Professors an weiterem Reden, indem sie ihm den Mund von hinten zuhält. „Herr Blum machte Anstrengung, sich zu befreien, er strampelte mit den Füßen, wehrte sich mit den Fäusten, aber Frau Timi blieb fest... Herrn Wlams Gesicht farbte sich bei dem Kampfe violett, und auch Frau Timi wurde es heiß.“ Sie ringen, „seine Adern schmolzen an, er kriegte Nasenbluten“. Der Professor (Mediciner) ruft erschrocken: „Herrgott!“ „Wacht nicht!“ beruhigte Frau Timi zc. Man wird mir glauben, daß der Roman unreiwillig humoristisch ist. Im Vergleich zu dieser schludrigen Arbeit ist der im England Wilhelm von Dranien und in Bremen spielende Roman „Faltenflug ein Kunstwerk. An sich allerdings ist er nur so wertvoll wie eine Seifenblase. Kinder im ästhetischen Urteil mögen einen Augenblick ihre Freude daran haben; Wadfisher mögen Peggys, die englische Grafentochter, die ihren Bremer Bürgersohn, ein Wunder an Feldennut und Edelstein, trotz Bosheit und Mißverständnis, trotz Vorurteil und Eigensinn schließlich hoch kriegt, sich und die ganze, in ein sehr faden-scheiniges historisches Kostüm gekleidete Geschichte entäußern finden, aber gefährlich kann ihnen diese „reine“ Lectüre doch werden, weil der Roman ein ganz falsches Bild des Lebens giebt. Auch G. Schroeder schreibt flaches Romandeutsch und beweist ihre höhere Bildung durch den häufigen Gebrauch überflüssiger Fremdwörter.

Den Abstieg in literarische Unternelken, wo Sumpfsplanzen wie Jennie Rachel's „Liebe“ gedeihen, erproben wir oben. Ich bemitleide jeden, der solchen, auf die niedrigsten Sensationen berechnetes Zeug lesen muß.

Karl Berger.

## Erstausführungen. \*)

- Schütler, Arthur, Lebendige Stunden. 4 Bände. Berlin, 1902. S. 344fr. (160 S. 8.) M. 2; geb. M. 3.  
 D'Annunzio, Gabriele, Die tote Stadt. Eine Tragödie. Deutsch von Enda von Rüben. Gbda., 1901. (200 S. 8.) M. 2, 50; geb. M. 3, 50.

\*) Inzwischen erschienen die besprochenen Stücke auch im Buchhandel, wie oben angegeben.

Subermann, Hermann. *Es lebe das Leben*. Drama in 5 Akten. Einzug, 1902. Gotta Rasch. (172 S. Gr. 8.) 1/3.

Unter den zahlreichen neuen Stücken, die sich in den letzten Wochen dem Urteil des Berliner Publicums unterworfen haben, scheinen mir drei von größerer Bedeutung. — drei, man könnte auch sagen sechs, denn das eine, Schnitzlers „Lebendige Stunden“, ist aus vier selbständigen Einacten zusammengesetzt. Die anderen beiden sind Gabriele d'Annunzios Tragödie „Die tote Stadt“ und Hermann Subermanns Drama „Es lebe das Leben“.

So grundverschieden diese drei Werke sind, so wenig verwandte Gänge ihre Dichter unter einander haben, so tragen sie doch alle drei ein gemeinsames Kennzeichen: die Herrschaft des geistlichen Elementes über das schöpferische. Und wenn man mit diesem Kennzeichen als Maßstab durch die Reichen unserer dramatischen Literatur schritte, so würde man noch viele ibrergleichen finden und würde erkennen, daß hier eine charakteristische Zeiteigenschaft vorliegt. Die Zahl der Autoren, die aus dem bloßen Befehlts- und Bestrebungsdrange, der übermächtigen Fülle der Eindrücke des Lebens gehen, ohne eine weitere Absicht als nur um zu schaffen, die Zahl also der echten Künstler ist im Gebiet des Dramas sehr gering. Im Roman ist sie übrigens nur um weniges größer. So absolut als Künstler wie etwa Wilhelm Segeler dem Leben gegenüberstehende fenne ich unter der jüngeren Generation nur sehr wenige. Die drei Dramatiker also, von deren neuen Schöpfungen hier die Rede ist, treten ebenfalls dem Leben nicht unbesungen gegenüber. Schnitzlers vier Einacten machen sämtlich den Eindruck, als wäre die Idee eher dagegen als die Gestalten, deren natürliches Handeln durch die Mächste auf eine allgemeine Tiefe immerfort gehemmt wird. D'Annunzios Menschen zerfallen in Stimmungen und wort- und bitterreichen Reden, und Subermanns Menschen disputieren oder analysieren in erklärter Weise ihre Empfindungen, woraus es denn erklärlich wird, daß ihr Handeln uns so wenig natürlich, so sehr ausgefälscht erscheint. So gelingt es keinem der drei Dichter, ihre Hörer so weit zu fesseln, daß sie das Schicksal ihrer Gestalten als ein eigenes Erlebnis mit empfinden, und es bedarf des reflectirenden Verstandes, um die Brücke zu ihnen zu schlagen.

Dazu kommt, daß sie alle drei sich von vorne herein in der Form vergriffen haben, denn für ihre Stoffe war die breite Basis des Romanes und sein weitläufiger Aufbau in weit höherem Grade geeignet, als das knappe Gerüst des Dramas. Es hot sich kaum die Möglichkeit, diese Stoffe in schneller Steigerung zum Höhepunkt zu führen, und andererseits galt es, die Voraussetzungen breit zu entwickeln, Stimmungen mit rein subjectiven Mitteln herbeizuführen und anklängen zu lassen und Situationen und Charaktere sorgfältig zu motivieren. Nichtsdestoweniger muß man die drei Werke als Schöpfungen bezeichnen, die sich nicht leicht abtun lassen, vor denen man Respect haben muß und mit denen die Bekanntheit lohnt, denn wir sehen in ihnen die Dichter ihr Bestes geben.

Arthur Schnitzler wollte seinen Einacten-Cyklus zuerst nicht „Lebendige Stunden“, sondern, wenn ich recht berichtet bin, „Literaten-Seelen“ nennen. Glücklicherweise auch dieser Titel nicht gewesen, aber er hätte doch weniger mißsam und dunkel geklungen und hätte das Wesen der vier Einacten besser bezeichnet. Er wollte nämlich in diesem Cyklus zwei Menschentypen einander gegenüberstellen: den, welcher alle Erlebnisse rastlos genießt, und den, dessen Phantasie alles subjectiv Erlebte in künstlerischer Schöpfung wieder objectiviert. Und in dem ersten Einact hat er diese beiden Typen auch mit Sauerkeit von anatomischen Präparaten dargestellt. Aber anatomische Präparate haben kein Leben,

und diesen beiden Gestalten, die so ganz jeder auf eine einzige Eigenschaft gestellt sind, fehlt denn auch das warme Blut, das sie zu lebendigen Gestalten machen würde. Wir sind nicht so einfache Wesen und folgen nicht einzig einem Lösungswort. In den beiden folgenden Stücken, „Die Frau mit dem Dolch“ und „Die letzten Mästen“, hat Schnitzler dann dieses Motiv nur noch als Nebenmotiv angebracht, so daß man fast Mähe hat, es zu hören. Das eigentliche Thema ist beide Male ein ganz anderes. Im zweiten der mystische Gebanke von der genauen Wiederholung eines Schicksals nach Jahrhunderten, im dritten der schöne Gedanke: wie sehr der Wert des Lebens für den zusammenschrampt, der im Angesicht des Todes steht. Das erste Motiv läßt sich mit großer Wirkung novellistisch behandeln, wie eine sehr passende Novelle in dem Bande „Schemen“ der Engländerin Bernon Lee (Wiener Verlag) beweis. Das zweite ist dramatisch dankbarer und hier schlug auch der Dichter zum ersten Male menschlich unmitteibar eindrucksvolle Töne an. Im letzten Stück „Literatur“, hat Schnitzler den Stoff parabolisch, als geistreichen Schwan, behandelt, in dem er an die Stelle des Künstlers, der nur Erlebtes gestaltet, den Kaffeehaus-Literaten setzt, der „Schlüssel“-Romane und „Schlüssel“-Dixit auf den Markt wirft und Indiscretion und eichliche Brüche verwechelt.

Wie weltentweit ist von diesem Standpunkt Schnitzlers der Standpunkt entfernt, von dem aus Gabriele d'Annunzio den Menschen und den Problemen des Lebens gegenübertritt. Man mag über diesen Dichter denken, wie man will, aber er ist Persönlichkeit genug, um verlangen zu können, daß man ihm auf seinen Standpunkt folgt. Dieser liegt weit über der Alltäglichkeit, und so ist es erklärlich, daß sich seinem Auge nur die großen allgemeinen Linien darstellen, daß er nicht die kleinen Gänge der Individuen und nicht die kleinen Schicksale kennt, sondern daß für ihn nur „das“ Schicksal, die große unbekannte Notwendigkeit sichtbar wird, die die Geschichte der Menschen lenkt, gegen die sich der Mensch vergeblich wehrt und vor deren Walten die Gesetze und Kategorien unserer Ethik nicht mehr Stand halten. Und es ist von diesem Standpunkte aus nicht allschwer begreiflich, daß sich der dichterische Phantasie die Gestalten der Antike, zumal die furchtbare Tragik des Atrousgeschlechtes, darstellen. Wie die Attribute unter der Last eines unentzinnbaren Fluches, so stehen auch die vier Personen, zwischen denen sich die Tragödie in der „Toten Stadt“ entwickelt, unter dem Druck eines Schicksals, vor dem es kein Entrinnen gibt. „Εγω; άνωτατε μάχα“, dieser Ausruf erdhebt bedeutungsvoll das Buch, denn unter der Herrschaft des mächtigsten der Götter vollzieht sich das Loos der vier; er lenkt die Fergen Alessandro, des durch die Pflicht des Gatten an die binde dem Tode entgegengehende Anna gebundenen, und Bianca Marais, die Lebensdrang, Schönheit und Jugend gebieterrich zum Vollgenusse des Daseins hinweisen, in leidenschaftlicher Liebe zu einander, wie sie sich auch sträuben, er hat auch die brüderliche Liebe Leonardo in heimliche Leidenschaft zu der Schwester gewandelt. So leben die drei, in banger Furcht ihr Wehnenis vor einander bewahrend und doch einer dem anderen vom Gesicht absehend, daß er etwas verbirgt, in der glühend heißen Heterie des toten Atrous, in einer eigentümlichen Zwischenwelt, in der die ungewöhnlichsten Phantasien Zutritt haben und jeder Stein an den Attriben-Fluch erinnert. Und dann tritt das Schicksal der Attriben gewissermaßen leibhaftig vor sie hin. Leonardo findet die Grabmäler Agamemnon's, Rhythimetros, Rossanabes und der anderen und von diesem Augenblick ist es, als schreie der Fluch des Atrous mit Riesenschritten heran. Es ist bei d'An-

nungso schwer, den dramatischen Fortschritt zu erkennen: die „Handlung“ ist bei ihm rein innerlich, und die seine Steigerung der feinsten Entwicklungen wird noch verdeckt durch das tropisch reiche Gewucher des sprach-epischen Dialoges, der so gerne bei Stimmungen ruhiger Schönheit verweilt oder augenblickliche Einsätze mit breiter Ausführlichkeit ausspannt. Aber beseligt man die Wunderstücke, so erkennt man in dieser Tragödie ein ununterbrochenes Vorwärtsschreiten von Spannung zu Spannung. Freilich liegt dieser Fortschritt nicht so sehr in dem gesprochenen Dialog, sondern in dem gefühlten, den, wie man deutlich empfindet, die Seelen unmittelbar, gewissermaßen über die Köpfe der Worte hinweg, führen und in dem das eigentlich spannende Element in der wunderbaren und doch nicht unnatürlichen Spürsinnigkeit der blinden Anna liegt. . . . Nach dieser Seite hin sind die Schönheiten des Werkes einzigartig; es wächst in der That aus ihm eine unwiderstehliche Macht. Die Gestaltungskraft d'Annungios aber ist nicht groß genug, um die einzelnen Gestalten des Werkes lebendig und anschaulich zu machen und unserm Empfinden nahe zu bringen. Mit Ausnahme der blinden Anna gewinnen sie kein Leben, sondern bleiben schemenhaft: sie haben etwas von jenen gleichenden, in schimmernden Goldschmuck gehüllten königlichen, die Leonardo auffinden und die in Staub vergehen und zerflattern, sobald das Licht des Tages auf sie fällt. Der Wirklichkeit halten sie nicht Stand, sie zerfließen wie Phantome. Streift der Dichter schon mit dem Motiv der Liebe Alessandro und Bianca Maria's und in der Hell-sichtigkeit der blinden Anna dicht an die Grenze des Pathologischen, so ist diese mit der Leidenschaft Leonards für seine Schwester überschritten und die Verwundung der Lage, die dadurch eintritt und welche die Verdringung der Schicksale zur Katastrophe zusammenschließt, vermag uns nicht mit der Menschheit ganzem Jammer, sondern nur mit Mitleid und Frauen zu erfüllen. Eine eigentümliche Mischung von künstlerisch-genialen Elementen, von hysterischer Impotenz, von Affectation und von echtem Empfinden bildet diese Tragödie, zu deren voller Würdigung und leider das unmittelbare Gefühl für die individuelle Schönheit der Sprache d'Annungios abgeht und die man nicht leichtsin mit ein paar Schlagworten abthun kann.

Auch Hermann Sudermann's Drama „Es lebe das Leben!“ ist eine Mischung von Mischgenrem und Umlagenem, von christlichen Gedanken und Empfindungen und von sentimentaler Theatralik, und merkwürdiger Weise beweist Sudermann, der vorzügliche Kenner der Bühne, in diesem Werke, trotzdem es viele theatralisch raffinierte gemachte Scenen enthält, eine auffallende Unkenntnis ihrer Forderungen. Er hätte sonst einen Stoff, in dem die subtile Entfaltung der Vergangenheit eine so bedeutende Rolle spielte und so viel auf die psychologische Manicierung ankam, einen Stoff, in dem so wenig dramatische Reime lagen, nicht dramatisch bearbeiten können. Aber es mögen ihm wohl im Laufe der Arbeit, die sich sicher über eine Reihe von Jahren erstreckt, eine Menge anderer Gedanken in den Weg gekommen sein, unter denen ein Motiv, das Duellmotiv, freilich gebietend auf die Bühne hinzuweisen schien. Ob die Stoffmassen nur noch nicht ihre Sättigung vollendet hatten, ob ihre Gestaltung die Kraft des Dichters überhaupt überstieg, ist schwer zu sagen. Sicher ist, daß das Drama, wie es uns am 1. Februar auf der Bühne des Deutschen Theaters entgegentrat, einen unserigen, uneinheitlichen Eindruck machte, daß neben Scenen von großer Feinheit solche von auffallend schwacher Motivierung, neben dramatisch glänzend durchgeführten Aus-tretten solche von ermüdender Weitschweifigkeit, neben einem lebendigen Dialog oft ein ganz papierener stand. Der

Grundgedanke, der aber nicht eben klar herauskommt, ist, wenn wir dem Titel glauben dürfen, eine tiefere Mahnung: „Achtet das Leben als das höchste Gut! Nehmet die Notwendigkeit zu leben d. h. zu wirken, Eure Kräfte zu beschäftigen, die in Euch angelegte Persönlichkeit zu entwickeln als Eure oberste und heiligste Aufgabe, und laßt Euch von diesem Ziele nicht durch eine Eitelkeit abbringen, die allen rostigen Ueberlieferungen eine wichtige Stimme einräumt und diesen zu Liebe unter Umständen das Leben aus's Spiel setzt.“ Sudermann greift mit diesem Thema jene Weltanschauung und jene Kultur, für die das Duell ein unentbehrliches Hilfsmittel bedeutet, in ihren Wurzeln an und giebt seiner Auffassung gegen das Duell ein tiefes und breites Fundament. Seine Argumente sind nicht die herkömmlichen, und sie sind das Ergebnis nicht eines oberflächlichen Denkens. Der Specialfall, an dem er sie zur Anschauung bringt, stellt mit ruhiger Objectivität die beiden Weltanschauungen einander gegenüber. Da ist eine geistig und sittlich gleich hochstehende Frau, die sich ihr eigenes Werk vorsetzt und die in der harmonischen Beschäftigung ihrer Persönlichkeit und in der Erweckung der großen Seele eines Mannes, den sie einst geliebt hat, die ernste Aufgabe ihres Lebens erblickt hat. In dieser Lebensanschauung vermag sie ohne Bewusstseinsbisse daran zu denken, daß für die Welt ihre eintigen Beziehungen zu diesem Manne als Ehebruch qualifiziert werden. Sie urteilt, daß sie ihrem Gatten, den sie mit seinen Alltagsempfindungen nie verstanden, nichts entzogen hat, denn er hat sich die langen Jahre der Ehe an ihrer Seite stets glücklich und zufrieden gefühlt und ist von Herzen der Freund des Mannes geworden, der einstmal seine Frau verlassen hat. Um ein solches Verhältnis so zu begreifen, wie es der Dichter begriffen wissen will, hätte es einer sehr eingebunden und subtilen epischen Exposition bedurft, in der wir diese drei Menschen in ihrem Werden und Wesen genau hätten kennen lernen müssen. Im Drama müssen wir trotz aller seiner Bemühungen dem Dichter das Wesentliche einfach acceptieren, ohne daß er uns die Ueberzeugung künstlerisch ausdrücken vermag. Die Epithäre, in der sich die Menschen des Stückes bewegen, ist die des Abels. Es ist selbstverständlich, daß einer Entdeckung des Ehebruchs ein Streitkamp, bei dem der eine Gegner fallen muß, auf dem Fuße folgen wird. Sudermann hat sich nun die heikle Aufgabe gestellt, nicht etwa die Widersinnigkeit des Duells in diesem Falle nachzuweisen, sondern mit raffinierten Mitteln einen Fall zu construieren, wo für die beiden ein Duell unmöglich und im Gegenzug die Pflicht zu leben zur Notwendigkeit wird. Ob ihm diese Construction gelungen ist, darauf kommt es hier weniger an; es genüge festzustellen, daß eben die Durchführung des Themas construirt, mit dem Verstande ausgerechnet, ergründet ist, nicht aber organisch erwächst. Denn das ist der wesentliche Mangel; hier rächt sich, daß Sudermann einen falschen Ausgangspunkt genommen hat. Daran liegt es auch, daß so wenige seiner Gestalten, nämlich nur der Chemann und sein Parteigenosse, der prinzipielle Gyniter mit seiner nüchternen Steppis, lebendig herausgekommen sind, während er die anderen verdammt, Leitartikel zu sprechen oder psychologische Declamationen zu halten. Wie man sich zu der Lebensanschauung stellen will, deren Vertreterin die Heldin des Stückes, Gräfin Beale, ist, das muß natürlich jedem überlassen bleiben und gehört nicht hierher. Das Bedeute und Verdienstliche an dem neuen Drama ist, daß es unklar gärende Zeit-Ideen in die richtige Beleuchtung rückt und mit deutlichen Worten Anschauungen als unver-einbar gegenüberstellt, aber deren Unerforschbarkeit sich heute die meisten noch nicht klar sind.

Gustav Zieler.



## Lyrik.

## II.

**Schidole, René (Paul Savreau), Sommernächt.** Gedichte. Mit einer Dedeckschauung von G. Kelling. Straßburg i. G., 1902. Brant. (70 S. 8.) № 2.

**Mayer, Karl, Prosa!** Humoristisches Receptbuch mit reizvolligen Pastillen, satirische bitteren Pillen, lauschig ansehenden Schwämmlein u. elegisch-klimmigen Tränklein wider den Weltweh. Gedichte. Gassel. 1902. Weiß. (X, 243 S. 8.) № 2, 50; geb. № 3. 50.

**Die Werenden.** Vers und Prosa der literarischen Vereinigung „Die Werenden“. Jena, 1901. Gessner. (220 S. Kl. 8.) № 2.

**Schlemihl, Peter, Großheuten.** 4.—6. Tausend. München, 1901. Langen. (90 S. Kl. 8.) № 1.

Als bedeutenderes und kraftvolleres Talent geberdet sich René Schidole (Paul Savreau) in seinen „Sommernächt“. In diesem Buche tobt sich eine wahrhafte Dichterkraft aus. Die Verse rollen und wirbeln dahin wie die Wogen des nordischen Meeres. Man wird an Otfian und an die Lieder der Edda erinnert, von denen der Dichter auch entschieden Anregungen empfangen hat. Seine Phantasiegestalten, die in seinen Visionen und Naturstimmungen schmerzhaft und riesenhaft als Personifikationen der Naturkräfte auftauchen und sich bekämpfen, sind zum Teil den nordischen und keltischen Mythen entnommen. Diese ganze jugendliche Kraft zeugt von einer gefunden Phantasie, die sich nach Sturm und Drang zu einer optimistischen germanistischen Weltanschauung hinführen wird; denn auch dieser Dichter krankt noch an den Erlebnissen seiner Jugend. Liebe und Leidenschaft, die alles Glück verheizen (die Sehnsucht nach ihnen ist freilich ja schon das ganze Glück!), hinterlassen uns ein Feld getrümmter Ideale. Diese ganze Wrank und Sehnsucht, dieser ganze ziellose und wohlthö Drang, diese jugendliche Kraft, die nicht weiß, wogin sie schweifen soll, die nach allen Wundern greift, nach allen Mäusen, nach allen Göttern, die wächst und fällt, sich wieder erhebt, die zu den letzten Dingen sich durchgerungen zu haben wähnt und von neuem vor Mäusen steht, tobt und härmert durch diese Gedichte, die keine Form kennen, die Vers und Reim durchbrechen, aber mit ihrer ursprünglichen Gewalt, mit ihrem immer von harter Empfindung und großer Bildlichkeit schweren Pathos, mit dem Sturz und Sturz ihrer Begeisterung paden und seßeln.

## Sturmnacht.

Wies ist in spät Dämmerung getaucht ...  
Die Nacht bräut wie ein Raubtier auf,  
Es ist die Stunde der Nord.  
In den Dämmen wähen Winde,  
Und im schaumig-süßeren Wasser  
Blinkt die Farbe des bösen Blies.  
Auf den Pappeln aber,  
Die zwischen Himmel und Erde gekemmt sind,  
Schlägt der Sturm eine schwarze, dumpy Weise.  
Es ist, als peitschten vom Oberte  
Ungeheure Schleppen übers Land ...  
Es rauscht sie hin, so  
Alle jarten Löse niederstuhnd, die  
Da und dort aufzuden: —  
Die ganze Nacht löst nun  
In schweren, brandenben Accorden.

Den Hornruf bracht' ein Windstöß mit! ...  
Und er springt auf, reißt wild sein Weid an hin —  
Dort, dort! ... und dort! ... den Hügel brauf  
Weiß die Berloigung ... suchen sie den letzten  
Ton den vielen.  
Noch steht an seinen Tagen schwarzes Blut,  
Das ihm drei rote Lagen (!) ins Gesicht  
Und in die Haare spritzt.  
Der Waldbau Reibelglanz liegt ihm im Herzen,  
Wie er da steht,  
Das Haupt entköpft,  
Den letzten Streich zu führen.

Sie aber hält den Arm um seinen Leib geisthen,  
Die Jähne trischen auf einander und starr,  
Starr steht ihr Blick auf seinem Schwerte ...  
Wach leben beide am  
Brauen Berloigung, — Schalten in der Dämmerung —  
Dampf löst der Sturm zum (?) Hügel.

Dann ist ein Rimmerf ... ein Pferd wird auf ...  
Es ist jarkdgetreten, einen Schritt zurück.  
Das Auge immer nur am lendenen Schwert,  
Unheimlich's Köchel am Wunde —

Der Reiterknecht unmaßigst sie, und stierend  
Springen Schwerte —

Sie steht ihn wanken, ...  
Fallen, ... fällt, Und dann —  
Ertrinkt ihr Blut im Blut.  
Der Sturm streicht auf den Pappeln  
Seinen nächsten Dapaccord.

Ich habe diese wuchtige visionäre Naturimpression ganz citiert, um zu zeigen, wie Kraft hier zur Schönheit, dort zur Ungeheuerlichkeit wird. Man darf die Vision nicht als eine einheitliche auffassen, wohl aber den Naturvorgang, dessen Willkürlichkeiten die Vision folgt, die behaftet oder wird. Behaftet man aber daneben den Naturvorgang im Auge, so ist das Gedicht von großartiger Einheitslichkeit. Teile und profaische Stellen sind hier und dort. Ich bin begierig darauf, wie sich dieses harte Talent entwickelt, ob es alles mit einmal der Welt ins Gesicht schleudert und sich damit ausgegeben hat, oder Kraft durch Maß jügelnd lernen und groß und fruchtbar nach Lebensmöglichkeiten, die keinem erspart bleiben, sich weiter entfallen wird. Mögen unsere Hoffnungen diesmal nicht fehlschlagen.

Ueber das Gedichtbuch „Prosa“ von Karl Mayer ist nicht viel zu sagen. Die Gedichte sind anspruchslos, nett, teils witzig, teils sinniginnig, teils kritisch und flott. Sie wollen wohl auch nicht eigentlich kritisch behandelt sein, sie wollen nur eine Freude für den Verfasser und seine Freunde sein. Aber es blickt ein trauriges und ehrliches Menschenantlitz hinter ihnen hervor, ein fröhliches deutsches Augenpaar, ein lustiger Spötter, der sich sogar an Friedrich Nietzsche herauzwagt — im Tone des unsterblichen Schöffel. Solchem Dichter mag man nichts böses nachsagen. Erwähnt sei noch, daß ihm manche hübsche leichte Naturstimmung gelungen ist.

„Die Werenden“ nennt sich eine Blütenlese lyrischer Poesien und Novellen, welche die literarische Vereinigung „Die Werenden“ herausgegeben hat. Der Verein bezweckt, diese Notiz findet man auf der letzten Seite, seinen Mitgliedern Anregung und möglichste Förderung zu bieten und (durch die Redaction aller Mitglieder gewählte) Originalarbeiten derselben in Form von Jahrbüchern bezw. „Musen-almanachen“ herauszugeben. Es wäre besser, wenn statt der vielen Dichtervereine eben so viele Leservereine existierten, in denen nur gelesen und nicht auch gebichtet wird. In den meisten dieser Dichtervereine wird die alte haussadene Epigonenpoesie immer wieder von neuem aufgeführt. Dann und wann enttaucht ihnen auch einmal ein wirkliches Talent. Die meisten solcher Vereinsdichter aber sind Dilettanten und Halbblutler, Radempfindler, gute, freche und begeisterungsfähige Menschen; aber keine geborenen Künstler. Dies lehrt auch wiederum die genannte neue Anthologie. Albert Baumgartner hat 50 Seiten beigetragen. Nur das Gedicht „In der Ernte“ ist stimmungsvoll. Begabter ist der zwanzigjährige Wily Dender, der übrigens seit 1896 zwei Dramen und drei Gedichtwerke herausgegeben hat und für 1901/02 das dramatische Mysterium in vier Akteufen „Die Flamme“, das Versspiel in vier Aufzügen „Revolution!“, das dramatische Dichtung in fünf Akten „Schönheit“, das dramatische Stimmungsbild in einem Aufzuge „Pflichten“ und das Gedichtbuch „Allerlei Unkraut“ und noch

ein Verslustspiel in fünf Aufzügen verspricht. Er ist also schon in der Periode der Reife, aber er ist entschieden ein Halbtalent, das beweisen einige phantastische Strophen („Nisten“, „Fontanes Tod“). Tiefe innige Empfindung lebt in den Gedichten von Rudolf Heyde, namentlich in den rührenden Gedichten, die er seinen Kindern gewidmet hat. Von den Novellen seien die von Fenny Rosenbaum wenigstens erwähnt.

In dem Büchlein „Großheiten“, sind die bekannten politischen Lieder und Satiren des Simplicissimusdichters Peter Schlemihl gesammelt. Den Uebertreibungen, dem übermäßigen Hohn und Spott des „groben“ Dichters können wir nicht immer beistimmen, dem trotzigen deutschen Ton der den Büren gewidmeten Lieder aber desto freudiger. Befriedigend und erfrischend zugleich wirkt des Verf.s fräftige politische Satire, die gegen die Uebertreibungen unserer Zeit, gegen Philister- und Strebertum gerichtet ist. Daß in ihm ein Dichter steckt, beweisen die vielen ruppigen Lieder, in denen er den berben und flotten Ton des Soldaten- und Studentenliedes sehr gut nachahmt.

Hans Benzmann.

### Verschiedenes.

**Eötvös, Károly. Munkál.** 4 Bände. Budapest, 1901. Réval Fejérvék. (301; 299; 339 und 319 S. 8.) 4 Kronen.

Zweifellos steht der Etko-Eisler Ritualmordproceß noch in lebhaftester Erinnerung, obgleich er zwanzig Jahre alt ist. Er hat den Namen des (protestantischen) Freireigers Karl Eötvös berühmt gemacht. Dieser Mann spielt als Jurist, Parlamentarier und Journalist eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben Ungarns. Er ist aber auch einer der besten und bestechtesten Schriftsteller seiner Heimat, nur daß es ihm stets an Zeit und Lust gemangelt, seine in der Tages- und Feischristenpresse vertrieuten größeren Arbeiten zu sammeln. Jetzt endlich ist es einer firtigen Verlagfirma gelungen, ihn zur Zusammenstellung von zunächst sechs Bänden (denen im Laufe der Zeit noch viele andere folgen sollen) belletristischen, geschichtlichen, politischen und beherrschenden Inhalts zu bewegen, von welchen die vier ersten nuremehr vorliegen; zwei bringen kürzere und längere Erzählungen, zwei schildern Land und Leute am Plattensee. „Die Zweiteufelsburg“ und „Der weiße Fingerring“ beitelien sich jene ersteren, die eine Fülle reizender Novellen und Geschichten, zum Teil mit culturhistorischem Hintergrund enthalten, während „Die Reise um den Plattensee“ ein köstliches, gediegnes Gemälde des ungarischen Gesellschaftslebens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufrollt, welches gepidigt ist mit interessanten, schoungvoll erzählten persönlichen und geschichtlichen Erinnerungen. Angesichts der großen Reinheit und Schönheit der Sprache, des glänzenden Stilgefühls, der hinterstehenden Subjectivität und des köstlichen Humors des Verf.s ist es begrifflich, daß Publicum und Presse diese vier Bände mit ungewöhnlicher Begeisterung aufgenommen haben und den weiteren mit Ungebuld entgegensehen. Im ganzen sind hier 24 geplant. L. K.—r.

### Zeitschriften.

The Athenaeum, Nr. 3876.

Cont.: A new life of Napoleon. — The Cambridge Platonic priory. — In Sicily. — Sepoy generals. — A history of Ewenny priory. — Monro on the Odyssey. — The dangers of spiritualism. — Lewis sergeant; the linguistic survey of India; „Catalogue of a collection of historical tracts“. — Natural history; welsh words for colour. — Fendal coats of arms; royal portraits at the new gallery; dutch masters at Forbes & Paterson's. — Drama: „Ulysses“; „Arizona“; Gossip's etc.

Deutsche Revue, Prog. von H. Reichert. 27. Jahrg. Februar.

Inh.: Ulrich v. Eiof, Deutwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Eiof, (Hertl.) — Die Wäldin-Aga Selim, Hische. Skizze aus dem mohammedanischen Familienleben. — Hagl v. Galdenstein, Der ewige Frieden. — A. Kaufmann, ein Dreigestirn großer Naturforscher an der Heibelberger Universität im 19. Jahrhundert. 2. — Herr Gischhorn, über die Bedeutung der ägyptischen Diagnose. — O. Rivonuzzi, die deutsche Rostseife und die englische Seemade. — Johanna Kufel, Friedrich Chopin als Komponist. (Hertl.) — F. Solide, Parisier Strich. 1. Bei Paul Kerker. — H. Kamphausen, Religionshaß und wahre Toleranz. — G. Bahr, die Ermüdung des Malakow. (Schl.) — J. Wab 19, Neues über Voltair.

Deutsche Rundschau, Prog. von J. Rodenberg. 28. Jahrg. 5. Heft.

Inh.: G. v. Wildenbruch, Die Roma. 1. — P. Sautter, die Verhandlungen in Zürich (1807). Briefwechsel König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Elisabeth. (Schl.) — A. Hausstadt, zur Erinnerung an Otto Ribbed. — Gust. Gohn, Staatskaramentum und Staatswissenschaft. — G. v. Bojanowski, Herder und die Herzogin Louise. — F. S. Krauß, die finnische Capelle. — Alle Dischwanger, criminalpathologische Ausführungen zu dem „Fall Fischer“. — G. Gschlaßl, Evaus's Großer Kunstler.

Schweizerische Rundschau. Red.: H. Gähler, E. Euter, Paul v. Matt. 2. Jahrg. Heft 1.

Inh.: A. Gähler, Christentum ohne Christus. — P. Joh. Davt. Egger, Griechisch oder Englisch? — Gähde. — E. Euter, Isabelle Kaiser, 1801 und 1901. — Herb. Schubiger, die Mitteilungen Robert Kochs auf dem britischen Tuberculose-Congreß und ihre praktischen Consequenzen. — W. Eicner, das franc Reichtthum.

Werd und Snd. Eine deutsche Monatschrift. Prog. von Paul Finkau. 25. Jahrg. Februar.

Inh.: Alte Krennig, Mann und Weib. Novelle. — Josef Zehner, Mitten im Winter. — P. Wlan, ein deutscher Willkürthrop aus zuffischem Boden. — Anna Schindl-Rappstein, Weib und Weichheit. — Robert v. Rohl, das deutsche Parlament 1848/49. — A. Keg. v. Hieberstein, Sollen die Büren Richter sähigen? — Rina Baal, Jarnid. Novelle. — Margu v. Reng, unauflauter Weltweh. — Paul Rosenfeld, Richard Wagner: Studien und Kritiken. Studien zu Kritiken und Antikritiken.

Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien. Red.: Felix Karrer. 23. Jahrg. Nr. 4.

Inh.: Friedrich Höggen, die Methode in der Jussit. — Franz Zwenzbrud, die Eode der Verantw. (nach Wilhelmow-Wollenberg).

Die Heimat. Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 2.

Inh.: Wentorf, die Wittermatik-Stube im Altonauer Museum. — Gode, Ultimativische Beschreibungen. 1. — Wifler, Volksmärchen aus dem shtlichen Pölslein. — Wiefenfeld, die Baslmann-Gedichte vor 50 Jahren. — Langfeld, Beiträge zur Erklärung shtenwischer Ortsnamen. — J. F. Hehr, Gedichte.

Der deutsche Kolonialpropiet. Nachrichten aus d. deutschen Kolonialschule zu Bismarck. 2. Jahrg. Nr. 3.

Inh.: Bohllmann, die Drameu- und Arbeitverträge in unseren Colonien. — Jeeba, über Ueblaplage in einer Bananenpflanzung. — G. Pauls aber, colonialpathologische Bestrebungen in Frankreich. — Aus Oafrica. — Tropenmedizinische.

Fürmer-Jahrbuch 1902. Prog. J. G. Fette v. Grottkuh Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. (VIII. 444 S. Gr. 8.)

Inh.: J. G. Frite v. Grottkuh, Götterverehrung, Betrachtungen und dem Turmhüchden. — Gd. Fiedt, deutscher Imperialismus. — W. v. Dettlingen, Arnold Böcklin. — Karl Schwerrin, mein Freund Gnod. — A. de Wel, der Freitiefstumpf der Büren. — G. v. Wlsggen, aus Richard Wagner's Schule. — G. Hailob, Scholle oder Barbit? — Peter Rossegger, der Pfandner Franz und seine Kameraden. — Feman, Siegfried's Antidivit. — Dietrich v. Dörsen, aus dem shtlichen Hippis. — Novelle in Prosa von W. Marckall, Ornat und Geld bei den Tieren. — Karl Gierd, aus dem Familienkreis der Bachs.

Der Fürmer. Monatschrift für Gemüth und Geist. Prog. J. G. Frite v. Grottkuh. 4. Jahrg. Heft 5.

Inh.: Entnationalistieren! — Gedichte. — Peter Rossegger, Etwad von Ludwig Angengrubler. — Max Dornung, „Ghr.“. —

velle. — Anna Brunnemann, Victor Hugo. — Paul Bergentrotz, die arme Maria. Erzählung. (Jortf.)

**Monatblätter für deutsche Literatur.** Hrsg. von Albert Wagnere. 6. Jahrg. 4. Heft.

Inh.: Gedichte. — G. R. Müllers, Jeanne Bertha Semmig. — Karl Eick, Berliner Theaterleben. — Aug. Wankel, die bevorzugtesten Wädden- und Franzengefallen in Gottfried Keller's Romanen und Recellen.

**Literarische Worte.** Monatschrift für schöne Literatur. Red.: A. Lohr. 3. Jahrg. Heft 5.

Inh.: Otto Hauser, die hellenische Zeit von 1880—1900. — Hans Gieseler, Stimmen aus dem deutschen Dichterkreise. — Deutscher Kritik. — G. G. Schindler, Hermann Sudermann als Romaner. — E. M. Hamann, P. Inögger's Wäddmann 'Sonnenschein'. — Max Wandlitz, neue Liebesromanliteratur. — A. Lohr, Ph. Wittfogel, 'Ein Kretschold'. — W. v. Heidenberg, Zeitkritischenchau. 4.

**Das literarische Echo.** Hrsgbr.: Josef Gillingger. 4. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: Otto Hauser, das Sonett. — A. Wittelsheim, Auerbach und Wabbe. — A. Raar, Kunst von Philipp Vanngmann. — P. G. Hartwig, ein Rauber-Schüler. — W. v. Scholz, neue Dramen. — Iben G. Schäfer, neue Erzählungen. — Rud. Louis, Musikliteratur.

**Internationale Literaturberichte.** Hrsg. v. Walter Fiedler. 3. Jahrg. Nr. 3/4.

Inh.: (3.) A. R. Z. Tiele, Hermann von Ungar als Kritiker. — Hans Fr. Bred, Hebertsch-Parabeln. — (4.) H. Vayppig, moderne Romanliteratur. — (4.) M. Korngold, neuere culturgeschichtliche Literatur. — Ad. Biragter, neue Kritik. (Jortf.)

**Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft.** Beilage des Hamburgischen Correspondenten. Red.: J. Sitta v. 1902. Nr. 3.

Inh.: Wagneriana.

**Großes Wädden.** 3. Jahrg. Nr. 68.

Inh.: Regine Deutsch, Mutterstadt und göttliche Arbeit. 1. — G. Klein, 'Berthel's Tage'. — Anstalt-Fall. — Esträker, Schule und Eltern.

**Was fremden Jungen.** Red.: Karl Polhoeberner. 12. Jahrg. Heft 3/4.

Inh.: (3/4) M. Fogazzaro, die Kleinwelt unserer Väter. Roman. Aus dem Italienischen. — Volksmärchen der Juden. Mit Vorbermerkung. — (3.) Jul. Jener, aus der tschechischen Revolutionszeit. 2. — Theodor Kubanel, Gedichte. Aus dem Drenschelischen. — Ric. Weiler, Theodor Huband. — (4.) Andreas Kartawigal, Erzählungen. I. Die Schachmatt. Aus dem Griechischen. — Karl Dietrich, Andreas Kartawigal. — A. Brunnemann, Victor Hugo. Zum 26. Februar 1902.

**Deutsche Stimmen.** Halbmonatsschrift. Hrsg. von W. Johannes. 3. Jahrg. Nr. 12/22.

Inh.: (21.) G. A. Schlid, Prinz Heinrichs Mission nach Amerika. — G. Haupt, gegen das Duelle. — W. Johannes, die katholische Mission und der Jaber. — Bininger, zur Frage der Verbilligung der preussischen Dienstverwalter. — R. Schell, Pauline, die Wäddmann und die Wäddmann. — (21/22.) Otilie v. Bistram, über den psychologischen Schwachsinns des Wäddmann. — (22.) Compromiss in Sicht. — Gadenberg, Zusammenfassung der evangelischen Vorkreditorien. — Tannert, Finanzen und Schuldenstationen in Bayern. — Hugo J. Schlid, Japan und die Philippinen. — Wölbendauer, Handelsbuchhalten. — Ad. Marquardt, Robert von Mohl. 1.

**Das freie Wort.** Red.: Max Gennung. 1. Jahrg. Nr. 22.

Inh.: Rob. Michels, die Voraussetzungslosigkeit der Geschichtswissenschaft aus deutschen Gesichtspunkten. — W. May v. G. Krüger, die Wäddmannsfortschritte in der Gegenwart und Zukunft. — J. Brand, das Uebel der österreichischen 'Voss von Rom'-Bewegung. — Medicus, zur Heilstättenfrage. — G. Kelliff, wie Wunder entstehen. — G. Klimar, zur Centenariofeier Victor Hugos. — Paul Paraviviani, Vaden in Frankfurt am Main. — Lombroso über Ferrer's neuestes Werk 'Roma Größe und Verfall'. — Jodis Sprüche des Genesius.

**Die Zukunft.** Hrsg. von M. Gaden. 10. Jahrg. Nr. 20/21.

Inh.: (20.) Wäddmann. — Max Raffinow, die Kritik des Darwinismus. — Jul. Weier-Wasser, la maison moderne. —

Joh. Korngold, Feuerzeit. — Franz Effenhardt, Volkswort. — Selbstkritisieren. — Plutus, der Teufelsprophet. — (21.) Meliora. — Heinz Gertner, eine deutsche Beatrice Webb? — Rob. Schu, Toban. — Selbstkritisieren. — Plutus, die Fodsbahn. — Theater.

**Die Gesellschaft.** Halbmonatsschrift. Hrsg. von Arthur Seidl. 18. Jahrg. 3. Heft.

Inh.: Veritas, Deutschland's innere Verhältnisse. — Hans Fischer, über das Duelle vom ethischen Standpunkt. — G. Brömle, aus dem 'intellektuellen' Hamburg. — Dietl, Dichtungen. — Rich. Fuldshiner, Napoleon! — Karl Straube, Max Reger. — Wäddmann Kunstschau.

**Söhne und Welt.** Hrsg. v. G. u. G. Giesner. Schriftl.: G. Giesner. 4. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: Wäddmann's Genzen die Reifezeit. — A. Kanber, Theodor Reichmann. — Franz Hofen, Victor Hugo als Dramatiker. Ein Gedichtblatt zum 100. Gedächtnistage des Dichters. — G. Giesner u. J. G. Ewigig, von den Berliner Theatern 1901/1902. 9.

**Reclam's Unterwurm.** Schriftl.: G. Pfeiffer. 18. Jahrg. Heft 24/25.

Inh.: (24/25) Wäddmann v. Reichsbach, die Vollmacht von Wäddmann. Roman. (Jortf.). — G. Wade, die Tierwelt in den deutschen Kolonien. 2. Deutsch-Bahajista (Zogo und Kamerun). — Jaffo Lorenz, weiße Karaffen. — G. Galm, Höhenkurven im Winter. — H. Wäddmann, menschliches Leben auf anderen Planeten. — H. Wäddmann, der Spul. Sammet. — (25.) Hermann Wäddmann, aus dem Wäddmann'schen. — Lena (Anton Bergmann), die gute Partie. — G. Ederbel, die Entdeckung und Vererbung der Infanzien. — Dorabül, die Herausgabe des Bettlers.

**Der Ruffhändler.** Deutsche Monatschrift. Hrsg. von G. Giesner. 3. Jahrg. Heft 22.

Inh.: Wäddmann's Kritik, vom Wert der Worte. — Hans Gengmann, aus Wäddmann des Dramas. Nach Karl Weibrecht's Buch: Das deutsche Drama. — G. Giesner, die Kunsthaft des Dichters. — Wäddmann's Giesner, ein Weib. Eine Studie. — Giesner, ein Wintermärchen. — Giesner, die provinzielle Anpflanzungsstelle. — Wiener Wäddmannbrief.

**Jugendchriften.** Deutsche Red.: G. Wolgast. 10. Jahrg. Nr. 2.

Inh.: C. Gubner, der Kunstwert oben an! Entgegnung. — Fr. v. Giesner, eine Statistik der Jugendliteratur in Hamburg und Westfalen.

**Documente der Frauen.** Hrsg. v. Marie Lang. 6. Band. Nr. 22.

Inh.: M. Giesner, zur Veranschaulichung. — Aus dem Leben der Wäddmannarbeiten in Wäddmann. — Heinz Huber, Frauenstudium. — Karl Jener, Frauenleben (Gabriele Reiter). — Marie Lang, Offenbarung. — G. Wäddmann, misserere mel. (Schl.)

**Militär-Wäddmannblatt.** Red.: v. Giesner. 87. Jahrg. Nr. 13/16.

Inh.: (13/16) Personal-Veränderungen u. — (13.) Eine Erinnerung. — Der Wäddmann-Feldzug. — Reus über die österreichisch-ungarische Wehrmacht. (Mit Erläuterung.) — Correspondenz aus Argentinien. — Die Militärischenpflicht der Wäddmann in Deutsch-Südwestafrika. — (14.) Eine Kritik des Wäddmann'schen Journal. — Preis-Wäddmannberichte der Nacht. — Reus vom französischen Heere. — (16.) Die Wäddmann-Richtungen des neuen französischen Heeres. (Mit Wäddmann.) — Des Wäddmann-Krieges zweites Teitel. — Die neuen Reichslisten zur Wäddmann-Erhöhung der Offiziere in den Preussischen Staaten. — (18.) Der Feldzug von Wäddmann. — Ueber Wäddmann'schen. — Das neue Preussische Heer. — Ueber Wäddmann'schen. — Ein Verlaß für die Wäddmann'schen der preussischen Offiziere der Gebirgswäddmann. — Wäddmann zum Militär-Wäddmannblatt. Hrsg. von v. Giesner. 1902. 2. Heft.

Inh.: v. Giesner, die Kavalen und die russische Kavallerie. Vortrag. (Mit Erläuterung.) — Briefe eines preussischen Offiziers aus dem Kampfszen 1867—1861.

**Wäddmann's Wäddmann-Zeitung.** Red.: Bernin. 77. Jahrg. Nr. 5/7.

Inh.: (5/6) Kriegstagebuch vom Wäddmann'schen von Giesner. 1. Der Feldzug, geführt in Schwedisch und Jütland. (Jortf.). — (6.) Die Fuß-Wäddmann. — (6.) Wäddmann, Wagner, die militärisch-wäddmann'sche Hochschule und die Reorganisation des Ingenieur-Corps. — Die Wäddmann'schen-Offiziere. — (7.) Die Befestigung in der Räte von Wäddmann. — Wäddmann'schen-Offiziere und Wäddmann'schen-Offiziere.

**Nuova Antologia.** Rivista di lettere, scienze ed arti. Anno XXXVI. Fasc. 724.

Somm.: A. Graf, Victor Hugo nel centenario della nascita. — G. Barzanti, alla vigilia della scadenza della nascita. — Nerra, una pas-



# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 6.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barndt. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Weverniaus in Leipzig.  
Einenkrage 18.

Erscheint zweimal monatlich.

← 15. März 1902. →

Preis jährlich 6 Mark.

Björnson, S. Absalom Haar. (N.)  
Deutscher, R. G. Bretter. (N.)  
Eckstein, E. I. Glend. (N.)  
Engel, W. H. Zanzibaristen. (N.)  
Oswald, W. Zischelsch, Polow, Lieb u. Hoffen. (N.)  
Grunow, R. Von Königin. (N.)  
Kühn, P. Das verlorene Bild zu Galt. (N.)  
Kühl, H. In der Krone Red. (N.)

Kipling, R. Il figlio dell' Uomo. (N.)  
Kiffi Zala, Mithras Brauen. (N.)  
Langmann, W. Die Fremde. (N.)  
Litz, K. In der Krone Red. (N.)  
Müller-Waldenburg, W. Melomel. (N.)  
Novicow, G. La Mission dell' Italia. (N.)  
Petrali, G. de. Lo Spirito delle Macchere. (N.)  
Rohrer, W. Das Heim von Wampa. (N.)

Ritter, R. Hühner. (N.)  
Rozel, G. de. Maschlo's Femmine. (N.)  
Sagitta, H. Das neue Gewissen. (N.)  
— Zwölfzig Briefe. (N.)  
Wierel, G. Der Hühner in andern Hühnern. (N.)  
Wied, G. Die leibhaftige Böhme. (N.)  
Zahn, G. Zwölfzig Briefe. (N.)

Alle Abbestellungen erhalten wir unter der Adresse der Exped. d. Bl. (Einenkrage 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 39). Nur solche Werke können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Romane.

Sohn, Ernst. Herrgottsäden. Roman. Stuttgart, 1901. Deutsche Verlagsanstalt. (327 S. 8.) M 4.

Wäglin, Adolf. Das neue Gewissen. Roman. 2. Aufl. Leipzig, 1901. Haessel. (310 S. 8.) M 3; geb. M 4.

Wie, Ernst. In Kant Arnebergs Haus. Aus dem Norwegischen überf. von Nathilde Mann. Nördlingen, 1901. Langen. (371 S. 8.) M 4; geb. M 5.

Björnson, Björnsterne, Absalom Haar. Deutsch von Maria von Borch. Göttingen, 1901. (163 S. Kl. 8.) Kleine Bibliothek Langen. 40. B. M 1.

Wied, Gustav. Die leibhaftige Böhme. Günstig terredichte Uebersetzung aus dem Dänischen von Nathilde Mann. Göttingen, 1901. (302 S. 8.) M 3.

Es kommt nicht häufig vor, daß von fünf Büchern, die ein Recensent durchzulesen hat, kein einziges unbedeutend und ohne Wert ist, wie ich das zu meiner Freude diesmal feststellen kann. Keiner der fünf oben angezeigten Romane ist lediglich zur müßigen Unterhaltung geschrieben, hinter jedem steht eine Persönlichkeit, mit der sich die Bekanntschaft verlohnt, und überall sind Probleme von allgemein menschlicher Bedeutung zu Grunde gelegt. Es trifft sich auch, daß nicht bloß ein starker Persönlichkeitsgehalt in diesen Romanen zum Ausdruck kommt, sondern auch ein ausgeprägter nationaler, bezw. Stammescharakter und zwar nicht weniger bei den Menschen, mit denen sie uns bekannt machen, als bei den Dichtern, die wir hinter ihrem Werk gewahren. Am klarsten tritt diese Stammesart bei den beiden Schweizer Poeten hervor, bei Ernst Zahn und Adolf Wäglin. Beider Werke kann man mit einem heute viel mißbrauchten Worte als Heimatkunst in Anspruch nehmen. Ihre Menschen sind Menschen der Heimat, das heißt nicht bloß Menschen, die bestimmte locale Merkmale in Sprache und Gebaren zur Schau tragen, sondern Menschen, die fest im Boden ihrer Heimat wurzeln, deren Charakter aus diesem Boden emporgewachsen ist und deren Seelenkämpfe daher auch zum großen Teile nur aus dieser Zusammengehörigkeit mit der Heimat sich erklären, — zu einem großen Teile, nicht einzig und allein: denn es ist im letzten Grunde der allgemein menschliche Gehalt der Seelen, der aus diesen Kämpfen spricht und mit dem sie zu uns sprechen. Hier liegt die Grenzlinie zwischen dem sogenannten consequenter Nationalismus und der gesundrealistischsten Kunst: der Naturalismus hält den Blick in die

Enge der Alltäglichkeit mit allen ihren Zufälligkeiten gebannt, die Kunst weist aber sie hinaus, die ihr nur ein Symbol des Ewigen und Notwendigen ist.

Ernst Zahn, dessen Name in der letzten Zeit erst in weiteren Kreisen bei uns bekannt geworden ist (vielleicht, weil man erfahren hat, daß er in seinem Privatberufe Bahnhofrestauration in Cöchingen ist), schildert in seinem Roman „Herrgottsäden“ das Eindringen des neuen Geistes in die stillen Alpenhöfe. Auch J. G. Frey hat in seinem jüngsten Roman „Heilig Rotweiss“ ein ähnliches Thema bearbeitet, nämlich die allmähliche Umwandlung eines Ader- und Weinbauerndorfes in ein Centrum moderner Industriefähigkeit. In seinem früheren Roman „An heiligen Wässern“ hatte ihm die umwandelnde Kraft des modernen Verkehrsgebankens zum Hintergrund für seine Seelengeschichte gedient: das gleiche Motiv liegt dem hauptsächlichen Romane zu Grunde. Es ward ihm zum Symbol für den uralten Conflict zwischen dem Conservatismus der Alten und dem Fortschrittsdrange der Jungen. Die Fähigkeit, mit der Vertreter beider Richtungen für ihre Gedanken eintreten, ist das Element, welches dem Ganzen die locale schweizerische Färbung giebt. Der Dorf-Präsident Jurzer, der seinen Knecht Christen Rußli nicht als Schwiegerjungen haben will und ihn mit seinem Dasse ein ganzes langes Leben verfolgt, und dieser eienkopfige Christen, der die ihm von dem Präses angethane Schmach desgleichen ein ganzes Leben hindurch nicht verwindet, sind beide aus gemachtem Felsgestein gebildet, und das Ringen dieser beiden Kraftgestalten gegeneinander hat etwas von dem Kampfe der Elemente an sich: auf der einen Seite die Unerbittlichkeit, mit der der Jurzer, seinem Schwure getreu, lieber die Tochter unglücklich macht als nachgiebt, und später sich den mit dem Bau des Gotthard-Tunnels eindringenden neuen, freieren Ideen widersetzt, auf der anderen die gleiche Unerbittlichkeit, mit der Rußli, der inzwischen draußen zu Vermögen gelangte, einer Veröhnung mit dem Präses ausweicht und Joll für Joll seines klarerkannten Weges vorwärts schreitet. Man sieht, eine Veröhnung kann zwischen den beiden Männern nicht stattfinden: die Mächte der Vergangenheit und die der Gegenwart veröhnen sich erst in der Zukunft. Und so erfolgt denn die Veröhnung erst in der anderen Generation, die Veröhnung und auch die Sühne, denn es bedarf der einen wie der anderen. Beide

haben sie Schuld auf sich geladen und beide müssen sie daran tragen. Zwar wird der eine Entschloß des Präses der Gibam des Ruffi, aber die in dem anderen zu der anderen Tochter des Ruffi erwacht, kann den beiden Liebenden nicht zum Segen ausschlagen: denn Tobias Furrer und Josepha Ruffi sind Bruder und Schwester. Rechtzeitig erfährt der Tobias, daß die Liebe seiner Mutter zu Christen Furrer es war, die vor langen Jahren einst die Liebe aus seinem Heimatsdorf getrieben, und daß um seiner Geburt willen der Präses so unbändigen Haß auf den Ruffi geworfen hat. So müssen die Liebenden sich trennen und Tobias geht auf Nimmerwiedersehen in die Welt. In der Resignation dieser beiden liegt die Sühne für die Schuld der Väter. „Herrgottsfäden“ nennt Jahn sein Buch, weil in ihm die Fäden sichtbar werden, an denen der Herrgott die Geschicke der Menschen führt. Das Motiv, das aus dieser Anschauung entspringt, der Gegensatz zwischen dem Streben des Menschen und dem thalchäischen Verlauf der Dinge, ist jedoch nur wenig ausgeführt, wie denn überhaupt nicht zu verkennen ist, daß dem Buche die rechte Rundung fehlt, daß manches zu knapp und viele Partien hintereinander zu breit sind, und daß auch die Charaktere nicht überall durchgearbeitet sind. Romanentfalten die Frauen zu sehr in den Hintergrund und wirken ein wenig blutleer. Im einzelnen ließen sich eine ganze Reihe von Ausstellungen machen; doch ist es richtiger, auf die unerkennbare plastische Kraft hinzuweisen, die in der Gestaltung der beiden Hauptfiguren und zahlreicher Nebenfiguren sich betätigt, auf die intime Vertrautheit mit der Natur, die in den unmittelbar gehaltenen Naturbildern offenbar wird, und auf den kraftvollen Reiz der Sprache, aus der unser nord- und mitteldeutscher Sprachzweig manches echt deutsche Wort sich zur Bereicherung erschöpfen könnte.

Auch Böglins Sprache ist reich an solchen alten Göt, vielleicht noch wertvoller als die Johans. Seine Art ist aber im übrigen durchaus von der des Uner Dichters verschieden. In seiner literarischen Psychognomie überwiegt der Denker ein wenig den Künstler. Es wäre zwar unrichtig, „Das neue Gewissen“ als einen freidenkerischen Tenenzroman zu bezeichnen, wenn er auch unvorhersehen für eine freiere Ethik eintritt als die sich auf Dogmenglauben und unumstößliche Doctrinen gründet; aber der Rest, den die Conflicte zwischen der alten Religionsauffassung, bezw. dem alten Gewissen, und der modernen, eben dem neuen Gewissen, in die Seele seines Helden werfen, ist für Böglin doch das Wesentliche, d. h. er tritt als Künstler, nicht als Heilketzer oder als Philosoph an sein Problem heran. Aber immerhin ist sein Interesse an der Frage, ob Jörg Waller berechtigt ist, sein unter dem Zwange der Umstände der sterbenden Mutter gegebenes Versprechen zu brechen, weil es ihn in schwere seelische Not bringt, bei dem Verst. so stark, daß die Discussion des Problems für ihn an mancher Stelle Selbstzweck wird, und daß er selbst mit eigenen Argumenten die Sache seines Helden führt. Die Gewissenhaftigkeit und der Ernst, mit der er die schwierige Frage durchführt, machen tiefen Eindruck, da man fühlt, wie Vieles der Verf. selbst erlebt hat. Die innere Wandlung, die Jörg Waller durchmacht, wird überzeugend motiviert. Im ganzen selbst aber der Roman mehr durch den reichen kulturgeschichtlichen Gehalt als durch die Menschen, die er schildert. Das Bild des Dorflebens und das Bild der umgebenden Natur ist mit der lebendigen inneren Teilnahme des Mannes gezeichnet, der mit beiden aufs engste vertraut ist. Die Lösung des Gewissensconflictes ist sehr geschickt: es mag zuerk manchem ein wenig äußerlich erscheinen, daß plötzlich auftauchende alte Briefe der verstorbenen Mutter, in denen sie gewissermaßen von jenseits des Grabes sich als Feindin jedes Ge-

wissenszwanges erklärt, den selbstqualerischen Vorwürfen des Sohnes ein Ende machen: aber bei Jörgs Natur bedurfte es eines derartigen äußeren Anstoßes, um ihn wieder zur Unbefangtheit des Fergens zurückzuführen. Die endgiltige Lösung des Seelenconflictes, wie auch der Segen des Himmels auf Jörgs Ehe gewissermaßen durch Jörgs eigene Kraft herabgerufen wird, ist poetisch schön und von zwingender Schönheit.

Ein freudiger Glaube an die Möglichkeit des Glücks aus eigener Kraft, wie er aus des Schweizers Böglin Roman spricht, leuchtet als Sonne auch über des Norwegers Berni Lie Roman „In Knut Arnebergs Haus“. Hier handelt es sich darum, das Glück einer Ehe, die zu zerfallen droht, von neuem oder eigentlich erst recht zu schmieden. Berni Lie, ein Neffe von Jonas Lie, hat nun gar nichts vom Problemdichter an sich. Er ist ganz und gar Künstler, der an seinen Menschen nur das menschliche Interesse hat und der Alles höchst gegenständlich und in aller Fälle des Lebens anschaulich sieht. Er ist ein sehr feiner Psycholog, der das geheime Leben der Seele kennt und vor allem für das Empfinden der Frau mit feinem rätselfachen, scheinbar sprunghaften und unweiblichen und im Grunde doch so folgerichtigen und einheitlichen, weil intuitiven Wissen unheimlich feibel ist. Desgleichen hat er ein sehr reagierendes Organ für die Stimmung des Milieus und für die spezifische Färbung, die das Künstlerleben in Christiania heute angenommen hat, eine Mischung von ausländischen, aus Rom und Paris importierten und aus einheimischen Zügen Das lärmende, ungewohnte Treiben in dem gastrischen Hause von Knut Arneberg ist sehr farbenreich und lebendig mit aller feiner Beweglichkeit und seinen Nuancen wiedergegeben. Im Mittelpunkt des Interesses stehen drei Frauen, drei verschiedene Typen und sich doch durch ihre Frauennatur im Grund völlig gleich. Da ist die eben erblickende Karen Ragnild eine mit echter Künstlerkraft gestaltete höchst reizvolle Mädchenfigur, in der all das Herbe und Süße, alle Torheit und Weisheit des Jungfräulichen, all die innere Unklarheit und Bestimmtheit, wie sie die mangelnde Erfahrung erzeugt, und zugleich all die Sicherheit, wie sie der natürliche Takt des Weibes hervorruft, mit erstaunlicher Wahrheit leben. Da ist ihre Schwester Bergliot, die (ein ganz klein wenig an Hedda (Kobler erinnernd) ihren Gatten, an dessen Seite sie nach fünfjähriger, anfänglich so glücklicher Ehe plötzlich das Glück nicht mehr finden zu können glaubt, in schmerzvollem Kampfe mit einer anderen Liebe erst sich wieder eringen muß. Und da ist schließlich die lebensfrohe, soletzte Blüthe Lotte Fald, die das Leben und die Liebe längst zu kennen glaubt und doch erst nach herben Erfahrungen und notwendigen Enttäuschungen zur wahren Erkenntnis und zum wahren Glück gelangt. Die Liebe der Ehe ist es, die schließlich als mächtiger und voller Grundton aus den verworrenen Klängen ihrer Seelenwelt hervortritt sich bündigt. Sie alle drei leiden an solchen Vorstellungen von Leben und Lebensglück und werden durch das Leben geheilt. Aber der „verlöbte Schluß“ ist kein äußerlicher, sondern ein innerlich notwendiger, durchaus glaubhaft motivierter Abschluß. Die Rännergestalten sind nur zum Teil mit gleicher Feinheit durchgeführt, aber die wenigen Striche, mit denen die übrigen angebeutet sind, geben doch von jedem eine klare Anschauung. Der Stil ist ganz persönlich, ohne aber subjectiv-maniert zu werden.

Diesen Eindruck des Manierierten macht dagegen der Stil Björnsons in der Erzählung „Abjalsens Daar“, die übrigens schon seit einer Reihe von Jahren bekannt ist. Die Menschen, deren Schicksale Björnson hier erzählt, kommen und nicht nahe, da ihre Umrisse in eigentümlicher Weise

verzerrt sind. Die Seiten ihres Seelenlebens sind überjannert zu ihren Empfindungen fest und der Schläffel unmittelbaren Mitlebens. Dieser Gatte, der seine Frau öffentlich über das Knie legt und regelrecht verprügelt, diese Mutter, die mit ihres Jüngens Schönheit wie einst mit der eigenen einen mythischen Kult treibt und schließlich mit all ihrer Liebe das Herz des Sohnes sich entzündet; dieser Sohn mit seiner abenteuerlichen Erziehung und seinem abenteuerlichen Leben, der in die tiefsten Tiefen des Menschenlebens hinabsteigen muß, ehe er sich selbst und den Frieden seiner Seele findet, sie alle sprechen nicht unmittelbar zu uns. Lud doch, wie manche glänzende Stelle findet sich und wie manche andere wird noch ganz besonders zum Vorweger sprechen, auf dessen Rationalcharakter einige Male schärfere Schlaglichter fallen.

Gustav Wieb's Roman „Die leidhaftige Bosheit“ trägt ebenfalls einige echt nationale (dänische) Züge, aber das Kleinhableben, das er in zahlreichen köstlich beobachteten Typen mit ausgesprochenem Humor schildert, ist nicht an Tänevær gebunden: es ist international, typisch für die Kleinhabt überhaupt. Das Buch ist nicht einheitlich komponiert, sondern gleich einem Mosaik. Bildchen reiht sich an Bildchen, das Ganze aber hat trotzdem einheitlichen Charakter. Der Held des Buches ist gewissermaßen die Kleinhabt, die in ihrer Atmosphäre so zahlreiche dichterisch interessierende Gestalten hervorbringt. Da ist vor allem der kleine Emanuel Thomsen, der die fixe Idee hat, das „Gut seiner Väter“, von dem der Vater hinunter gemüht hat, wieder zu kaufen und zu beziehen. Als er endlich in der Lotterie gewonnen hat, kauft er das Gut zurück, fählt sich aber in seiner neuen Thätigkeit durchaus nicht glücklich. Wie sich die Welt in diesem beschränkten Kopfe malt, wie er unter der Herrschaft seiner fixen Idee verpöhlen bis zur Niedertracht und blind bis an den Rand des Verbrechens wird und wie dann nachher das äußere Glück die natürliche Güte in ihm weckt, so daß er nicht die Teilnahme für ihn verlieren, das verrät außergewöhnliches dichterisches Gestaltungsvermögen. Und dann die barocke Gestalt des Joll-contorslaus Knapfstedt, den man vermöge seiner scharfen Zunge „die leidhaftige Bosheit“ nennt und in dem wohl ein gut Stück von Wieb's eigener Natur steckt, was für eine tiefe Menschkenntnis birgt sich in dieser Gestalt. Auf die zahlreichen anderen Personen des im besten Sinne originellen Buches einzugehen, fehlt der Raum. Niemand wird die Bekanntheit mit diesem Romane breuen.

Gustav Zieler.

## Erzählungen.

Naabe, Wilhelm, *Das Horn von Wanja*. Eine Erzählung. 2. Aufl. Berlin, 1901. Jante. 218 S. 8. # 3.

Wider, Ernst, *Der Finkenfuß* und *andere Novellen*. Dresden, 1901. Neisner. 248 S. 8. # 3; geb. # 4.

Wogtlin, Adolf, *Heilige Menschen*. 2. Aufl. Leipzig, 1901. Haackel. 313 S. 8. # 3; geb. # 4.

Wiß Lasa, Alfred, *Frauen*. Erzählung aus dem deutschen Colonialgebiet (Deutsch-Westafrika). Ultenhausen-Auenberg, 1901. Ghriffalter. 132 S. 8. # 1.

Wrandeb, R. G., *Freiheit*. Erzählung. Antiquarische Uebersetzung von Pauline Kleiber. Leipzig, 1901. Grunow. 514 S. 8. Geb. # 6.

Worff, Maxim, *Thellisch. Wolesty. Lieb von Falken*. Drei Erzählungen. Deutsch von G. Berger. Leipzig, 1901. Köpke. 85 S. 8. # 1.

Nach 20 Jahren ist glücklich die zweite Auflage der Naabe'schen Erzählung „Das Horn von Wanja“ erschienen, und im Brachmonat vor seinem 70. Geburtstage durfte Naabe das Vorwort schreiben, in dem er der Meinung Ausdruck

gibt, daß die Geschichte als nicht ganz veraltet erstanden werde, und schallhaft bemerkt, hoffentlich werde das Publicum eine nochmalige Ausgabe nicht als eine Unhöflichkeit auffassen. Als ob eine Geschichte so voll quellenden Lebens- und dorb-wichtigen Humors mit ihrem unergreiflichen Bruchgehalt den Tante Grünhagen, des Nachtwärters Martin Marten und des weisen Oberhauptes der Stadt Wanja an der Wipper, des ehemaligen Seniors der Kaninseten, Dorken, jemals veralten könnte; als ob nicht die Unhöflichkeit auf Seiten des lieben Publicums läge, das den Dichter zwanzig Jahre lang auf eine zweite Auflage hat warten lassen. Das ist gerade bei dieser Erzählung um so auffallender, weil sie weniger ausgedehnt und weniger kraus und verworren ist als manche andere, dazu von einer durchsichtigen Lustigkeit bei allem intimen Humor, so daß man meinen sollte, so etwas gäbe auch den Kulturmenschen am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in besonderem Maße an. Wenn man freilich an die sogenannte humoristische Literatur der Gegenwart denkt, insbesondere die Berliner, mit Schauern thun wird, und erfährt, daß sie sich großer Beliebtheit erfreut, so wundert man sich darüber nicht mehr, daß N. zwanzig Jahre auf eine neue Auflage einer seiner ergößlichsten Geschichten warten mußte. Und zudem ist diese Erzählung ein Meisterstück anheimelnder Kleinhabkunst in ihrer ganzen Drolligkeit und dabei ein technisches Kunststück, indem der Dichter uns ganz ungewöhlicher immer wieder mit verschiedenen Augen in die Wanjaer Verhältnisse und in die Geschichte der Tante Grünhagen hineinschauen läßt. Ob wohl die dritte Auflage auch wieder erst in zwanzig Jahren erscheint? Wir sind wirklich begierig darauf.

Ernst Wider's „Finkenfuß“ vereinigt sich Erzählungen der verschiedensten Art und Stimmung. Am besten ist die Stimmung festgehalten in der ersten und letzten Novelle. Die erste, die dem Buche den Namen gegeben hat, ist eine Dorfgeschichte, die einem für Dorfgeschichte nicht ungewöhnlichen Stoffe eine ungewöhnliche Wendung gibt und recht gut erzählt ist. Die letzte „Dummer Kerl!“ ist ganz kurz, aber in ihrer Einfachheit ergreifend. Der dumme Kerl ist ein litanischer Soldat, der treu an seinem Schape in der Heimat hängt und es nicht recht findet, daß sie sich mit seinem früheren Hauptmann einläßt und von ihm verführt wird. Er will den Verführer erschießen, aber in angebotener und anergogener Subordination bringt er es nicht über sich und erschießt sich selbst — der „dumme Kerl!“ Außer einer im Märkenton erzählten Festandsgeschichte „Der Mantel der Liebe“ enthält die Sammlung noch zwei Erzählungen, in welchen ein bißchen viel und lang über das in Rede stehende Thema gesprochen wird, mehr als für den Gang der Geschichte und die psychologische Begründung notwendig ist. Dies ist insbesondere der Fall in „Auch aus Liebe zur Kunst“, während in der anderen „Zwischen Gräbern“ zart und anmutig geschickt wird, wie das Andenken an eine Verstorbene zwei Lebende sachte einander nahe bringt. Im Ganzen eine nicht eben bedeutende Sammlung, aber nicht ohne Lebensgehalt.

Zwei Novellen der Sammlung von Adolf Wogtlin sind nicht gewöhnlicher Art, zudem Tenbennovellen. Die dritte Novelle „Titianus und der Teufel“ ist eine im humoristischen Legendenton erzählte Heiligenfahne und äußerst vergnüglich zu lesen. Ernst dagegen sind die zwei anderen. Die erste, „Sein großer Freund“, das ist der liebe Gott, zeigt, wohin sich engherzig religiöse Bildung, welche den Forderungen des gefunden Menschenverstandes und der gefunden Natur nicht gerecht wird, verirrt, nämlich in Sinnlosigkeit und zuletzt ins Jrennhaus. Es werden viel Theorien

darin vorgetragen, aber die Beispiele zu der Theorie sind scharf und anschaulich gegeben, Einzelheiten sind padend, das Ganze für nachdenkende Menschen äußerst anziehend. Die zweite Erzählung: „Sephora“ ist eine Geschichte aus der Judenbedrückung und spielt in der schwebischen Stadt Ravensburg im Anfang des 15. Jahrh.; sie will den viel gehörten Satz beweisen, daß jahrhundertlange Unterdrückung der Juden an ihren schlechten Eigenschaften schuldig sei. Natürlich beweist sie das nicht; wer aber einen Einblick in christliche und jüdische Stimmungen früherer Jahrhunderte bekommen will, wer die Gesinnung, die die beiden Rassen früher gegen einander hegten, und die Aeusserungen derselben kennen lernen will, der findet hier ein sehr anschauliches, im großen Ganzen, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten, zutreffendes Bild des Thatbestandes über die Ravensburger Vorgänge (s. bei E. Rühlung: Die Juden-gemeinden des Mittelalters S. 483ff.). Das Stoffliche überwiegt hier das Psychologische eben so sehr, wie in der ersten Geschichte umgekehrt das Psychologische das Stoffliche; als Novelle ist die erste Geschichte besser, eben weil hier der Reiz weniger in den Geschehnissen als in der fessellichen Entwicklung liegt. Und das verlangt man von jeder Erzählung, die eine Novelle sein will.

Was Riji-Tala in „Afriechs Frauen“ erzählt, beruht offenbar auf ganz genauer Kenntnis von Land und Leuten Westafrikas. Die Bilder aus dem afrikanischen Leben, die die Verfasserin frisch und anschaulich vor unseren Augen entrollt, fesseln ungemein; die Schürzung und Lösung des Knotens zeugt von schriftstellerischem Geschick, und unsere Teilnahme bleibt vom ersten Bilde an bis zum letzten gleich lebhaft. Einzuwenden habe ich nur, daß der Conflict nicht notwendig aus afrikanischem Boden erwachsen muß und nicht von daher seine eigentümliche Färbung, Schürzung und Lösung bekommt. Denn das, um was es sich handelt, ist genau eben so gut auf europäischem Boden möglich, und der Verlauf würde in der Hauptsache hier nicht viel anders sein als dort. Es handelt sich nämlich um die Ansprüche, die eine liebende Braut und Frau an Bräutigams- und Gattentreue stellt, und die Unmöglichkeit, trotz eigener Herzensconflicte, die plumpe Verleugung der Treue seitens des Bräutigams und des Gatten zu ertragen. Ob hierbei ein afrikanisches Negermädchen und ihr Kind in Frage kommen oder eine weiße Sklavin männlicher Luste in Europa, das läuft im Grunde auf dasselbe hinaus. In beiden Fällen kommt es auf den Charakter der zwei an, wie die Sache endet. Meinem Gefühl nach hätte es hier entweder für beide tragisch oder für beide veröhnend enden müssen; aber es entspricht wohl weiblicher Teilnahme mit der Heldin, nicht ohne Aussicht auf Glück für sie zu schließen.

„Freiheit“ von Bröndsted ist der Titel eines dänischen Erziehungsromanes. Die Gegenstände der Erziehungsmethode sind Kinder aus adeliger und bürgerlicher Rassenkreuzung, die der bürgerliche Vater, Pflarrer auf dem Dorfe und politisch nach links neigend, ganz in der Freiheit aufwachsen läßt. Ergebnis: die eine Tochter heiratet einen nichtsnutzigen Schaufmacher in den ärmlichsten Verhältnissen, die andere wird ohne jeden religiösen oder sittlichen Scrupel die Geliebte eines rabalen Literaten und endet durch Selbstmord, und der Sohn rettet sich nach allerlei hohen Anlässen zuletzt als Briefträger in Amerika aus dem Meer des religiösen und politischen Rabicalismus auf den Felsen Petri. Das Gegenstück dazu ist der uneheliche Sohn des adeligen Onkels dieser Kinder von einer Bürgerlichen, der in englen und ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, zu einem ausgezeichneten, wahrhaft adeligen Manne heranreift und zuletzt seinen Vater findet. In diesem adeligen

Onkel, in seiner Art eine Prachtgestalt, ist wiederum das Gegenstück die scharf und lebenswahr gezeichnete Schwester des Pflarers, die diesen stets nach links drängt und in die Freiheit hinein hebt, aber wie der Onkel ein Herz voll Hingabe und Liebe besitzt. Die Darstellung ist die in englischen Familienromanen übliche weitaufige und unflämliche, doch immerhin nicht so breit und gebedet wie dort; vielmehr reißt der Verf. eine ganze Menge kurzer, oft recht treffender Szenen, teilweise einfach in Dialogform, fast etwas zu sehr mosaikartig an einander. Man könnte die eine oder andere missen, ohne daß die Entwicklung dadurch beeinträchtigt würde, und würde rascher vom Flecke kommen. Der Roman gewährt übrigens interessante und lehrreiche Einblicke in dänische Verhältnisse, insbesondere in das Schul- und Hochschulleben mit seiner rabalen Jugend, und der Verf. bemüht sich, folgerichtig psychologisch zu entwickeln.

Maxim Gorki zeigt auch in den Stützen dieses Bändchens seine Kunst der Stimmungsmaierei und sein außerordentliches Geschick, durch vieles Einbringen in den Gelebenslauf seiner Helden die einfachste Geschichte anziehend zu machen. Die Erzählung „Tschelchaj“, welche fast das ganze Bändchen füllt, enthält nichts als die Erzählung, wie der Bewohnersbibel Tschelchaj einen noch unverdorbenen jungen Menschen vom Lande auf eine nächtliche Schmutzgerlehter in einem Hofen mitnimmt und glücklich mit einem großen Gewinn wieder ans Land zurückkehrt. Aber was sich nun zwischen beiden abspielt, das ist so padend dargestellt, daß man den allerhärfsten Eindrud davon bekommt; ja der Verf. zwingt den Leser, sich in die ihm so fremde Psychologie des Russen hinein zu fühlen. Räubend ist die Geschichte „Volej“, in der eine polnische Studentin sich Liebesbriefe an und von einem eingebildeten Bräutigam schreiben läßt, und das „Vied vom Falten“ wird unsere Symbolisten entzünden.

Richard Weibrecht.

## Dramen.

- Gense, Paul, Das verheiratete Bild zu Sals. Drama in drei Akten. Dramatische Dichtungen dreundreißigster Bändchen. Stuttgart und Berlin, 1901. Gotta Raschjof. (104 S. 8.) M. 1, 60.
- Schumann, Robert, Frau August. Ein Akt. München, 1901. Verlag Fribrot. (71 S. 8.) M. 1.
- Kangmann, Philipp, Die Herzmarie. Drama in zwei Akten. Stuttgart und Berlin, 1902. Gotta Raschjof. (338 S. 8.) M. 3.
- Ritter, Alfred, Umhürg. Sozialpolitisch actualis Kulturdrama in drei Aufzügen. Wien und Leipzig, 1902. Braumüller. (91 S. 8.) M. 2.
- Engel, Moriz von, Transaktionen. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig, 1902. Neuenius. (145 S. 8.) M. 2; geb. M. 3.
- Rief, Adolf, In des Königs Hof. Schwank in vier Aufzügen. Götta., 1900. (79 S. 8.) Geb. M. 1, 20.
- Müller-Waldburg, Walter, Restlose! Lebensbild in einem Akt. Wiesbaden, o. J. Selbstverlag. (19 S. 8.) M. 0, 60.

In Heyse und Heymann treten uns in voller Wegensfähigkeit Vertreter der classischen-Schillerischen Richtung und des modernsten Maeterlinckschen Impressionismus entgegen. Heyse hat aus dem bekannten Gedichte Schillers eigentlich nur die Tempelbesucher und das Wahrgelbstreben des Jünglings herübergenommen. Der edle Athener Schaulos soll gemeinem Priesterertrag zum Opfer fallen. Aber das ihn liebende ägyptische Bauerntöchterin Taja bringt zur Rettung des Geliebten selber ins Allerheiligste der Göttin und wird dort von ihrem eifersüchtigen, von dem Priestern zum Morde des Fremden bestellten Bräutigam Anup getödt. Schaulos selbst aber des Mordes angeklagt. Da Tajas stummer Bruder Seti durch Schreden und Angst seine



Sprache plötzlich wieder erlangt, wird Lauros' Unschuld wohl erwiesen, aber der in seinem Wahnsinnsdrang Enttäuschte, um das unverhofft ihm zugefallene Liebesglück Betrogene tödtet sich selbst. Es braucht nicht erst geträumt zu werden, daß der Meister des Verzes und vornehm gewählter Sprache auch in diesem loth gefügten Spiele seine Vorzüge nicht verleugnet. Aber zu Paul Heyes gelungenen Werken werden auch selbst seine wärmsten Verehrer dies Drama nicht stellen wollen. Hermanns von Wolruf und Grausameit aufgebauhte Scene ist bloß gesuchte Stimmungsmalerei und faum ernst zu nehmen. Die Königin, die Nacht als Hetäre in den Straßen und Wachsfiguren ihre maßlose Sinnengier zu befriedigen sucht, weigert dem sie anbetenden, von ihr geliebten Vagen den Kuß, weil dies ihre reine Seelenliebe sein soll. Der Vage erdolcht sich, als die Königin von der leuchtigen Zweisprache mit ihm ins Bett des brutalen alten Gemahls zurückkehrt. Die Scene ist Ausgeburt einer kranken, keineswegs einer künstlerischen Phantasie.

Von den Dramen der drei österreichischen Dramatiker Langmann, Ritter und v. Engel zeigen Langmanns und Alfbed Ritters Dramen manche Verknüpfungspunkte. Beide befaßen sich mit dem sozialpolitischen Probleme, daß der Fabrikbesitzer die von ihm geschaffenen Werte seinen Arbeitern überläßt, damit diese den Versuch wagen, als Betriebsgenossenschaft eine neuere bessere Zeit herbeizuführen. Auf die Schwierigkeiten des Unternehmens hat Langmann wohl in einzelnen Scenen hingewiesen, doch läßt er nicht durch diese, sondern durch Eingreifen der amerikanischen Ringe, die sich ein Herrschaftsmonopol erzwingen wollen, den Versuch scheitern. Bei Ritter bildet die Ueberlassung der Fabrik an die Arbeiter den Schluß des Dramas; und da hier eine bereits erzogene Elitearbeiterschaft in Frage kommt, der zudem eine neue, alles übertreffende Maschine zum Geschenke gemacht wird, sollen wir mit Hoffnung auf die Zukunft entlassen werden. Um äbrigen verbinden Langmann und Ritter ganz verschiedene Probleme mit dem sozialpolitischen Experimente. Langmanns Held, der Fabrikdirektor Otto Dieterlin hat in dem Bestreben nach Macht und Geld wiederholt größte Schuld auf sich geladen, den Freund und die eigene Mutter in den Tod getrieben. Da wird ihm in eben dem Augenblicke, als er die Aktionäre gezwungen hat, ihm die ganze Fabrik „Herzmarke“ als Eigentum zu überlassen, der einzige Sohn von einer seiner Maschinen getödtet. Nun gewinnt die einseitige Jugenbegierde, sein gut Genus, wieder Macht über ihn und zur Sühne entsetzt er allem Besitz. Die alte Schuld wirkt aber fort, die „Herzmarke“ unterliegt dem amerikanischen Wettbetriebe; die bürokratische Schwermüßigkeit des alten Europa kann nicht rasch genug der Arbeit und den Arbeitern des eigenen Landes Schutz schaffen. Die Ringe, erklärt Dieterlin eigener, zu den Amerikanern übertretener Rasse, „die Ringe bedeuten ein neues Zeitalter, in dem die Jagd nach Vermögen unmöglich sein wird, weil niemand die Ringe wird brechen können, wo aber der Ertrag der Arbeit gesichert sein wird. Unsere Arbeiter werden nie entlassen, bei uns gibt es keinen Bankrott und keine Ueberproduction. Jeder ist auf seine Lebtag versorgt. Wenn schon die Welt ohne Sklaven nicht leben kann, so gebe es also Sklaven, die sich fast essen und des Lebens freuen“. Ich habe aus den Zeitungsberichten nicht diesen günstigen Eindruck von der Einwirkung der amerikanischen Trübs auf die Arbeiterverhältnisse gewonnen. Aber die sozialpolitischen Anschauungen eines Dichters können irrig und sein Werk vermag deshalb doch ein gutes Bühnenwerk zu sein. Das ist nun leider mit Langmanns „Herzmarke“ nicht der Fall. Für zwei Akte, wo sie die beiden je vieractigen Teile in Anspruch nehmen würden, ist der Ju-

halt keineswegs ausreichend. Kein Theater würde sich zu solchem Opfer entschließen. Eine Zusammenführung beider Teile auf den Umfang eines Bühnenabends wäre wohl durchführbar, aber auch dann würde „die Herzmarke“ die Vorzüge von Langmanns „Partel Turajer“ nicht erreichen, sie bedeutet keinen Fortschritt, sondern in ihrer ermüdenden Breite ein Erlichaffen des begabten Dichters.

In Ritters „Unsturz“ erinnert der geniale, eble Held mit seinen Familienbeziehungen und anderen stark an Hermann Wahrs „Apostel“. Doch hat schwerlich eine literarische Abhängigkeit des einen Dramas vom andern stattgefunden, sondern Wahrs wie Ritter haben bestimmte Persönlichkeiten und Verhältnisse Oesterreichs bei Schaffung ihrer Werke im Auge gehabt. Wahrs „Apostel“ wird als Ministerpräsident durch die Selbstsucht seiner Partei und die Weltbedürfnisse seiner an Crispis Gattin gemahnenden Frau gestürzt. Ritters Held unterliegt mit seinen großen sozialpolitischen Reformplänen als Ministerpräsident dem schmählichen Bündnisse des Hochadels mit der Botsch, dem die Kirche in der Person Cardinal Baners Segen und Beistand leihet. Die Wiener Straßentumulte, die zur Entlassung Badenis führten, haben in beiden Wiener Stücken ihren dramatischen Abganz hinterlassen. Im Staat und in seiner eigenen Familie ist Ritters Held in die Herbeiführung gesunder Zustände misslungen, aber die Arbeiterchaft seiner Fabriken hat er organisiert, daß sie die Kerntruppe für eine bessere Zukunft bilden werden. Die Entrüstung über das Treiben gewisser, den österreichischen Staat beherrschenden Kreise hat Ritter scharf zum Ausdruck gebracht, ein Drama mit lebensfähigen oder nur glaubhaften Gestalten zu schaffen ist ihm auch nicht entsprehen gelungen. Dagegen zeigt das dritte der hier zu besprechenden Dramen österreichischer Dichter, Moriz von Engels „Transaktionen“, daß seine Verfasser über eine mehr als gewöhnliche Charakterisierungskraft verfügt. Der vom Glück begünstigte Pansucculent Stürmer und seine Freunde sind scharf und lebensvoll gezeichnet, während seine Schwester mit ihren höchst unbedeutend, im Munde einer Frau wie Julie unmöglichen Geständnissen ebenso conventionelle Theaterfigur geliebt ist, wie Stürmers langweilig unbefriedigte Gattin Clara und ihr schmachtender Geliebter Ballstadt. Die nationalökonomischen Professoren, wie Wallstadt einer ist, gemehen von Seiten unserer Dramatiker mehr Liebe als Glück. Sie sind mit ihren langen schönen Redensarten meistens höchst unwohner, nur für den Bühnenbedarf cousturierte Gestalten. Noch schümmer für die Wirkung des Dramas ist, daß Frau Clara nicht die geringste Teilnahme zu erweiden vermag, ihr Verhalten gegen den tüchtigen, sie auf Händen tragenden Mann und der geistige Hodmut der Professorentrüder, der zu ganz gewöhnlichem Ehebruche, zudem mit dem Bräutigam der eigenen Schwester führt, nur abstoßend bräutet. Die „Transaktionen“ zeigen wohl von ungewisserer dramatischer Begabung ihres Verfassers, sind aber noch nicht als ein gelangerer Versuch im bürgerlichen Drama anzusehen.

Ein gemäßigtes Familienstück ist Riels Schwant „In des Königs Rod“, in dem die Vortriebe gegen Soldaten durch die drei schließlichen Heiraten mit Oberleutnant, Sergeanten und Befreiten heiter überwunden werden. Die Verwendung von Klaus Groths heimischer Mundart giebt dem Ganzen frisches Leben. Ein Bild sittlicher Entartung dagegen, aber einen auf der Bühne wirksamen Einact mit zwei dankbaren Rollen hat Müller-Waldenburg in seiner „Kellamei“ geschaffen. Die Tänzerin Jvé ist unter den Lebemännern etwas aus der Mode gekommen. Da gewährt sie dem leidenschaftlich in sie vertieften doch verdamntlosen Grafen Valerios eine Liebesnacht unter der Bedingung, daß

er sich am andern Morgen erschöpfe mit der Begründung, weil Jde ihn nicht erhört hätte. Mit scharfer Charakteristik ist das Sittenbild mit seiner epigrammatisch überzessenden Schlußwendung in lebhaftem Dialoge entworfen.

Max Koch.

## Italienische Literatur.

### II.

**Rossi, Giuseppe de. Maschio e Femmina.** Turin, 1901. Roux und Viarengo. (304 S. 8.) L. 2. 50.

**Petrini, Giuseppe, Lo Spirito delle Maschere.** Ebd., 1901. (214 S. 8.) L. 2. 50.

**Ekstein, E., I Claudii.** Mailand, 1901. Treves. 373 S. 8.) L. 3. 50.

**Kipling, Rudyard, Il figlio dell' Uomo.** Turin, 1901. Roux u. Viarengo. (301 S. 8.) L. 2. 50.

**Novjovce, Giacomo, La Miasma dell' Italia.** Mailand, 1901. Treves. (309 S. 8.) L. 3.

In Arnaldo de Mohr's Roman *Testa di Gesh*, den ich in Nr. 4 d. J. Sp. 57 fg. besprach, rächt sich die Tyranin Liebe an Marcello, der sich ihrer doppelseitigen Verächlung zu Gunsten des idealen Teiles derselben zu entziehen versucht, durch ein ihrer Natur gemäß im entscheidenden Moment gewalttames Hinübergehen auf die entgegengesetzte Seite. Derjenige aber, der sie nur von diesem Standpunkt kennt, ist von vorne herein gerichtet, und das ist das Thema in vielen Romanen gewesen und auch das in dem vorliegenden von de Rossi. Wenn dieses Buch aus mancher Uebersetzung hervorgegangen ist, so ist es ein abschreckendes Beispiel des alles andere mit Füßen tretenden Dranges der männlichen Bestie zur weiblichen. Jedenfalls ist derselbe weniger ein Roman als eine pathologische Studie einer durch Erotismus herbeigeführten Gehirnerweichung und eigentlich nur der Schluß eines Familiendramas, dessen Ursprung und mit ein paar Worten mitgeteilt wird. Maria trennt sich nach fünfjähriger Ehe von einem Manne, der sie immer vernachlässigt hat und anderen Weibern nachgelaufen ist. Wenn sie das bisher auch stillschweigend oder protestierend geduldet, so ist jetzt ihr Entschluß unwiderruflich gefaßt, seitdem er seine neueste Geliebte, die Tänzerin Aimea eines Nachts mit ins Haus gebracht hat. Es hält sie nichts, denn ihr Kindchen ist ihr ganz gleichgültig; es ist ein Product der Ehe, nicht der Liebe. Der jahrelang ausgespeicherte Mißgun verbiethet ihr, beim Abschied dem für einen Augenblick zur Befinnung gekommenen reuigen Mann noch einmal die Chance zu geben und ein weiteres Zusammenleben zu versuchen. Dem verlassenen Alberto ist das nun mütterlose Kind eine Art Trost, der aber doch nicht genügt, auf die ihm zur zweiten Natur gewordenen geschlechtlichen Ausschweifungen Verzicht zu leisten. In den Armen der Tänzerin finden wir bald einen Halbblödsinnigen, seine Einseitigkeit ist ihre Waise und als sie seiner überdrüssig wird und ihn verläßt, stirzt er sich in den Tiber, das Beste, was er noch thun kann. Das interessanteste am Buche ist die geschickt geleitete Fortentwicklung der Symptome, die ihn zu diesem Entschluß treiben. Aber der aufmerksame Leser wird nicht unterlassen, Fragezeichen über Fragezeichen beim Durchlesen zu setzen. Daß das Buch in Italien gefaßt, zeigt, daß mit dieser fünften Auflage die Zahl von 30 000 Exemplaren erreicht worden ist.

Das Buch von Petrini „Maschere“ ist die Erweiterung einer kleinen schon früher in der Biblioteca Umanistica unter dem Titel »Maschere i burattini« erschienenen Wertes. Im Gegensatz zu seinen anderen schnell hingeworfenen, mehr zur Unterhaltung dienenden Productionen, wie z. B. Pasquino »Marforio«, ist hier der erste Teil,

wenn auch Lange nicht den Gegenstand erschöpfend, doch eine auf guten Quellen beruhende Arbeit, in welcher er die jetzt fast ganz verschwundenen und höchstens auf kleinen Volkss Bühnen oder in Festingskostümen noch erhaltenen vollständigen Maskencharaktere eingehend vorführt und ihren Ursprung, ihre Entwicklung und die Namen der besten Vertreter derselben angeht. Es ist eine Art Vieldi, die ihn veranlaßt hat, diesen verschwundenen Gestalten, welche das 18. Jahrh. vernütht haben und in einer Zeit der tyrannischen Unterdrückung des freien Volksgesistes eine Macht der Griften besaßen, bis Goldoni ihrem Reiche ein Ende machte, ein Denkmal zu setzen. Aber aber etwas durchgreifendes über diesen Gegenstand lesen will, wird immer gut thun, Scherillo's wichtige Arbeit in die Hand zu nehmen. Der zweite Teil bringt Erzählungen und schlagfertige Bemerkungen. Eine hübsche Beigabe sind die schiefen die Hauptmasken illustrierenden Bignetten.

In guten italienischen Uebersetzungen sind die »Claudier« von Ekstein und die »Junglebooks« von Kipling erschienen.

Die *Rivista Italiana* hätte ein Italiener schreiben sollen. Ein Kuffe hat es gethan. Freilich einer, der das Verb kennt und liebt, für die Fester und Vorzüge ein solches Auge hat und sein Blatt vor den Mund nimmt, seine Meinungen frei heraus zu sagen. Es ist gerichtet gegen diejenige, welche in dem augenblicklich etwas stagnierenden Leben der Nation einen langsamen, aber sicheren Untergang der lateinischen Rasse sehen, welche nicht mehr die Kraft in sich besitzt, in der Zukunft eine leitende Weltrolle zu spielen. Mit geschichtlichen, socialen, ökonomischen, literarischen und politischen Argumenten besätmpt *Robicow* diesen Besessenen und wenn er auch manchmal etwas über das Ziel schießt, so hat er im allgemeinen doch Recht. Das Buch ist leicht verständlich geschrieben und sollte auch im Auslande gelesen werden.

Federico Branswick.

## Zeitschriften.

**The Athenaeum.** Nr. 3877/79.

Cont.: (3877.) The new english dictionary. — Two county histories. — Oxford studies. — The Oriental club and Hancock square. — Mrs. Meynell's poems. — Private memoirs of Madame Roland. — Philosophy. — Books for boys. — Madame Rattazzi; „soppy general“; Sir Harry Smith's autobiography; two allegor quotations from Dante by Robert Greene; the Jaggard press; Jo. Baptisti Porta. — Chemical books. — T. S. Cooper, R. A.: the Hardwick hall tapestry; Vincenzo Foppa. — Drama: The heel of Achilles; „The new clown“. — (3878.) The beginnings of poetry. — Last words by Victor Hugo. — Scotch anecdotes of the eighteenth century. — Forest courts in early England. — A biography of Lowell. — The decline of ancient Rome. — Law books. — Egyptianological books. — Spanish literature. — English philology. — A Pathelet Martin; the London library catalogue; Lord Dufferin; references to Dante by Robert Greene; the Tarno Rye. — Botanical literature. — Madame Carreno's recital; Handel's „Alexander Balas“. — (3879.) Coronation records. — Chancellor Christie's selected papers. — Some modern reminiscences. — Mind in evolution. — German literature. — Oriental literature. — S. R. Gardiner; the Victor Hugo centenary; Chancier's Pegasus and Glancron; gew glimpses of Poe; Charles Kent; „soppy general“. — Merleau on psychology; Lombard architecture; „miniature painters“; old masters at Burlington house. — Westminster orchestral society; ballad concert. — Drama: „Ulysses“; gossip's etc.

**Monatsblätter für deutsche Literatur.** Hrg. von Albert W a r n e r t e. 6. Jahrg. 6. Hft.

Inh.: Senkette v. Weertheim, Einiges über »Schreiben« und »Schmuck« — Ernst Jenu, Goethe-Jubiläum, um 1830. — Otto Premer, Daniel Brendel als Sprachkritiker. — August Wünsche, die herrschaftlichen Wärdner, und Frauengestalten in Gottlieb Kretsch's Romanen und Novellen. (Zs.). — R. G. Kretsch.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.



Nr. 7.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barack. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Kienars in Leipzig,  
Koblenstraße 12.

Erscheint zweimal monatlich.

← 5. April 1902. →

Preis jährlich 6 Mark.

Publ. C. 8. Was mar einmal. (105.)  
Bang, G. Das weisse Haus. (100.)  
Fernoulli, R. R. Das weisse Haus. (101.)  
Frenn, H. Der Herr von Wabbe. (102.)  
Frenn, H. Ecclesia triumphans. — Waß. — Stoff.  
schätzung. (104.)  
Gegel, G. Über den Wessler. (103.)

Föbel, R. Und hätte der Liebe nicht. (99.)  
Föbel, R. Was ich lieb. (106.)  
Wahlere, W. Schichten und Schere. (104.)  
Richters, G. Vom Tod. (98.)  
Vollkommer, J. Denselber. (106.)  
Wimmer, P. W. Die Grenz. (100.)

Wolow, G. Gedichte. (103.)  
Schlaf, J. Die Schwestern. (97.)  
Schlaf, J. Die neue Familie. (100.)  
Stark, K. Im Wessler. (103.)  
Trie, G. Wir Christen. (100.)  
Stierdt, P. Wessler und Wessler. (104.)

Alle Übersetzungen erklären wir unter der Adresse des Verlegers, E. Kienars, 12, Koblentzstraße 12, alle Rechte unter der des Herausgebers (Prof. Dr. Barack), 29, Was solche  
Rechte Roman eine Befreiung haben, die beschränkt vorgelegt haben. Bei Copyrightverletzungen über Wähler bitten wir die von Wessler von Wessler Verleger anzeigen.

## Roman.

Schlaf, Johannes, Die Schwestern. Roman. Berlin, 1902. Fontane  
& Co. (322 S. 8.) M 6.

Niedensühr, Georg, Frau Eva. Das Tuch unserer Liebe. Leipzig,  
1901. F. Hermann Nachf. (251 S. 8.) Geb. M 5.

Föbel, R., Und hätte der Liebe nicht. Ein Roman. Ebd., 1901.  
(166 S. 8.) Geb. M 5.

Trie, G., Wir Herzogin. Roman. Ebd., o. J. (208 S. 8.)  
Geb. M 4.

Schimbö, Dr. Josef, Die neue Familie. Roman in 2 Bänden.  
Dortmund, o. J. Kubitz. (2 Bde, 468 S. 8.) M 6.

Primer, Fred W., Die Grenze. Roman aus der amerikanischen  
Geschichte. Dresden u. Leipzig, 1901. Pfister. (241 S. 8.)  
M 3.

Bang, Hermann, Das weisse Haus. Roman. Berlin, 1902. Fischer.  
(165 S. 8.) M 2, 50.

Fernoulli, Carl Albert, Das weisse Haus. Roman. Neue Ausgabe.  
Berlin, 1901. Wiegand & Grieben. (264 S. 8.) M 3.

Stark, Karl, Am Wessler. Roman. Berlin, 1902. Jantke.  
3 Bände. (170, 148 u. 214 S. 8.) M 10.

Johannes Schlaf scheint jetzt rettungslos in die Roman-  
fabrikation hinein geraten zu sein. Das ist schade. Auf  
dem Gebiete der Stimmungsromane hätte er mit seinem  
Talent Achtungswertes schaffen können, zum Lebensbild des  
Romans reich es nicht aus; noch eine That wie „Das  
dritte Reich“ oder „Die Suchenden“ und der gute Ruf  
seines Könnens ist dahin. Ich rede mit Bewußtsein von  
Romanfabrikation. Denn was uns in seinem vorliegenden  
Buche Schlaf bietet, ist nicht künstlerische Gestaltung, sondern  
Nachahmung des Rezeptes aus der naturalistischen  
Kochkunst. Rezept: einen „Mann“ und zwei „Weiber“ nebst  
unentbehrlicher Staffage und löse diesen „Stoff“ im Ver-  
hältnis eins zu tausend in der ausgedehnten der unseh-  
baren naturalistischen Technik — ein Roman anständigsten  
Umfangs ist da. R. W. der „Mann“ muß natürlich ein  
vollkommener Wackelkumpen sein. Im Ernst: der neue Roman  
Schlafs beweist schlagend die gänzliche Unfähigkeit des Verfs.  
zu gestaltender Bezugung größerer Vorwürfe. Der In-  
halt ist ganz kurz folgender. Ein Arzt, verheiratet, Vater  
zweier Kinder, lernt eine Clavierlehrerin ungarischer oder  
böhmischer Abstammung kennen und erzieht in ihr die Ver-  
körperung seiner ziellosen Sehnsucht. Er unterhält ein Ver-  
hältnis mit ihr. Aber auch seine Frau liebt er noch. Da

sagt er den großen Gedanken, beide Frauen mit einander  
bekannt zu machen, im Dreierhältnis wollen sie sich aus-  
leben. Er bringt seine Geliebte wirklich in sein Haus;  
seiner Frau alles zu bekennen, hat er aber doch zunächst  
nicht den Mut. Sie entdeckt selbst die Wahrheit und wirft  
sich nun einem Bettler vom Lande, der schon früher im  
Hintergrund drohte, in die Arme. Der edle Gatte lebt mit  
seiner geliebten Ilona weiter. „So trieben sie ferneren  
Vollendungen entgegen.“ Damit schließt das Buch. Der  
Stoff ist, wie man sieht, nicht mehr ganz neu. Aber selbst  
zur folgerichtigen Durchführung des Themas fehlt Sch. die  
Kraft. In einem unsäglich trivialen Schluß löst er das  
Problem auf, das sich so hochtrabend und mit dem üblichen  
Tamtam wie eine reformatorische Idee erst eingeführt hat.  
Dieser Stoff wird nun in der bekannten minutiösen Manier  
Sch.s durch volle 320 Seiten hindurch gequält. Nebenbei  
die Abkammung Sch.s von Jola habe ich nie so unmittel-  
bar empfunden als in diesem Buche. Diese Darstellungs-  
kunst, die natürlich auch der wohlfeilen Lüstertheater nicht  
zurücksteht, prägt dem Buche zu allem auch noch den  
Stempel der Langweile auf. Da wo Schlaf aber sich zu  
Reflexionen erhebt, und er thut das leider des öfteren, wird  
er einfach spaßig. Ein Beispiel für viele. „Sinnend fies“  
ich wohl vor dem Stilleben ihres Toilettenstückes, der un-  
scheinbaren und bedeutsamen Werkstätte von hunderten erlesenen  
Sensationen. Wie unberechenbar und endlos mögen ihre  
Wirkungen in unsere Seelen greifen! Welche Folgen mögen  
sie wirken für die Gestaltung und Durchforschung unser  
individuellen Lebens und weiter für eine allgemeine Cultur,  
für eine Entwicklung der großen, menschheitlichen Gemein-  
senschaft!“ Der Toilettenstück der Geliebten als Kulturträger!  
Nicht übel. Ich empfehle das Thema der Beachtung wres-  
samer naturalistischer Doctoranden. Was aber die Wiber-  
sichte an dem ganzen Buche ist, ist die unverkennbare Ten-  
denz, das innere und äußere Leben des durch und durch  
unfittlichen, weil überhaupt nur ein dunkles Triebleben  
führenden „Fesden“ des Romans (sit venia verbo!) als ein  
Streben nach höherer Lebensgestaltung, nach weiterer Voll-  
endung (ich verweise auf den oben angeführten Schluß-  
satz des Romans) darzustellen. Das macht das Buch unfittlich,  
für schwache Köpfe gefährlich, und darum muß man davor  
warnen, sonst könnte man es dem Juch seiner inneren  
Unwahrscheinlichkeit und Lächerlichkeit überlassen.

Von Schlaf zu Nervenführ ist der Weg nicht weit. Sie treffen sich, wenn sie auch von verschiedenen Richtungen kommen, auf einem Feld, und dieses Feld ist die Decadence. Hat Schlaf von Zola gelernt, so ist R. bei Nietzsche in die Schule gegangen, der geradezu Inhalt ihrer Schöpfungen ist beiden gemeinsam. Frau R. ist es zur Umkehrung eine verkehrte Frau, „Frau Eva“, die aus dem „widerlichen Kompromißleben“, aus „Wülstertumpffinn und Moralschmutz“ heraus, indem ihr nach und nach das mangelnde „erotische Selbstvertrauen“ in der Schule der Liebe angezogen wird, zu den Höhen weltbegehrenden Liebermenschenums emporentwinkt wird. Diese Erziehung, vom Erzähler selbst in Nietzsche'schen Dithyramben erzählt, ist der Inhalt des Buches. Dieser Erzähler selbst ist natürlich einer von den Neuesten, eins „der im Grund ewig einsamen männlichen Einzelwesen“, dem es „Pflicht“ ist, „seiner Sehnlust nach dem Besseren zu folgen“, einer der „feinernewigen“ Culturmenschen, „die den complicirten Sensationen ihrer Seelen nachspüren“, kurz ein Liebermensch erster Gipselöße. Löst man sich freilich von dem gewaltigen Parathustrapathos dieses Feldes nicht verläßt, so sieht man gar bald, daß ihm das Liebermenschenum nur lose aufliegt, wie dem Uel in der Fabel die Iwendhaut und daß, wie dort die elenden Ohren des Brautiers, hier immer wieder der Pispel der ganz gewöhnlichen Troddelschlafmätze zum Vorschein kommt. Derartige Troddel mögen ja in unseren großstädtischen Literatencafés bereits zum Typus des Ewig-Männlichen geworden sein; gegen den Versuch derartig ausgeblöste Schwächlinge als Pioniere einer neuen Kultur auf den Schild zu erheben, sollte die gesamte noch nicht aus bloßen Nervenbündeln bestehende deutsche Männerwelt einmal einen öffentlichen Protest erheben. Damit bin ich mit Hrn. Nervenführ fertig, wenn ich ihm auch eine gewisse stilistische Gewandtheit und eine noch größere Welesenheit in Nietzsche'schen gesamteten Worten gern zugestehen will.

Hübels Roman mit dem etwas gemühten Titel, der seine Begründung in einer recht gewaltigen Reflexion des Feldes am Schluß des Werkes findet, führt uns in die englische Gesellschaft. Der deutsche Schriftsteller Muttersteig sucht seinen jungen englischen Freund Kilmarney aus den Rehen einer Kotte zu retten, indem er sie, um ihre Falschheit zu zeigen, in sich selbst verliert zu machen sucht. Das gelingt ihm aber nur zu gut. Frau von Kizingen, die bis jetzt von einem Hirt zum anderen getändelt war, fühlt jetzt zum ersten Male die echte Liebe in sich erwachen, und dies aufkommende Gefühl reißt den Retter selbst hin. Kilmarney, in seinen heiligsten Idealen getrübt, erschießt sich. Muttersteig verfällt, nachdem er sich der Mutter des Freundes als sein Mörder entdeckt hat, in eine schwere Fieberkrankheit. Eben genesen, erfährt er, daß Frau v. Kizingen den reichen Herrn Phelkel, der zwar mit einer jüdischen Rasse ausgezeichnet, aber kein Jude ist, und der ihr seines endlichen Erfolges sicher schon lange nachstellte, geheiratet, und zerrissenen Gemütes fährt er nach Vienne. Das Thema hat, das läßt sich nicht leugnen, etwas Dramatisches. Gewaltige feilsche Conflictte hätten sich hier herausarbeiten lassen. Aber der Verf. ist nur an der Oberfläche haften geblieben und ist deshalb nicht über den Feuilletonroman hinausgekommen. Er bespaßt aber die künstlerische Aufgabe, die es zu lösen galt. Es ist ihm vor allem nicht gelungen, der Gestalt der Irteten Frau innerer Wahrheit zu verhelfen. Auch die Nebenfigur des ungebildeten Prozen Phelkel, der über die höchsten Probleme spricht, nachdem er sich vorher aus dem Conversionskriston darüber belehrt hat, ist doch allzu sehr Karrikatur. Die Charakterisierung der handelnden Personen überhaupt erhebt sich nicht über den Durchschnitt alltäglicher Unterhaltungsliteratur. Auch in einem auf englischem Boden

spielenden Roman sind Entschleunigungen wie mantle-piece und tea-gown übrigens recht überflüssig.

Raum über das eben getennschneitete Niveau kommt auch Teja in seinem Roman „Wir Vergessenen“ hinaus, wenn auch zugegeben werden muß, daß in Frau von Darnhofer, der Helbin des Buches, mehr wirkliches Leben steckt als in irgend einer der Figuren Hübels. Lieberhaupt ist in der ganzen Arbeit mehr ehrsliche Beobachtung, es ist dem Verf. zum Teil nicht über gelungen, wirkliche Menschen in dem Milieu des ostheutigen Biarritz, in das die sommerliche Einquartierung ungenossenen Leben bringt, vor uns hin zu stellen. Der sinnlich-lüsterne Warrter mit seinen philosophischen Speculationen und seiner Jesuitenmoral, seine in trüben Haushaltungsforgen sich aufreibende Frau, das Wadtschische von Tochter, die schließlich ihren Leutnant kriegt, dann vor allem die schon erwähnte Pensionärin des Biarritzhauses Frau von Darnhofer und der in einer unebenbürtigen Ehe verkommene Warrter Müller, der seine Liebe zur Helbin mit dem Leben büßt, nachdem ihn die Frau, die ihn doch liebt, kalten Herzens von sich gestoßen, sie liehen, sie treten uns menschlich nahe. Desto gemachter ist dafür die Handlung. Sie ist, was man im schämen Sinn romanhaft nennt. Offenbar im Bestreben recht reicher Gestaltung kann sich der Verf. in der Fassung solcher auf die äußere Wirkung berechneten Geschehnisse gar nicht genug thun. Erreicht wird damit nur, daß das wirkliche Leben des Romans im Schlingewerle des Urkügeltens erstickt wird und die Arbeit aus den Höhen der Kunst in die Niederungen des Alltagslebens herabgezogen wird.

Ganz in Papier und Druckerfchwärze stecken geblieben ist Herr Dr. Jakob Schömb in seinem zweibändigen Roman „Die neue Familie“. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß nicht viel in dem Bude, besonders die Jugend des Feldes, die Schulerminnerungen der Erlebnisse sind, aber auch das Erlebte ist gehäut durch die Brille des vorausgesetzungslosen Theoretikers und Doctrinärs. Die neue Familie wird dadurch begründet, daß Erwin, der Feld des Romans, nach mannigfachen Erlebnissen in Südamerika eine Indianerin, mit der er zusammen gelebt und zwei Kinder gezeugt hat, endlich heiratet. „Er hatte den Klügsten der Rasse besiegt, eine Schuld durch ein Opfer gesühnt. Er war ein Ausnahmefeld; dem ist einmal auch die Hingabe an eine fremde Rasse gewährt, für die anderen bleibt die Regel das Feil.“ Nach Gobiuna dürfte sich selbst ein deutscher Doctor so was nicht mehr leisten. Auch der Stil ist papieren. Die Technik des Verf. ist geradezu kindlich. Von Zeit zu Zeit unterbricht er den Fortgang der Erzählung, um mit er höherem Geistesgenie lehrende Worte zu halten.

Der Roman „Die Grenze“ liegt jenseits der Grenze der Kritik. Unerfindlich bleibt es nur, wie ein deutscher Verlag einen solchen Schand verlegen kann.

Ein Roman ist Bangs „Weißes Haus“ gewiß nicht, nicht einmal eine Novelle, sondern nichts als eine Aneinanderreihung einzelner Szenen. Diese Szenen sind großenteils seine Arbeit, von der ruhigen, grübelnden, ein bißchen rätselhaften Art der modernen Standinavier, die übrigens sicher uraltes und modernisiertes Erbtel ist. Eine Inhaltsangabe läßt sich nicht wohl geben. Die feinen Jüge ländlichen Lebens, die nordische Natur sind mit großer Kunst gezeichnet. Hier und da liegt ein Hauch verhaltenen Humors darüber. Aber eigentliche, greifbare Bestalten lassen sich nicht fühlen, es sind mehr Reflexionen, die dem Auge vorüberfliegen, als wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. In wie weit etwa die Lieberung dieses nebelhaft Unbestimmte vergrößert, kann ich, da mir die Kenntnis des Originals mangelt, nicht beurteilen.

Und nun nach so vielem Unerfreulichem oder wenig Erfreulichem noch zwei befriedigendere Erscheinungen. Zunächst Bernoulli's „Lucas Heland“. Der Roman des Schweizer schildert die Entwicklung eines jungen Pfarrers aus der Kirche hinaus und wieder in sie zurück in lebensvoller, packender Weise. Kein großes Schicksal spielt sich vor uns ab, aber alle Fragen modernen Lebens, alle Zweifel und Kämpfe unserer Tage werden hier innerlich durchlebt, es ist ein Lebensabschnitt von ergreifender Wahrheit. Der Verf. besitzt eine Kunst des Erzählens, die in ihrer ruhig fließenden Weise eine wahre Erquickung in einer Zeit ist, da der Telegrammstil wahre Ergüsse feiert.

In die Schweiz führt uns auch Karl Stord mit seinem Roman am „Walesee“. Der Verf. ist mir bis jetzt nur als tüchtiger Musik- und Kunstrecensent bekannt gewesen. Das Münsterberg verleugnet sich auch in diesem Romane nicht. Das zeigt sich in Manierstellen wie der trefflichen Charakterisierung Löwensger Walden und der vorzüglichen, meisterhaft in den Gang der Handlung verwobenen Analyse des Wagner'schen Siegfrieds. Der wesentliche Inhalt des Romans ist in kurzem folgender. In ein erst kürzlich zur Sommerfrische erhobenes weltfernes Dörfchen am Walesee, nach Wols, kommt ein junger Doctor, Redacteur am „Deutschen Tageblatt“ zu Berlin, um dort seinen Urlaub zu verbringen. Er lernt in dem Lehrer des Ortes einen für Höheres bestimmten durchaus künstlerisch veranlagten Menschen, Dichter und Musiker, kennen, der unter der Enge seiner Verhältnisse leidet und in echter Höfensensucht empfortreibt. Da er noch nicht recht weiß, wie er dem Freunde helfen soll, fördert eine mit elementarer Gewalt über diesen reinen Naturmenschen hereinbrechende Liebe zu der ebenfalls plötzlich in Wols erscheinenden früheren Geliebten des Doctors, der berühmten Sängerin Marie Bauer, oder wie sie mit ihrem künftlernamen heißt, Senta Thorswall, dessen Entwicklung erzählt. Der sinnlichen Versuchung widersteht er siegreich. Unterstützt von dem mittlerweile nach Berlin zurückgekehrten Doctor arbeitet Josef Dahauer, das ist der Name des Lehrers, mit Feuereifer an seiner weiteren Ausbildung. Ein Ereignis wird für ihn die Aufführung des Siegfrieds in Järich, die er besucht. In Wunsilbe erkennt er erkantet die Geliebte. Sie giebt sich ihm hin. Der Besuch des Theaters und die Versäumnis seiner Kantorpflicht bringt ihn um seine Stelle. Die Abgabe Senta's, die ihrem reichen österreichischen Baron die Hand reicht, um die große Dame spielen zu können, löst ihn vollständig von seiner Vergangenheit, und da nun der Doctor zurücksteht, das Mädchen aus dem Hahnsloß in sein neues Heim nach Järich, wo er fortan als Leiter eines literarischen Unternehmens leben will, zu holen, ist er bereit hinaus zu ziehen in die Welt, sich anzuleben, zu schaffen und zum Künstler auszurufen. Dies das Gerippe des Romans. Es ist eine tüchtige Arbeit. Er ist, das merkt man überall, erlebt. Stord hat offenbar eigenes Erlebnis in die beiden Hauptgestalten des Werkes, den Doctor und den Lehrer, hineingegeben. Ich berühre damit einen Mangel des Romans. Der künstlerischen Einheitlichkeit des Werkes wäre es ferner zu gute gekommen, wenn sich das Interesse auf einen Hauptbezug concentriert hätte. Der ist ja auch zweifellos vorhanden in der Gestalt des Lehrers. Aber die Gestalt des hauptstädtischen Redacteurs tritt daneben doch so bedeutsam hervor, daß sie einen guten Teil unseres Interesses auf sich zieht. Einige Nebenfiguren, so der nach berühmten Mustern dichtende, durch die Liebe aber glücklich geheilte Ministerialsecretär Spieser, sowie der empfindsame Sachse, sind zweifellos bis an die Grenze des künstlerisch Wahren karikiert. Auch die Gestalt des Herrn Rats hat einen kleinen Knick. Aber all das sind

doch nur kleine Ausstellungen gegenüber dem frischen, wirklich erfreulichen Eindruck, den das Gesamtwerk macht. Land und Leute sind mit künstlerischem Gehalt und darstellend. Schweizer Vergnügen weht aus dem Werke uns entgegen. Nirgends verzettelt sich S. ins Kleinliche, alles hat einen Zug ins Große, Tüchtige. Die Naturschilderungen sind prächtig. Alles in allem, man darf sich des Buches von Herzen freuen und ihm weiteste Verbreitung in der deutschen Familie wünschen.

Aug. Gobhard.

## Erstaufführungen.

- ✓ Dörmann, Jellig (3. Dörmann), Der Herr von Abadessa. Wien, 1902. Wiener Verlag. (103 S. 8.) 2.  
 Gesaufführung in Berlin, königliches Schauspielhaus am 15. Februar.  
 Engel, Georg, Ueber den Waffern. Berlin, 1902. Vita. Deutsches Verlagshaus. (116 S. 8.) 2.  
 Gesaufführung in Berlin, „Festspieltheater“ am 22. Februar.  
 ✓ Dreger, Max, Eccelesia triumphans. — Psk. — Selbstausführung. Drei Acte. Berlin, 1902. Kropat. (136 S. 8.)  
 Gesaufführung in Berlin, Deutsches Theater am 8. März.

Der Berliner Theaterwirth, der in den letzten Jahren nie besonders ergiebig an echten Erfolgen war, ist noch laum je so arm gewesen wie in diesem Jahre. Keines von den oben genannten Stücken wird den Lauf dieser Spielzeit überdauern, hinter keinem wird eine starke und edle Künstlerpersönlichkeit sichtbar. Dörmann posiert den Uebermenschen, Engel ahmt Björnson, Dreger in gewisser Beziehung Ibsen nach. Keinem der Drei erwächst in organischer Entwicklung ein Wert voll schärfster Menschlichkeit, keiner der Drei begnügt sich mit dem Ergötze, nur ein Menschensidial lebendig und mit starker dramatischer Comprimierung des Conflicts zu gestalten.

„Der Herr von Abadessa“ gehört zu den selten gewordenen (oder soll man sagen jetzt wieder häufiger werdenden) Versudramen und der weiche Fluß und die dichterische Bilderfülle des Werkes war es wohl auch, was die Richter des Raimund-Preises veranlaßte, dem Dichter diesen Preis zuzuerkennen, noch ehe sein Wert die Probe der Bühnenwirksamkeit bestanden hätte. Diese fiel erheblich anders aus als das Urteil der Preisrichter. Von der Bühne herab empfand man, wie sehr den Vorgängen und Charakteren die innere Wahrheit mangelt, wie wenig des Kraftmenschen-tums des Helden (der etwas von dem geheimnisvollen Suggestionstrakt des „fremden Mannes“ in Ibsen's „Frau vom Meer“ haben soll) aus lebendiger Phantasie-Anschauung des Dichters hervorgegangen ist; man hütet den Niehlsche-Schüler und spürt die blasse Kraftsehnst eines modernen Salon-Menschen, nicht die impulsive Wildheit einer Clementar-Natur. Und die Frau, die in dem urpöhlisch vom Sturm über die wilde Maria an das dalmatische Felsenloch ihres Verlobten herbeigewogenen Abenteuer den Helden ihrer Träume, den Mann ihres unverständlichen Sehnsüts erblickt, ist mit ihrer titelnden Reflexion und ihrer genauen Kenntnis ihrer Gefühle nichts als eine Variation des Typus der unerfahrenen Frau unseres Zeitalters. Das Stück spielt angeblich im Jahre 1000, aber wenn wir diese kostümierten Ritter, Abenteuerer, Weltkranen und Räuber und an das sehen, so tragen sie sämtlich ganz moderne Mägel und das Drama, das sich anspruchsvoll als eine Tragödie der größten heroischen Weidenschäften giebt, enthält schließlich einen gewöhnlichen Gebrauchconflict, der nur mit allerlei phantastischer Theatralik verbrämt und künstlich zu-

gestuft ist. Was im Einzelnen etwa gelungen oder mißlungen ist, darauf kommt wenig an, wenn die Hauptaufgabe, die der Stoff stellte, die Schaffung zweier heroischer Gestalten, die Kräfte des Dichters überstieg. Bödmanns Art ist nicht geeignet, ein Thema zu bewältigen, wie das, welches er sich diesmal gewählt hatte, und wor da die Meinung ausgesprochen, der Dichter habe sich von seiner neurotischen Sensibilität weitgehend zu gelinderem Fühlen, der verstanden den wahren Charakter dieses Dramas.

Auch Georg Engel hat seine Kräfte falsch eingeschätzt. Er hat sich da ein Problem und einen Conflict ausgedacht, die auf ganz unrichtigen Voraussetzungen beruhen. Ein junger protestantischer Pfarrer, ein Giferer, den das Confessorium in eine sittlich verwahrloste Gemeinde geschickt hat und der sich mit eiserner Strenge an seine Aufgabe macht, muß erst durch die Not der Umstände, durch eine Situation ganz nahe der Schwelle des Todes, gezwungen werden, sich einem seiner Gemeindefürer zu widmen, dem seine geistliche Fürsorge von allen vielleicht am dringlichsten not that, und dem ihn aber bisher der Ekel über ihr sittenloses Leben fern gehalten hatte. Das ist ein psychologischer Conflict, wie ihn nur eine völlige Unkenntnis protestantischen Lebens erkennen kann. In Wahrheit hätte der junge Pfarrer die sittliche Väterung dieser Pirne als seine allererste Lebensaufgabe in Angriff genommen, und der einzige Conflict, in den er geraten wäre, möchte dann vielleicht ein erotischer gewesen sein. Ein Pfarrer aber, der sich aus „ästhetischen Gründen“, aus Ekel vor der Unreinheit, von einem solchen Mädchen fern hält, kann als ein Schwächling oder Feigling nicht einen Augenblick uns als eine tragische Figur erscheinen. So bleibt dem Engeschen Drama nur ein ganz roher Spannungskreis, den die äußere Situation der fünf von der Sturmflut erst im Pfarrhaus, dann in der höher gelegenen Kirche eingeschlossenen Menschen bereitet. Daß sie nicht umkommen werden, wissen wir von vornherein; einen Mordmord trauen wir einisch dem Verf. nicht zu.

In Georg Engels Dichtertum hatte man bisher keinen Anlaß zu glauben, daher bedeutet ihm neues Stück keine Enttäuschung: wohl aber läßt uns Max Dreyer eine solche empfinden. Warum in aller Welt zeigt sich dieser mit so viel echter Potenzen begabte Dichter seit einiger Zeit so bemüht, den socialpädagogischen Zug seines Wesens in den Vordergrund zu rücken? In seiner Zurückgezogenheit von der Welt nähert er eine tiefe Inzuchtidenheit über die Feinheit und Kleinigkeit der Menschen und setzt sich nach wahren, geraden und klaren Naturen. Und diesen Gegenstand stellt er nun mit Vorliebe dar, aber leider eben nur die beiden reinen Gegenstände des kurzweg niederträchtigen, beschränkten, feigen und des eben so kurzweg hochherzigen, weitblickenden, mutigen Menschen. Und zugleich kämpft er für kein Ideal, und polemisiert gegen den Typus, der ihm die Welt der Wirklichkeit zu beböhrlich scheint. Auf diese Wirklichkeit aber, auf das Spezifisch-Menschliche, auf alle die Feinheiten und Uebergänge achtet er nicht. Er achtet auch nicht darauf, ob er nicht etwa offene Thüren einrennt, und ob die Bühne der Ort ist, um seine social-ethischen Anschauungen vorzutragen. Er macht sich (auch diesen Vorwurf kann man ihm nicht eriparen) die Sache ein wenig gar zu leicht, und die Wirkungen, die er aus seiner Absterkerzeugung der Bösen und Dummen holt, sind recht billig. Seine ganze frisch-lebende Schöpferkraft scheint zu ruhen, und wertvolle Tiraden finden an schlechtester Ertrag.

„Eccelesia triumphans“ will die Kirche gefeiert, die dem Selbstmörder ein christliches Begräbnis nur dann nicht verweigert, wenn seine That in geistiger Sühnung verbrüht ist. Der alte 80-jährige Vorkosten-Commandeur ist ja nun freilich bei klarem

Verstande in den Tod gegangen, und seine mutige Tochter weiß das. Auch ihr Gatte, der Arzt ist, hat bei der Obduktion nichts Pathologisches gefunden. Trotzdem schreibt er den von der Kirche gewöhnlichen Bassus in den Sectionsbericht, denn seine gesellschaftliche Stellung würde leiden, wenn der alte Herr im Selbstmörderwinkel beerdigt würde. Die Scene, in der er sich durch den Angeklagten der Kirchen-Partei zu dieser Fälschung bereit erklärt, und die, in welcher er diese That vor seiner aus höchster Erregten Frau und vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen sucht, sind beide gut gelungen; aber es erhebt sich bei dem vorurteilsfreien Charakter der Gattin nicht glaublich, daß sie mit solcher Energie dagegen kämpft, daß die Welt die That ihres Vaters für einen Ausfluß pathologischer Seelenzustände hält. Bei ihrer Verachtung der Welt mußte es ihr ganz gleichgültig sein, was diese denkt und spricht. — Die beiden anderen Einakter sind Mißgriffe. Eine Disputation über die pädagogische Frage, ob wir unsere Kinder auch in Zukunft mit dem Storch-Wärchen beglücken sollen („Buh“), und eine Unterhaltung über die Mittel und Wege, mit denen die Sittlichkeits-Vereine und mit denen die Praxis des täglichen Lebens in unmittelbarem Gegensatz zu den Reuschheits-Tiraden der Sittlichkeits-Propheeten dem Kinderreigen der Proletarier abzuwehren sucht („Volkswirtschaft“), das sind allenfalls Vornurfs für satirische Feuilletons, aber auf die Bühne gehören sie nicht: „Buh“ ließ man sich nun zwar im „Deutschen Theater“ gefallen, „Volkswirtschaft“ aber lehnte man entkräft ab.

Gustav Zieler.

## Lyrik.

**Bierordt**, Heinrich. **Gemmen und Vahren**. Tagebuchblätter aus Italien. Heidelberg, 1902. Winter. (149 S. 8.) M. 2.

**Kalend**, Emil (Emil Remald). **Gedichte**. Neue Folge. Eidenburg, o. J. Schulische Selbstverl. (95 S. 8.) M. 1, 60.

**Sade**, Otto. **Es war einmal**. Rindberg, 1901. Veder. (127 S. 8.) Geb. M. 1, 50.

**Pollhammer**, Josef. **Donanfelder**. 3. Aufl. Wien, 1902. Metells Sohn in Comm. (62 S. 8.) M. 1.

**Radjers**, Wolfgang. **Schatten und Sterne**. Gedichte. Wien, 1902. Koenig. (148 S. 8.) M. 2, 50.

**Lehner**, Franz. **Was ich sauh**. Paderborn, o. J. Schöningh. (VII, 134 S. 8.) M. 2, 80.

Tagebuchblätter aus Italien nennt sich Heinrich Bierordt's neue Sammlung. Mit bereinigtem Mißtrauen tritt man allem entgegen, was über Italien gebichtet wird, denn in der Regel sind es Lebensarten und Gemeinplätze, die zu Italiens Ruhme in Verse gebracht werden. B.s „Gemmen und Vahren“ werden dem Leser eine sehr angenehme Enttäuschung bereiten: es sind fast lauter kleine, selbstbetonte Gedichtchen, Stimmungsbildchen, Szenen aus dem Volksleben und dergleichen. Und das alles ohne jede feierliche Pose oder falsches Pathos vergnügt zum Verse gerundet, Ausflüsse der guten Laune, die der Verf. mit nach Italien genommen hat und die ihm auch die Schattenzeiten des italienischen Lebens nicht trüben können. Im Gegenteil, sie geben ihm nur Anlaß, ihrer freundlich humoristisch zu gedenken. Auch der Epiter B. verleugnet sich nicht, und neben deutschem Gemüt kommt in Dichtungen wie „Gröbülste“ u. a. fast griechische Anmut und Heiterkeit zum Ausdruck. Die gute Laune des Dichters wie sein Ernst teilt sich dem Leser unwillkürlich mit, und wer selbst in Italien ähnliches gesehen und erlebt, hat doppelten Genuß. Hier das „Tischbuch in Foggia“:



Der Nord den Süden oft mit Unrecht zeih  
 Das Unglück der Unlauterkeit  
 Wir glück so wahr, die Himmelstgäbungen  
 Gar reinlich reinlich recht mit Trank und Nahrung;  
 Bettelwaise, Tischgenoss sind von Keinen blühend  
 Zum Schmaus, zum Schummer appetitlich winkend.

Doch rief in Foggia: weh, weh! Laßest du!  
 Dies bringt das ganze Reich in Misere!  
 Die sich im Herbstwilde durch den Blätterfall  
 Die neuen Baumstümpfen bilden alle!  
 Das Luch von emgen Pfeilerfelsen karzte  
 Gleich einer halberhabenen Sandhaufelarte.  
 Noch zu bewundern schien der Ruch Chef  
 Solch kunstvoll polychromes Badetief:  
 Nehjährlig Braun von Saucen und von Straten,  
 Viel Hoffnungsgrün von seligen Spinaten,  
 Sidoltergelb, fast wie ein Stern acutem,  
 Vertikalt den Stoff, er schimmert goldbroten;  
 Er könnte, wie er köstlich in Maronei Stolz;  
 Dem Bricker diesem am Altar als Stolz;  
 Von Zucker und von Kneten glitzern Spuren  
 Wie Sprache aus Arabiens Koranuren . . .  
 Wer dies Gemalt verständlich gekauet,  
 Dem schaudert nach Jahrzehnten noch die Haut.

Die Gedichte von Emil Roland enthalten zum größten Teil ebenfalls italienische Erinnerungen; aber wo Bierordt Bilder giebt, da macht R. Worte, wenn man bei Bierordt auch beim anspruchsvollsten Bildhauer etwas schaut, so hört man bei ihm nur schöne Verse. Etwas, schon ist alles, in präunförmigen Versen rauchen diese Dichtungen dahin, die Verfasserin ist ergriffen und im Innersten bewegt, aber es will ihr nicht recht gelingen, uns mit zu ergreifen und fortzuführen. Man höre „Kornfrost“:

Weich ein Zaubrer! Kom in siebzehn Stunden!  
 Vangerichter, Krongewalt, Kom!  
 Die zur Reigt ist der Zeit geschwunden.  
 Donnerst leß der tauche Fischstom.  
 Wie ein Flügelreiß der Abantasten,  
 Von der Erdensflamme Gelb gemischt,  
 Zwischen Gehörung und Fingertsprühen  
 Eublandwärts die Bagentzzeit fährt.

Ich das ist ein frühlingabhangs Düften  
 In den jungen Wärdern von Zeiten!  
 Welche Wärme nach des Korbens Triften.  
 Wo den neuen Sang noch niemand kennt! u.

Oder „Kiffi“:

Bergaubert in des Mittags schwülen Traume,  
 Geiß von des Südens dünnem Staub umweht,  
 Erhebt die graue Stadt am Bergeshaume  
 Ihr cranke Haupt in immer Rauschflut.

Von der Umgegend süßem Reiz umschönen,  
 Von der Diven Silberhimmeln blaß,  
 Thronet an dem Fels mit aufgethaner Pforte  
 Die schönste Wunderkerze Umbraus u.

Das ist sehr wenig charakteristisch und trifft auf eine Menge italienischer Städte zu, ja man könnte sagen, das alles sind nichts als schöne Phrasen. Die zweite kleinere Abteilung des Buches heißt „An fernem Wässern“ und besingt allerlei Flüsse und Seen, auch die See in ähnlicher Weise; auch hier sind viele abgegriffene lyrische Klängen mit Geschick zu einer glänzenden Schaur gereicht, doch ist mehr besondere Stimmung darin als in den Gedichten der ersten Abteilung.

Ebenfalls italienische Erinnerungen heiterer und erster Art durchziehen die Gedichte von Otto Wafle, aber sie erheben sich noch weniger als die Rolands über das Durchschnittmaß; jene Dichterin hat überdies die weitaus größere Gewandtheit in der Form vor Wafle voraus. Es ist mit wenigen Ausnahmen eben auch Alltagsmünze, die W. in Umfassung fest, recht hübsch manchmal, aber ohne bewingende dichterische Kraft, teilweise auch ohne Anschaulichkeit. Es ist eben nicht Poesie, wenn ein Gedicht ansetzt:

Herbstmorgen ward! Die sonnigen Gefilde,  
 Von tiefem Reiz noch unweit, erhell't! Ich  
 Der mir; — Carlus Jellencand — Jähle,  
 Am fernem Horizont, der werten Meer  
 Lichtblauen Spiegel übertragend — recht  
 Die Föhn des Westlitz, mit Wärdern, Wärdern —  
 Die wundervolle Stadt Neapolis.

Die zwei andern Abchnitte heißen „Bekanntnisse“ und „Erinnerungen“; jene bergen in wenig poetischer Besorform ernste Gedanken über Welt und Menschensein; diese gelten dem Andenken an eine geliebte Tote und zeugen von tiefem Gefühl; aber sie zwingen uns nicht in den Wandkreis des Dichters.

An die Donau führt uns Josef Polhammer in seinen Donauliedern. Was Roland zu überfließen ist, das ist er vielleicht zu nüchtern. Mehrere Gedichte beginnen einfach mit gereimter Geographie, und selten gelingt es ihm, die Stimmung aus einer Gegend herauszuholen oder die eigene hineinzulegen. Aber die Liebe zur Heimat und die wärdere Gesinnung, die aus diesen Versen herausleuchtet, haben dem Dächlein, wie drei Auflagen zeigen, doch ein Publikum gewonnen.

Auch Wolfgang Radjeras „Schatten und Sterne“ paden nicht recht und haften nicht. Wo er vollstämmige und heitere Töne anschlägt, noch am ehesten, wie in „Eppie von Weilingen“, „Der Sonntagsgedicht“ und in anderen Gedichten. Ab und zu wird auch eine seelische oder Naturstimmung mit Glück festgehalten oder ein satirisches Bildchen aus Oesterreich entrollt, z. B.:

Ein düster Saal. Ein Tisch mit grünem Tuch.  
 Darauf manch schwarz gebundenes, vieles Buch.  
 Ringum verläitete Thoren, bald im Schlaf;  
 Und an der Wand als Heilgenbild — der Paragraf.

In allen Straßen schreit das Volk um Brot,  
 Um Schönheit und um Trost in Oefenst. Die  
 Die droben ater murmeln wie im Schlaf:  
 „Für solche Wünsche existiert kein Paragraf.“

Anderes wieder ist verunglückt, wie die psychologisch gänzlich unmöglichen Locomotivführer-Lieder, die — ein dankbarer Stoff eine ganz andere, realistische Behandlung durch einen Dichter erfordern würden.

Weiche Gefühle, mehrfach religiös beeinflusst, zeigen die Gedichte von Franz Lehnert. Sauber und freundlich ist alles in diesem Poesienbüchchen, auch alles sauber in Verse gebracht, in Stoff und Form ist jede Uebertriebenheit und jede Geschmacklosigkeit vermieden, da und dort findet sich ein alter Gedanke mit einer überraschenden Schlusswendung oder ein alter Gedächtnisfluß mit etwas anderer Wendung des Vorhergehenden; aber wiederum nichts Neues und Besonderes, weder im Stoff noch in der Behandlung, alles schon dagewesen. Und noch etwas: zwar ist alles ganz persönlich, wie es sich für den Lyriker ziemt, aber (ich weiß nicht, ob die Herren Dichter das so recht verstehen) es spricht keine Persönlichkeit zu uns. Und das ist für die Wirkung auch der dichterisch Hochbegabten ausschlaggebend. — Es ist ja eigentlich recht traurig für unsere Dichter von kleinerer Begabung, daß eben schon vor ihnen schon alles weggedichtet haben, und daß ihnen nichts übrig bleibt, als dasselbe noch einmal zu sagen. Die einen sagen in schöner Form, die anderen in mangelhafter, das ist je ziemlich der Unterschied zwischen Tugenden von Gedichtsammlungen, die jährlich erscheinen. Und die Kritik ist dabei eigentlich in Verlegenheit. An den Gedichten von Lehnert, z. B. ist weiter nichts auszusetzen, sollen sie deshalb gelobt und gepriesen werden? Oder soll ihnen anerkennend die Daseinsberechtigung abgesprochen werden? Gewiß nicht. Wo nicht die Redame einen minderen Dichter erhebt und anderen besseren den Weg versperrt, mag er dichten und seine Gedichte drucken

lassen, so lange er will. Aber sind Gedichte einmal gedruckt, so erheben sie den Anspruch, ein Teil der deutschen Literatur zu sein. Und von diesem Standpunkt aus muß die Kritik scharfer sein als die der guten Freunde, und sie wird immer wieder zu dem Schluß kommen: wenn jährlich hundert Gedichtsammlungen weniger erschienen, so würde keine Lücke in der deutschen Literatur entstehen. Und die Frage wird sich immer wieder erheben: zu welchem Zwecke werden solche Gedichtsammlungen gedruckt? Es ist doch gewiß nicht bloß die liebe Eitelkeit, die sich gedruckt sehen will, es ist gewiß auch das Bewußtsein dabei: meine Gedichte bedeuten etwas für die Zeit und für die Literatur. Aber weiß ichs hübsche Gintagsstiftungen, die im Zeitenstrom verschwinden wie sie gekommen sind. Da sie indessen ein paar Menschen vielleicht Freude machen, so mögen sie leben; die Kritik aber wird über sie, ohne ungerecht zu sein, zur Tagesordnung übergehen können.

Richard Weitbrecht.

### Zeitschriften.

#### The Athenaeum. Nr. 3880/81.

Cont.: [3880.] The letters of Erasmus. — W. B. Yeats's poems. — A history of the hebrews. — Howells on heroines of fiction. — Max Müller's last works. — Napoleonic history. — Some later reminiscences of Dr. S. R. Gardiner; Henry VIII's coronation oath; "Sepoy generals". — The scenery of England. — Sauer's recitals. — Mrs. Trollope's season; "a country mouse". — [3881.] A study of primitive marriage. — Types of naval officers. — A ride in arceuthoc. — Cards and records. — Russian literature. — The late B. F. Stevens; a new Strassburg historical greek papyrus; Chaucer and Theodolus; Edward Fitzgerald on Carlyle's and Tennyson's astronomy. — Medical books. — Japan, a record in colour; Roman Britain in 1901; old masters at Burlington house. — "Paolo and Francesca"; "the princess's nose"; Gossip's etc.

#### Deutsche Revue. Hrsg. von R. Gleitsch. 27. Jahrg. März.

Inh.: Graf Rottke über General Bennard "Sabana". — Ulrich v. Etzsch, Denkmalstein des Generals und Admiral Albrecht v. Etzsch. (Hrsg.) — G. Frit. v. D. Mptz, Verfühlungslehre. — v. Leo, Erinnerungen aus meinem Berufsleben. — Leo Glarett, der französische Geist. — G. Schiller, der Minister von Weis und ihr Gesinnung auf die Volkserziehung. — J. W. Spengel, was und die Wiener über Vererbung lehren. — Gabanés, einige Victor Hugo-Nachrichten. — Johanna Kinkel, Friedrich Schopin als Komponist. (Sch.) — H. Kampffmeyer, Religionshaß und wahre Toleranz. (Sch.) — Offenherz Brief an den kaiserlichen Ministerpräsidenten. — Belegstücke: "The war in South Africa".

#### Deutsche Monatshefte. Hrsg. von J. Kobenzl. 28. Jahrg. 6. Heft.

Inh.: G. v. Willdenbruch, Die-Rama. (Hrsg.) — J. T. Haefel, Wilhelm Müllers anderssprachliches Tagebuch und seine angedeuteten Briefe. — Gust. Gohs, Staatsbeamtenamt und Staatswissenschaft. (Sch.) — Hugo v. Hofmannsthal, Victor Hugo. — G. v. Witzmannsdorff, Fieber und die Bergsein Konflikt. (Sch.) — Franz Haber Rand. — Rich. Fritsch, Friedrich der Große und die Bergsein Friederichs Glanzzeit von Württemberg.

#### Finnländische Monatshefte. Vierteljahrschrift für das geistl., social-n., politische Leben Finnlands. Hrsg. von Ernst Stenroos. 1902. Nr. 1.

Inh.: Der Imperialismus. — J. Arneheim, Göttinger Studenten und Professoren im Jahre 1779. — J. Konrad, "Pro Finnland". — Gustaf von Gemenz über Kypsel zu Gunders Finnland. — Der Selbstmord in Finnland. — J. Oksanen, der Adel in Schweden. — Aufs. das finnische Gess Kalevala.

#### Oesterreichische Monatschrift für den Orient. Red. von N. von Koczi. 28. Jahrg. Nr. 2.

Inh.: Die kleinasiatischen Bahnen. — Produktionsverhältnisse des Bjalost Brussa. — Gemerliche und wirtschaftliche Verhältnisse auf den kleinen Antillen. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Estland. — Handel und Schiffahrt in Ostindien. — Die Staatserwerbe der japanischen Regierung. — Siamkhan. — Die Nordwest-Territorien Canadas. — Internationaler Orientalien-Congress.

#### Deutsche Monatschrift für das gesante Leben der Gegenwart. Hrsg. von Jul. Schmeerer. 1. Jahrg. 6. Heft.

Inh.: G. Heiberg, die beiden Gafel. — J. Elinde, Schmeerer Raim. — J. Schmeerer, den Deutschen in Romamerika. — Wilh. Rönch, nationale Erziehung. — H. Etern, Jhrsch Weltanschauung. — L. Schenker, Franz Haber Rand. — E. Kardé, Neues und Niemandes Werkstoff. — L. Zanera, Wie müssen wir mit den Chinesen verkehren? — G. Dade, Probleme der Wirtschaftspolitik für Landwirtschaft und Industrie. — G. Schlipzmann, Gesehmund und Medr. — G. v. Blomberg, Wilhelm Dohds Wert über Wests Lebenskunst. — Monatsberichte.

#### Die Heimat. Monatschrift des Vereins z. Pflege der Natur- und Landschaft in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Sleswig. 12. Jahrg. Nr. 3.

Inh.: Hansen, Eugen Trager. — Wood, althistorische Beschreibungen. — G. Schmitzer, Kulturgeschichtliche und alten Achenbüchern. 2. — Elden, der Böhmerstein. — Rod, Völkspillen. — Körner, das Altener Jahn-Gott.

#### Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Hrsg. v. v. Oesterreichischen Geo-Gesellschaft. 3. Jahrg. 4. Heft.

Inh.: J. M. Baumgarten, veranlagungslehre, geistige, freie Wissenschaft und Rationalismus. — H. v. Kralic, Adam Traber. — Aus Adam Trabers Gedichten. — Jos. Frit. v. Helfert, Erinnerungen und Erinnerungen. III. In Kramers. 1-4. — Th. M. Jppen, das religiöse Protectorat Oesterreich-Ungarns in der Türkei. — Carl Domagala, Parabel.

#### Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien. Red.: Felix Katter. 23. Jahrg. Nr. 5.

Inh.: G. Dypsenheim, der Ursprung der Kometen. (Mit Abb.) — Ludwig Karel, Wie entstehen neue Arten? — Beil.: 26. Jahresbericht des Wissenschaftlichen Club in Wien.

#### Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistl. Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrg. Heft 5.

Inh.: Oskar Lang, die englischen Militärstationen auf dem Seeberge nach Indien: Gibraltar, Malis und Wien. — W. B. Kauffen, die deutsche manuelle Bildung in Böhmen. 3. — Rud. B. Slesan, die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen. 1. — A. Kralic, Hugo Sachs' Ehrlich. — Die deutsche Kunst in Böhmen und die neue Prager Bauzeit.

#### Werb und Süd. Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Lindau. 25. Jahrg. März.

Inh.: D. v. Gersdorff-Amonstor, mein erstes Honorar. — János Csik, — G. Miller, das moderne Verfallsstufen im Krieg. — Lebenshilfe, Duell. Krieg. — Karl Blich, Indiens Rot und Weiße. (Hrsg.) — Kob. v. Mohl, das deutsche Parlament 1848/49. (Sch.) — Paul Bernheim, das französische Ghanon im 19. Jahrh. — Max Hoffmann, Neue Novelle. — Marie Elena, Gedichte. — Jul. Keiser, Volkswirtschaften in Paris.

#### Die Insel. Hrsg. v. D. J. Bierbaum. 3. Jahrg. 6. Heft.

Inh.: Henri de Regnier, das kurze Leben des Venezianers Balphasar Albramini. — H. Wiber, der schlesische Friede in Westfalen. — P. Scherer Carl, Kometenzeit, Astrale Panomime in 1. Buchstaben.

#### Der Tärmer. Monatschrift für Gemüth und Geist. Hrsg. G. Frit. v. Grotzsch. 4. Jahrg. Heft 6.

Inh.: W. Rosolente, in der Diernacht. Erzählung. — J. Dreyer, Sprüche und Weisprüche. — P. Dergentor, die arme Maria. Erzählung. — A. Ertord, Musikliteratur. — J. Weyenberg, Leben, Tod und Heiler.

#### Weyermann's Wäuer, deutsche Monatshefte. Red.: Wd. Wäuer. 46. Jahrg. März. (Nr. 546.)

Inh.: Wilh. Jensen, ein Hund und Hund. (Sch.) — Hans Weddig, die Kaiserzeit nach dem Nordland 1901. — J. Weyenberg, moderner Buchdruck. — Leni Schwabe, Doppelgänger. Novelle. — W. Jensen, Sonette aus Lugano März 1901. — U. Hüft, aus der Epäre der Gefühle. — A. Ertord, moderne Klaviermusik. — G. v. Hofmannsthal, Victor Hugo. Sein Lebenslauf als Entwicklung der geistigen Form.

#### Die Schwäiz. Red.: Karl Bährer. 6. Jahrg. 2. Heft.

Inh.: Ernst Zahn, die Grotzschneider. (Sch.) — E. Bährer, ein Grotzschneider. — Jhabels Kaiser, der alte Wetz. — J. Stauffer, Chor der französischen Reiter. — "Strutt Wintfischer Tod" von Karl Ritter. — Rud. Kletterhorn, Rielen und Treffer. — Schwäizerisches Ausgehewe. — Hedwig Deuler-Wäfer, J. W.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 8.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Bernsdorff. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Kvenarin in Leipzig,  
Kadenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

19. April 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Albaoni, A., 14111 Campestr. (126.)

Robt. G. Widung. (125.)

Verf. d. N. A. Marie von Clara-Gisela. (127.)

Wälden kirchlicher Dichtung. Verf. von H. R. G. (121.)

Wentzinger, C., Dieb. Hans Werns. (114.)

Wend, J., Der Erlöser. (115.)

Werner, G. P. G., Frau Ute. (113.)

Werner, G., Im Reich der. (116.)

Wilder, R., Edward Wälden Leben und Werk. (128.)

Joh. Paul. Pöpp. von J. Wierbaum. (118.)

Jacobswälden, G., Stimme Wälden. (117.)

Lloy, P., Marie nationale in Campagna. (121.)

Reyer, R., Humalamba ic. (125.)

— Elbert und Werns. (129.)

Luato, R. H., La Servetta. (126.)

Wentz, G., Edward Wälden. (128.)

Wollan, G., Vömpfische Religionen. (114.)

Wälden, R. H. von, Domitian. (113.)

Dömel, G., Sprengel's Verdien. (117.)

San Clara, L. H., La Maria Wälden. (120.)

Schmidt, G. H., Der Erlöser. (114.)

Schmidt, G. H., Der Erlöser und seine Bedeutung für

unser Volk. (115.)

Sera, W., La ballerina. (118.)

Verza, G., Vagabondaggio. (116.)

Wälden, R. H., Wälden Wälden. (128.)

Alle Abdruckungen erlauben wir unter der Bedingung der Gerechtigkeit, alle Briefe unter der Bedingung der Gerechtigkeit (Kaiser Wilhelmstr. 29). Was solche Briefe können eine Befreiung haben, die der Red. vorliegen haben. Bei Gerechtigkeiten über Wälden bitten wir sich von Wälden von Wälden Wälden ausgehen.

## Historische Dramen.

- **Deßeren, Friedrich Werner von, Domitian. Tragische Dichtung in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, 1901. G. Pöpp. 102 S. 8.** 2, 50.
- **Gabanis, Georg Paul Erdwiler, Frau Ute. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, 1901. G. Pöpp. 102 S. 8.** 1, 50.
- **Schmidt, Paul, Kaiser Otto der Dritte. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1901. G. Pöpp. 102 S. 8.** 2, 50.
- **Wentzinger, C., Dieb. Hans Werns. Das neue Jahrhundert. Eine Tragödie und Curculio mit neuen Zus. Mit Vorwort von Ernst G. Pöpp. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, 1901. Eugen Diederichs. 122 S. 8.** 2.
- **Wend, J., Der Erlöser. Trauerspiel in fünf Akten. Bln. 1901. Kustum und Zimmermann. (VII, 155 S. 8.)** 2, 50.

Tragödien aus der römischen Kaiserzeit waren in den sechziger Jahren durch Adolf Wilbrandts Dichtungen bühnenfähig geworden; bei der heute herrschenden Richtung haben sie wenig Aussicht, Berücksichtigung von Seite der Theaterdirectoren zu finden. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn eine Dichtung aus diesem Stoffkreise nicht von vornherein auf das Bühnenmäßige verzichtet, sondern wie Deßeren's „Domitian“ dichterische und theatralische Vorzüge vereinigt aufweist. Von der tödtlichen Erkrankung des Titus bis zur Ermordung des Tyrannen Domitian durch seine selbst gefährdete Umgebung ist die Entwicklung des Gähnerwahnsinns bei dem letzten Flavianer in lebens- und eindrucksvoll sich abspielender Handlung dargestellt. Nicht bloß der Kaiser und seine ehebrevierische Gattin, sondern jede der vielen aufstretenden Personen ist scharf charakterisiert, das zeitliche und örtliche Colorit ohne aufdringliche Gelehrsamkeit gut getroffen, im Ganzen ein festes, farbenreiches und gebaltvolles Drama geschaffen. Schildert Deßeren in gut gebauten Blankversen die Selbstverneinung des römischen Cäsarentums, so versetzen uns Gabanis' Reime in den germanischen Norden. Frau Ute als Kind geraubter Sohn ist an den leeren väterlichen Herd zurückgeführt, aber nicht als kampferprobter Held, sondern als Missionar der christlichen Duldungslehre. Allen mächtiger als sein frommer Wille sind die Verhältnisse und der angeborne Wut. In Verteidigung der Jungengeliebten erschlägt er den Sohn von seines Vaters Wälden

und ruft in der darüber ausbrechenden Fehde das Gottesgericht an. Sind die Men mächtiger als der Christengott, so werden sie ihm Sieg verleihen. Als Sieger lehrt Jung Ansgar auch geruch, aber als er eingebend der Christenlehren den letzten kirchlichen Sprossen des Heidenhauses retten will, fällt er dem Grimm der eignen heidnischen Genossen zum Opfer. Man wird die Ausföhrung im Ganzen nicht für gelungen erklären können, vieles ist rein äußerlich, openhaft geblieben. Inzwischen das Problem ist gut gestellt, der harte Charakter der gottreiferen Frau Ute, Ansgars Seelenkampf und Rückkehr zu den heimischen Wälden, der Gegenfah beider Religionen, das alles ist mit dichterischem Sinne gestaltet. Besondere Lob verdient, daß der Dichter nicht ohne weiteres für Christentum oder die Wäldenwälden Partei ergreift, sondern jede Religion in ihrer Berechtigung, ihren guten und schwachen Seiten einander entgegenstellt. Nur als Curculio dagegen ist Paul Schmidt's „Otto III“ den vielen Dramatistungen, die dem in klassischer Romantik untergehenden jungen Kaiser bereits gewidmet worden sind, anzureihen. Spätpöpp's Anachronismen erklären sich aus seiner Zeit. Wenn aber heute Jemand in einer Wäldenwälden Otto's III mit Annonen sich, Otto in einer Werbung um Crescentius' Witwe sich auf das Beispiel des englischen Richard III berufen läßt, so sind solche Söherge doch nicht ernst zu nehmen. Sie werden auch nicht besser, wenn Kaiser Otto III in einer Rede an seine Soldaten ein Anfechten bei Wälden Kaiser Wälden's II macht, die Entlassung des Otto's Großvater Wälden's Reichsanföhrer Willigis den Sturz Wälden's in offener Verhüllung darstellen soll. Der Wert von Paul Schmidt's ganzem, von sprachlichen Schöpnern wimmelndem Nachwerk entspricht seiner Verhäftigung, die ihm geühtet, Wälden und Wälden zu Wälden's Wälden beten zu lassen.

In schärfstem Gegenfah zu diesem den Spott herausfordernden Otto III steht das von der Smith-Stiftung in Wälden preisgekrönte Gedankendrama Wälden's. Als „das beste deutsche Drama“ der letzten Jahre möchte ich das Werk zwar nicht mit jenen Preisrichtern begreifen; daß wir es aber mit keiner unbedeutenden Leistung zu thun haben, zeigt schon Ernst G. Pöpp's Teilnahme an dem Werte. Freilich gilt diese Teilnahme des berühmten Dar-

wianers nicht der Dichtung als dramatischem Kunstwerke, sondern der scharf herausgearbeiteten Tendenz des Werkes. Nicht bloß das römische Papsttum, sondern das Christentum selbst wird von dem fähigen Pantheisten Bruno bekämpft, der eben daran zu Grunde geht, weil er seinen Zeitgenossen, von denen auch die freisinnigsten nur eine Reform der Kirche wollen, weit voraus eilt. Das neue Jahrhundert, von dem er träumt, konnte das 16. nicht werden, selbst das 20. ist von der Erfüllung seiner Ideen noch ein gut Stück entfernt. Die Verhältnisse in Venedig, das den Schauplatz von Brunos Kampf und Sturz bildet, hat der Dichter in hellen Farben geschildert und mit großer Geschicklichkeit hat er aus Brunos und Campanellas Schriften für jeder Art und Neben dramatisch Taugliche verwertet. Einzelne Szenen, wie die einleitende in dem venezianischen Buchladen, Giordanos Eintritt in Asien sind trefflich gelungen und man glaubt gern den Berichten, die von Wühnenerfolgen des freilich nicht leicht aufzuführenden Werkes in Leipzig und Halle melden. Nicht glänzend aber erscheint die Verknüpfung von Brunos an sich notwendiger Sturze mit einer Liebesgeschichte. Bruno und die Gattin seines Beschüßers Mrocnigo lieben sich und aus Eifersucht führt Mrocnigo die Auslieferung des Reherfürsten an Rom herbei. Auch der Besuch der Gräfin Mrocnigo in Giordanos römischer Kerker ist äußerlich theatralisch, Brunos Kat an der Gefelste, ihrem Ehemann Kinder zu gebären, fast verlegend. Die Mischung von Prosa, Jamben und freien Abhängen ist dem wechselnden Inhalte und den verschiedenen Personen entsprechend. In dem fähigen Schwung und dem Bilderreichtum von Brunos Neben ist glänzend die Nebeneine in seinen Schriften nachgebildet, und wie Vorträger diese langen und zum Teil keineswegs leicht verständlichen Erzählungen dramatisch belebt, zeugt von seiner eigenen dramatischen Begabung. Wie wenig an sich mit dem reichsten Citieren der herrlichsten und edelsten Neben des Feldes für seine dramatische Gestalt noch gewonnen ist, zeigt in unerfindlicher Deutlichkeit Brands Christendrama. Die Gleichnisse und echten Worte Christi, wie H. St. Chamberlain mit so innigem Gefühl und kritischer Sorgfalt sie zusammengestellt hat (München, 1901, Verlagsanstalt J. Bruckmann) füllen Seiten und Seiten in Brands Trauerspiel. Wie wenig will es aber zu diesen Neben passen, wenn Jesus' ganzes Handeln uns als eine Intrigue vorgeführt wird, die freilich scharf vorbereitet ist und deshalb mit dem Puffe am Palmsonntag nicht zum Sieg, sondern zum Kreuzestod führt, bei dem sich Jesus nicht einmal als heldenmütiger Dulder benimmt. Gewiss verlor die Gestalt und das was wir von den Vorgängen wissen, zu dichterischer Behandlung. In den Entwürfen zu Richard Wagners Drama „Jesus von Nazareth“ sehen wir, wie des Dichters moderne Ideen sich harmonisch mit der Lieberlieferung vereinigen lassen, und Hebel hat nicht bloß als Krönung seines ganzen Lebens und dramatischen Strebens einen „Christus“ schaffen wollen, sondern stellt an die Spitze seiner Aufzeichnungen auch den Satz: „Erst wenn der Tod sich naht, giebt Christus den Gedanken an ein irdisches Leben auf und predigt das himmlische.“ Nicht die verkürzte Gestalt der Evangelien, sondern die in realistisch geschichtlichem Rahmen von Renan gezeichnete Gestalt ist für den Dramatiker brauchbar. Aber nur ein großer Dichter darf sich an diesen Stoff wagen; Brands Arbeit ist als Drama geradezu von lächerlicher Unbeholfenheit, ideenarm und ohne jede geschichtliche Vertiefung oder Mitbeachtung; es verlor das Gefühl der Gläubigen, ohne irgend etwas an Gedanken oder dichterischen Vorzügen zu bieten.

Max Koch.

## Gedichte und Skizzen.

- Jacobowski, Ludwig, Stumme Welt.** Semboke. Skizzen aus dem Kadlische. Herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Schriftstellers. Minden i. Westf., 1901. Brund. (VII. 136 S.) # 1, 75.
- Epstein, Georg, Im Vorübergehen . . .** Neue Gedichte und Skizzen. Nachdruck von Max Kalligert. Berlin, 1901. 8. von M. Kalligert. (134 S. 12.) # 2
- Insel-Buch.** Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Leipzig, 1902. Insel-Verlag. S. m. b. H. (IV. 300 S. 12.) Broch. # 1.
- Cowald, Hugo, Strebendes Leuchten,** für denkende Menschen, ein Bildlein Gedankens. Umständlungen und Gedächtnisstücke von Fritz v. d. Ehrlich und meinetz Augustin. Berlin und Leipzig, 1902. Cassler und Köster. 196 S. 12.) # 1.
- Kokan, Hermann, Pompejanische Religionen.** Dichtungen. Buchschmuck von Fritz Schulze und J. D. Sebringert. Leipzig, 1901. Bärte. (72 S. 8.) Eleganz brosch. (Titelbild auf der Pragenschüssel.) # 5.

War das Buch „Ausflug“, das Dr. Rudolf Steiner aus Jacobowski hinterlassenen Papieren veröffentlichte, ein Gedichtbuch, aus dem ein reiches Stück Innengeschichte sprach, mit all dem heißen Sehnen nach Glück und allen jenen verschwiegen-beimlichen Wünschen nach Verleben und Mitempfinden, so ist in dem neuen Bude einer anheimelnden stummen Welt von Aufgebunden Gedichte aufgeführt, die ihnen Bedeutung verleihen und sie höher werfen. Lebender Augen, eines süßenden Herzens und jener subtilen Beobachtungswiese, die vom äußeren Schein abstrahiert, um in das reine Sein aller Wirklichkeiten einzudringen, bedarf es, um ihre leise, aber vernehmliche Sprache zu verstehen. Jacobowski verlegte in hohem Grade über diese Eigenschaften. Darum erschloß sich ihm die „stumme Welt“ mit ihren Schönen und vergalt seine Liebe mit reicher Gegenliebe. Nicht so sehr Erhabenheit und Weisheitigkeit als Tiefe, Innlichkeit und das Vermögen des angemessenen Ausdrucks für die Erscheinungen des Eigen-Erlebens, waren die Tüge, die seiner dichterischen Psychognomie ihr charakteristisches Gepräge gaben. Er war ein Widar der Form, dem alles Empfinden und Erleben unter der Hand zu schimmerndem Golde ward, ein Proteus der Gestalt, der jebol Erscheinungsformen hatte als Erscheinungen. Darum konnte er Bericht leisten auf jedes benutzte künstlerische Raffinement. Das große Weltbild spiegelte sich in ihm, wie aus einem Regentropfen oder aus dem menschlichen Auge ein kleines Stück Welt zurückstrahlte. Er verstand es, die alltäglichen Dinge, an denen Viele achtlos vorübergehen, zu verklären. Er sah sie ihnen von dem Glanz seiner „Leuchtenden Tage“ ein und freute sich, daß sie davon selbst zu leuchten begannen. Mit Recht darf er daher in der Stille „Tiefes Leben“ von sich sagen: „Seine Sinne hat mir das schmerzlich-bewegliche Leben gegeben und spürende Nerven am ganzen Leibe. Die fühlen die tiefsten Säfte des Daseins unter starrer Stille und horden seine Gefänge heraus aus der Tonlosigkeit stummer Welt.“ Als Wertmesser für dieses letzte Werk des uns so reich Entzifferten, dessen schönes, großes Herz so reich an Weltkenntnis, Menschlichkeit und Güte war, kann nur sein eigenes Wort gelten: „Mein höchster Maßstab bei der Wertung eines Kunstwerkes ist: Wieviel Liebe hat es aus der Welt? Wieviel Liebe bringt es in die Welt?“

„Im Vorübergehen . . .“ von Georg Epstein ist ein Buch conventioneller Brief für den Hausgebrauch. Conventioneil sind die dichterischen Vorworte und ihre Behandlung, conventioneil die Schreibweise und alles Empfinden, das sie zum Ausdruck bringen will. Weitere Kreise dürfte es nicht interessieren.

Das „Insel-Buch“, das seinen Namen von der bereits

im dritten Jahrgang erscheinenden, von D. J. Bierbaum, H. B. Heymel und R. A. Schröder begründeten, ästhetisch-kritischen Zeitschrift „Die Insel“ beschreibt, ist eine Sammlung poetischer und prosaischer Skizze, wie sie die Insel bisher brachte. Es bietet ein solches fabelhaftes wirkendes Bild dichterischer Produktion der letzten Jahre und soll, wie der Hrsgbr. in der Vorrede versichert, „jedermann, der Lust dazu verspürt, Gelegenheit geben, sich ein Urteil zu bilden über das, seiner Meinung nach, Gute oder Schlechte, für das die Zeitschrift aus ernsthaften Gründen eingetreten ist.“ Als Hauptaufgabe hat es sich gesetzt, die über die künstlerischen Ziele der Insel in Umlauf gestreuten, falschen Meinungen zu zerstreuen, als sei sie das Organ oder eine Art „Paradigmen-sammlung“ des Mysticismus, der symbolistischen Decadence, der Neu-Romantik oder einer anderen exklusiven Richtung. Den künstlerischen Buchschmuck bilden bekannte Zeichnungen von Th. Th. Heine, Felix Falstona, M. Bogeler-Worpschode, Marcus Lehmer und Anderen, ferner „zwei Zeichnungen zur Odysee“ von Flaggmann: „Der Morgen“, „Neulitha rettet den Odyssens aus dem Sturm“ und zwei „Alteuthische Holzsnitte unbekannter Herkunft“ aus der Hofbibliothek zu Wien. Die Ausstattung ist schlicht und vornehm, im Stil und Genre von Bierbaums „Jergarten der Liebe“ und der „Deutschen Choralons“. Aus dem reichen literarischen Inhalt seien hervorgehoben „Cyprian Barballo“, von Gustav Kahn, aus dem Manuscript übersetzt von Bierbaum und „Ninon de Lenclos“ von F. Mei.

„Sprechendes Leuchten, für denkende Menschen, ein Buch sein“ nennt sich prätentios ein Buch von Hugo Oswald. Es ist ein Buch, das wirklich zu denken giebt, nämlich zu denken, wie weit es noch mit dem deutschen Buchgewerbe kommen wird, wenn man seine Gedankenlosigkeit, mit einem jährlich gewundenen Titel versehen, für Geld und gute Worte selbst bei Verlagsanstalten, die noch einiges Renomee haben, wird anbringen können. Fast könnte es scheinen, als ob das Ganze ein schlechter Scherz sei, den sich ein Späßvogel erlaubt hat, da er gerade nichts Besseres anzufangen wußte. Denn abgesehen davon, daß in dem Buche mehr leeres als bedrucktes Papier ist, kann es sich für Herrn Oswald unmöglich darum gehandelt haben, erst genommen zu werden, als er in schönen schwarzen Druckbuchstaben die lapidaren Sätze in die Welt hinaus sandte: „Der Reich ist pörs.“ „Die Sünde bespricht.“ „Der Beobachter sieht.“ „Es giebt eine aus Gewissenhaftigkeit ihrer Gewissenhaftigkeit ungewisse Gewissenhaftigkeit“; oder Bonalitäten wie „Sich verheiratet, heißt in eine Sadasse einbiegen.“ „Der Himmel kann sich nicht dagegen wehren, daß ihn die Flüge ansieht.“ „Die Selbsthilfe ist eine der Hauerkünste der Gotteshilfe“ (welch letzteres nur ein breitgetretenes Sprichwort ist); oder die liebenswürdige Blasphemie der köstlichen Verse:

„Im Weltvertrauen  
kann man sich auch verlassen.“

die vielleicht (?) noch Hans Sachs Ehre gemacht hätten, „Denn er war nur ein Schuhmacher und Poet dazu“,

die aber in einem Erbarmungsbuch für „denkende Menschen“ unserer Tage mindestens sehr eigenmächtig anmuten; oder ein Gebot, das Herr Oswald (wie Maximilian Bern den neun Mäusen eine leichtergeschützte „zehnte“ Schwefelzer zu finden gewußt hat) den zehn Geboten Moses gern als ein „erstes“ hinzufügen möchte, das er sich aber vor Herausgabe seines Buches selbst hätte zu Herzen nehmen können: „Du sollst die Psyche deines Mitmenschen nicht maltrahieren.“

„Fompejanische Religionen“ von Hermann Klossau ist ein Buch, bei dem einem das Herz lacht, ein Buch, das ganz in strahlendes Sonnengold getaucht zu sein scheint. Seine Mythen sind der Melodie gewordene blaue Himmel Italiens. — Fompejis Trümmer sind von blühenden Gärten umrankt. Neapels Paläste schimmern weißlich im Sonnenschein. Vom Kraterrand des Vesuv, der „ein stolzer Mörder himmelwärts sich reckt“, steigen Rauchfingel. Denn im Innern der Erde locht noch immer der Woll darüber, daß die Menschen, um ihre Früchte abzugewinnen, mit der Sonne ein Bündnis geschlossen haben. Von Urzeit her schmiegen sich die Bauern an die Natur, saugen über den regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht, von Hitze und Frost und stehen fassungslos dem Weltenuwunder gegenüber. Keine Erklärung, die sie Verstehen lehrte, heiligen sie; mit dem Gemüt nur wollen und können sie erfassen. Einem schlichten Sänger ist es vorbehalten, ihnen in dem Christenwunder das Weltenuwunder zu weisen. Die Leidensmutter wird ihnen zum Symbol aller Weltenergründung. Weislieder erschallen ihr zum Preise und der Sänger sieht als „erster Priester“ die Messe. — Vor Jahrtausenden stand dort, wo sich jetzt das Sanctuarium erhebt, ein griechischer Säulentempel, das Heiligum der Schönheit. Einer einsamen Frau aus Hellas war es anvertraut, das eines Tages melodische Hornruß vom Ufer herüberfliegen und eine Schar von purpurgetriebenen, priesterlichen Männern einen gefesteten nackten Jüngling brachte, der sich um die Meerespriesterwürde bewarb. Die Priesterin hieß ihn niederznie und ihr in Fesseln hutbigen, bis ein Witz die Wollen zerreiße, was sie ein Zeichen seiner Priestererbung nehmen würde. Der Jüngling tat wie ihm geheißen. Doch seine Wangen wurden von Tag zu Tage bleicher. Er verzehrte sich in Sehnsucht nach dem schimmernden Leib des Weibes. Die Priesterin aber lag in den reichen Dainen ihres Diwans, schaute verträumten Auges aufs Meer hinaus und erspürte den Flug der Wöben und den Zug der Wollen. Einmal nun sammelten sich die Wollen über dem Vesuv und hingen in schwarzen Klären vom Himmel zur Erde. Da gebot die Priesterin dem Jüngling, seine Fesseln zu zerreißen, in einer Ruheshale von Kahn über das Meer an den Strand von Capri zu fahren und Mäufeln, Gras und Sand einzuharfen. Er gehorchte dem Gebot und fuhr im Blickeschein über das aufgewühlte Meer; wintte ihm hoch verheißend als Lohn, zum erlenntem „eines Weibes Leib mit seinem Leibe mischen“ zu dürfen. Die „erste Liebesnacht“ war keine Priesterweiche. Am Morgen, als vom Ufer wieder Hornruß herüberfliegen, warf ihm die Tempelgüterin das priesterliche Purpurkleid um die Schultern, führte ihn zu dem Altar, wo die Priester seiner harreten, und sprach die dunklen Weisheitsworte zu ihm:

Erne, Reich, daß tiefstes Glück zu gleichen Teilen  
Eitel mit ästhetischem Getriebe durchweht.  
Nur entsagen macht den Reich zum Krüppel;  
Nur genießen macht die Seele roh.  
Zinke drum in einem Zug das Liebesblut.  
Dann sei klug: entlage, lege deine Sehnsucht,  
Ziener Sehnsucht freianst in das Meer.

Das ist in großen bösen Sinn und Deutung des ersten Teiles des gebatvollen Buches, dem die ganze Sammlung ihren Namen entlehnt. Dann folgt ein kleiner Gedichtcyclus von eminenter Stimmungsmalerei. Knappheit des Ausdrucks, Formenfreudigkeit und Farbenpracht zeichnen ihn aus. Den Abschluß bildet ein in rhytmischer Prosa geschriebener, frei erfindbarer „Sonnenmythos“, der sich nach Form und Inhalt vielleicht besser dem ersten Teil des Buches angegliedert hätte. Der Buchschmuck erneuert stellenweise an bekannte Bibusbilder, zeugt aber bejüngend von hoher künstler-

jeder Begabung. Die buchhändlerische Anekdote ist geradezu bemerkenswertlich zu nennen. Alles in Allem ist das Buch ein Schatzkästlein voll seltener Kleinodien.

Max Fleischer.

## Italienische Literatur.

**Serao, Mattio, La ballerina.** Mailand, 1901. Treves. 264 S. 8. L. 3, 50.

**Verga, G., Vagabondaggio.** Ebd., 1901. (316 S. 8.) L. 3. **Ley, Paolo, Storia nazionale in Campagna.** Ebd., 1901. (368 S. 8.) L. 3, 50.

**San Giusto, L. di, La Maestra bella.** Turin, 1901. Roux u. Viarengo. (301 S. 8.) L. 3.

**Luanto, Regina di, La Servotta.** Ebd., 1901. (395 S. 8.) L. 3, 50.

**Albasini, Attalo, Idilli Campestri.** Verona, 1901. Drucker. (382 S. 8.) L. 3.

Ueber die neueste Schreibweise der Frau Serao und das Princip derselben habe ich mich schon im Jahrg. 1901, Nr. 15, Sp. 240 d. Bl. ausgesprochen. So kann ich, da doch eine Inhaltsangabe des jetzt in Buchform vorliegenden Romans »La Ballerina« angebracht sein dürfte, mich mit einigen kurzen Worten begnügen. Diese einfache Seele, Tänzerin dritten Ranges am San Carlo in Neapel, glaubt in sich das Zeug zu haben, mit der Zeit ihr Vorbild, die berühmte Annina Boschetti zu erreichen. Während ist ihr Cultus für ihr Ideal, aber ohne Talent, ohne Schönheit, schleppt sie ihr Leben durch die Hölle der Coulissemwelt, Entbehrungen und Demütigungen stillschweigend ertragend. Was giebt ihr denn den Mut, dieses Leben nicht von sich zu werfen? Sie besitzt etwas, was sie beseligt, wenngleich es nur ein Traum der eigenen Phantasie ist. Sie liebt einen jungen Lebemann, der sich freilich kaum um sie kümmert, aber diese stille Anbetung ist ihr irdisches Glück. Und als er sich tötet, da ist sie es, die ihm die Augen zu brüht. Der Tote wenigstens kann sie nicht zurückstoßen. Ihm kann sie die letzten Liebesdienste erweisen, an seiner Leiche beten und weinen. Der Tod ist barmherziger als das Leben. Ein tieftrauriges Wid, mit großem Geschick, wie man bei der Serao gewohnt ist, durchgeführt.

Von Verga liegt eine neue Auflage zuerst 1887 erschienener Erzählungen und Schilderungen aus dem sizilianischen Volksleben vor. Derselben haben nichts von ihrer Frische eingebüßt und zeigen, daß ein gesunder Verismus, der den nur allzu verloderten Liebergriffen auf ein kraß realistisches Gebiet aus dem Wege zu geben versteht, den Lesern willkommen ist. Freilich muß man ein Vega sein, das zu verstehen und durchzuführen. Dafür ist sein »Vagabondaggio« eine glänzende Bestätigung, denn um das fast bestialisches Treiben des niedrigsten Landvolkes so wiederzugeben, dazu gehört ein großes Talent. Un processo, der schöne Armando und Ein Zeiden der Liebe schrieben sich würdig an die allebekannte Cavalleria Rusticana und la Lupa desselben Autors, gleich ihr scharf definiert und im höchsten Grade dramatisch. Menschlich nur zu wahr sind dann Il maestro dei Ragazzi, das alte Geschwisterpaar, das den Idealen seiner Jugend nicht entsagen kann, wenngleich der Fluch der Dürchlässigkeit sie dafür trifft; Artisti di strapazzo, wo die Vertreter des Brettl Schach beleuchtet werden; Nanni Volpe, der schlaue Alte, der seine schuldige Frau auf raffinierte Weise straft, indem er sein Testament als Lockspeise hinhält, und Annemarie, die, um nur zu einem Mann zu kommen, das Gebäude ihrer früheren Liebe demoliert. V-

schreibender Art sind L'Agonia d'un Villaggio mit prächtiger Beschreibung eines Aetna-Ausbruchs, Quelli del coldra, der Fanatismus und die Angst vor der Pest; die Geschichte eines Hauses, wo die Bewohner desselben wie blasse Schemen an uns vorbeisuchen. Das lange Stillstehen, welches Vega bewahrt, scheint durch zwei Rombdien, die für die nächste Zeit in Aussicht gestellt sind, gebrochen zu werden. Die italienische Prosa hätte dann sie brauchen.

Ein wenig trivial, wohl wegen des gar zu oberflächlichen Erzählertones sind die Abenteuer einer schönen Schuttmannell von San Gulto, die in einem kleinen Dorfe den Männern den Kopf verbrät. Sie verlobt sich mit einem Mitsgenossen, weil derjenige, den sie liebt, ein Verhältnis mit einer Bäuerin hat. Als aber ein reicher Graf in ihre Rege gerät, reicht sie dem die Hand, um ihn dann mit dem Geliebten zu hintergehen. Der verlassene Bräutigam, der Intrigant des Romans, öffnet dem Grafen die Augen und sie stirbt, als sie erfährt, daß der Geliebte der Tochter des Grafen aus erster Ehe die Hand reichen wird. Die Hauptcharaktere sind von frohem Geistes durchtränkt und ist Eigentliche die Triebfeder ihrer Handlungen. Sie wirken wenig sympathisch und der Verf. hat sich auch keine Mühe gegeben, durch Vertiefung ihrer Psyche sie wenigstens als eine Art Studium auszuweisen.

Bei Frau Luanto geht oft das Temperament insolge der behandelten These durch, was freilich dem vorliegenden Roman »La Servotta« zu gute gekommen ist. Derselbe richtet sich in heftiger Anlage gegen die Schulpflicht, welche unerfahrenen Landmädchen in selbst besseren Familien allerlei Unbilligkeiten aussetzt, ohne daß das Gesetz sich ihrer von vornherein annimmt. Dieses europäische Sklaventleben bedarf dringend einer Aufkündigung. So wird Elsa nicht nur von einer egoistischen Hausfrau bis zur Erziehung mit körperlicher Arbeit überhäuft, sondern diese Regäre brüht noch ein Auge zu, als sie sieht, daß ihr Sohn ein Liebesverhältnis mit derselben antnüpft. Als sie die Folgen bemerkt, entbrennt sie in moralischem Born und jagt das Mädchen aus dem Hause, das ihr jetzt nur eine Last sein würde. Die Erziehung des Mädchens wird dadurch nicht besser, daß sie in ihrem neuen Dienste außer schlechten Beispielen aller Art, die sie zum Lügen und Stehlen führen, nun auch noch socialistische Ideen einatmet. Dieser unüberdachte Kram wirkt dann nach, als sie endlich in gute Hände gerät. Mutter und Sohn bemühen sich, die Grundzüge einer gefunden Moral in dem mehr dummen als eigentlich verderbten Mädchen zur Geltung zu bringen; sie aber hält die Fremdschicklichkeit des jungen Mannes für ein Zeichen seiner Liebe und tötet sich, als sie erfährt, daß er eine Andere heiratet. Viel Wahres, auch viel Liebertriebes ist in diesem übrigens sehr lesbaren Roman und wie gewöhnlich, wo eine Frau mit Gewalt etwas beweisen will, wie in diesem Falle die Thäte der unbedingten Schuld der bürgerlichen Welt, die Braute erhalten muß, schießt die Verfasserin mit dem fulminierenden Wort auf die Frage: Wer hat das Mädchen getötet? Die Gesellschaft!

In den »Ländlichen Idyllen« von Attalo Albasini liegt der Hauptreiz darin, daß er frei von aller Schablonen, frei von jeglicher ausländischer Beimischung ein echt italienisches Buch geschrieben hat. Man fühlt nichts Gemachtes, sondern ein Hauch von Selbsterlebtem und an sich Erfahrenem geht durch das Ganze. Das Thema der drei Erzählungen behandelt die erwachende Liebe in jungen Jahren, die ihren natürlichen Verlauf nimmt, ohne durch gequälte Situationen in andere Bahnen getrieben zu werden. Nur bemerkt man an der Wiebergabe, daß ein gelehrter Mann, nicht ein feuriger Jüngling, der Verfasser ist. Die erste beschreibt den



Keinen unschuldigen Blick zweier junger Menschenkinder in einem Curort. Das tägliche Zusammensein, der in jedem Italiener findende Trieb, sich liebenswürdig zu machen, bringt es mit sich, daß die Deutschen eigentlich verschöffener in einander werden, als besonders seine Jugend und Unselbständigkeit es erlaubt, so wird ihnen die Trennung recht schwer. Die ersten Liebesempfindungen haben gewöhnlich diesen Schluß. In Noli me tangere, welches vornehmlicher wißt wegen der mehr verwidelten Handlung, lernt der schon reifere Mann ein junges Mädchen kennen, die durch ihre geistige Ueberlegenheit ihn mehr und mehr gewonnen wird, bis ihrer Verbindung nicht mehr entgegensteht. Aber das erwartete Glück wird ihnen nicht beschied, der Tod tritt hemmend dazwischen.

Die dritte Erzählung schildert einen feinen jungen Offizier, der eine flüchtige Carnevalserscheinung auf dem Lande wiederfindet und sie am Schluß als seine Frau heimführt. Da wird das Jhull zur Wirklichkeit und bietet A. Gelegenheit, uns einen Einblick in spezifisch italienische Charaktere zu verschaffen, die mit jeden Jügen, dabei aber großer Natürlichkeit gezeichnet sind und unsere ganze Sympathie erwecken. In allem ein gutes Buch für Jedermann. Der Frau des Verf., die, wie es in der Einleitung heißt, ihn zu überreden gewußt hat, nach langer Pause wieder etwas zu schreiben, sei der beste Dank für diesen guten Einblick gesagt.

Zum Schluß ein Wort über das hübsche Werk des Physiologen Pio v., welches wegen seiner vollstämmigen Liebergabe ihrer einen Platz finden kann. Das Vermeiden des Raucherbetones, die liebenswürdige Hysterie der bei Liebergabe eines ernstlichen Studiums macht diese Naturgeschichte zu einem Familienbuch, worin Groß und Klein ein reichhaltiges Material aufgehäuft finden, welches sie mit dem intimen Leben und Treiben der Tier- und Pflanzenwelt vertraut machen soll. Der Zweck ist vollkommen erreicht; wir haben ein Verbruch vor uns, welches in oft poetischem Waiderton und eine wissenschaftliche Kenntnis der Wesenheit und Tätigkeit der uns umgebenden Welt bietet und eine Anleitung sein soll, selbst die Augen zu öffnen und uns eine von Vielen ungeahnte Quelle von Anregungen zu verschaffen.

Federico Brunswick.

## Chinesische Dichtung.

**Büthen chinesischer Dichtung.** Mit 21 reproduzierten chinesischen Originalzeichnungen. Aus der Zeit der Han- und Sechs-Dynastie. II. Jahrb. v. Chr. bis VI. Jahrb. n. Chr. Aus dem Chinesischen übersetzt von A. Forke. Magdeburg, 1899. Fabersche Buchdruckerei in Comm. XVI, 148 S. Gr. 8.) 14.

Eine erste Uebersetzung chinesischer Dichtungen, zumal aus einem bestimmten Zeitraum, ist an und für sich schon ein Verdienst. Denn wie fein anderer Zweig der Literatur macht die Poesie eines Volkes bekannt mit ihm; nicht nur daß sie uns als concentrirter Niederflieg aller feiner Gedächtnisse neben seiner politischen vor allem seine Kultur- und Sittengeschichte in Kürze giebt, sie legt auch sein Denken und Fühlen, seine Seele offen vor uns dar, in einer Weise ebendrin, die Jedermann zulegen muß. Bekanntwerden aber mit China, das ist es eben was in vielen Beziehungen recht zu wünschen wäre; China ist so viel verkannt, weil es so wenig bekannt ist.

Es war nun auch ein glücklicher Gedanke des Uebersetzers, daß er gerade diesen Zeitraum ausgewählt hat. Denn

abgesehen davon, daß erst sehr wenige Gedichte daraus überhaupt, und wohl noch keines ins Deutsche überetzt worden sind, ist es einer der interessantesten wie in der ganzen chinesischen Entwicklung, so speciell in der der chinesischen Poesie; umsoft er doch so ziemlich ihre ganze Stumm- und Drangperiode samt ihrer allmählichen Abklärung zu der großen ruhigen Mäßigkeit des 7.—9. Jahrh. S. Diese Poesie (oder Lyrik, was für China dasselbe sagt) ist toto coelo vertrieben von der alten, wie sie im Schling erhalten ist. Im vollständigen Gegensatz zu dieser zeigt sie nun als allbeherrschenden Grundzug die Melancholie, den Weltkummer auf, der selbst bei den ausgelassenen Trinkliedern (einer vorher auch unbekanntem Gattung) als Gespenst im Hintergrunde steht; sie zeichnet sich ferner aus durch einen dort unerhörten Reichtum der Phantasie und insbesondere jener plastischen Kraft der Personifikation, die eine so weltentliche Grundlage aller dichterischen Schöpfung bildet. Es ist ein ganz neuer Geist, der uns hier entgegenweht; aber es war auch ein neues China, in und mit dem es aufkam.

Zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. nämlich war China aus einem zerfahrenen und zerfallenden Feudalreicht zu einem centralisierten Staat nebst jungem fräftigen Kaiserhause geworden und hatte sich nun in großartigen Eroberungszügen quer durch Asien hin bis fast zur Verührung mit dem römischen Weltreich und jedenfalls bis zur Befanntschaft mit der griechisch-römischen Kultur auszubreiten vermocht. Es entstand ein selbsterbehrter Verkehr mit den Westländern, und in seinem Gefolge kamen nun zugleich mit der Kunde von ganz neuen Welten eine Menge fremder Einflüsse hereineströmt: Griechenland landte durch Vermittlung des griechisch-baktrischen Reiches und Indiens einen Abgang seiner Kunst, besonders der Plastik herüber, Indien den Buddhismus mit seinem Weltkummer und seinem in griechische Liebe gefelderten reichen Pantheon. Zumal der Buddhismus fand den Boden schon vorbereitet, denn es scheint, daß schon lange vorher (im 4. Jahrh. v. Chr.) mandarische Indisches Mythologie, Sagen n. a.) nach China vordringen war und hier den Grund besonders zur Entfaltung der Phantasie gelegt hatte; gerade hierin zeigt sich z. B. die eigenartige Lyrik des 3. vorchristlichen Jahrh. als die Vorläuferin der späteren. Namentlich hatte sich das Indische im Taoismus niedergeschlagen, der an und für sich manches Wahlförmande enthält. Um so fräftiger also konnte der Buddhismus wirken. Jedensfalls ist es klar, daß dieses alles in Verbindung mit allerlei anderem, z. B. der ganzen Unruhe und Unfriede der kriegerischen Zeiten, die Eroberung des jetzigen Südhins mit seiner romantischen Natur u. dgl., nicht nur die Dichtung überhaupt herausfordern, sondern gerade die Eigentümlichkeiten erwecken und zur Blüte treiben mußte, die wir jetzt in ihr finden. Es ist daher ein Irrtum zu glauben, der Weltkummer sei eine chinesische Anlage; er ist vielmehr ein Krankheits-symptom, das Mormal einer gähenden Uebergangszeit. Freilich hat die ganze spätere Dichtung alle diese Eigentümlichkeiten auch, allein bei der anschließenden Periode beruht das auf einer Wiederkehr derselben Ursachen und seitdem ist es Nothwendigkeit geblieben.

Zum Teil gerade diese Eigentümlichkeiten sind es aber, die diese Lyrik unserem Empfinden so nahe bringen. Geben sie ihr doch mitunter einen geradezu modernen Charakter, wie z. B. in ihrer starken Dosis Sentimentalität mit ihren „Thränenströmen“. Ueberhaupt aber finden sich Kecklichkeiten recht häufig, von den zumweilen ganz rothenfeinerich anmutenden Trinkliedern gar nicht einmal zu reden; sie gehen sogar bis in keine Jüge, ja in den Ausdruck selbst („zum Tode betrübt“ u. ähnl.) hinein.

Diese Uebersetzungsmethode erleichtert nun aber auch dem Uebersetzer seine Aufgabe. Sie ist ja beim Chinesischen ganz ungleich schwerer als irgendwo sonst. Denn wenn es der Uebersetzung auch wohl irgendwo je gelingen wird, den ganzen Inhalt des Originals bis auf das Letzte auszuschnüpfen (denn auch zwischen Volk und Volk „fließt ewig eine Tiefkluft, die sich nie läßt überbrücken“), so fordern wir doch und mit Recht, daß sie innerhalb dieser Grenzen vor allen Dingen treu sei, treu dem Wort und treu der Stimmung, damit die Eigenart nicht verwischt werde; sie soll, was dazu gehört, auch das Metrum des Originals nachahmen, da Stimmung und Rhythmus in enger Beziehung zu einander stehen; und sie soll endlich bei alledem auch geschmackvoll sein. Nun aber betrachte man das chinesische Problem. Alle Wörter einsilbig, richtig nebeneinander gestellt, von einer ganz andern Sinnsschwere, wenn ich so sagen soll, als in anderen Sprachen; dazu die Verse meistens kurz, metrisch ziemlich eintönig (in der Regel fünf- oder siebenfüßige Trochäen), aber dafür gereimt. Soviel Worte, soviel Schwierigkeiten. Wie soll da der Uebersetzer allen jenen Forderungen genügen? Einem ist es dennoch gelungen: dem nunmehr hinübergewandenen Victor v. Strauß in seiner Uebersetzung des Schi-ling. In dem er das Wort durch einen einfachen Versuch wiedergab, dessen Charakter er je nach der Stimmung des Liebes wählte, hat er, von seinem Geschmack und großer Formgewandtheit geleitet, eine an Treue unübertroffene, in der Form meisterhafte Uebersetzung des alten „heiligen Lieberbuches“ geschaffen, aus deren einfachen Rhythmen uns ein Hauch des Altertums freudlich-herbe anweht. Dann meine ich, daß sie den bei aller Anerkennung der Treue und Genauigkeit gemachten Vorwurf Fortes (Einl. S. I), sie sei „stellenweise recht pedantisch und unpoetisch“, ebensowenig verdient wie die Zurücksetzung gegen Niderts Uebersetzung des Buches (ebendort); denn diese ist zwar wohl des höchsten Lobes wert, aber sie beruht gar nicht auf dem Urtext, sondern auf einer (noch dazu oft fehlerhaften) lateinischen Version.

Indessen scheint mir eine solche Pietät doch nur dort geboten (aber dort freilich auch unumgänglich) zu sein, wo sich ein großartiger Ideenkreis, eine ganz andere Welt uns darbietet: die leiseste Retouchierung hier, und es ist ein völlig anderes Bild. Bei den vorliegenden Gedichten ist das nicht der Fall, da sie ja, wie gesagt, unserer Denkweise mitunter überraschend nahe stehen. Daher erscheint eine Umkehrung in die uns gewohnte Form und der Gebrauch der Mittel, mit denen unsere Poesie Stimmung zu machen pflegt, ganz unbedenklich, ja vielleicht empfehlenswerter, wenn es nur tastvoll und mit Geschmack geschieht. Das aber gilt von F's Uebersetzung in vollem Maße. Hat er das Metrum des Originals außer in wenigen Fällen (z. B. S. 10) frischenweg bei Seite gelassen und in der Regel einen chinesischen Vers durch zwei deutsche wiedergegeben, so hat er damit nur den Blick gewonnen, alles das nahe zu bringen, was in chinesischen Texten zwischen den Zeilen zu stehen pflegt. So ist es ihm geglückt, die Stimmung der Lieder ganz zum Ausdruck zu bringen; er ist, ohne die Eigentümlichkeit zu verwischen und ohne „Schönheiten“ hineinzuwischen, geschmackvoll geliebt, und dennoch hat er beinahe immer so wörtlich überliebt, wie es nur möglich war. Gerade daraufhin habe ich wohl zwei Drittel der Lieder mit dem Urtext verglichen (den F. in dankenswerter Weise ebenfalls herausgegeben hat) und greife ich Beispiel dafür fast wahllos heraus. Es ist eines der berühmtesten Lieder des großen Li T'ai-pai, von dem F. ebenfalls eine Auswahl giebt, obwohl sie schon der nächsten Periode angehören. S. 145:

## Wörtlich:

Vor meinem Bette  
Ich Mondchein ich,  
Als wär' der Boden  
Bedeut mit Schnee.

Vor meinem Bette des leuchtenden  
Mondes Glanz  
Ich weißte, ich) dich ist auf dem  
Boden (liegenden) Schnee.

Ich schau zum Mond auf,  
Der trocken blüht,  
Der Heimat fernend  
Das Haupt mir sinkt.

Ich erkenne das Haupt und schaue  
von fern den leuchtenden Mond  
Ich sente das Haupt und hente des  
alten (heimat's) Dorfs.

Zahreich sind die Lieder, in denen F. den Ton sei es im Ganzen, sei es in einzelnen charakteristischen Teilen oder Wendungen geradezu überraschend gut getroffen hat. Ein paar davon mögen hier ihre Stelle finden, um zugleich einen wenn auch sehr unvollkommenen Einblick in Geist und Stoff dieser Lyrik zu geben.

## Herbstnacht. (S. 59.)

Ich wandl' in einem dunklen  
Zahl —  
Schon geht der Herbstzug Rege —  
Es fällt der Thau herab auf all  
Die Blätter und die Zweige.

Der Blumen Kelde hin und her.  
Bewegt vom Winde, gauteln,  
Und in dem wogenden Blättermeer  
Die Zweige der Bäume schaukeln.

Schwer lagert auf dem grünen See  
Der Reibhuhn, der graue,  
Und über blauer Bergesdö  
Da lügt des Mond's Braue.

So bin ich einsam und fernab  
Woh! tausend Vi marschieret.  
Wie oft ich nachts verjagt hab'.  
Das hat Niemand derjapüret.

## Rondnacht. (S. 49.)

Schräg fällt herab des Mondes Licht,  
Und lang die Schatten scheinen;  
Der Blütenhaub im Winde fliegt,  
Ich seh', er ist's, doch ist er's nicht;  
Nieder lächeln — und muß meinen.

Eines der Trinitieder des Li T'aipei (S. 132; gekürzt):

Ich sitze in einem Blütenkain,  
Berstet sich auf Trinken nur  
Ich muß ihn trinken für mich  
allein,  
Denn es fehlt mir ein Zerkumpan.

Alein mein lieber Grund der Mond  
Berstet sich auf Trinken nur  
Rein Schalten hingegen ist's besser  
gewohnt.

Wohlan ich hebe den Becher empor  
Und lahe den Mond mir ein.  
Sieh da! dort kommt auch mein  
Schatten heroor!

Kaum ist ich erdnen meinen Ge-  
lang  
So wagt sich der Mond hin und  
her,  
Hallel jetzt sind wir zu drei'n.  
Und jedesmal, wenn ich zu tanzen  
anfang,  
Rein Schalten, so hüpfet auch  
der. (l. f. w.)

Man sollte meinen, das sei nicht überflüssig, sondern ver-  
deutlich, umgedichtet (erinnert doch z. B. das vorliegende gar  
ein wenig an das Lied der „Laurerbergs Elä“), gleichwohl  
stimmen auch sie fast wortgetreu mit dem Original überein.  
In der That bin ich nur selten Verlegenheitsversen, trivialem  
Versäufel begegnet. Hier könnte ich eigentlich nur Str. 3  
des „Häders“ (S. 11) anführen. Das ganze Lied scheint  
mir nicht besonders gelungen; das Metrum ist ein bißchen  
bäntelnlängermäßig.

So verdient die Wiedergabe des Inhalts der Lieder fast  
uneingeschränktes Lob. Von der Form dagegen kann das  
leider nicht immer gesagt werden. Vor allem sind es die  
Reime, mit denen es vielfach hapert; sie sind außerordentlich  
oft unrein. Ich will nur eine Blütenlese der schlimmsten  
anföhren: Morgenröte: hätte S. 23; Wind: grünt S. 27;  
sein: Treu'n S. 34; wachen: schlagen S. 36, 62; drinnen:  
grünen S. 38; geschritten: Blüten S. 72; umhüllt: um-  
spielet S. 72; Grün: ungleich'n S. 78; Mondeslicht: ver-  
siegt S. 78; Felspartien: Grün S. 84; Gedirre: Schöne  
S. 112; Prärien: lähn S. 127; flirrt: führt S. 128 etc. —  
Auch das Metrum leidet öfters an Härte, so z. B. edle

Steine S. 27; nur im Erdreich die S. 27; im Reiskloß die S. 67; mit Jap' will S. 81; in seinem Arme (besser vielleicht: ihm in . . .) S. 90; Jümp' Bockfelle, — die Vöghenne S. 115; Die weiße Wilbgans, die in Wollenhöh' fliegt (eher vielleicht: Die Wilbgans, die weiße, die tollenhoch fliegt) S. 119; schün | Wie lösend sie an (doch eher: schau sie | wie lösend an) S. 145. In diesem Prokrustesbett hat sogar ein und das andere Wort seine Füße hergeben müssen. So finde ich: Mäitenpracht des Pflaumenbaums (!) (warum nicht: am Pflaumenbaum?) S. 37; des Tjung-Bluß (!) S. 124.

Die grammatischen und metrischen Mängel lassen sich meines Erachtens nicht allzuschwer beseitigen, und so sollten auch die falschen Reime wohl zum allergrößten Teile weichen müssen, wenn ihnen energisch mit der Felle zu Leibe gegangen würde. Und das wäre sehr zu wünschen, denn sie beeinträchtigen doch den Genuß. Aber freilich zu tun und lassen muß man sich, was es trotzdem, das Buch zu lesen und das ist vielleicht der beste Beweis für die Güte der Uebersetzung. In der That, wir haben alle Urjade, dem Uebersetzer für die gewandte und geschmackvolle Interpretation dieser an und für sich schon interessanten Dichtungen unseren Dank abzustatten. Es wäre erfreulich, wenn er uns bald auch die Besizer der eigentlichen Blüteperiode chinesischer Lyrik vortuschen wollte.

Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um auf ein anderes Werken aus diesem Gebiete hinzuweisen, das höchst unverdienterweise ziemlich unbekannt zu sein scheint: nämlich Rudolf v. Gottschalls „Theater und Drama der Chinesen“ (Weisau, Trewenst, 1887). Es ist nicht ganz nur ein äußerlicher Zusammenhang, der es hier anzuschließen berechtigt. Auch das chinesische Drama hat im Grunde lyrischen Charakter (wie es denn auch mit lyrischen Gedichten reichlich durchsetzt zu sein pflegt). Gerade wie der Dichtung (im engeren Sinne) das Epos fehlt, so ist das historische Schauspiel (Trauerpiele sind überhaupt selten) wenn nicht der Zahl der Stücke, so doch dem Wesen nach sehr schwach entwickelt. Das Epische liegt einmal dem chinesischen (und überhaupt dem mongolischen) Geiste nicht; große Zusammenhänge vermag er nicht zu übersehen. Sein Reich ist von jeher und auf allen Gebieten das alltägliche Leben und das Einzelne, das Detail; er ist groß in der Feinheit. Darum ist das bürgerliche Schau- und Lustspiel mit allen seinen Abstratierungen am besten geraten, darum ist das Drama im Grunde mehr eine Verknüpfung einzelner lyrischer Szenen; und wie die lyrischen Gedichte oft selbst an die zierlichen und kunstvollen chinesischen Schmirereien erinnern, so übertrifft das Drama nicht selten durch seine feine Beobachtung und Ausführung im Einzelnen. Die verschiedensten Seiten und Auswüchse der menschlichen Natur sind scharf aufgefaßt und treffend, wenn auch bei dem chinesischen Hang zum Burlesken oft übertrieben, geschildert; es erinnert darin (auch hier wie in vielem anderen modern anmutend) oft außerordentlich an das europäische Schauspiel. So hat es seinen „Weigigen“, seinen „Verächmender“, seinen „Ehemann“, der seiner Frau den Hof macht“ u. dergl. mehr. — Auf der anderen Seite freilich ist das Drama ganz anders geartet als die Lyrik, es ist gesünder, wenn ich so sagen soll. Mag die Mehrzahl nicht geliebt sein, der Weltschmerz ist geschwunden.

Indessen würde es zu weit führen, wenn ich hier eine eingehende Charakteristik des chinesischen Dramas geben wollte. Dafür werde man sich eben an Gottschalls vortreffliches Buch, von dem ich nur sagen kann, daß es mit dem Prin-

sinn des Veshetikers eine Sachkenntnis und ein Verständnis des chinesischen Geistes verbindet, die selbst den Fachmann ehren würden.

A. Conrady.

## Zwei Lebensbilder Mörikes.

Fischer, Karl, *Edward Mörike's Leben und Werke*. Mit vielen Abbildungen. Berlin, 1901. G. Schöns Verlag. (IX, 240 E. 8.) M. 5.

Rann, Harry, *Edward Mörike. Sein Leben und Dichten*. Mit Mörike's Bildnis. Stuttgart und Wien, 1902. Cotta Nachf. (415 E. 8.) M. 6. 50.

Zwei Lebensbilder Mörikes fast auf einmal — damit ist seine Bedeutung nunmehr für weitere Kreise festgelegt. Denn ehe ein deutscher Dichter seinen Biographen gefunden hat, glaubt man nicht so recht an seine Größe. Findet er aber gleich zwei oder mehr, so kann man über seine Bedeutung beruhigt sein. Nicht dazu freilich sind Biographien nötig, daß man Mörikes Gedichte versteht. Wer sie nicht vorher versteht, der versteht sie auch nachher nicht — dasin ist doch wohl die Bemerkung Fischers in seiner Vorrede zu berücksichtigen, wenn er sagt: „Wer sie ganz und recht genießen will, muß des Dichters Leben und Wesen kennen.“ Um Mörike ganz zu würdigen, muß man etwas mitbringen, was seine Biographie geben kann, selbst wenn sie, wie die Fischers, die näheren Umstände fast jedes Gedicht anführt, nämlich ein besonders seines Empfindungsvermögens für die intimsten Schönheiten der Lyrik. Und weil dieses der breiten Masse naturgemäß jederzeit fehlen wird, so werden auch diese beiden Lebensgeschichten Mörike schwerlich populärer machen, so wenig als die anerkennenden Urteile der Literaturgeschichte. Denn auch der Satz in F.'s Vorrede ist nicht ganz richtig, daß Mörike in den Literaturgeschichten nicht ausreichend gewürdigt worden sei. Ich habe eine ganze Reihe älterer und neuerer Literaturgeschichten nachgeschlagen, und schon in solchen aus früheren Jahren eine „ausreichende“ Würdigung Mörikes gefunden. Dirsch nennt ihn schon 1877 den schwäbischen Goethe, und ich selbst habe in meiner Ende der siebziger Jahre geschriebenen Literaturgeschichte ihn als „einen der ausgezeichnetsten Lyriker, der um Hauptstädte, eben um den Kopf Mörikes, über alle damaligen und viele heutigen Dichter emporragt“, die volle Würdigung zu Teil werden lassen. Die Verständnistätigkeit des Viterarhistorikers Heinrich Rutz liegt doch einzig in ihrer Art da, wenn sich auch da und dort merkwürdige Urteile finden, z. B. in einer seiner Zeit ziemlich gelieferten Literaturgeschichte des 19. Jahrh. Dort liest man: weil Mörike nicht fleißig gewesen sei, darum sei er auch nicht berühmt geworden, und es sei zu bebauern, daß der Mann, der doch etliche so vortreffliche Gedichte gemacht habe, sein Geld nicht fleißiger ausgenützt habe. Nach Sigheis! Uebrigens ist zuzugeden, daß selbst neuere, sonst auf der Höhe stehende Literaturgeschichten, wie z. B. die von Vogt und Koch, Mörike nicht ganz gerecht geworden sind.

Daß es sich verlohnt, dem Lebensgang dieses Dichters bis ins kleinste nachzugehen, das erlieht wohl mancher aus diesen Darstellungen mit einiger Verwunderung. Ist doch sein Leben verlaufen als das eines der Welt fast Unbekanntem; sein 70. Geburtstag ist (1874) vorübergegangen, ohne auch nur eine Welle in der literarischen Bewegung zu werfen, und zuletzt hat sein Leben, das immer enger und stiller geworden war, fast ohne Teilnahme der Nation, ja selbst seiner engeren Landsleute gemdet (1875). Und doch war es eines der innerlich reichsten Dichterberleben, und sicher-

lich eines der eigenartigsten — das zeigen die beiden Biographien jedem Leser; und wer alle die Hemmungen dieses Dichterberufs und ihre Ueberwindung durch den Dichter wie sein Unterliegen hier verfolgt, wird erinnern nur an die Zeit seiner „Bicoriatstreifschiffahrt“, in der er durch das Land gezogen wurde, der wird nur um so höher von dem lyrischen Genie Mörikes denken. F. Erpant und kaum eine Einzelheit; wir meinen, es sei deren selbst für einen schwäbischen Leser und begeisterten Mörikeverehrer zu viel, ja seine Biographie zerplittert sich da und dort in Einzelheiten. Maync schaut besser zusammen und hat auch in der Darstellung durch einen gewissen großen Zug etwas vor Fißcher voraus. Das für ist Fißcher wieder intimer, vielleicht noch mehr so Hause in der Mörikeschen inneren und äußeren Welt, und das giebt seiner Biographie einen eigenen Reiz. Maync greift das Problem Mörike literarisch-philosophisch an, geht loszulegen von außen nach innen, während Fißcher ganz im Innern bleibt. Die Darstellung Fißchers ist nicht flott, wie die Mayncs, sondern bedächtig, auch nicht immer ganz klar und durchsichtig. Im ganzen lieft sich Mayncs Buch besser und ist denjenigen zu empfehlen, die überhaupt erst Mörikes Bekanntheit machen wollen; Fißchers Buch zeigt eigentlich Leser voraus, welche Mörike genau kennen, was außerhalb des Schwabenlandes immer noch wenig genug der Fall ist, mindestens das man mit seinen Gedächtnis in der Hand lieft; dann beleben sich auch Anknüpfungen wie z. B. S. 131 oder S. 169. Beide aber bringen Liebe und Verständnis für die durchaus nicht einfache, sondern höchst complicierte Dichternatur dieses schwäbischen Pflarrers und Poeten mit und werden ihr so ziemlich nach allen Seiten seines Wesens gerecht. Und das ist um so höher anzuschlagen, als beide seine Schwächen sind, und es bisher als eine Art unbestreitbarer Grundlages galt, daß der nur auf schwäbischem Boden mögliche Mörike auch nur hier ganz verstanden werden könne.

Das Urkundenmaterial für Mörikes Leben haben beide Biographen ausgiebig benutzt, und doch ergänzt ein Buch das andere in manchen Stücken. Manchmal weichen sie allerdings in Einzelheiten von einander ab, ja widersprechen sich sogar (z. B. beim Begräbnis: Fißcher: „auch der immer getreue Hartlaub war herbeigeitelt“; Maync: „unter denen (den nächsten Freunden und Angehörigen) Hartlaubs fehlte“); aber das sind Kleinigkeiten, das Gesamtbild weicht nicht wesentlich ab. Beide Bücher werden dazu beitragen, die Mörikegemeinde, von der Th. Fißcher an Mörikes Grab gesprochen hat, immer mehr zu vergrößern; wir meinen nicht die Gemeinde der Literaturmenschen, die Mörike nun richtig einschlagen wird, sondern jene Gemeinde, die, wie Fißcher sagt, „sich labt und erludt an Mörikes wunderbaren, hellen, seligen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen“. Es giebt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohlklang trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.“

Richard Weitbrecht.

## Verschiedenes.

**Bettelheim, Anton, Marie von Ebner-Eschenbach.** Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Stahlrad. Berlin, 1900. Poetel. (VIII, 266 S. 8.) 1/2 M.

Das Buch ist eine Festgabe zum 70. Geburtsstage der Dichterin. Es beansprucht selbst nicht mehr zu sein als „eine anspruchslose Gelegenheitschrift“ und hofft bald überflüssig zu werden durch eine eigenhändige Darstellung der

Entwicklung der bedeutenden Frau. Dem Wunsche werden sich wohl alle Freunde der noch so schaffenskräftigen Künstlerin von Herzen angeschlossen. Mittlerweile wird jeder, dem es darum zu thun ist, den Werdegang dieser so überaus sesselnden Persönlichkeit näher kennen zu lernen, an Bettelheim einen zuverlässigen Führer finden. Das Buch ist mit guter Kenntnis der Schriften und des Lebensganges der Ebner geschrieben, was es doch dem Verf. vergönnt, viel-sach aus der Quelle zu schöpfen und einen reichen Schatz von Briefen aus dem arbeitsschweren Leben der Dichterin für seine Arbeit zu verwerten. Angenehm tritt auch überall die warme Liebe und Anteilnahme des Verf.s an der von ihm geschilderten Persönlichkeit zu Tage, ohne die jede biographische Darstellung stets dürftiges Gerippe bleibt. Nach einer kurzen Familiengeschichte und der Schilderung der ersten Jugend der Ebner giebt der Verf. in einem besonderen Capitel eine Uebersicht über ihr dramatisches Schaffen, um und dann das Werden und Wachsen der meisterhaften Erzählerin vorzuführen. Dankenswert sind bei dieser Darstellung ganz besonders die eingehenden Inhaltangaben der besprochenen Werke. Gerate das dramatische Schaffen der Künstlerin ist wohl weitesten Kreisen wenig bekannt, in einer biographischen Würdigung der Gesamtleistung der Dichterin durfte diese Seite ihrer Lebensarbeit nicht fehlen. Die Ueberschauung dieses Jnreiges ihrer Thätigkeit wird man der liebevollen Hingabe des Biographen an seinen Stoff gern zu gute halten, mir scheint es ein sehr bezeichnender Beweis der strengen Selbstkritik der Dichterin, daß sie ihre dramatischen Arbeiten nicht in ihre gesammelten Werke aufgenommen hat und daß sie von der wenig liebevollen Kritik ihrer theatralischen Leistungen dauernd der Bühne entrückt und auf das Gebiet der Erzählungskunst beschränkt wurde, auf dem sie so ruftergültig gelehrt hat. Die Darstellung v. S. ist etwas trocken, man möchte ihr etwas mehr Frische und persönliche Stil wünschen, damit sie auch außer Fachkreisen befruchtend und anregend wirken und so der lang noch nicht genug bekannten Reiterthätigkeit der Ebner-Eschenbach mehr Wirkung ins Breite verleihe möchte. Besonderer Dank gebührt schließlich dem Verf. für die schätzenswerte Zulassung der Quellen, aus denen er schöpft, die allen, die sich eingehender mit der Dichterin beschäftigen wollen, sehr förderlich sein wird.

Aug. Gebhard.

**Schmitt, Eugen Heinrich, Des Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur.** I. u. 2. Auflage. Mit Buchdruck von J. B. Giffart. Leipzig, 1901. Eugen Dietrichs. 482 S. 8.) 1/2 M.

Die Bedeutung des großen russischen Dichters und Denkers ist in den letzten Jahren so gewachsen, daß nun auch die deutsche Gelehrtenwelt sich immer ernfthafter mit Tolstoi zu beschäftigen anfängt. Der literarhistorischen Analyse Wilhelm Wobes ist schnell das vorliegende Buch E. H. Schmitts gefolgt, das Tolstois Welt- und Weltanschauung einer eingehenden Untersuchung unterzieht, namentlich in Bezug auf den Gegensatz zu der modernen wissenschaftlichen Welt- und Naturanschauung, die Tolstoi eine westeuropäische zu nennen pflegt. Schmitt will zeigen, „daß Tolstoi in der That eine von der großen Mehrheit auch seiner gelehrten Beurteiler kaum geahnte ungeheure Umwälzung in der allgemeinen Weltanschauung anplant (soll wohl heißen anbahnen will oder plant) und diesen Plan in großen Grundrissen in seinen Schriften entworfen hat und das gemaltige sittliche Rathos seiner Schriften überall eine groß beachte, insbesondere für die Intelligenz unserer Zeit völlig neue Weltanschauung zur Grundlage hat, welche nicht bloß die theologische Weltanschauung beseitigen will, sondern auf den gründlichen Umsturz dessen, was uns als moderne positivistisch-

naturalistische Wissenschaft bekannt ist, abgibt, also sich in gleicher Weise gegen beide Hauptformen der Weltanschauung des Zeitalters wendet“. Schon aus diesem Programmjah Schmitts läßt sich ersehen, daß er seine Aufgabe sehr gründlich nimmt, zugleich aber auch, daß er einen schwierigen Stil schreibt. Zum Glück ist nicht das ganze Buch so unbeholfen wie die Vorrede, die bei neun Seiten nur 25 Sätze umfaßt — das macht auf die Seite durchschnittlich kaum drei Sätze, darunter einer von 25 Zeilen. Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so wird sich darüber streiten lassen, ob sich aus den Grundgedanken des russischen Reformators wirklich eine auch nur einigermaßen einheitliche Weltanschauung entwickeln läßt, da kaum ein anderer Denker sich selbst so systematisch entwickelt hat wie Tolstoi. Große Dichter (und das ist Tolstoi in erster Linie) sind selten stark Systematiker; und was schließlich in Tolstois letzten Schriften, die bei der Arbeit natürlich im Vordergrund der Betrachtung stehen, der Systematiker gewonnen, hat der Dichter sicherlich verloren. Und mit dem Rückfall Tolstoi wird in dem ganzen Buche jedenfalls zu wenig gerechnet. Schmitt leugnet allerdings die vielen Widersprüche und Inconsequenzen bei Tolstoi durchaus nicht, aber er erklärt sie auch nicht immer genügend, verallgemeinert vor allem zu viel. Auch über manche subjective Anschauung des Verf. wird der aber jeder Leser den Kopf schütteln. Dennoch ist das Buch sehr dankenswert, einige Kapitel, z. B. das 13. über die praktische Seite der Lehren Tolstois, gehören sogar mit zum Besten, was bisher über den großen Russen geschrieben worden ist.

H. A. Krg.

1) **Eschen, Karl.** *Amalafantus* oder im Herzen des römischen Reiches. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Cäsarenherrschaft in Italien. Für die reifere Jugend und für das deutsche Volk erzählt. Preisgebunden [1901]. Gerdner. 162 S. 8.) *Web.* *N* 4.

2) **Friz, Sigbert und Hermann** oder aus den Trümmern alter Welt. Geschichtliche Erzählung aus den Tagen der Völkerwanderung. Für die reifere Jugend und für das deutsche Volk erzählt. *Ebda.* 314 S. 8.) *Web.* *N* 4.

3) **u. a. b. 2.** *Aus der Urzeit germanischer Heldentums. Kriegs- und kulturgeschichtliche Erzählungen aus der altdeutschen Geschichte.* III. IV.

Ueber diese wirklich anziehenden Erzählungen können wir nur das Beste urteilen fällen, das wir im Jahrg. 1900, Sp. 24, Sp. 587 d. Bl. den beiden ersten Bänden des ganzen Zyklus, deren Helden Arminius und Alarich waren, entgegengebracht haben. Hier wie dort feiste, ja spannende Darstellung auf Grund anschaulich gezeichneten kulturgeschichtlichen Hintergrundes, in episch gehobenem, aber keineswegs affectiertem Stil. Die trefflich gelungene Verschmelzung geschichtlicher Treue mit dichterischer Gestaltung ist ein wertvoller Beitrag dieser Erzählungsfolge, deren vorliegende Fortsetzungen in gleicher Weise wie ihre Vorgänger den Lesern, namentlich der reiferen Jugend, aufs wärmste empfohlen seien.

**Sacher, Albert.** *Römische Augenbildsbilder.* Ctenburg, 1901. *Schulz.* (VIII. 271 S. 8.) *N* 3.

Eine Charakteristik römischer und überhaupt auch italienischer Zustände in Form von allerlei kurzen, oft nur wenige Zeilen umfassenden Geschichtlichen, Anekdoten und Schurrnen. Sie sind meist recht brotliger und witziger Natur und nur hier und da unterbrochen ein ernstes, manchmal sogar tragisches Bild die lustigen Caricaturen und Possen, die der Verf. in fast unerschöpflicher Menge zum besten gibt. Der Verf. ist offenbar ein genauer Kenner der römigen Stadt, aber man könnte nicht behaupten, daß das Buch diese Kenntnis einem wie nichtigen Besitzenden zuführen würde. Höchstens dient

es zur Vermehrung dieser Kenntnis und zur Zerstreuung mancher Irrtümer, die dem oberflächlichen Beobachter zu unterlaufen pflegen. Mit besonderem Interesse wird es aber gerade der Romkenner lesen, da es ihn in vielen seiner Erfahrungen zu Bestärken geeignet ist. Nebenfalls ist das Werk, das seine Entstehung aus Zeitungsartikeln nicht verleugnen kann, eine amüsante, wenn auch nicht schwerwiegende Lectüre und nimmt eine besondere Stellung in der so reichhaltigen Romliteratur ein.

**Bahr, Hermann.** *Bildung.* Essays. Berlin, 1900. Insel-Verlag. (XII. 292 S. Gr. 8.) *N* 16, 50.

Diese Sammlung von Zeitungsartikeln enthält die Besprechung neuer Bücher, sowie künstlerischer und literarischer Tagesfragen. Der Verf., bekanntlich ein eifriger Vorkämpfer der „Moderne“, ist ein sehr gewandter Stilist, aber er mißbraucht diese Gabe, um mit einem großen Ausfluß von Worten sehr wenig zu sagen. Und so paßiert es wohl auch dem aufmerksamen Leser, daß er am Schluß mancher langen Auseinandersetzung sich vergeblich fragen wird, wo denn der Verf. eigentlich hinaus wollte. Hand in Hand damit gehen ein gewisser überlegener Ton und eine oft geradezu lächerliche Geziertheit im Ausdruck, die die Lectüre des Buches, trotzdem es viele treffende Bemerkungen und geistreiche Einfälle enthält, nicht allzu erquicklich gestalten.

## Zeitschriften.

**The Athenaeum.** Nr. 3883/84.

Cont.: (3883.) Ancient Rhodesia and the gold of Ophir. — Kidd's principles of western civilisation. — Goethe and the Welmar circle. — Seventeenth-century letters of John company. — A german history of English literature. — Books on London. — China. — The international press congress movement abroad and at home; Dante and Herodotus; „coronation records“; Cromwell and Henry Vaughan; the poems in the Graye manuscript; Thomas Lodge's „Rosalynd“; Prof. Hien. — The Columbia university biological series; natural history. — History of art; John Francis Bentley. — „The girl from Maxim's“; „judged by appearance“; — 3884. The letters of G. A. Denison. — Tribal Custom in Anglo-Saxon law. — Some views of current church questions. — The pension book of Gray's Inn. — Some new letters of Horace Walpole. — Last poems by Victor Hugo. — Classical philology. — Anthropology and folk-lore. — Theology. — Shakespeare and Milton in the early eighteenth century; Dante and Herodotus; „Fudge“; the „Hymnaries in Rhodesia and Madagascar“; the Henry White library; Tolstoy's astronomy. — Head-hunters; royal society's record; books on birds. — Raeburn; dictionary of metallists; Whitechapel art gallery; notes from Rome. — „Merrie England“. — Dr. Nikola; „Chostet“; „an enemy of the people“; gossip's etc.

**Deutsche Rundschau.** Hrg. von J. Rodenberg. 28. Jahrg. 7. Heft.

Inh.: D. Lorenz, Friedrich, Großfürst von Baden, zu seinem 50jähr. Regierungsjubiläum. — G. v. Willdenbruch, Die Roma. (Schl.) — H. Ehrenberg, Entstehung und Bedeutung großer Stromtägen. 4. — G. v. Dohm, Die Roman in der altgermanischen Literatur. — G. Drosin, Johann Kaspar Dreisin und Felix Wendelschönbach'sche. 1. — R. Grande, deutsche Kultur in den Vereinigten Staaten und das Germanische Museum der Harvard-Universität. — W. v. Erdlich, Jan van Goy.

**Schweizerische Rundschau.** Hrg. v. A. Gähler, L. Suter, Hans v. Matt. 2. Jahrg. Heft 23.

Inh.: (2.) J. Dier, das sociale Problem im Entwurf zum schwed. Bürgerbuch. — Baum, die Annahme eines Schiffs, eine „Eide“ im darwinistischen System. — G. Wegelin, zur neuen Sage in Frankreich. — G. v. d. nächste die, Wabstgen für den Nationalrat. — (3.) E. Pergrinus, Vent XIII. V. R. — J. Düring, Theodor Vitz. — R. Müller, die Beurteilung Christi. — A. Gähler, Autonomie oder Heteronomie des Geistes. — G. Reier, die Schweizerischen Neujahrsblätter 1902.









# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 9.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barnde. [3. Jahrgang.

Belegt von Oswald Kocmarink in Leipzig.  
Eisenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

3. Mai 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Dehner, W. Das Weibchen (144.)  
Denz, H. Dieb der Städte. (142.)  
Djavan, W. Das neue System. (141.)  
— Fremde. (141.)  
Zweite Hefenfolge. Will Hist. v. D. J. Birbaum.  
(142.)  
Fischer, W. Jagdenlieber. (145.)  
Fischer, W. H. Sanderlinge u. Sagenstunden. (139.)  
Grunow, F. Vom Meer. (139.)  
Fischer, F. Jr. Die Fehlung. (140.)

Geist, W. Rinn u. andere Neben. (137.)  
Gowell, W. D. A Pair of Patient Lovers. (140.)  
Fischer, R. J. Gebilde. (145.)  
Loyell-Yeats, S. The Trailor's Way. (147.)  
Gierst, W. Die Wiltente. (138.)  
Malet, L. The History of Sir Richard Calmady.  
(146.)  
Morris, F. The Octopus. (148.)  
Drauff, W. Vom Fern u. dem Eiern. (145.)  
Poussin, W. Vom Leben, Rufen u. Weinen. (145.)

Reimond, C. E. The Open Question. (148.)  
Rhyas, G. The Woeing of Shills (147.)  
Savage, R. H. In the House of His Friends. (148.)  
Schwerin, R. Wilde Reize u. Ueberbrücke. (138.)  
Stamett-Ginrea, S. v. Wahn u. Wahrheit. (139.)  
Zigmond, W. Drei Schwestern. (142.)  
— Drei Weiber. (142.)  
Wymann, St. J. Conal Hannibal. (147.)  
Wiggin, K. D. Penelope's Irish Experiences. (148.)

Alle Schreibenden erbitten wir unter der Adresse des Herrn Dr. (Eisenstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Ritter Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegt haben. Bei Correpondenzen über Bücher bitten wir früh den Namen des Verlegers anzugeben.

## Gesammelte Erzählungen.

Heyse, Paul, Rinn u. andere Romane. Berlin u. Stuttgart, 1902. Gotta Nachr. 465 E. 8.) 4 6.

Schwerin, Karl, Wilde Rosen und Fichtenbrüche. Stuttgart, v. J. Greiner u. Pfeiffer. (185 E. 4.) 4 3.

Kienert, Meinard, Die Wiltente. Erzählungen. Zürich, v. J. Art. Institut Högli. (333 E. 8.) Geb. 4 5.

Grunow, Hans, Vom Wege. Drei Erzählungen. Leipzig, 1901. Grunow. (192 E. 8.) 4 3.

Fremdenkal, Friedrich, Sanderlinge u. Sagenstunden, Bilder und Erzählungen aus der norddeutschen Heide. 2. Aufl. Dübenerburg, v. J. Stellung. (200 E. 8.) 4 2.

Stamett-Ginrea, Konstantin v., Wahn und Wahrheit. Erzählungen und Studien. Ausgewählte Uebersetzung von Prof. H. H. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von H. Moratin. Göttingen, 1901. Partini. (V, 191 E. 8.) 4 3.

Ueber Paul Heyse's literargeschichtliche Stellung sind wohl die Acten geschlossen. Etwaige von dem über Siebziger-jährigen noch zu erwartende Gaben werden wohl kaum dem feststehenden Wille neue Bände hinzufügen. Die mir heute vorliegenden sechs Romane, die in den Jahren 1898 bis 1900 entstanden sind, wenigstens zeigen in Stärke und Schwäche den altbekannten Heyse. Der gewandte, ausge-reifte, die Technik seines Sondergebietes virtuos beherrschende Romandichters, der es versteht, ein Problem scharf zu er-fassen und es in flüssiger, abgeklärter, hier und da aller-dings ein wenig ins Farblose verblasender Sprache darzu-stellen, verzeuget sich auch hier nirgend; eine wirklich bodenständige, aus dem tiefsten Untergrunde einer Persön-lichkeit mit Notwendigkeit hervorwachsende Schöpfung darf man auch hier nicht suchen. Am meisten gepakt haben mich die beiden Romane „Rinn“ und „Tantalus“. In ihnen liegt edel tragische Muth. Das tragische Ende entwickelt sich unaufhaltsam und notwendig aus den Charakteren her-aus. Die an der Unausgeglichenheit ihrer Hosen, freien Kämpfernatur und der Sinnlichkeit ihres Geschlechts zu Grunde gehende Wiltentwilerin „Rinn“ und der am Quell der Schönheit durstende „Tantalus“, der in den besten Jahren seines Schaffens rettungslos dem Erbfinden verfallene Maler Lars sind ergreifende Gestalten. Nicht ganz jo

zwingend ist das Schicksal von „Fräulein Johanne“ entwickelt. Die „Hypertrophie des Bewusstseins“, die das Mädchen veranlaßt, ihrem Bräutigam, der den ihr nicht gleichgiltigen Nebenbuhler erschossen hat, übers Buchhaus hinaus die Treue zu halten, erscheint mir etwas sehr construiert, das dann freilich nicht mehr abzuwendende tragische Ende wirkt daher mehr peinlich als befriedigend. In der Novelle „Ein Ruttertschicksal“ ist der Vorwurf (ein Offizier aus vornehmer Familie gerät durch eine beabsichtigte Mealliance mit seiner Mutter in Conflict, der zu seinem Untergang führt) etwas abgegriffen, die Ent-wicklung des Conflictes und seiner Folgen aber wieder vor-trefflich. Die Mutter und der Kamerad des jungen Offi-ziers sind prächtig gezeichnete Gestalten. Weniger gelassen als Kunstwerk bei sehr anpreisenden Einseitigkeiten ist die Erzählung „Zwei Seelen“, die Geschichte einer Schau-spielerin. Am geringsten endlich bewerte ich die Novelle „Der Wille von Dausenau“. Die hier dargestellte Gesell-schaftsgeist liegt nun einmal Heyse nicht. Seine vollstän-dig beabsichtigten Personen geraten ihm zu leicht ins gemacht Sentimentale. Der ungetreue Liebhaber des armen Liebchen nun gar ist für mein Empfinden als Theater- und Roman-bühnenweit vom reinsten Wasser gründlich mißlungen.

Von Heyse zu Schwerin und Kienert ist wie ein Schritt aus parfümirtem Salon in die frische, freie Gottes-luft. Aus Schwerin's Klauereien, wie er sie und in seinen „Wilde Rosen und Fichtenbrüche“ darbietet, schlägt uns geradezu der segensreicheren Wohlgeruch des neuge-pflügten Marklandes entgegen, der deutsche Wald raucht un-us und glänzt und in seiner tausendfarbigen Herd spracht in die Augen, während wir auf dampfendem Herd dahin-jagen. Es steck eine feuchtfrohlige Durchsichtigkeit, eine herz-liche, unbefämmerte, oft an Villenkon-erinnernde Schneid-igkeit und dabei eine kernige Dauerkraft und ein tiefgrün-diges, allem Schein abholdes Gemüth in Karl Schwerin, mag er uns nun von seinen „Drei Weibern“ oder vom „Herbst“ oder „Etwas vom Rufen“ oder die traurige Ge-schichte von seinem „Freund Enoch“ erzählen. Und dabei diese Gelundtheit und Frische, diese von aller Schulle und Richtung freie, goldgetrie Persönlichkeit, es ist eine Erquickung in unserer abgeklärten Gegenwart. Man wird auf die Entwicklung Schwerin's gespannt sein dürfen. Hält der

Most, was sein Brausen verspricht, so giebt bereitwillig einen kräftigen Wein.

Nach Wienert bietet echte Heimatkunst, wenn auch im historischen Gewand. Seine erste Erzählung „Der Schellenkönig“ spielt am Ausgang des 18. Jahrh.s, da die Schweiz unter der welschen Fremdberrschaft leuchtete, und sichert uns einen unglücklich verlaufenden Hirtenaufstand gegen das verhasste Joch unter Felix Nimmuths, des „Schellenkönigs“ Führung. Die zweite Erzählung „Jumarstalden“ führt uns bis ins 5. Jahrh. zurück und hat den Kampf zwischen Christentum und dem Reste des Heidentums „den Wildleuten“, von denen übrigens der Nimmuth der ersten Erzählung ein Nachkomme ist, zum Gegenstand. Beide Erzählungen zeichnet vor allem ihre dem Heimatboden unmittelbar entsprechende Naturwüchsigkeit aus. Für den Nichtschweizer macht die Menge schweizerischer Ausdrücke, die Wienert in seiner Sprache anwendet, das Lesen dieser Erzählungen nicht gerade leicht, sie sind für ihn aber ein unentbehrliches künstlerisches Mittel und wir müssen dieses Schöpfen neuer, der Schriftsprache unbekannter häufig sehr treffender Worte und Verbindungen aus den Mundarten mit großem Danke begrüßen. Die Mundart ist und bleibt der ewig uner schöpfbare Born, aus dem wir die Dürre unserer Wuchsprache stets wieder neu beschriften können. Ich möchte Wienerts Buch auch noch besonders als passenden Lesestoff für die reifere männliche Jugend empfehlen.

Nicht mehr so unmittelbar Quellwasser, aber doch ein gelinder Trunk aus reiner Leitung sind die mit gutem Willen und achtenswerter Ränne erzählten drei Geschichten „Vom Wege“, von Hans Grunow, die der Grenzbotenverlag in einem reizend ausgefalteten Wäpchen hat erscheinen lassen. „Auf der Alm“ erzählt in frischer Laune, mit guter Beobachtung von Land und Leuten, wie zwei Brautleute aus Leipzig sich auf einer Alm im Berchtesgadener Land erst eigentlich fürs Leben finden. „Das Männlein“ und „Sinab“ sind ebenfalls Alpengeheimnisse. Die erste eine Goldgräbergeschichte im Hofmannschen Stil, die zweite, die wohl am wenigsten eigenartige Erzählung, die Geschichte eines Bauernsohnes, der seinen Lebenshüter in den Töbel gestoßen, ohne daß die That je gemerkt wird, der aber seines Weibes und seines Lebens mit dem ewig-mahnenden Gebirgstöbel zur Seite nicht froh werden kann und an seinen Gewissensbissen zum Tode hinführt.

Freudenthats „Zwerverlinge und Vagabunden“ haben nach zehn Jahren eine zweite Auflage erlebt. Man könnte sie am besten als kulturhistorische Skizzen bezeichnen. Sie bieten, wenn man so will, Materialien zur Heimatkunst, denn zu wirtlichen Erzählungen verdrängen sich diese photographischen Naturaufnahmen allerlei fahrenden Volkes nirgends. Es ist ein Buch, in dem man immer gern wieder einmal blättern wird.

Ein sehr internationaler Herr ist Konstantin v. Sta m a t i c u r e a. Er hat Russisch, Rumänisch und Französisch geschrieben, wie der Hresgbr. im Vorwort mitteilt. Ich muß offen gestehen, daß ich nichts von ihm kenne. Ich kann mir daher kein Urteil über sein Schaffen überhaupt erlauben. Die vorliegenden „Erzählungen und Studien“ sind nicht von besonderer Tiefe. Sie sind eine eigentümliche Mischung aus vollständig aufgefärbter Wissenschaft und dem Streben nach künstlerischer Gestaltung. Am besten charakterisiert man sie wohl, wenn man sie dem Durchschnitt unserer etwas anspruchsvolleren Zeitungsfeuilletons gleichstellt.

Aug. Gebhard.

## Ausländische Dramen in deutscher Uebersetzung.

- Heyermans, Hermann jr., Die Öffnung** (op Hoop van Zegen). Ein Sestäd in vier Acten. Einzige autorisierte Uebersetzung. Druckh. von Franziska de Graaff. Leipzig, 1901. Röhrer in Comm. 196 S. 8.)  $\text{A}^2$ .
- Hjörnsjö, Björnhsjö, Das neue System.** Schauspiel. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Auerbach. München, 1901. Fangen. (193 S. 8.)  $\text{A}^3$ .
- Derl., Kowardski.** Schauspiel in vier Acten. Einzige berechtigte Uebersetzung von Clara Müjden. Gbb., 1901. (124 S. 8.)  $\text{A}^3$ .
- Tschekow, Anton, Drei Schwestern.** Drama in vier Acten. Deutsch von August Eschl. Berlin, 1902. Ubelheim. (193 S. 8.)  $\text{A}^1$ .
- Derl., Ostel Wanj.** Szenen aus dem Familienleben in vier Acten. Deutsch von August Eschl. Gbb., 1902. (104 S. 8.)  $\text{A}^1$ .

Das distere Drama des holländers Heyermans ist in verschiedenen Uebersetzungen bereits auf zwei Berliner Bühnen, im Juli 1901 von der Weichstalerischen Sommertruppe, Ende September im Deutschen Theater, und dann auch auf anderen deutschen Bühnen gespielt worden. Daß die stimmungsvolle Schilderung dieses hoffnungslosen Glends einer ganzen Bevölkerung bei guter Darstellung tiefsten Eindruck machen muß, wird jeder Leser des Stüdes selbstverständlich finden. Aber man möchte auch Verstärkung Ausruf nach Lesung des Wersteberrigischen Ugalino widerholen: mein Mitleid ist mir zur Last geworden. Der Naturalismus von Gerhart Hauptmanns „Webern“, in dem der Holländer zweifellos eingewirkt haben, ist in diesem Fiskeridrama womöglich noch überboten. Vielleicht braucht man außer Hauptmann gar kein literarisches Vorbild heranzuziehen, denn wenn auch wir an Pierre Lotis Pécheurs d'Islande erinnert werden, so konnte doch J. in jedem holländischen Fischerdorf hören und sehen, daß die meisten Männer des Ortes nicht im Bette sterben, daß Weiber und Bräute umsonst auf Mätkter ihrer Verstorger Woche um Woche harren, kurze Liebe in langem Leide endet, daß Witwen und Waisen im Glend zurückbleiben und von den letzteren der männliche Teil doch zum Vooße ihrer Väter, dem Seertode, heranwächst. Wenn ein Junge einmal wie Frau Kniertjes jüngerer Sohn Karend sich vor der mörderischen See fürchtet, so treiben seine nächsten Angehörigen den Bregling mit Spott und Jnang zur Feuer und aufs Schiff, dem auch noch der bereits Angeworbene in heller Todesangst entfliehen möchte. Der wenigen Verhopten aber wartet im Alter das Armenhaus, von dessen Behandlung Cabus und Daantje im h.igen Sestäd uns genug erzählen. Wenn Jbens Consul Bernid in den „Stüben der Griefschost“ der an ihn herantrudenden Veruchung, ein halbes, aber gut versichertes Schiff auf die hohe See und damit in den sicheren Untergang zu schicken, unter ganz besonderen Umständen nicht widersteht, so ist das für J.s Kheber Vooß keine Versuchung, sondern ein selbstverständliches Geschäft, smart business, das er mit den verkauften Schiffstücken der „Öffnung“ nicht zum ersten Male macht. Der Schiffszimmermann Simon wartet seinen Wylherrn, den schwimmenden Sarg der „Öffnung“ auszuwenden, wie Schiffsbauemeister Aune dem norwegischen Consul ins Gewissen redet. Nur macht J., um die trostlose Grundstimmung zu verstärken, seinen Warner zum Truntenbold; er ist es geworden, um den Gram über seine auf des Patrons Schiffen verunglückten Söhne zu betäuben. Der einzige, der, von socialistischen Lehren erfüllt, gegen all dies tief Generationen fortgeschleppte Glend sich aufbäumt, ist Mutter Kniertjes ältester Sohn Weert. Wie Hauptmanns Moritz Jäger hat er während seiner militärischen Dienstzeit andere Eindrücke in sich aufgenommen, als die vom Umkreis des Dorfes und

Wynherrn Boos' Schiffsbord Befangenen, die wie Geerts Mutter dankbar sind für den Weber verstorbenen Speisereife. Freilich treibt Geert es nicht wie Wörig Jäger zum Auffand; er begnügt sich mit dem Abingen der sozialistischen Marschläufe, dem Hauptmannlichen Weberlied entsprechend. Wie bei Hauptmann im Fabrikantenhause der Kandidat mit den Unterdrückten kämpft, so bei G. des Webers eigene Tochter Clementine. Sind demnach zweifellos von Gerhart Hauptmann harte Anregungen für das holländische Drama ausgegangen, so möchte ich den dramaturgischen Vorzug doch bei seinem Nachfolger finden. In Herderochung widerwärtiger Einzelheiten thut es der Holländer freilich dem Schlehler gleich. Aber G. läßt sein Stück nicht in einzelne lose Bilder zerfallen, sondern führt gegliedert eine in sich geschlossene Handlung vor. Geert und die lebensstarke Jo, die in den wenigen dem Brautpaar gegönnten Tagen ein noch vor der Geburt waterlos gewordenen Kind empfangen hat, ragen über den anderen empor. Allein auch die übrigen zeigen scharfer unterschiedene Individualitäten als Hauptmanns Webermasse. S. S. Gehallen erinnern an den scharfen Realismus der älteren holländischen Maler. Und endlich wird durch den großartigen Hintergrund, den alten Würger Ogan, doch das ganze Stück auf eine höhere Stufe emporgehoben. Man ersieht nicht wie in dem kleinlichen Hungerelend der schlesiischen Weber, sondern empfindet, daß der frische Weereshauch Männer und Weiber troß allem kräftigt. Der Kampf des Menschen mit den Elementen bringt einen größeren tragischen Zug in das traurige Milieu. Des alten Gabus Ergrüfung, wie die Augen der zu Tausenden getöteten Kabeleaus ihn einmal so seltsam angefaßt, als ob die Tiere Mache an ihren Verfolgern nehmen wollten, läßt das tragische Senkblei in eine Tiefe tauchen, die für den Verfasser der „Weber“ und eines „Führmann Henschel“ nicht vorhanden ist. Man kann freilich den Standpunkt selbsthalten, daß solche trostlose, aufreizende Schilderungen sozialer Notstände mit den überfeyerten Kunstbegriffen sich nicht vereinigen lassen, und ich für meine Person hege durchaus den veralteten Geschmack, daß ich lieber einer Auf-führung der „Jungfrau von Orleans“ als der des folgerichtigen naturalistischen Dramas beizwehe. Aber immer-halb der modernen Richtung ist das holländische Seehä-d anzuerkennen als ein mit tiefem Ernst und scharfer Charakterisierungskunst durchgeführtes, ergreifendes Drama.

Die beiden Schauspiele von Björnson liegen nicht bloß seit vielen Jahren schon in deutscher Uebersetzung vor, sondern beide Reclamhefte tragen auch eigens den Vermerk der neuen Uebersetzung „einig redmässige (autorisierte) Ausgabe“, ja Uobedanz' Verdeutschung der „Leonarda“ hat noch den Zusatz „nach dem norwegischen Original-Manuskript vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Ausgabe.“ Eine Umarbeitung der Originale hat nicht stattgefunden und Uobedanz' Verdeutschung lieft sich besser als die neue von Cläre Wjden. Nebenfalls haben wir nun das hübschhändlerische Curiofum, von beiden Dramen zwei einig berechtigthe Uebersetzungen zu besitzen. Ein näheres Eingehen ist, da es sich nur um den Neubrud älterer und längst in Deutschland bekannter Stücke handelt, kaum nötig. „Das neue System“ das zuerst sich wie ein Gegenstück zu Ibsens „Kostfeind“ anfaßt, gehört gleich „Tora Parsberg“ und dem „Medakteur“ zu den Werken Wjden, die im specifisch Norwegischen stehen geblieben sind, selbst etwas von den engen Verhältnissen angenommen haben. Der Ingenieur-Kampfe führt ähnlich wie Ibsens Dr. Stodmar den Kampf gegen die herrschende Lüge, mit der andere gute Geschäfte maden, aber in den furchtbar langgedehnten fünf Acten seht Ibsens großer Zug. Der größte Teil des dritten Actes kommt über kleinlichen Frauen-

klatsch nicht hinaus, manches ist unklar gehalten und angeschlagene wichtige Motive sind bald fallen gelassen. Viel bedeutender, weil zu allgemein menschlichen Conflisten emporsteigend, ist „Leonarda“, obwohl gerade dieses Drama auf den bänischen Bühnen der Erfolg verlag blieb. W. selber läßt die junge Kivalin seiner Gelbin daran erinnern, daß der Gegenst hier ein ähnlicher sei wie in Scribels „Damenkrieg“. Doch ist entschieden nicht bloß der Charakter Frau Leonarda falk, sondern das ganze Problem vertieft, indem der junge Mann bereits der Bräutigam des Mädchens ist, als er selbst und die Pflegemutter der Braut von der Leidenschaft ergriffen werden, über die Leonarda in einer Weise siegt, daß selbst der Bischof von der Beurteilung der geschiedenen Frau zu ihrer Bewunderung und dem Tadel seiner eigenen engbrünnen Härte bekehrt wird.

Von dem Russen Anton Tschchow ist die Grotteske „Der Bär“ auf dem Umwege durchs Ueberdrett in den Spielplan einiger deutscher Theater eingedrungen und der Einacter ist nicht ohne literarische Bedeutung, denn er behandelt eine Variation der von Orisbachs Forderung auf ihrer Wanderung durch die Belletratur begleiteten Novelle von der treulosen Witwe von Ephefus. Die beiden vorliegenden Dramen aber vermöchten mir wenigstens keine Teilnahme abzugewinnen, ja ich habe selten ein so ermüdendes Drama wie die „Drei Schwestern“ gelesen. War es des Verfassers Absicht, das Gefühl der Langeweile, von dem die drei Schwestern Protorow in einer abgelegenen kleinen russischen Garnisonstadt gequält sind, dem Leser fälschbar zu machen, so hat er dies allerdings durch sein handlungs- und ideenarmes Drama erreicht. Die in jedem Acte der „Drei Schwestern“ und wiederholt auch in den „Scenen aus dem Landleben“ ausgeprochene Hoffnung, daß in ein paar Jahrhunderten fortgeschrittenerer Menschen in Rußland ebenso mitleidig auf die gegenwärtigen Zustände zurückschauen würden, wie die lebende Generation auf die Zeiten der Tatareneinfälle, trotzet doch nicht über die Oede beider Dramen hinweg. Immerhin ist der „Onkel Wanja“ durch die Charakterzeichnung des Arztes den „drei Schwestern“ weit überlegen. Eine Verdeutschung haben beide Stücke nicht verdient.

Max Koch.

## Lyrik.

Deutsche Chansons von Bierbaum, Dehmel, Falk, Hink, Bromel, Sol, Villmann, Schöder, Wehrkin, Wolgast (Dreit-Vier). Mit den Partikeln der Dichter und einer Einleitung von D. J. Bierbaum. X. 114 S. Taubitz Berlin u. Leipzig, 1901. Schauer u. Köhler. (XIX, 225 S. 12.) 1.

Weg, Fried., Was der Nächte. Ein Gedichtbuch. München, 1901. Ertz-Verlag. (123 S. 8.)

Wender, Paul, Das Wellflut sprach. Gedichte. Braunschweig u. Leipzig, 1901. Carlter. (376 S. Gr. 8.) 1. 5.

Wemisch, Walter, Vom Leben und vom Lieben. Nieder eines Zukunftstages. Dresden und Leipzig, 1901. Vierlen. (64 S. 8.)

Wegner, Rud. Jul., Gedichte. 2. Aufl. Selbstverlag, 1901. Klosterneuburg, O.-Österreich. (24 S. 12.)

Wanisch, Walter, Vom Leben, Rufen und Weinen. Berlin, 1901. Walter. (100 S. 8.) 1. 50.

Wander, Müll, Bagantentlieder. München u. Leipzig, 1901. Müll. (58 S. 8.) 1.

Vor etwa einem Jahre schrieb der Verfasser Dichter Erik Veenhard in der Berliner „Deutschen Welt“: „Otto Julius Bierbaum hat einen vielfach mit Selbstbekenntnissen durchsetzten Roman „Stilpe“ geschrieben; den Roman eines Studenten und Literaten, der von Station zu Station mehr

verbümmelt und endlich — als Director eines Tingeltangels verbummelt. Diese betruhte und graziöse Verbumpfung ist typisch für eine Entwidlungslinie in unserer neuesten Literatur: mit revolutionärer Wildheit fing's an, mit dem „Leberbrett“ enden diese Bohémien. Denn geht der Witz, und Ernst von Wolgogen setzt jene literarische Variété durch, so kommen sie alle diese Verbmacher und Szenen- und Szenenbichter der stillstehenden Großstadtliteratur, sie kommen alle und schwärmen um's Leberbrett.“ Es ist inzwischen längst so gekommen, wie Henhard prophezeite. Wie Bilge nach dem Regen schossen die „literarischen Variétés“ empor, von allen Seiten drängten die lyrischen Clowns zu den Brettern für „angewandte Lyrik“, und selbst angehende Dichter wie Liliencron setzten ihren guten Ruf gegen die Chancen des verbesserten Tingeltangels ein. Bierbaum-Silpe endete wirklich ähnlich wie der Feld seines alligen Romans, aber vertrackt ist auch schon seine „Direction“. Die Brett-Hausse ist schon überwunden! Daß es mit dieser neuesten Mode und ihren Schlagwörtern so rasch niedergerührt würde, das konnte allerdings niemand ahnen. Hofft wie ein historisches Document nehmen sich da die von Bierbaum herausgegebenen und mit süßlichen, lächelnd wichtig-herischen Worten eingeleiteten „Deutschen Chansons“ aus. An ihrem Teil haben sie wenigstens zur „Verbreitung der Kunst im Volke“ beigetragen: 21. bis 30. Tausend steht auf dem Titelblatt, und vor kurzem konnte der Herausgeber einem Ungläubigen versichern, daß das 41. bis 52. Tausend „im Handel“ ist. Dürfen wir uns da wundern, daß Bierbaum angeführt der „mächtigsten Schnelligkeit“, mit der das „harmlose Buch“ abgesetzt wurde, überschwänglich ausruft: „Unsere lieben Zeitgenossen sind dabei, sich aus Herz der guten, alten, deutschen Poesie zurückzufinden . . .“ Man lese die von Vocotenduff umwölkten, französischen Couplets des „reizenden graziösen Vagen“ Finth, die törichten, blasiert einfalligen Reimerien Hegmels, des „ungegogenen, aber immer liebenswürdigen Ausbunds von Lebenslust, Runterteufel und äppiger Jugend“, die steifen, gewungenen komischen Chansons des „vir juvenis sapiens“ Schröder „der selbst im Ulligen Nestler ist“, und schließlich die zum Teil spielerischen, geizigen Verse des eigentlichen Brett-Vorsingers Bierbaum, dann hat man von dieser „guten, neuen, deutschen Poesie“ genug, vorausgesetzt, daß man kein Brett vorm Kopf hat. Nichts weniger als „harmlos“ sind auch Wolgogen und Bedekind, aber so leichtfertig jener, so unrein dieser, es ist doch wenigstens noch Humor und derbe Kraft in ihren Tingeltangellerven. Hätte ich der einzige, der in anmutiger, leichter Form ausprechen Gehalt bietet. Liliencron und namentlich der schwerblütigere Delmel nehmen sich selbstam genug in dieser Umgebung aus. Einige Selbsterkenntnis verrät allein Heymel; dieser Dichter singt zum Schluß:

Himmelhimmlsflacke,  
Rein lieb ist schon vorbei,  
Es ist zwar eitel Blödsinn,  
Doch hat's der Verse drei.

Eitel Blödsinn, aber sehr tief und ernst gemeinter, steckt auch in dem absonderlichen, im ganzen heußlichen „Gebichtsbuch“ von Fried. Beng. Schon dieser sinnlich aufgeschichtete Titel: „Blut der Nächte!“ Das lautet so dämonisch, satanisch, geheimnisvoll-wild. Und B. that auch so: entweder dieser „Dichter“ ist wirklich in seinem Denken und Empfinden verirrt oder er hat sich an den „Robernen“ vergückt und umt ihre Dunkelheit nach, — wievielicht auch beides. S. 5 fäunen wir noch über die sonderbare Vorstellung:

„Wenn die Rächte in den Wolken schweben,  
Will keine Nacht  
Eich in die Reine fliehen,  
Schwede mit!“

Wenn er der Gesiebten versichert:

„Deine Hände küß ich immer  
Und die Gek des Klaviers,  
An die du dich so oft gelehn.“

so nennen wir das Geschmackslosche und bedauern ihn, daß er Schwere's dulden mußte:

„Die Gebr, mit der du wir den ersten Brief geschrieben  
Ich mit  
Und der Duft der Briefe auch im Herz geliehn.“

„In die Schatten nach den zarten Blüten ihres Gesichtes  
langen“ sollte er nicht, das ist vergeblich. Aber dies und das „Dellicht, das aus vielen Fahren ihm zuweint“, der „nasse Weibrauch“, der von der Gesiebten ausströmt,

„Ich meine: Die Regenluft, die du mit ins Zimmer drackest,  
Hat Hände, die mich streicheln,  
Es sehr liebe ich ihn,

und ferner sprachliche Entgleisungen wie:

„. . . Mit vertraun und nicht  
Eich ins Weich zu sehn.“

dies und ähnliches bedeutet noch nichts gegen „Deine Strümpfe“:

„In deine Schönheit sank mein Sinn!  
Und wie im Kartenpiel die Trümpe  
Doch Spielzeit Reize find,  
Reichen dich die langen schwärzen Strümpfe,  
Und machen meine Erle blind.“

Seine Geliebte hat es nicht leicht:

„In meine Arme mußst du sinken  
Und meine Knie (so!) küssen,  
Gelehnst zu anderen Arnen sinken  
Die du stumm bewingst.“

Ja, S. 60 will er in weiter anderem „mit Rosinägeln“ aus seinem Sarge schmücken. An Sadiamus grenzt, was er im „Nächtlichen Todesodem“, ferner S. 67 fg., 89, Liebende und Liebende sagen und thun läßt. Welches Unheil die „modernen“ Vorstellungen von Poesie und Kunst in manchen Köpfen anrichten, dafür noch ein Beleg. B. bespricht das Gemälde Stud's „das Laster“, am Schluß polemisiert er:

Aber das Laster ist andert.  
Stuck Bild ist lebensunacht,  
Welches Weib hätte nicht die  
Stunden, die Stuck Will giebt?  
Und dürfen wir die Sinnen-  
Erregung ein Laster nennen?  
Können wir die Reut, den  
Immerwährenden Zeugungsproceß in ihr  
Lasterheit heißen? u.

Solches Zeug ist natürlich nur als Zeichen der Zeit zu würdigen, an sich verdient es keinen Tadel. Und das wird heutzutage auf feinstem Papier, in verschwenderischer Ausstattung herausgegeben. Zum Glück sind von 123 Seiten nur 82 gebraucht.

Ein völlig noider Dilettant ist der Verf. der form- und meist auch gehaltlosen Reimerien „Das Weidling sprach“. Paul Bender scheint ja viel erlebt zu haben, und wir glauben dem Befinger von Allen, Erben, Planchen, Jemen, Charlotten, Jben, Werden u. c., daß er in aller Herren Ländern Stoff zu Liebesliedern gesammelt hat. Er mag auch manches spintifiziert und vielerlei gelesen haben; er tolliziert wenigstens viel mit seinem Besinnismus und Menschen-, besser Männerhaß. Lieber Geister wie Goethe, Schopenhauer, Lagarde u. a. erlaubt er sich feste Urteile in holprigen Versen und bichtet andere berühmte Männer an. Das Dichten sollte B. lieber ganz lassen, auf alle Fälle aber sollte er einen so biden Band mit so völlig überflüssigen, schlechten Versen in seinem gemäßigten Schrein verschließen. Unter diesen mehr als 7000 Versen ist kaum einer oder der andere, der sich hören lassen kann, von wirklichen Gedichten

gar keine Rede. Was soll der Seher zu solcher „Poesie“ sagen:

Weißt Du noch, wie die Flasche,  
Damit der Wein fruppere,  
Stand hoch in dem Wirtshauschen  
Und das auf dem Klavier?

Oder wenn vom „Künstler-Mensch“ versichert wird:

Der ganze Leib ein Klingen,  
Kreu-Arme, die sich schlingen  
Um der Erscheinung Klang:  
Gegen ein um Wirtshaus,  
Der ganze Leib ward Etrime,  
Bleibt nun entlich ganz —

Von den übrigen vier Herausgebern von Gedichtbänden sind Walter Demisch und Rud. Jul. Lehner die ansprechendsten: jenem ist sein Dichten in leidvollen Stunden Trotz und Würdigung: „Vom Leben und vom Lieben“ hat er nur die Sehnsucht, er versichert zu viel, selten gelingt ihm der Liebesausdruck so gut wie „In Lieb und Treu“ und überhaupt den letzten Effe-Liedern. Düstere, schwermütige Stimmungsgedichte wie „Fern der Heimat“ zeigen seiner Natur am besten. In Lehners „Gedichten“ spricht sich offenbar ein frischer, natur- und lebensfreudiger Lyriker aus, wenn auch ohne besondere Eigenart. Der Verfasser der Sammlung „Vom Lachen, Weinen und Küssen“, Walter Paulus, ist menschlich und dichterisch noch unreif, wenn er auch ein gewisses flottes Formaltalent hat. Sein „Jagdgebiet“ ist das nicht-ewig Weibliche, er gefällt sich in lästernen Anspielungen (S. 6, 7) und nähert sich in tadelnden Weisen dem Geiste des Ueberbrettl's. Seine Phantasie ist mit unreinen Bildern noch zu sehr erfüllt. »Carpe diem« im Sinne grob-materialistischen Genusses scheint kein Lebensmotto.

„Mit frischem Bello und frohem Gesang“, mit „Hei Hei!“, leeren Beuel und ewigem Durst, Baretz auf dem Haupte, ohne Furcht vor Tod und Teufel, mit Liebel und Fiedel zieht Willy Dender (nach berühmten Rüstern) ins romantische Land der „Wagantenlieder“. Er kann und gar nicht oft genug versichern, daß er Wagantenblut und »art habe, natürlich geht's auch nach Italia, auch dort giebt's Wein und flotte Mädel, und zur Abwechslung senkt man sich wieder einmal nach »deutschem Land, fern überm stolzen Rhein“. Wir kennen die Weise, und doch wirkt solch ein Sängler erfrischend, wenn man »Blut der Nächte“ getrunken hat. Von Nerven ist da gottlob keine Spur.

Karl Berger.

## Amerikanische u. englische Erzählungen.

Mallet, Lucas. *The History of Sir Richard Calmady*. Leipzig, 1901. Tauchnitz. 3 vols. (327, 324, 311 S. 8.) 4, 80.

Levett-Taubert, S. *The Tralator's Way*. Ebd., 1902. (287 S. 8.) 1, 60.

Weyman, Stanley J. *Count Hannibal*. Ebd., 1902. 2 vols. (278, 271 S. 8.) 4, 3, 20.

Rhys, Grace. *The Wooling of Shella*. Ebd., 1901. (280 S. 8.) 1, 60.

Savage, Richard Henry. *In the House of His Friends*. Ebd., 1901. (279, 247 S. 8.) 4, 3, 20.

Wiggin, Kate Douglas. *Penelope's Irish Experiences*. Ebd., 1901. (280 S. 8.) 1, 60.

Ralmond, C. E. (Elizabeth Robins). *The Open Question*. Ebd., 1899. 2 vols. (326, 312 S. 8.) 4, 3, 20.

Howells, W. D. *A Pair of Patient Lovers*. Ebd., 1901. (283 S. 8.) 1, 60.

Norris, Frank. *The Octopus*. Ebd., 1901. 2 vols. (335, 343 S. 8.) 4, 3, 20.

Lucas Mallet ist der Schriftstellername einer Tochter des englischen Geistlichen Charles Kingsley, der auch

mehrere Romane veröffentlicht, von denen »Alton Locke« und »Hypatia« die bekanntesten sind. Die vorliegende »Geschichte« verlangt eine ziemlich eingehende Beschreibung, um die Ungehörigkeit des ihr zu Grunde liegenden alten Aberglaubens zu zeigen, der auf die Entwidlung der Handlung sowohl vom künstlerischen wie vom moralischen Gesichtspunkte nichts weniger als förderlich einwirkt. In der That ist die Mißgestaltung, mit welcher der Titelbel sich die Welt kam, ganz natürlich und physiologisch erklärlich, so daß der angeblich verhängnisvolle Fluch sich als völlig überflüssig erweist und nirgends zur Geltung kommt. Erscheinungen, die dem Uebernatürlichen zuzuschreiben sind, dürften nicht nachher als die Ergebnisse von allgemein anerkannten Naturgesetzen aufgefaßt und dargestellt werden. Sir Richard Calmady ist der letzte Sprössling eines alt-adeligen, begüterten Geschlechts, das unter der Regierung der Königin Elizabeth eine hervorragende Stelle einnahm und dessen damaliger Vertreter, ein tüchtiger und gelehrter Mann, eine herrliche Wohnstätte zu Brodthurst gründete, wo er, von Kunst- und Wüderschätzen umgeben, sein Leben zubrachte. Zum Unglück der Familie verfiel einer seiner Nachkommen in Ausschweifungen und Schwelgereien und es gelang ihm durch ein Heiratsversprechen die Tochter des Oberförsters zu verführen, die ihm einen Sohn gebar. Dessen ungeachtet heiratete er eine ihm ebenbürtige Dame, und als das Ehepaar von der Hochzeitsreise nach Brodthurst zurückkehrte, fand die verlassenere Försterstöchter mit ihrem Kind in dem sich um die Kutische drängenden Volkshäufen. Der Knabe versuchte dem Vater näher zu kommen und sprang auf den Wagentreit, wurde aber von der Braut weggestoßen und fiel unter die Räder, welche seine beiden Beine zerquetschten. Die rasende Mutter hob das sterbende Kind auf und verstaubte ihren Verfüßler und seine Nachkommenschaft. Dieser Verwünschung zufolge sollte kein Herr von Brodthurst das heiligste Lebensjahr erreichen oder eines natürlichen Todes sterben. So sei es auch, der Legende nach, während dreier Jahrhunderte gewesen. Die Handlung der Erzählung spielt in der Gegenwart, obwohl die als Volksgaue auf die Nachwelt fortgeplante, aber sonderbarerweise von der daran lebenden Familie verfertigte alte Ueberlieferung derselben zur Grundlage dient. Sir Richard Calmady führt die schöne, heißgeliebte Braut heim und lebt auch mit ihr auf dem altädelichen Gute äußerst glücklich. Eines Tages stirbt er mit seinem Weib, gerät unter das heftig ausschlagende Fieber und wird schwer verletzt und mit einem zerstückelten Beine herangezogen. Das Abnehmen der getrockneten Glieder kann ihm das Leben nicht mehr retten und nach einigen schmerzvollen Tagen scheidet er hin. Die tieftrauernde und fast erregte Witwe bringt einen Knaben zur Welt, dem die beiden Beine von den Knien hinaus fehlen und die Füße an die Knie-scheiben angewachsen sind. Der Lebenswandel dieses auch Sir Richard genannten arge verstückelten Jünglings bibelt den Mittelpunkt des Romans, dem durch seinen übermäßigen Umfang die künstlerische Einheit verloren geht. Der Inhalt ist überhaupt eine fonderbare Mischung von alten und neuen durchaus unvereinbaren Anschauungen, in welchen die Beschwörung abgelsiebener Seelen, der Glaube an Gebets-hörungen und »wunderwirkungen, die Anerkennung der wissenschaftlichen Entwidlungslehre, der Einfluß der Zerber-berung auf die Charakterbestandschaffenheit und die Bestimmung des Menschen u. dgl. mehr mit einander abwechseln. Wie es der förderlichen Mißgestalt gelang, die so lange waltende Macht des Fluches zu brechen, wird der gereigte Leser aus der Erzählung selbst am besten erfahren. Unter den Umständen und besonders weil der Mann allem An-

scheine nach der letzte seines Geschlechtes ist, kommt uns die Lösung als eine Sache von keinem Belange vor. Das Buch ist übrigens nicht ohne Talent geschrieben, nur wird der Stoff zu sehr aus einander gegerrt und die Darstellung dadurch bedeutend beeinträchtigt.

„The Traitor's Way“ ist ein historischer Roman, der in Frankreich unter der Regierung Ludwigs XIII spielt und die politischen, sozialen und religiösen Kämpfe schildert, die am Hofe und in den höheren Ständen von Katholiken und Hugonotten gegen einander geschmiedet wurden. Die Persönlichkeiten jedoch, deren Erlebnisse und Schicksale des Lesers Teilnahme in Anspruch nehmen, sind meistens erdichtete Charaktere. Der Verräter, der reumütig erzählt, wie er veranlaßt wurde den falschen Weg einzuschlagen, ist ein junger Hugonott von Adel, der sich in die Gattin eines intimen Freundes verliebt, und als sie die Ränke einer Coquette anwendet, um ihn an sich zu locken, und dann mit ihm bricht, entschließt er sich Mache zu nehmen, indem er seine Glaubensgenossen dem Regentgericht zu übergeben strebt; dadurch sucht er sich selber zu retten und die Entthüllung seines unehrlichen Vorgehens zu verhindern. Im letzten Augenblicke aber werden diejenigen, die seiner Nachgiebigkeit und Selbstsucht zum Opfer fallen sollten, getretet und der Verräter führt hinfort ein einfames Leben auf seinem Landgut, von seinen ehemaligen Freunden verlassen und von den Männern verachtet, denen zu dienen er seine Ehre in die Schanze schlug. Die Ausführung der Handlung ist im Ganzen etwas schwach, die Charakterzeichnung nicht besonders scharf und die Erfindung auch verfehlt, da der Verrat ohne hinreichenden Beweggrund oder starke Versuchung begangen zu sein scheint. Auch die Verwicklungen sind gar zu willkürlich und werden oft nichts weniger als glänzend gelöst.

Wiel vortrefflicher in jeder Beziehung ist der Roman „Cousat Hannibal“, der den Hugonottenkrieg behandelt und Ereignisse aus derselben Heißeperiode zur Darstellung bringt. Zugleich wird die ganze Erzählung von der angehenden, ergreifenden und beschreibenden Herzensgeschichte einer edel-sinnigen Dame durchzogen und belebt. Wir haben hier, in der That, mit einer ungewöhnlichen Herzensgeschichte zu thun, denn es kommt selten vor, daß einem vornehmen und verständigen Fräulein das Ehegild widerwillig und gewaltsam aufgezungen wird, wie es mit Mademoiselle de Brillac der Fall war. Ohne auf die vortreffliche und sogar meisterhafte Entzweiung der Handlung näher eingehen, dürfen wir diese Probeabingung bestens empfehlen.

„The Wooing of Sheila“ ist eine Beschreibung des Lebens der unteren Classen in Irland. „Sheila“ ist ein hübsches, unschuldiges, frühzeitig verwaistes Mädchen, das eine einsame Hütte in einer Gebirgsgegend bewohnt und ihren Lebensunterhalt mit dem Spinnrad verdient. Ihre Unschuld wird von einem reichen jungen Herrn der Nachbarschaft gefährdet und von einem demselben Stande angehörigen aufrichtigen und ebedenkenden Freier beschützt, der sie liebt und nach einiger Zeit heiratet; aber sie verläßt ihn am Tage der Hochzeit, weil sie zufällig erfährt, daß er den Mann, der sie verführen wollte, erschlagen habe. Die Darstellung der durch diesen Schritt geschaffenen Zustände, der peinlichen Lage der Eheleute und ihrer Freunde, ist von nun an die Hauptaufgabe der Erzählung, die mit der Wiedervereinigung des vermählten und plötzlich getrennten Liebespaars und der Aussicht auf eine glückliche Zukunft schließt. Es stellt sich heraus, daß der Gatte den leichtfertigen Nebenbuhler nicht mit Vorbedacht oder aus Rachsucht, sondern in Selbstverteidigung umgebracht hatte. Sogar der Magistrat, vor dem er sich zu der Gewaltthat bekennt, geht mit Stillschweigen darüber hinweg, da der Ermordete selber an seinem Tode

schuldig gewesen sei, ein Verfahren, das uns etwas komisch erscheint und vielleicht nur bei einem irischen Gerichtsvorstande vorkommen würde. Ein gut gezeichneter Charakter ist der halb verrückte und doch kluge Landhändler, der an Sheilas Schicksale Teil nimmt und sich die Verwirklichung ihrer Wünsche anlegen lassen läßt. Sein tragisches Ende ist unverdient, obwohl für die Landes sitten recht bezeichnend. Die Entwicklung der eigenartigen Situationen ist vortrefflich und die Charaktere sind mit großer Wahrheit ausgemalt.

Savage erreichte den Höhepunkt seines Schaffens als Profabdichter in dem vor vielen Jahren erschienenen ersten Werk, dem in jeder Beziehung ausgezeichneten Roman „My Official Wife“. Seit der Zeit hat er die Feder mit großem Fleiße geführt und mehr als ein Duzend Bände veröffentlicht, aber es giebt keine darunter, der diesem Erstling seiner dichterischen Schöpfungen gleichkommt. Dieses Urtheil gilt auch von der vorliegenden Erzählung, die sich weder in der Auffassung noch in der Ausführung als glänzend erweist. Der Verf. will uns Begebenheiten und Charaktere aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege vorführen, aber Thatfachen werden mit eigenen Erfindungen und historische mit erdichteten Persönlichkeiten so zusammengezwängt, daß genaue Kenner der betreffenden Verhältnisse mit dem Ergebnis wenig zufrieden sein werden. Der ameritanische Bürgerkrieg ist noch immer ein uns zu nahe liegendes Ereignis, um wirklich passenden Stoff für den historischen Roman zu liefern. Wer Männer wie Lincoln, Sumner und Grant persönlich kannte, wird sie hier schwerlich wiederentdecken.

Frau Buggin hat die Herausgeberin der drei Amerikanerinnen, Penelope, Salemina und Francesca in England und Schottland bereits erzählt und viele Leserkreise in der alten und neuen Welt durch ihren frischen Humor in hohem Grade belustigt. Nun macht dieselbe Trias einen Abstecker nach Irland, von dessen Bewohnern, besonders von der Charakterbeschaffenheit und Lebensweise der unteren Classen, ein lebendiges und treues Bild entworfen wird. Die Darstellung ist recht lustig und bietet eine glückliche Vermählung von Ernst und Scherz, welche nicht leicht werden, den Leser angenehm zu unterhalten. Die wüthige Verfasserin giebt uns zu verstehen, daß die drei Damen von „Erin“ nach Hause zurückkehren und den Wanberlist nicht mehr ergreifen werden, da eine vor kurzem in den Ehestand getreten und die anderen beiden schon verlobt sind und höchstens noch eine Hochzeitsreise zu unternehmen gedenken.

„In „The Open Question“ wird ein pathophysiologischer Stoff, nämlich die Heiraten unter nahe Verwandten und der Einfluß solcher Ehen auf die Kinder, behandelt und zur Erläuterung der Sache die Geschichte einer im Süden der Vereinigten Staaten wohnenden Familie während mehrerer Generationen erzählt. Zwei Nachkommen dieses erblich belasteten Geschlechtes, die erste Geschwisterkinder sind, wachsen als Spielkameraden auf, verlieben sich in einander und fassen den Entschluß zu heiraten. Um durch ihre Ehe den Erbschaden nicht fortzupflanzen, wollen sie keine Kinder haben und es wird ausgemacht, daß falls die Gattin guter Hoffnung sei, die beiden Selbstmord begehen sollten. Nach ungefähr einem Jahr trifft auch dieser so verhängnisvolle Fall ein; darauf setzen sie sich in einen gemüthlichen Boot und segeln aus dem Hafen von San Francisco in das offene Meer, wo ein heftiger Sturm wüthet, das schwache Fahrzeug umschlägt und das Ehepaar spurlos verschwindet. Da die betreffende Frage noch eine „offene“ sei, wie im Titel des Romans angedeutet wird, und die jungen Eheleute sich einer normalen Gesundheit und Körperkraft zu erfreuen scheinen, ist es schwer zu begreifen, wie sie sich zu einem so verwerflichen Schritt haben treiben lassen können.

Der traurige Schluß ist das Ergebnis der Verdrüßtheit, eine Schicksalstragödie, in der das Herbeinbrechen des Verhängnisses dem Ung und Trug des eigenen Herzens zugeschieben ist und weder Mitleid noch Furcht im Aristotelischen Sinne erregen wird.

Die Sammlung von kurzen Erzählungen aus der Feder des berühmten und beliebten amerikanischen Schriftstellers H. D. Howells enthält teils traurige, teils lustige Geschichten, die das amerikanische Leben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen mit Wahrheitstreue und künstlerischem Geschick darstellen. Die Sprache ist einfach, ungefügt und den Gegenständen stets angemessen, eine lobenswerthe Eigenschaft, die den Verf. vor vielen Zeitgenossen auf dem Gebiet der Novellendichtung besonders auszeichnet.

Norris hat die Absicht eine Reihe von drei Romanen zu schreiben, welche eine »The Epic of the Wheat« genannte Trilogie bilden und die Geschichte einer Weizenenergie von der Saatzeit in Kalifornien bis zum Verbrauch derselben als Brod in einem europäischen Lande schildern werden. Der erste dieser ökonomisch-politischen Romanne ist vor kurzem erschienen und heißt »The Octopus«, eine Benennung, die sich auf die ihre Weiber nach jeder Richtung und alles an sich reichende Eisenbahn bezieht. Wie die »Pacific and Southwestern Railroad« die Rolle des gierigen Ausschüfers spielt, indem sie von den breiten und fruchtbaren Ebenen auf beiden Seiten Besitz ergreift und den Anliegern, die die Felder angebaut und wertvoll gemacht hatten, die Landgüter benimmt und die Eigentümer an den Wellstein bringt, wird mit großer Sachkenntnis und lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt. Daß das System an der Ungerechtigkeit und dem dadurch verursachten ungeheuren Elend schuld ist und nicht immer die daran beteiligten Personen geht aus dem Gelehrd des Dichters Presley mit dem Vorstand der Eisenbahnerverwaltung, Herrn Eschelgren, hervor. Diese Unterredung liefert einen Beweis für die Unparteilichkeit des Verf. und damit für die Richtigkeit seiner Auffassung und Darstellung der betreffenden Verhältnisse, denn er will auch den Stiftern so großen Unheils Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir setzen der Fortsetzung dieser meistergastten, aus dem heutigen Leben gestifteten dichterischen Schöpfung mit lebhaftem Interesse entgegen. E. P. Evans.

**Zeitschriften.**

**The Athenaeum.** Nr. 3885/86.

Cont.: (3885.) Owens college historical essays. — The british in India. — The Moors. — A french history of latin literature. — Religious societies' publications. — Educational literature. — Coronations records; Sir Aston Cockain's works; the Strawberry hill press. — Indian land easions of the United States. — The new English art club; Mulrhead Bone's drawings; Iscut's chapel near Dublin. — »Ben-Hur«. — (3886.) The story of the Khedivate. — Life of Sir William White. — Prof. Nicholson's political economy and the budget. — Autobiography of Besant. — The Scotch in germany. — Scotch history. — Pitt and General Miranda; Hilbert sale. — Geological literature. — Manus. of greek historical inscriptions; handbooks of the great craftsmen; Sir Aston Cockain's works; Name des Meisters D'Ve. — A new autograph of Bach. — Delaunay's reminiscences; gossip's etc.

**Webermann's Hufe.** deutsche Monatshefte. Red.: H. Olafsen. 46. Jahrg. März. (Nr. 547.)

Inh.: Die griechen-Artianen, Arbeit mein Opim. 1. — F. Bach's, Walter Eriksson. — Theo Schüding, Marie von Genterhambach's Heimat. — Leo Berg, Marie Verft. — R. Verft, die Geschichte mit den silbernen Buchstaben. Denk v. 6. Stünde. — W. Engel, Spätkerftage in Nabalufen. — F. v. Hippel, die Geschichte einer Liebe. — G. Kleiger, ein deutsches Weltbad des Electricitätsgeserdes. — F. Repp, die Römische Muse an der Lippe. — F. Gregori, Schauspieler-Conette.

**Was fremden Jungen.** Red.: Karl Volkobenet. 12. Jahrg. Heft 7/8.

Inh.: (7/8.) J. Clarette, Brichanten, der Rime. — (7.) R. Hewlett, italienische Novellen. 1. — R. Müller, der zerbrochene Ring. — Wieder der rufmännischen Andenker. — (8.) H. Karfawipad, Erzählungen. 3. — B. Kesselstein, der Groß. — Arturo Graf, Dichtungen. 1. Arturo Graf. Biographische Skizze von Cito Paner. — Einleitend: vier Jola.

**Deutsche Stimmen.** Halbmonatsschrift. Hrsg. von W. Johannes. 4. Jahrg. Nr. 2.

Inh.: Greßberger Friedrich von Baden. Im Götter. Regierungsjubiläum. — Hr. Verlinger, zur Sprachenfrage in Österreich. — V. Zoffenhorst, das neue bürgerliche Militärgesetz. — G. Müller, Gensungsmittel für deutsche Arbeiter. — Drinker, Zukunfts und Abhilfe. 2 u. 3. — G. H. Papi, Strafen in Preußen. — D. Kautzer, ein deutsches Jubiläumsmuseum.

**Internationale Literaturberichte.** Hrsg. v. Walter Fiedler. 9. Jahrg. Nr. 7.

Inh.: G. Frankfurter, Jhens' Brand und Peter Gont. — G. Kretschmann, Hauptmanns Tragödie, »Der rote Hahn« und Erdemanns Drama, »Ed lebe das Leben«.

**Die Zukunft.** Hrsg. von R. Harden. 10. Jahrg. Nr. 29/30.

Inh.: (29.) Palladine. — W. Schlipf, Kerostoff und Kunstgenuss. — R. Feiblar, Wiener Theater. — G. v. Wigleben, der Fall Grimm. — G. Brachvogel, zwei Leben. — (30.) Jiga von Wntom. — K. Lamprecht, Entdeckungen. — G. Humm, kaufmännische Erziehungslehre. — Gens, onze dappere burghers.

**Bühne und Welt.** Hrsg. v. G. u. G. Günter. Schriftl.: 6. Stünde. 4. Jahrg. Nr. 14.

Inh.: R. Hamppich, der Theaterbau von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. — V. Harms, am Rhein. Drama. — Max Braj, Hermann Binstelmann. — R. Feder, Kungensberger Straße. — G. H. W. Müller, Wiener Theater. 1901/1902. 13. Die Rechtspflege in Erziehungslehren des Deutschen Bühnenvereins.

**Documente der Frauen.** Hrsg. v. Marie Lang. 7. Band. Nr. 2.

Inh.: Was Frauen als Mitbestimmten leisten können. — R. G. Kosenbach, Bericht über ein Experiment. — S. Brod, die Reichstagskommission der Böhmen. — Anna Schapire, eine Antwort. — Guro Brachvogel, ewige Jugend. — Ederline, der Schiefer der Berona.

**Reclam's Universum.** Ober-Red.: G. Pechau. 18. Jahrg. Heft 33/34.

Inh.: (33.) G. Pechau, der Schwund und seine Ueate. — Dornblüt, Spiel und Sport als Körpererziehung. — G. Sellner, der gewerbliche Erziehung. — G. Eichenst, Ordnung am Meerestrande. — E. Hill, Entzündung und perianthale Frucht. — (33/34.) G. v. Adlerfeld-Ballestrera, auf den Spuren der Jäger in der Schweiz. Zum Regierungsjubiläum des Greßberger von Baden. — (34.) G. Bader, die Tierwelt in den deutschen Colonien. 3. Deutsche Südwestafrika. — R. Günther, Licht und Lampe.

**Militär-Wochenblatt.** Red.: v. Habel. 87. Jahrg. Nr. 33/37.

Inh.: (33/37.) National-Bräuderman. — (33.) Der Feind in Zent. — Die Reorganisation in Frankreich. — Militärische Erörterungen. — (34.) Militärische Auffklärung. — Neues vom englischen Heere. — haltern und die Miltagezeit. — (35.) Das Kosenberg-Denkmal. — Das Colbatenpferd der Zukunft. — Neues von der russischen Arme. — (35/36.) Von zwei Heiterführern. — (36.) Zum 24. April. — Strategisch taktischer Reinnungstreff.

**Novna Antologia.** Riv. di lettere, scienze ed arti. Anno XXXVII. Fasc. 728.

Somma: E. Castiglione, nel chioso numero 4. — E. A. Nutti, una tempona. — D. Tumulisti, morte di Bagnolo. — E. Della Voite, la recente legislazione sociale della Francia. — G. Menaldi, racconti romanzeschi tedeschi. — Felba, il sogno dell'imperatrice. — E. Dasso, il problema domonico. — G. di Lorenzo, i vulcani di Napoli. — F. Scabbini, Viteleschi, cuneo vitorio. — F. Scabbini, la tomba vetustissima scoperta al foro romano. — C. Lombroso, il perleclo Tripoli-romo. — Argenterius, economia e credito.

**Die Grenzboten.** Red.: J. G. Stunnen. 61. Jahrg. Nr. 16/17.

Inh.: (16/17.) G. Bartsch, die griechen-Artianen (Fortf.) — Göttinger Entdeckungen im Archäologischen. (Schl.) F. Huber's (Weg Müller), Tacitus Entdeckungen im Archäologischen. — (17.) G. Bartsch, die griechen-Artianen und die Weltgeschichte. — G. Bartsch, zwei französische Briefe über Brantonsches Begleitung. — Unter zwei Heiterführern. — (17.) G. Bartsch, Lehrerbildung. 1. 2. — Germana Künzer. — Göttinger.

**Die Gegenwart.** Hrsg. von Rich. Nordhausen. 61. Bd. Nr. 16/17.

Inh.: (16.) Göttinger, der Wissenschaft der Welt. — v. Dorn, die deutsche Schulgeschichte und andere pädagogischen Besprechungen. — 3. Göttinger.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

JUN 6 1902

Nr. 10.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Farnke. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Koenig in Leipzig.  
Bismarckstr. 16.

Erscheint zweimal monatlich.

24. Mai 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Amleto, E. de, Capo d'Anno. (102.)  
Bismarck, K. Kleine Erzählungen u. Skizzen. (155.)  
Bismarck, W. Gemälde. (157.)  
Bismarck, W. v. Sein schönstes Bild. (156.)  
Cassanova, E. Il ritorno del Aretusa. (100.)  
Cassanova, E. Il benefattore etc. (100.)  
Göthe, J. W. v. Conversazioni. (156.)

D'Herre-Keeling, E. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)  
Erdmann, W. v. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)  
Göthe, J. W. v. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)  
Göthe, J. W. v. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)  
Göthe, J. W. v. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)  
Göthe, J. W. v. Der Philosoph im Steinfelsen. (154.)

Hirschfeld, L. Der junge Felsner. (154.)  
Landsteiner, R. Die Geister des Sturmes. (153.)  
Mach, K. de. Col fuoco non si scherza. (100.)  
Ortega, C. v. Entrate a un altro misterioso. (100.)  
Ortega, C. v. Entrate a un altro misterioso. (100.)  
Ortega, C. v. Entrate a un altro misterioso. (100.)  
Ortega, C. v. Entrate a un altro misterioso. (100.)

Alle Büchererwähnungen erlösen wir unter der Überschrift Exped. 3. Bl. (Bismarckstr. 16), alle Briefe unter der des Herausgebers (Raiser Wilhelmstr. 39). Nur solche Briefe können eine Berücksichtigung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir früh den Namen des Herrn Verlegers anzugeben.

## Romane und Erzählungen.

- Landsteiner, R. Die Geister des Sturmes. Sozialer Roman. Regensburg, 1902. Rom. 420 S. Gr. 8.) 3 B.; geb. 2.4.  
Hirschfeld, Ludwig. Der junge Felsner. Roman. Leipzig, 1902. 6. Eemann Nachf. (123 S. Gr. 8.) 2.  
Höhe, Wilhelm. Vor den Porten des Lebens. Aus den Papieren eines Dreißigjährigen. Roman. Gdb., 1902. (111 S. Gr. 8.) 2.  
D'Herre-Keeling, Elsa. Der Philosoph im Steinfelsen. Deutsch von Walter Heitsch. Gdb., 1902. (210 S. Gr. 8.) 3.  
Bismarck, W. Kleine Erzählungen und Skizzen. Wien, 1902. Koenig. (221 S. Gr. 8.) 2, 50.  
Frimberger, J. O. Weinsamler. Gesichten, Gedanken und Silber aus Niederösterreich. Ein. Wien, Leipzig, 1902. Oester. Verlagsanstalt. (179 S. Gr. 8.) 2.

Das Grundthema des Romans von R. Landsteiner „Die Geister des Sturmes“ ist kein geringeres als die Lösung der Arbeiterfrage im Rahmen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, und damit hat sich der Autor eine umfangreiche und heikle Aufgabe gestellt. Er ist an seine Arbeit mit gutem Bedacht gegangen; von jeher hat er gesellschaftlichen Fragen mit seiner Beobachtungsgabe sein Augenmerk zugewendet, er schrieb schon in den sechziger Jahren Romane sozialpolitischer Natur, und auch sein Epos „Erwin“ (1872) ist im Grunde eine gesellschaftliche Studie. In dem vorliegenden Romane gehört ein Teil des Stoffes, die Schilderung der tatsächlichen Verhältnisse, wie sie sich in einem großen Fabrikbetriebe vorfinden, der Gegenwart, ein Teil, die Reformen des Gunttram v. Reden, in denen der Verf. wohl seine eigenen Ideale verkörpert, einer als möglich gedachten und gezeichneten Zukunft an. Die Träger der Haupt-handlung sind scharf umrissene Charakterfiguren der einzelnen Lehrentwässerungen in den berührten Fragen. Von Anfang bis zu Ende ist alles mit Frische und Kraft, Schlag auf Schlag aufgerollt, so daß die Spannung von den reflectierenden, mit Gehärd dialogisch vorgehenden Momenten, die durch das Thema bedingt sind, nirgends beeinträchtigt wird. Die eingeschalteten Erzählungen enthalten reizende Charakterbilder des Wiener, Berliner und Münchner Lebens und würden allein schon genügen, den Roman interessant zu machen, der entschieden zu den bedeutendsten Erscheinungen moderner Romanliteratur gehört.

„Der junge Felsner“ ist ein „junger Mann aus gutem Hause“, und zwar, wie Hirschfeld durch das wohlgelegene Localcolorit durchsichtig anzeigt, aus einem guten Wiener Hause. Er ist ein Typus der sogenannten besseren Gesellschaft. Aus der Gesellschaft blasierter Nichtsthuier, die ihn umgibt, sehnt er sich nach höheren Zielen. Ein Theaterstück, das er geschrieben hat, gefällt dank den Bemühungen des Kritikers Herz. Da erfolgt der finanzielle Zusammenbruch des Hauses v. Felsner und Sohn; alles fällt nun von ihm, der jetzt vermögenslos ist, ab, er verzweifelt. Die psychologische Motivierung eines verunglückten Seelenlebens und eine fast peinliche Detailmalerei der Schattenseiten des Großstadtlebens geben dem Verf. Gelegenheit zu einer Reihe treffend ausgeführter Silhouetten. Daß ein solcher junger Mann aus guter Familie nicht einen einzigen ehrlichen Menschen findet, der ihm die Nichtigkeit seines Thuns zeigt und ihn auf einen richtigen Weg führt, das ist das Unglaubliche an der ganzen Geschichte.

Eine an der eigenen Romantik scheitende Künstlergenie, einen unheilbaren Kranken schildert W. Höhe in dem Romane „Vor den Porten des Lebens“. Ein begabter, junger Mann von der Farbe Nießes ist in jungen Jahren für das Leben dienstuntauglich geworden. In dem Momente, da er ein Mädchen aus ganzer Seele liebgewonnen hat, merkt er mit Entsetzen, daß er der Geliebten nichts bieten könnte als einen Platz am Krankenbette. Das aufopferungsvolle Mädchen erkrankt den Ruhestuhl des nach der Einsamkeit der Halligen Geflüchteten und führt ihn nodmals nach Venedig. Aber nur kurze Zeit ist er dem Leben, für das er nun einmal zu schwach ist, gegeben, er tödtet sich, nachdem er die Worten desselben eben überschritten hat. Wie der Verf. in origineller Art das Problem des Künstlers aufstellt, der an der Romantik zu Grunde geht, dürfte ihm nicht nur in den Kreisen der Neuromantiker, sondern auch in breiteren Schichten der Lesewelt Freunde erwerben.

Der Philosophie Wilhelm Buchs, die bald unschuldbigen Kindes, bald in harmloser Weisheit Welt und Menschen, Papa, Mama, Tanten, Onkel und Opaen beobachtet und kritisiert, huldigt Elsa D'Herre-Keelings „Philosoph im Steinfelsen“. Von Widelkinds erstem Geburtstag bis zu dem erbebenden Momente, da es den Elefanten für die Küste der Tante und des Bräutigams derselben abgeben muß, reicht

sich eine heitere Scene an die andere. Der lebenslustige Säugling mit seinem brotligen, unwüchigen Humor wird sich, wie in seiner englischen Heimat, so auch hier zu Lande, insonderheit bei glücklichen Mamas seine gläubige Gemeinde klopfen.

K. Baumberg, die Dichterin, die jüngst in Wien so tragisch durch Selbstmord endete, hat in einem schmucken Bändchen „Kleine Erzählungen und Skizzen“, Geschichten gesammelt, naturwahr aus dem Volksleben geschöpft. „Der alte Nag“, „Nur durch Sie“, „Zwischen zwei Weihnachtsen“, „Ein vergnügter Tag“, „Eine Kindergeschichte“ sind die schönsten der Stimmungsbilder, die in da reicher Abwechslung mit gut getroffenen Localton wienerischen Stadt- und niederösterreichischen Dorflebens entworfen werden. Es sind einfache, frische Sachen, an denen jeder seine Freude haben wird, der sich ohne viel Kopfzerbrechen unterhalten will. Besonder Humor ist das vorberichtigste Element (das Bändchen enthält 16 rein humoristische Skizzen), in manden Stoffen, so in der Erzählung „Zwischen zwei Weihnachtsen“, die das Schicksal eines durch Truggold in die Großstadt geführten und verführten Landmädchens schildert, wird Ernstes ertört.

Die „Weinländer“ von J. G. Frimberger schildern Leiden und Freuden des Niederösterreichers aus dem „Weinland“, dem gesegneten, üppigen Gebiete unterhalb des Markthartberges. In scharfen Strichen nach Folschnittmanier lernen wir da eine Reihe von Alltagsfiguren mit ihren Sonderbarkeiten kennen; eine Realistik, die sich ins Denken und Sprechen der Dorftypen mit Wärme und Verständnis verknüpft, beweist Schlagkraft des Wises und reich quellende Erfindung. Der Verf. kennt seine Heimat, Land und Leute, durch und durch. Auch dort, wo ernstere, wehmütige Stimmungen gezeichnet werden, wie in „Der Weg in die Trübselt“ (S. 45) und „De zwou Föhran“ (d. i. die zwei Föhren, S. 177) giebt er uns reinlinigende Ränge.

K. F.

## Frauen Erzählungen.

**Eckstruth, Nataly von. Sonnenfunken.** Novellen und Erzählungen. Leipzig, 1901. Hft. (211 S. 8.) 4 3.

**Frenzl, Theres. Diöharmonien. Eva Hartwig.** Zwei Novellen. Wien, 1901. Konegen. (252 S. 8.) 4 3.

**Sachsel, Margarete v. (M. v. Buch). Sein eigener Feind.** Erzählung aus den Jahren 1812–13. Leipzig, 1901. Sächsischer Volkschriftenverlag. (265 S. 8.) 4 4.

**Bershard, Marie. Heimatsluft.** Erzählung. Illustrirt v. J. G. Mehr. Dresden u. Leipzig, 1901. Dietz. (138 S. 8.) 4 2.

**Derken, G. v. geb. v. Thadden. Entenrute** und andere winterpomerische Geschichten. Wolfenbüttel, 1901. Zwißler. (267 S. 8.) 4 3.

**Graeg, R. G. de. Liebe.** Erzählungen. Leipzig, 1902. Breitkopf u. Härtel. (128 S. 8.) 4 3.

Was es diesmal zu besprechen gilt, habe ich zur Abwechslung so geordnet, daß ich dabei, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Leiter des literarischen Wertes aufwärts klettern kann. Da machen denn Nataly von Eckstruths „Sonnenfunken“ billig den Anfang. Es war mir bisher glücklich gelungen, der Lectüre ihrer Bücher aus dem Wege zu gehen. Jetzt erst, wo ich den genannten Band bewältigt habe, weiß ich dies Glück recht zu schätzen. Denn eine solche Summe von Oberflächlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, unwahrer Sentimentalität, gemadtem Humor und ähnlichen Dingen findet man nicht leicht in einem Novellenbände von recht mäßiger Stärke vereinigt. Ein Musterstück ist z. B.

„Hüßel!“ (das Ausrufungszeichen ist bedeutsam). Da erzählten sich drei Offiziere, ein Deutscher, ein Italiener und ein Engländer, beim Wirtshaus auf einem Marksteine in China (man sieht die Sache ist höchst actual!) die rührendste Liebesgeschichte, die sie erlebt haben, und erkennen schließlich stauend und tief bewegt, daß alle drei daselbe weibliche Wesen geliebt haben; der erste noch ein halbes Kind, der zweite die vollerkühnte Jungfrau, der dritte die an der Seite eines unwürdigen und grüßelhaften Gatten dahinsiechende, noch immer englische Frau. Ebenso hohe wenn auch mehr nach der humoristischen Seite liegende Vorzüge hat „Johans Weihnachtsengel“, wo ein Bauernbursche ein geradezu ungläubliches Maß von Dämlichkeit, Sentimentalität und — als Soldat — unmillidischer Benehmen producirt. Prachtvolle Stilblüthen fehlen selbstverständlich auch nicht. So lesen wir auf S. 111: „Wie der Magnet das Eisen anzieht, so machte er zählings lehr.“ Was Wunder, daß die Bücher der Verfasserin, nach Kundweis z. B. der letzten Leihbibliothekskatistik des „Literarischen Vereins“ zu den meistgelesenen Erzeugnissen der Erzählungsliteratur gehören! Von einer altmodischen Erzählerei, die mit der wirklichen Literatur schlechterdings nichts zu thun hat, wende ich mich zu einer, die sich modern giebt, und ganz anders, aber darum doch nicht viel erfreulicher wirkt. Namentlich die erste Novelle aus Thereses Frenzels „Diöharmonien“ macht einen sehr unangenehmen Eindruck. Das Uebernehmen des Uebermenschenstums in unserer Literatur vermag ich überhaupt nicht zu den erfreulichsten Erscheinungen zu rechnen. Wenn aber vollends Frauen sich darauf legen, es in einer Frauennatur zu schildern und zwar so, als ob es sich dabei um etwas ganz Verechtigtes, jedenfalls in seiner Weise Auffallendes handle, da fühle ich mich von vorn herein abgestoßen. Aber in der Heldin der „Diöharmonien“ kann ich noch dazu keinen Zug wirldiger Größe, nichts irgendwie Imponierendes entdecken. Sie ist — die Möglichkeit der Gestalt einmal zugegeben — jedenfalls eine durchaus transtafle Natur, und wenn sie leidet, so kößt uns das nicht einmal Mitleid ein; wir verstehen ihr Seelenleben einfach nicht. Der Mann, mit dem sie in der Ehe zusammenlebt, erscheint uns gewiß als ein recht gewöhnlicher Mensch; aber wir fragen uns erstaunt, ob sie wirklich einen besseren verdient. Aus den Belennistissen, in denen sie sich über ihr Dasein und Empfinden klar zu werden versucht (das Ganze hat die Form eines Tagebuchs), kann ich wenigstens diesen Eindruck nicht gewinnen, und daß die Novelle von Sprachbombenheiten, von halb oder ganz unverständlichen Wendungen, von Ausprüchen, die nach etwas klingen, aber nichts bedeuten, geradezu wimmelt, vermindert ihren literarischen Wert, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, nur noch mehr.

„Eva Hartwig“ ist ja bedeutend besser; namentlich in der Charakteristik der Titelheldin finden sich gelungene Partien, und auch der Mann, dem sie ihre Liebe schenkt, der Capellmeister Friedrich Stein (halb Uebermensch, halb Schwächling), ist hübschweise gut gezeichnet. Aber unbefriedigt legt man auch dies Stück aus der Hand. Die Verfasserin scheint für die freie Liebe viel übrig zu haben, bleibt sich aber darin schließlich nicht consequent. Der Schluß, wo auch Eva Hartwig und nicht mehr überzeugt, wirkt als ein unglückseliger gebormer Compromiß und die Sprache, die im Anfang weit besser ist, trägt zuletzt wieder genau denselben Charakter wie in „Diöharmonien“.

Mit der Erzählung von Margarete von Buchs „Sein eigener Feind“ kommen wir wieder zu einem vudch alten Stils. Es behandelt die Zustände und Kämpfe in Deutschland während der Jahre 1812–13 und hat manche

Eigenschaften einer guten Volkserzählung (der hohe Preis bei der schlechten Ausstattung zeigt freilich gar nicht zum Zwecke einer solchen), vor allem lebendige Darstellung, leicht verständliche und gefickt in Contrast zu einander gelegte Charaktere und eine flüssige Sprache. Auf besondere Tiefe der geschichtlichen Auffassung verzichtet man in einem solchen Falle gern und auch kleine Verschönerungen der Thatfachen würde man sich gefallen lassen. Aber daß die Erzählung, in deren Mittelpunkt zwei junge, zuerst eng befreundete, sächliche Mägdle stehen, von denen der eine als Capitän im sächsischen Contingent der napoleonischen Armee, der andre als preussischer Landwehrsoldat an den Kämpfen von 1813 teilnimmt, die Geschichte bisweilen ganz à la Mühlbach mißhandelt, ist sehr schlimm. Das Letzte nach dieser Richtung leistet die Verfasserin, indem sie die Schuld an dem Wiederausbruch des Kampfes nach dem längeren Waffenstillstand vom 4. Juni bis 10. August 1813 auf ein pflichtwidriges, durch unändigen Ehrgeiz und leidenschaftliche Liebe zur sächsischen Prinzessin Augusta veranlaßtes Säumen des Capitäns von Sahr schiebt. Solche Verbalhornung der Geschichte muß aufs entschiedenste gebrauchsmäßig werden, sie hindert mich das Buch als gesunde Lectüre zu empfehlen.

Eine solche bietet dagegen wirklich die kurze und ansprechende Erzählung „Heimatluft“ von Marie Bernhardt, die einen ebenso freundlichen Eindruck macht wie die netten Bildchen, mit denen sie geschmückt ist. Man atmet ordentlich mit dem nach 23 jähriger Abwesenheit aus Pernambuco, wo er seit seiner ersten Jünglingszeit gelebt hat, in die ostpreussische Vaterstadt zurückkehrenden Georg Unger Heimatluft; man versteht, wie er, obgleich all seine Verwandten unterdes gestorben sind, gewonnen durch den Zauber der lieblichen, reinen und süchtigen (vielleicht etwas zu sehr nach Werthers Lotte gezeichneten) Elisabeth Junius, sich trotz wieder so recht zu Hause fühlt. Man begreift, daß er nach einigen Jahren an der Seite der, allerdings mit reichlicher Hilfe glücklicher Zufälle, als Gattin Gewonnenen, die ihm zunächst über das Große Wasser geflohen war, von neuem ins deutsche Land zurückkehrt, um nun dauernd Heimatluft zu atmen.

Auch E. von Derrens hinterpommersche Geschichten bieten eine erfreuliche und gesunde Kost. Sie bewähren gute Kenntnis von Land und Leuten, wenn sie auch nirgends so recht in die Tiefe gehen. Am natürlichsten wirken die Stücke, in denen einfache Leute vom Lande uns in ihrem anspruchsvollen, aber unter Umständen innerlich so wertvollen Tönn und Empfinden geschildert worden, vor allem die Einleitungsstücke „Enteritz“ und „Wäßen“. Dies leptgenannte Stück erzählt uns von Frau Schwaalke, nach ihrer Verlobungswendung von jedermann Wäßen (vollständig Platt für Was) genannt, die von einer unübertrefflichen Pflegerin der Fertel auf dem bäterlichen Gute der Verfasserin zu einer nicht minder vollkommenen Kinderumwabe avanciert, um dann ihrer verkommenen Mann, der nach vieljähriger Abwesenheit plötzlich aus Amerika zurückkehrt und ihr weiches Herz zu rühren versteht, über den Ozean zu folgen und den Augen ihrer Pflegebefohlenen für immer zu entschwinden. Auch „Ländliche Liebe“ und „Der weibliche Doktor“ sprechen sehr an und zeugen von guter Beobachtung der Wirklichkeit. Mehrere andre Geschichten werden uns zwar gut (wenn auch mit kleinen Nachlässigkeiten) erzählt und wirken anlangbar fomic; aber die Mächtigkeit auf Wahrheitsähnlichkeit hat die Verfasserin doch wiederholt mehr als billig außer Augen gelassen.

Auf das Gebiet echterer Erzählungskunst dagegen kommen wir mit M. E. delle Grazie's fünf Erzählungen „Liebe“.

Das durch den Titel bezeichnete ewige Dichterproblem wird von sehr verschiedenen Seiten beleuchtet; aber stets merkt man: es ist eine starke Individualität, die diese Bedeutung vornimmt, eine Künstlerhand, die diese völlig in sich abgeschlossenen und doch durch ein starkes inneres Band verknüpften Geschichten geformt hat. Bruchstücke eignen Treibens sind nämlich in sie verflochten, natürlich in mehr oder weniger starker Umformung, deren Grad zu bestimmen freilich unmöglich, aber für den Zweck einer künstlerischen Würdigung auch unndtig ist. Nicht immer habe ich den Gedankengängen der Verfasserin, deren schriftstellerische Physiognomie einen stark männlichen Zug aufweist, ganz zustimmen können; manchmal scheint sie mir dem Leser nach der einen oder andern Richtung etwas zu viel zuzumuten. Interessiert aber haben mich diese Erzählungen von Anfang bis zu Ende. Wenn decadente Elemente nicht ganz fehlen, so geben sie dem Buche doch keineswegs das entscheidende Gepräge; es spricht daraus vielmehr ein durchaus ernster Geist und nach dieser Richtung steht es turnhoch z. B. über Prevost's ähnliche Probleme behandelndem Kollenbande „Kamerad Eva“. Besondere Hervorhebung verdient die feine Abtönung der Stimmungen und teilweise auch des landschaftlichen Colorits. Ueber die einzelnen Erzählungen sei nur gesagt, daß sie von leichteren Stoffen zu immer tragischeren fortschreiten.

Edmund Langø.

## Italienische Romane und Novellen.

Zena, Remigio, *L'Apostolo*. Mailand, 1901. Treves. (342 S. 8.) L. 3. 50.

Marchi, Emilio de, *Col faeco non si scherza*. Mailand, 1901. Aliprandi. (431 S. 8.) L. 3. 50.

Castellano, Enrico, *Il ritorno dell' Aretusa*. Mailand, 1901. Baldini Castoldi e Co.

Capuana, Luigi, *Il benefattore* etc. Mailand, 1901. Aliprandi. (233 S. 8.) L. 2.

Grani, Orazio, *Silvano* etc. Mailand, 1901. Treves. (267 S. 8.) L. 3.

Ob Zena einen bestimmten Zweck bei Abfassung seines eigenartigen Romans gehabt, ist schwer zu erkennen. Lebensfalls liegt der Hauptreiz in der wohlüberdachten Beschreibung des streitbaren Katholicismus Italiens, der Ecclesia militans, deren hier vorgeführte Mitglieder fast Portraitstudien sein dürften. Daß auch unter ihnen sehr vortheilhafte Leidenchaften sich geltend machen, ist natürlich. Schabenreife über einen Strauchelnden, ein Sichervortruppen auf Kosten der Anderen, ein gutes Teil Heuchelei, ein großes Teil Selbstsucht, die die Religion als Mittel zum Zweck benutzt, auch auf diesem Boden zu entbeden, wird niemand wundern. Das Selbstinteresse im Menschen ist, steht er auch im Dienste eines erhabenen Zweckes, ein zu starkes. So wird der Marsche Marco Cobo (*L'Apostolo*), trotz seines musterhaften Lebenswandels, vielleicht gerade deshalb, eine Art Knecht in den Augen seiner Glaubensgenossen, so wie ihn eine starke, aber doch immer in ihren Grenzen bleibende Leidenschaft zu einer excentrischen jungen Ungarin packt. Nicht energisch genug, sich derselben zu entziehen, aber auch wieder nicht so schwach, ihr zu verfallen, schlägt er den Mittelweg ein, die bessere Natur des Mädchens zu heben. Damit hat er aber wenig Glück; im Gegenteil, sie legt es darauf an, eine Entschidung herbeizuführen, und als er derselben schon aus dem Wege geht, benutzt sie die Gelegenheit, eines Nachts in seine Zelle in einem für religiöse

Uebungen bestimmten Hause einzubringen und durch ungestüme Liebeslungen und Drohungen ihn zum Gehändnis zu zwingen. Denn so der Kirche gegenüber äußerst Compromittierten rettet dann das Haupt der Congregation, der sich zwischen die Weiben stellt, den Apollon mit sich führt, die schöne Teufelin aber ihrer ohnmächtigen Mut, die schließlich in Verzweiflung endet, überläßt. Der Schluß ist insofern logisch, daß der Kirche wenig daran gelegen sein kann, ihre verirrten Schafe den Widern einer malitiosen Wirtin auszuliefern. Wer nun den Schlüssel zu den geschriebenen Persönlichkeiten besitzt, wird einen Reiz mehr beim Lesen empfinden, da vieles aus Thatfachen zu beruhen scheint, aber auch der Klugungslose wird bei der lebhaftesten Schilderung geistlich und profanen Lebens in Rom zur Zeit des großen Jubiläumjahres 1900 XIII eine angenehme Erinnerung davon tragen. Den schwankenden Marco hätte eine stärker betonte Charakteristik nicht geschadet. Die sensationelle, nur zwischen den Zeilen zu lesende Entdeckung, daß Beide Kinder desselben Vaters sind und daß eine darauf basierende, anders ausgefallene Katastrophe auch den Apollon ins Verderben gerissen hätte, trotz Kirche und Priesterium, konnte sehr gut fortbleiben. Der Roman hat, auf den Hoben der natürlichen Entwicklung gestellt, diese Art Zugabe nicht nötig. Eine bessere Correctur der angebrachten Ausdrücke in fremden Sprachen wäre sehr erwünscht gewesen, es klingt zu wunderbar, wenn man vornehme Leute eine Art pidgin-Englisch sprechen hört.

Der Marchi ist vor einigen Monaten gestorben, in der Zeit, als ich in Nr. 5 der Zeilage seinen „Demetrio Pianelli“ besprach. Mit ihm verriet Italien einen Schriftsteller Mangonischer Art, einen Vereinen in der guten Bedeutung des Wortes, bergestalt, daß in seinen Büchern ein hoher moralischer Sinn in der Form klarer und einfacher Erzählung zum Ausdruck gelang. Wie gut hat er es verstanden, in dem nachgelassenen Roman „Spielt nicht mit dem Feuer“ das Wirken der Liebe in ihren verschiedenartigen Kundgebungen darzustellen und die von seinem Standpunkt aus nötigen Konsequenzen zu ziehen. Wir haben da die sinnliche Liebe zwischen dem leichtlebigen Jüngling und der toletten Baronin; die gewohnheitsmäßige zwischen derselben und ihrem kränklichen Manne, der vergiebt, um die Bewusstlosigkeit des Lebens nicht zu stören; die wieder aufstauernde zwischen den durch Schicksalsstöße getrennten älteren Leuten; die über das Grab getreue der einsamen Lehrerin; die urwüchsige, durch keine Gedankenläufe angehauchte des Bauernpaares. Der Titel aber kommt erst recht zur Geltung in den wechselseitigen Beziehungen der drei Hauptpersonen, Egio, dem übermütigen, lebensfröhlichen Jungen, Cresti, dem gelebten, halb philosophischen, halb launischen Junggesellen, einem Seitenhüde zu D. Pianelli, und Flora, dem Producte italo-polnischen Blutes. Jugend muß zu Jugend halten, so hat es Mutter Natur bestimmt. Aus dem verwandtschaftlichen Gefühl zu Egio entspringt bei Flora die Liebe, sowie er, ohne sich dessen selbst recht klar zu sein, ihr einen Kuß auf das rote Haar drückt. Wir wissen, welchen Jähstoff der erste Kuß im Herzen eines jungen entwidelten Mädchens vorfindet. Die Psyche wird ganz frei und sucht die sie ergänzende Schwester. Bergebens, Egio will sein Leben genießen und stößt sie brutal zurück. Seinem Liebesbedürfnis genügt die in solchen Dingen erfahrene Baronin. Der alte Gaußfreund Cresti hat schon lange um Flora geworben und die ihren Mädchenstolz zu Hülfe rufende Jungfrau nimmt seine Bewerbung an. Sie glaubt zu wissen, daß sie in ihm den sicheren Halt für den Lebensweg gefunden habe. Infolge eines Duells verliert Egio sein Augenlicht. Bei seiner völligen Verzweiflung ist Flora die einzige, ihn mit seinem harten Loos

zu verzöhen und von den finsternen Gedanken zurückzuhalten. Wenn er nun auch ahnt, daß es trotz ihrer Verlobung nur eines Wortes von seiner Seite bedarf, sie ganz an sich zu fesseln, so hält ihn das Gefühl der Scham davon zurück; er fühlt sich nach dem Gehehenen ihrer nicht würdig. Auch sagt ihm sein Gewissen, daß die Zeit der epistolischen Liebe für ihn vorbei sei, daß er erst über sich selbst klar sein müsse, ehe er eine andere Erstin an die feine Knäuel knüpfen könne, und so verläßt er die Heimat und ihre Nähe. Sie fühlt das bei ihm durch; auch in ihr ist die Wandlung vorgegangen, daß die Liebe ein zu ernstes Ding sei, als daß man sie spielend verzöhen. So muß sie ihr Verlöbniß zu dem alten Freunde brechen. Den jungen Leuten ist das Pflichtgefühl eine Art Heilmittel bei ihren kindlichen Erfahrungen von der Liebe geworden. Sie werden im Gewußt des Lebens gefunden und die Zukunft sieht ihnen offen. Das tragische Opfer des mit dem Feuer Spielens ist Cresti. Er hat sich dabei die Seele zerlegt und in seinem Alter findet man kein Mittel mehr, die Brandwunden zu kühlen. Die kümmerlichen Reste der Erinnerung genügen schon, die Blut immer aus Neue zu entfachen und so muß er an diesen Johannestrieb zu Grunde geben. Man merkt es dem Buche ein wenig an, daß es wohl beim Tode des Verfassers nicht völlig fertig gewesen und daß andere Hände die fromme Pflicht übernommen haben. Es ist mir dieser Gedanke beim Lesen der letzten Capitel gekommen, die nicht ganz so überzeugend wirken; die Handlung wird schleppend, andere Elemente tauchen auf, aber freilich nur für ein anderes Auge. Von den früheren Romanen ist Il Cappello del Proto unter dem Titel „Don Cirillo's Hut“ bei Engelhorn erschienen, dem „D. Pianelli“ folgen soll, wie ich höre.

Der große Reiz, den *Cafetanuovo's* Bücher besitzen, besteht vor allem in der Lebensnähe und Ungeschminktheit des Erzählens. Dafür sprechen wieder die vorliegenden sechs Novellen, die ebenso viele verschiedene natürliche Episoden des Menschenlebens behandeln. In der ersten, die den Titel des Buches Il ritorno dell' Aretusa führt, schildert er den frommen Betrug, der einer alten Frau über das Hinscheiden des geliebten Entels im fernem Lande hinweghilft; L'Ultima ist der letzte weibliche Epsch einer vornehmen Patrizierfamilie, die einam arme Erstin führend, als einige Waffen gegen das Geschick den Stolz und das Vorurteil bis zum Untergang behauptet. In Giacomo begegnen wir dem armen Proletarier, der mühselig sein Leben fristend, an dem Verjude, nur einmal des Lebens goldene Frucht zu genießen, zu Grunde geht. Antigone ist das dem eigenen Glück zu Gunsten eines blinden Egoismus entfangende Mädchen; das Tagenerbe eines Decorierten“, das der Feder eines Alfred Capus entstammen könnte, ist eine artige Verflage auf die Tätigkeit eines Scheinbar für alle Welt, im Grunde aber nur für seine eigene Tasche sich vornehmenden Individuums, einer Drohne im Bienenschwarm des gesellschaftlichen Lebens. Fra lo rovino, die beste von allen, das psychologisch beleuchtete Zusammenleben von Mann und Frau, die im Drange der Leidenschaft die gesellschaftliche Schwärze niedergerissen haben und die leicht getrümpften Rosenbände der Liebe nun allmählich in eine immer schmerzlicher und schmerzlicher zu tragende Galeerenfelle des gegenseitigen Duldenmüßens verwanbelt sehen.

Capuana weiß immer etwas Neues zu bringen. Sein Doctor Raggioli, den wir schon aus dem Decamerone kennen, erscheint mit sieben teils aus speculativer, teils auf wissenschaftlicher Basis wuzulenden Unterhaltungen, in denen er, wie immer, verblüffend wirt. Im benefactore bekommen die Südtiener ihren Mangel an Unternehmungsgelbst und noch etwas mehr unter die Nase gerieben. Caro parentesi

ist eine angenehme Blauberei aus dem Reporterleben, während Einmal das Gamletmotiv über unser Nichtwissen der Dinge zwischen Himmel und Erde berührt. Am feinsten ist wohl das kurze Per un sogno, wo die Jüngung zwischen Mann und Weib mit wenig Worten ungemein charakteristisch gezeichnet ist.

Sinen bedeutend höheren Standpunkt als diese beiden Erwähnten nehmen die Romane von Grani ein. Derselbe zeigt sich als sehr feiner Beobachter der menschlichen Natur und als Schilderer derselben von großer Vornehmheit. Wie wahr scheint in Sibano der Uebergang von Liebe zum Haß, der die ver schmähte Paola die Waffe gebrauchen läßt, die den geliebten Mann aus tödtlichste in seinen heiligsten Gefühlen verwunden muß; wie überzeugend in Insidia die Gefahr, die die einsame Frau selbst und scheinbar achlos an die Schwelle des Bergessens ihres Erlebens führt, und das jähe Erwachen; wie föhlich dieses Spielen mit dem Feuer in Rasentando il peccato, wo die Jugen geliebten sich immer mehr in ein platonisches Verhältnis einzuwiegen glauben und dann bemerken müssen, daß sie geradezu den entgegengesetzten Weg gegangen sind. Es sind dies mehr als was der gewöhnliche Name Romane ausdrückt. Studii dal vero hätten sie besser geheißen, wie auch in den vier übrigen Beschränkungen dieser Charakter dominiert, die aber in ihrer bewußten Wahrheit einem belebenden Realismus mit Geschick aus dem Wege gehen. Sollte das nicht einen bewährten Uebersetzer loden?

Federico Brunawick.

## Ein modernes Fabelbuch.

Gretl und Erwerd, Ein Fabelbuch. mit Buchschmuck von G. Franz Herr Schulze 3. 2. Biederlander. 2. Aufl. München, 1901. Langen. (113 S. 8.) 3. 30.

Dieses Fabelbuch ist außerst ergötzlich zu lesen. In der altmodischen Form meist „nach Bellerischem Valent“ steht durchaus moderner Geist und übermütiges pridelndes Leben. Heilig ist diesen Fabelbildern nicht gerade viel in dieser besten der Welten, weder die Monarchie noch die Soci, weder Kirche noch Staat, weder Literatur noch Gesellschaft, noch sie sich selber; mit totem Maul ziehen sie über alles her, manchmal ein bißchen frivol und oft recht bed, immer aber voll guter Laune trotz all dem Schlichten, was sich ihrer satirischen Feder darbietet. Zimpflich und empfindlich darf der Leser freilich nicht sein, und auszuimmen braucht er ja auch nicht allem: sein Behagen an dem modernen Versuch, die Tierfabel neu zu beleben, kann er doch haben. Der Buchschmuck ist dem satirischen Ton der Fabeln trefflich angepaßt; stilisierte, farrierte und eier tüchtig natürliche Tiere zieren als Kopf- oder Schlußbilder jede Fabel. Wir geben als Beispiel „Adler und Harber“:

Ein Adler und ein Harber trafen  
Sich hoch in einer Aidenkrone.  
Der Adler schrie: „Siehst du mir nicht den Grafen  
Schon an dem Schnabel an? Hier oben thronen  
Nur ich allein! Ich fordere Respekt,  
Du Impunclausig Diebshabjekt!  
Eher dich hinunter! Drunten magst du plündern!“ —  
Da fiel der Harber lachend ihm ins Wort:  
„Ein netter Graf! Mich zählst du zu den Sündern,  
Und lebst doch selber nur von Raub und Mord!  
Wenn deine Raub so ablig magst,  
Dann laß der Stempel weiter noch gebracht.  
Vestfischer bist zwar Reichthum du in die Kiste,  
Nis wollest du beim Herrgott droben speisen,  
Doch hast du Hunger, läßt du in die Kiste,  
Um schwache Tiere grauam zu zerreißen.

Wenn ich dich brichst du ins Nest der Laube,  
Würgst Drossel, Gne, Haß und Gahn —  
Der einzige Unterschied bei unserm Raub:  
Du fesselt von oben, ich von unten dran!“  
— Du schrie der Adler was von Lumpenband  
Und hob den Ring in blauem Himmelstein.  
Er hielt es unter seinem Würdenband,  
Mit solchem Pöbel sich herumzukreuzen.

## Verschiedenes.

**Frau.** Der Tragödie dritter Teil streu im Geiste des zweiten Teils des Goethes Faust gedichtet von Deutobold Somboldizetti Allegorisch Mystisch. 5. Aufl. (Aubdruck der 2. umgearbeiteten und vermehrten Auflage.) Tübingen, 1901. Coupp. (224 S. Gr. 8.) Geb. 4.

Des genialen Friedrich Th. Vischer prächtige Satire auf den zweiten Teil von Goethes Faust, die er unter dem im Titel angegebenen Pseudonym schrieb, ist wohl im Kreise von Literaturfreunden allenthalben bekannt, sobald eine weitere Empfehlung unnötig erscheint und es genügt, auf diesen Neubruck der zweiten Auflage hinzuweisen. Diese zweite Auflage hatte Vischer noch kurz vor seinem Tode fertig gestellt und 1886 herausgegeben. Sie enthält mannigfache Aenderungen und Zusätze, unter Anderem Anspielungen auf den Culturkampf und ein Nachspiel auf die neueren Goethe-Erklärer. Wer das Büchlein noch nicht in der Hand gehabt haben sollte, möge sich den Genuß des Lesens nicht entgehen lassen.

Amlets, E. d. Capo d'Anno. Mailand, 1901. Treves. (425 S. 8.) L. 4.

Ein hübsches Neujahrsgeschenk macht de Amicis dem Publicum mit diesem Bude. Es ist fast unnötig, über den beliebtesten Schriftsteller ein Wort der Empfehlung zu verlieren. Seine vielen, überall in der Welt gelesenen Werke sprechen für ihn weit besser. Auch in dem neu aufgetragenen haben wir wieder eine ganze Reihe schöner Sachen. Schon das Vorwort „Die Bekennnisse eines Konferenzlers“ ist von lebender Frische. Es folgen dann die Stimmen der das Neue Jahr Begrüßenden: Berner: Die Welt zu Fuß; Sympathien; Die Canaille; Wie man ein Buch schreibt; Rebervalente; Unsere Mitbürger in America; Rächliche Phantasien; Das Notizbuch Silvio Pellicos; Der Canto XXV der Hölle von Dante im Vortrag von Ernesto Rossi, und Auf dem Mont Genis. Ein reiner Humor, frei von aller Bitterkeit, ein klar erlassenes Auge, das richtige Maß und eine große Seelenlage, das sind die Eigenschaften, welche de Amicis vor so vielen anderen Schriftstellern auszeichnen.

F. B.

Dauher, Alphonse, Wundername Abenteurer des edlen Tartarin von Tarascon. Einig authent. Uebersetzung v. Paul Christmann. 11. Aufl. Dresden. Widen. 2.

Sichholz, Bruno, Deutschnische Weisheit. Frankfurt a. M., 1901. Schnappcr. 1.

Morgens, Gustav, Geschichten von der Straße. Neue Folge. Dresden, 1897. Pierion. 4.

## Zeitschriften.

The Athenium. Nr. 3887/89.

Cont.: (3887.) The beginnings of South African history. — The Douglasae. — Hegel's logic. — Two American worthies. — Early Christianity and Paganism. — Military literature. — Coronation books. — Books on the war. — Anthropological

innacuracy; die Hinyarities in Rhodesia; a notice of Milton in Itallia; American erges, eighteenth century: F. R. Stockton. — Flower culture. — St. Mary's abbey, furness; French art at the Guildhall; portraits by Raeburn; Isenr's tower. — 1888. Prof. Hume Brown's history of Scotland. — Maeterlinck in French and English. — The encyclopaedia biblica. — The great epic of India. — A companion to English medieval history. — Coleridge and W. L. Bowles; a text-correction in Chaucer; the Henry White library. — James Watt; Norfolk natural history. — Architectural literature; the French gallery. — Joachim quartet. — „Faust“. — (3889.) Japan, our new ally. — British rule beyond the Seas. — The English chronicle play. — The facts and ideals of ethics. — Sports and pastimes. — Translations. — Francis Bret Hartley; coronation records; Spenser's „visions of Petrarch“. — Anthropological innacuracy; naval exhibition. — Books in birds. — Art at the Wolterhampton exhibition. — London musical festival. — „The President“; „Sapho“; „The Lady from the Sea“; „The Gay Lord Qux“. — Gossip's etc.

**The international monthly.** A magazine of contemporary thought. Vol. V. No. 4.

Cont.: Ch. W. Larned, the modern soldier and military lessons of recent war. — F. R. C. M., the problem of the universe. — A. Fossilis, contemporary French philosophy. — E. Rod, Maeterlinck's essay on the life of bees. — R. Sturgis, William Crary Brownell as critic on fine art. — E. Steinbach, government control of the trusts. — R. Howets, export bounties on sugar in Europe.

**Deutsche Revue,** Hrsg. von H. Gleicher. 27. Jahrg. Mai.

Inh.: v. Freytag-Lundtsch, die Kriegskunst in Europa. — Ulrich v. Eick, Baumgarten's des General's und Amiral's Altrecht v. Eick. (Fortf.). — G. v. Baalens, Prinz-Osmahl. Skizze. — Ph. Born, die Buren und das bauger. Schicksal. — L. Salvini, metallische Vollerziehung. — Leop. Pfandler, die Willensfreiheit im Lichte der Psych. (Schl.). — Graf v. Rehbinder, Hell und eine Reichsbibliothek? — G. Schmidt-Kimpel, die ägyptische Augenkrankheit. — F. Solié, Pariser Schicksal. II. Bei Glycerin. — G. Knecht, eine Blauberei über Dedicationen menschlicher Werke. — J. Schumann, Aufstellung auf Susan Radcliff. — D. Oden, ein ungedruckter Brief von Goethe an Goethe und den Jahr 1866. — v. Bittler, ein kaiserliche Merkmal der Kriegführung Friedrich's des Großen. Kapitel aus dem Briefe. — G. Waldington, die griechische Philosophie vor Sokrates. (Schl.). — Ein Brief des Bischof Potter von New York. — Emil Gerst, Welchen Einfluss haben die Ehen Schminkebürger auf die Verbreitung der Tuberkulose?

**Deutsche Rundschau,** Hrsg. von J. Rosenbergs. 28. Jahrg. 8. Heft.

Inh.: Eva Ber. der Andree. I. — G. Dreyfus, Johann Gustav Dreyfus und Felix Mendelssohn-Bartholdy. 2. — R. von Brandt, Rajim Gerst. — G. Gzelbas, Gustav Meiss und die deutschen Reichsstände. — G. Kretzner, Entschlung und Bedeutung großer Vermögen. (Schl.). — G. Steinmann, Wohnung und Weltanschauung Michelangelo's in Rom. — A. Krenzel, die Berliner Theater.

**Werb und Söh,** Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Einbau. 26. Jahrg. April.

Inh.: 1877-1902. — G. Heynen, 25. Jahr. — A. Einbau, Juch. Eine literäre Geschichte. — A. Zischer, Werthe's Satanaologie im Faust. — W. Jenfen, Epistel. — A. Wibrandt, mein Sternbild Ewalea noch einmal. Ein Gespräch. — F. Hill, die Bienenzeit. — F. Geyse, Lied. — G. Gerland, Exerpt und Aufbruch. — F. Pfeiffer, vor 25 Jahren. Ein Schminkebürger unter guten Freunden. — P. Einbau, Erinnerungen. — P. Einbau, Adels Wibrandt. Neue Dichtungen. — B. Gebhardt, Biomed im Ausland. — G. Oden, das Blumenennium Anna Kette in Zürich. — H. Janitschek, Pfingstfest.

**Deutsche Monatschrift für das germanische Land der Gegenwart,** Hrsg. von Jul. Lehmann. 1. Jahrg. 8. Heft.

Inh.: B. Schulz-Schmidt, „Im finstern Thal“. Eine Geschichte von der Arce. — D. Mars, der neue Stil. — A. Kirchoff, Gührschaffen u. die deutsche Hausanerkennung. — Rich. Weibrecht, die Poesie, die Jugend u. das Volk. — Ph. Born, das Recht der Colonien. — D. Siebert, der gegenwärtige Stand der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Gndens. — A. v. Dognawitzki, die Kriege Friedrich's des Großen. Werte bei Gndens Herenthalde. — B. Kitzler, die Sage des Deutschland's in den Dreizehnten Eolaten. — S. Rozodi, die Deutsch-Ungarn in ihrem Verhältnis zu Reichsdeutschen u. Magyaren. — G.

Schlieyemann, Antiquitäten. — G. Wöllmann, neuere deutsche Marine-Literatur. — Monatschau.

**Deutsche Arbeit,** Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrg. Heft 7.

Inh.: G. G. Lang, die Entschlung der furchtbarsten Verbindungen an den Prager Hochschulen. — J. O. Bauer, die Erfahrungen des Oden's für die europäische Landwirtschaft. — F. Gleicher, das deutsche Selbstbildungsdenken in Böhmen. — A. Hauffen, Anhang über die vollständigen Hochschulverträge. — G. Dreyler, Bericht über eine Reise nach Australien. — G. Fergel, Elternhaus und Schule.

**Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien.** Red.: Felix Karrer. 25. Jahrg. Nr. 7.

Inh.: Edmund Grog, eine Kriegsgeschichte in Bildern. (Mit 3 Abb.)

**Die Kultur,** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Hrsg. v. v. Osterreichischen Leo-Gesellschaft. 3. Jahrg. 5. Heft.

Inh.: Rich. v. Kralik, Culturpolitik. — A. Müller, die Philosophie der Akromenie. 1. — J. Fr. Fr. v. Helfert, Erlebnis und Erinnerungen. 2. — J. Krumwitt, Wiener Kunstleben Herbst 1901. — J. Mantuani, P. Parmassini's Tractatus „Et Franciscus“.

**Die Heimat,** Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landschaften in Schlesien-Schlesien, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 6.

Inh.: Weg, die Kirchen der Insel Röhmann. 2. — v. Oden, das Lenhoner Protokoll vom 8. Mai 1852. 1. — Ulmer, über Röhnerlegen und ihre Entschlung. (Mit Bildern.) — Langfeldt, Beiträge zur Erklärung schlesischer Ortsnamen. — G. Oden, die Dinggerichte in Schlesien. — W. Pfeiffer, Volksnamen aus dem östlichen Schlesien. — J. A. d. die schlesien-polnische Entschlungsbewegung im Jahre 1901.

**Werkermann's illust. deutsche Monatshefte.** Red.: H. Glasler. 46. Jahrg. Mai. (Nr. 548.)

Inh.: Die Japan-Akademie, Arbeit mein Epium. (Fortf.). — A. Weinhard, Abenteuerung. — A. W. Fred, Japanische Leben. — G. Paulus, ein Besuch im Atelier Bödins. — Emil Groll, Begräbnisse. — G. Hüster, in einem vergessenen Lande. — A. v. Kenzler, Coleman im Zoo- und Pflanzenreich. — J. J. David, Gemalt. Felder. — G. Rumboldt, Friedrich's Märker. — J. Hüfel, Ludwig Angenruber in seinen Zeiten.

**Die Schweiz,** Red.: Karl Bühler. 6. Jahrg. 4. Heft.

Inh.: v. Jahn, v. Lindeau, im Welt. Roman. — Otto Henne am Abend, die Dopydängerin. (Schl.). — F. Gang, die Städtewappen der Schweiz. (Fortf.). — G. v. Karel, unter Buren und Briten. — A. Kellerwern, Ritten und Treffer. (Fortf.). — A. Hablägel, moderne Kunst und das 75jährige Jubiläum des Winterthurer Stadlungsvereins. — Der Kunstschaffner Jakob Hrysz. — J. S. Gerschler, der ehre. schweizerische Alpenwächter. — Ein letter über die Schweizer im 17. Jahrg. — A. Kellerwern, der Zähringer. — Der letzte „Bundart“. — Bilder u. Kunstbelegungen.

**Der Türmer,** Monatschrift für Gemüth und Geist. Hrsgbr. G. Fehr. v. Grotzsch. 4. Jahrg. Heft 8.

Inh.: B. Parker, warum die Naturforscher haben und dürfen nicht leuchten dazwischen kommen. — Carl Basse, Elisabeth Dorothea Schillerin. Zur 100. Weibertsch des Todestages von Schiller's Mutter. — Selma Kacelisz, in Kaschau. Eine Legende. — K. Zolke, Bänder und Knitt. Gedanken. — Pan Bergentoth, die arme Maria. (Fortf.). — G. Grotzsch, Was Maria Einart des Wattenmerkes schuldig? — J. Poppender, dramatische Wirtsgenügen.

**Literarische Werte,** Monatschrift für schöne Literatur. Red.: A. Leht. 3. Jahrg. Heft 8.

Inh.: G. G. Schelbas, Dornroschen. — Skizzen. — Deutsche Verit. — Aus Fr. W. Hilte's Nachl. II. — E. Kiedgen, neue Verit. — A. Eider, kritische Gänge. — W. v. Feibenberg, Zeitschriftenchau.

**Monatsblätter für deutsche Literatur,** Hrsg. von Albert Barnette. 6. Jahrg. 7. Heft.

Inh.: E. Oebdite. — W. Arminius, Lebenshoffen. — A. G. Knodt, Prinz Emil von Schrenau-Garolath. — H. Wünder, die Poesie des Todes im deutschen Volksentende. — G. W. Pfeiffer, Biomed und die deutsche Dichtung. — D. Baumgarten, Religion und Dichtung.







# Die schöne Literatur.

Beilage zum literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 11.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barnke. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Koenig in Leipzig,  
Händelstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

7. Juni 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Reubi, R. Wandlungen (178.)  
Baumburg, R. Kleine Erzählungen u. Skizzen (175.)  
Weder, G. Drei Erzählungen (174.)  
Ditschman, G. Städtler Studie (178.)  
Puffan, F. Gedichte (174.)  
Christaller, E. G. Wochensitten bei Geistes (189.)  
Gosenkrantz, F. Gedichte, Ein Fabelbuch (177.)  
Degen, C., Gery, u. Wimmerweisen eines Spielmanns (178.)

Junckenmann, (190.)  
Fenz, V. Sonneten (178.)  
Zur Wegebe, J. R. Das Blindefleur von Weisheit (175.)  
Weidlich, G. Auf Schmalen Wege (172.)  
Wichert, R. Comedien, Gedichten aus Wien (174.)  
Wolke, Eduard, Novellen (172.)  
Wolter, R. Ein Dramenstück u. Erzählungen (175.)  
Zoser, F. v. Fremden und Deutsche (176.)

Schmann, W. Fieber (179.)  
Strebberger, G. S. Fieber für Lindeherren (179.)  
Teubenberg, W. Gedichte, Gedichte u. Erzählungen (177.)  
Zellner, W. Kunst und Fortschritt (174.)  
Willebrandt, F. Die Fabeln u. die Märchen (177.)  
Wolke, E. Gedichte aus Wien (174.)  
Zoser, F. v. Fremden u. Deutsche (176.)  
Zoser, F. v. Fremden u. Deutsche (176.)  
Zoser, F. v. Fremden u. Deutsche (176.)

Alle Abdrucken sind unter der Aufsicht der G. E. O. (Händelstraße 18), alle Rechte unter der Aufsicht des Herausgebers (Prof. Dr. Ed. Barnke) vorbehalten. Für die Druckkosten sind die Verleger verantwortlich.

## Ein satirischer Roman.

Christaller, Edmund Gedichte, Predigten des Besten. Satirischer Roman. Dittenhofer bei Neudorf, Selbstverlag, (876 E. S.) 4 3.

Satirische Romane sind etwas Seltenes in unserer Literatur, und doch wie viel Anlaß bieten die Zustände unserer Tage dazu! Satiriker thun gut, wenn sie nicht die Allgemeinheit ins Auge fassen und allgemeine Satiren schreiben, sondern ganz bestimmt umgrenzte Gebiete wählen, z. B. irgend einen Stand. Die Dramatik der letzten Jahre hat das mehrfach getan (Vehrerstand, Offiziersstand, die Juristen etc.), und die Betroffenen sind nicht eben angenehm davon berührt gewesen. Es hat auch sicher im Hinblick auf das große Publicum sein Bedenktliches, das es gerne verallgemeinert, und so leicht ein ganzer Stand in der öffentlichen Meinung heruntergesetzt wird.

Der Stand nun, den sich Christaller zum Gegenstand seiner Satire erwählt hat, ist sein eigener, nämlich der evangelische Pfarrerstand, und zwar durchaus in seiner schwäbischen Färbung. Man wird darum außerhals Württemberg manches gar nicht verstehen oder vollkommen mißverstehen, und es ist sehr leicht begreiflich, daß die württembergische Weitsichtigkeit auch aus diesem Grunde sehr wenig erbaut ist von dem Bilde, das hier der breitesten Oeffentlichkeit dargeboten wird. Denn an dieser Oeffentlichkeit wird dadurch nicht viel geändert, daß der Verf. das Buch aus dem ursprünglichen Verlag zurückgezogen hat und es nur direct auf Bestellung bei ihm abgibt. Aussehen hat es schon genug erregt und ist auch bereits von den Feinden der evangelischen Kirche ausgebeutet worden; doch welchem christlichen protestantischen Bekenntnis ist das nicht schon widerfahren!

Der Verf. gehört zu den Wahrheitsfanatikern, ein Fanatismus, der sich manchmal bis zur Wahrheitsphobie steigert, und davon ist sein Feld auch nicht ganz frei. Es handelt sich um den Kampf eines bis zur Religionslosigkeit freisinnigen schwäbischen Pfarrers gegen Buchstaben glauben und Kirchenautorität, um den Zwang, den die Verhältnisse einem Manne auferlegen, der die Folgen der Offenheit und Ehrlichkeit in Betracht zieht, ein Kampf, der ja auch sonst schon in Romanen geschildert ist; wir erinnern an den Aufsehen erregenden des Schweizer Bernoulli: Lucas Feland.

Der Verf. bringt eine höchst genaue Kenntnis schwäbisch-bäuerlicher Verhältnisse mit, und die Art, wie er die schwäbischen Bauern nach ihrem religiösen und sonstigen Fühlen und Denken charakterisiert, ist vielleicht das am wenigsten Uebertriebene an dem ganzen Roman. Auch die verschiednen Pfarreigenschaften bis zum Conistorium hinaus sind im großen Ganzen lebenswahr, zum Teil nur allzu sehr und allzu unerbötlich von ihren Vorbildern abgedrungen. Und das ist für einen Satiriker ein Grundfehler, da dadurch eben die Satire aufgehoben und die Sache bedenklich auf die Stufe des Stambalds gerückt wird — wir erinnern uns dessen, wenn auch nicht satirischer Romane aus dem Berliner Leben, wo das selbe der Fall ist, und wo, wie hier, die reine Wirkung eines Kunstwertes (und das will doch auch ein besserer Roman sein) von vorn herein äußerst erschwert wird. Andererseits freilich that man gut, bei einem satirischen Roman, auch wenn man die Verhältnisse kennt, nicht in Modelliererei zu verfallen, wo keine Modelle sind, wo der Dichter eben als Dichter Zustände in Personen anschaulich gemacht und viele Einzelzüge in ein Bild zusammengeschaut hat.

Aber ich habe noch zwei gewichtigere Einwände: eine Satire kann man nicht schreiben, wenn man selbst noch so tief in dem Stoffe steckt, den man sich zur Satire gewählt hat, wie der Verf., man muß erst darüber erhaben sein, um ihn in die richtige satirische Beleuchtung rücken zu können. Und eine Satire darf man nicht schreiben, wenn man am Schluß erklärt, wie der Verf. that, daß seinem satirischen Bilde in der kirchlichen Gegenwart gar kein Uebel entsprechen, sondern daß es nur möglicherweise einmal ein solches Bild der Kirche geben könnte. Damit sagt sich der Verf. selbst den Akt ab, auf den er sich mit fröhlich satirischem Gespinnst gefest hat. Hat er damit Recht, so mühte er es ganz anders anzugreifen, um vor möglichen Zuständen zu warnen. Hat er aber damit nicht Recht, so kommt er durch diese Schlußklärung mindestens in den Verdacht eines Abschwächungsversuches, um sich mögliche unangenehme Folgen des Buches zu ersparen. Und das fände dem scharfen Kämpfer gegen Aechtung des Geistes und für volle Consequenz schlecht an, ist wohl auch nicht seine Absicht gewesen.

Der Verf. hat ganz entschieden satirische Begabung, das zeigt sich auf Schritt und Tritt, und es steckt in dem Buche mehr Geist, als ein oberflächlicher oder gequälter Leser findet.

leicht sieht. Dazu versteht es der Verf. vortrefflich, charakteristische Figuren einander gegensätzlich gegenüber zu stellen, und in die Tiefe der Seele des Barrers und der Frau Barrerin ist er sicherlich eingedrungen. Dabei bekommen allerlei Auswüchse des heutigen Lebens, soweit sie irgendwie im Zusammenhang mit der Krise stehen, ihre satirischen Züge ab, über die man sich nur freuen kann. Auch an wahrhaft humoristischen Szenen ist kein Mangel, nur darf man sich an Dersheiten aller Art nicht stoßen. Dersheiten, die man im Schwabenland übrigens eher erträgt als sonst irgendwo, also auch an diesem Romane ertragen sollte. Auch das eigentlich schriftstellerische Geschick fehlt nicht, und so ist zu hoffen, daß der Verf. sein Talent künftig auf einem anderen, weniger verhänglichen Gebiet betätigen wird. Ich denke z. B. Geschichten aus dem schwäbischen Volkswesen müßten ihm trefflich gelingen. Nur müßte er statt Satire Liebe mitbringen, und die darf auch einem Satiriker nicht fehlen, wenn er nicht bloß niederreißen, sondern aufbauen will.

Richard Weitbrecht.

## Romane.

**Reichwig, Heinrich, Auf schmalen Pfaden.** Roman. Dresden u. Leipzig, 1902. Vierzig. (225 S. 8.) M. 2. 50.

**Boths-Begner, Neu-Deitas.** Roman. Leipzig, o. J. 21. (338 S. 8.) M. 3.

**Japp, Arthur, Der Mann seiner Frau.** Roman. Berlin, 1902. Dunder. (198 S. 8.) M. 3.

**Jais, Michel-Angelo Freiher von, Der Volkensh.** Ein Romanführerroman. Dresden u. Leipzig, 1902. Neisner. (311 S. 8.) M. 4.

**Jar Wegebe, Johannes Richard, Das Künstlerlein von Bräukerst.** 4. Auflage. Stuttgart u. Leipzig, 1901. Deutsche Verlagsanstalt. (270 S. 8.) M. 3.

Schon in einer meiner früheren Besprechungen habe ich einmal darauf hingewiesen, daß man, wenn man der Zeit neuer Erscheinungen in unserer deutschen Erzählungsliteratur einigermaßen in der Kritik gerecht werden will, notwendig zwischen den naturgemäß immer sehr in der Minderheit bleibenden, wirklich ersten künstlerischen Hervorbringungen und den schlechthin dem unerfüllten Unterhaltungsbedürfnis der Menge entgegenkommenden Erscheinungen streng zu scheiden hat. Diese Unterhaltungsliteratur braucht darum nicht an und für sich wertlos zu sein. Es wäre thöricht und unpraktisch, von der Höhe ihrer Kunstbetrachtung herab die ganze Gattung vollständig zu übersehen. Das Bedürfnis nach derartiger Speise ist nun einmal vorhanden und wird es in alle Ewigkeit sein, so lange eben der Mittelschlag der Menschheit, die überwältigende Mehrheit des sogenannten Publicums, seinen geistigen und künstlerischen Lebensbedarf, seiner Aufnahme- und Verbauungsfähigkeit entsprechend, nicht bei den ganz Großen, sondern eben auch bei dem geistigen Mittelstand zu decken gewohnt, man darf ja auch sagen genötigt ist. Aufgabe der Kritik bleibt es, einmal die Grenze zwischen dem mit künstlerischem Maßstab zu messenden und dem Alltagsleserthum scharf zu ziehen und dann auf dem Gebiete der bloßen Unterhaltungsliteratur, deren Erzeugnisse ja auch noch recht unangenehme Wertabflusungen zeigen, das Gefunde und Genießbare seinem Gehalte nach einzuordnen und das durchaus Wertlose zurückzuweisen. Wollte die literarische Kritik allzu vornehm sich dieser Aufgabe vergessen, so würde die Gefahr, die ja stets droht, daß das ganz Unnütze seiner Unkrautartum gemäß die besseren Erzeugnisse auf diesem Gebiet vollständig übermühen und der Besamung der lesenden Öffentlichkeit durchaus verderbt

würde, während es gerade Aufgabe einer ihre Sache ernst nehmenden Kritik ist, das Feingefühl und den Geschmack der Menge zu läutern. Auf eine erschöpfende Darstellung aller der Kriterien, die die Kunst von der Unterhaltungsliteratur scheiden, kann ich hier natürlich nicht eingehen. Zwei Hauptmerkmale seien kurz angedeutet. Die reine Kunst hat ihren Zweck in sich, die Unterhaltungskunst hat mindestens den Nebenzweck der Unterhaltung. Und zum anderen: alle wahre Kunst ist unmittelbare Persönlichkeitsoffenbarung des Künstlers, die Unterhaltungskunst steht mit der Persönlichkeit ihres Verfassers nur in mehr oder minder losem Zusammenhang.

Nach dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung darf ich zur Besprechung der mir heute vorliegenden Werke übergehen, nachdem ich sie samt und sonders der niederen Spätere Unterhaltungsliteratur zugeweiht habe. Freilich Werturtheile, zum Teil recht große, zeigen sich auch hier.

Recht geringwertig ist Heinrich Reichwig's Roman „Auf schmalen Pfaden“, der das Schicksal eines durch einen Sturz vom Pferde invalide gewordenen Leutnants, der sich dem Agentenberuf widmet, schildert. Als es da nicht glücken will, muß die Schriftstelleri erhalten und endlich findet er den geliebten Vadtsch, der die angenehme Eigenschaft besitzt, gleichzeitig ein Goldfisch zu sein und der ihn dann mit dem Gute, das er ihm in die Ehe mitbringt, in den Hafen der Respectabilität und Landwirtschaft glücklich hineinsetzt. Conventionele, ganz und gar lebensunwahre Personen, die Sprache Papierdeutsch, die Betrachtungen von tödender Trivialität. Wenn Mr. Anfänger ist, wie ich vermutete (bei Kürzern kann ich ihn wenigstens nicht finden), so möchte ich ihm den wirklich wohlgemeinten Rat geben, nach dieser „Talent“probe seinem sonstigen bürgerlichen Beruf vor der Romanistikliteratur entschieden den Vorzug zu geben.

Nach mindertwertiger aber ist der selbiglich durch seinen Umfang sich auszeichnende Roman „Neu-Deitas“ von Boths-Begner. Die Socialdemokratie, König Ludwig II von Bayern und sein unglückliches Ende, der Hof, das Theater, Künstler, Medaillanten, Einbrecher zc. zc., kann man für 3 Mark mehr verlangen? Jedem Geschmack ist Rechnung getragen. Neu! Interessant! Sensationell! Also treten Sie ein, meine Herrschaften! Ich bitte um Entschuldigung, aber die plumpe Sensationsmacherei des Herrn Boths-Begner entsetzte mich für einen Augenblick auf den Jahrmarkt.

Arthur Japp ist ja längst Vieschreiber geworden und da er selbst ganz offen sich von künstlerischer Gestaltung geschieden hat, wobei er sich allerdings der Selbsttäuschung hingab, daß er überhaupt einmal ein Dichter gewesen sei, ist der Kritik seine Einreihung sehr erleichtert. Auch seine neueste Arbeit (ob es im gegenwärtigen Augenblick allerdings noch die neueste ist, läßt sich bei der Spracharbeit J.'s freilich schwer sagen) ist ein sehr oberflächliches, ganz flaches Nachwerk. Der abtliche Dittjör, der seinen Beruf an den Nagel gehängt und sich mit seiner Familie überworfen hat um die Operntendenz zu heiraten und damit eine Ehe zu schließen, in der er als „Mann seiner Frau“ eine durchaus lächerliche Rolle spielt, die „weanerisch“ redende Sängerin selbst, das engereine Gesellschaftsfräulein aus guter Familie (der Vater ist ein durch Schlagfluß gelähmter Kunstmaler) die von Gradwig, nachdem er sich endlich ermannt und die unwürdigen Pflichten verlassen hat, heiratet, der edle endlich verlobte seinen Sohn wieder in die Watercraem schließende Papa Gradwig, und was von sohem Adel, Theatervolk und eben Menschen noch sonst drum und dran ist, das alles sind fluktere Romanzfiguren, aber keine Menschen. Was J.'s Roman trotz allem lesbarer macht als die eben be-

Isprochnen, ist die Schreibfertigkeit des eingefuchsten Routiniers, der es versteht in ein paar leicht hingeworfenen Szenen seine Puppen ganz beweglich an den Drähten tanzen zu lassen. Aber daß J. rettungslos vollstänbiger Verflachung entgegensteht, beweist auch dieser Roman wieder.

Freiberg von Joid bringt in seinem „Vollmenschen“ das Rad zu literarischen Ehren. Ein ungeheurer reicher Jüngling, Heini von Stein, ein hervorragendes beschäftigter Kopf, der spielend sich ein weltumfassendes Wissen angeeignet hat, vereinigt in seiner ausüppig ausgestatteten Wohnung einen seltsamen Klub junger Männer, die alle ihr Leben, abweichend von der übrigen Gerdie, in Schönheit und feinstem Genuß ausgekostet haben. Einstweilen machen sie die Nacht zum Tag, den Tag zur Nacht und halten Nachts ihre geistvolle Sektionen bei Heini, Haldschich und schwere Cigaretten rauchend, von der Liebe, dem Weis, der Kunst, Verlaine, Baudelaire, Kops, Klinger lebend. Natürlich geht das auf die Nerven und Heini scheidet denn auch, daß das Ende dieses Lebens Selbstmord oder Wahnsinn sein wird. Da rät ihm ein dem Kreise auch nachsehender befreundeter Arzt Maßfahen als Arzneimittel an. Zunächst weist er diese Barbarei entzweit von sich, dann aber versucht er und wird geheilt. Nun aber gehts ins andere Extrem. Er wird Rennfahrer. Im Ku ist er einer der ersten „Flieger“ der Welt. Als er das durchfohrt, bildet er sich auch als „Steher“ aus und erringt den Sieg in einem Vierundzwanzigstundentrennen. Trotz der schweren „Trainings“ hat er noch Zeit zwei gemaltige die Kennbahn verrückende Gemälde für die Kunstausstellung zu malen. Dann geht er auf Reisen nach Ceylon, Kleinasien, Athen, wo er überall Sport treibt, malt, zeichnet, studiert und schriftstelt. Mit einem Triebe von seinem Landgut an seinen Freund Waz, den Arzt, in dem er ihm medt, daß seine „Geschichte der Frauenlichkeit“ sich dem Ende nahe, schießt das Buch. In dieser durchaus unmöglichen Romanfigur einen Vollmenschen zu erblicken, will mir schlechterdings nicht gelingen. Joid scheint in der Verbindung möglichst disparater Fähigkeiten sein Menschseitsideal zu finden. Daß dem die Wirklichkeit widerspricht, brauche ich ja wohl nicht zu beweisen. Ist so in seinem Grundgedanken der Roman durchaus verfehlt, so hätte ich mich bei J. nicht so lange aufgehalten, schiene mir nicht in der Art seiner Darstellung ein Besseres versprechendes Talent zu finden. Gleich der Anfang der Geschichte, J. B. lieh sich recht unterhaltend, wie eine lustige Satire auf das literarische Modernitätsgigerturn unserer Tage. Ich weißte allerdings ein wenig, ob es von J. satirisch beabsichtigt war. Aber überhaupt: im großen Ganzen arbeitet er sorgfältig. Nur muß er sich vor alzu breiter, ermüdender Detailfchilderung la Bala, wie J. B. die der eingedrunnen Nerven, hüten, auch sollte er der Versuchung widerstehen, durch schmüßige durchaus entbehrlche Episoden den niedrigen Instinkten des Lesepubels zu schmeicheln.

Zur Regebe ragt über die bis jetzt Genannten zweifellos an Talent und Bekantungskraft weit hinaus. Er ist allerdings ein sehr engbegrenztes Talent (das zeigt sich schon daran, daß alle seine Romane sich gleichen wie ein Ei dem andern), aber er ist doch unstrittig ein Talent. Das zeigt seine Kunst der Landschafts- und Milieudarstellung. Die von ihm dargestellten Probleme allerdings verfehlen nie ihre Dertant aus dem ausfägenden Verstand. So ist namentlich die männliche Hauptperson des Romans „Das Blindefener von Brästerori“ für mein Empfinden sehr konstruiert, geradezu für den tragischen Ausgang des Ganzen zurecht geschmeibert. Näher auf den Inhalt des Romans einzugehen, erübrigt wohl, da er bereits in vierter Auflage vorliegt. Aug. Gebhard.

## Besammelte Novellen und Erzählungen.

Trinius, Aug., *Neues und Vergehentlich. Märcki Geschichten.* („Kleinblut. Neue Folge.“) Berlin, 1902. Fischer und Franke. (179 S. Rt. 4.) M. 3.

Weder, Georg, *Drei Erzählungen.* Dresden und Leipzig, 1901. Pieson. (263 S. 8.) M. 2, 50.

Wesrlit, Adolf, *Humoristische Geschichten aus Wien.* Wien, 1901. Wehrlich. (191 S. 8.) M. 2.

Wannberg, A., *Kleine Erzählungen und Skizzen.* Wien, 1902. Koenig. (221 S. 8.) M. 2, 50.

Wosner, Karl, *Ein Brandritter und andere Erzählungen.* Dresden und Leipzig, 1902. Pieson. (204 S. 8.) M. 2.

Wohlschlag, Theodor, *Hinter dem Ordeant.* Träumereien. In Bildern von Jg. Glatjen. Berlin, Fischer u. Franke. (67 S. 4.)

Die Kunst der Novelle zählt bei uns nicht viele Vertreter, und ebenso wenig ist die Zahl der guten Erzähler bei uns groß, so groß auch die Zahl der Novellen- und Erzählungen-Bände ist, die auf den Büchermarkt geworfen werden. Das Gefühl für den besonderen Charakter der Novelle ist abgestorben. Man schreibt flüchtige Feuilletons, die oft sogar erst in den Zeitungen und Zeitschriften, hier und dorthin verstreut, erscheinen und dann ziemlich wohllos in ein Buch zusammengefaßt werden. Das Buch wird dann in der Regel ganz sinnlos nach der ersten Novelle benannt, ohne daß die Verfasser daran denken, daß jedes Buch eine Einheit sein soll. Stil- und Formgefühl mangeln ja überhaupt der Literatur unserer Tage in auffallender Weise, stark sind wir Deutschen freilich nie in diesen Dingen gewesen.

Von den oben aufgezahlten Bänden müssen die zwei erstgenannten von vornherein ausscheiden. Sie sind beide die Arbeiten von Dilettanten, die keine Möglichkeit einer irgendwie fruchtbaren Kritik zulassen. Das Grünauische ist, daß sich für beratige Schreibereien Verleger in Deutschland finden. Die Triniusche Sammlung ist sogar noch besonders gut ausgestattet und in einem hervorragenden Berliner Verlage erschienen, während der Verleger von Georg Weder bekannt für seine Maßlosigkeit ist.

Auch Adolf Wesrlits „Humoristische Geschichten aus Wien“ bieten dem Kritiker nur wenig Anlaß zu einer Betrachtung, die für den Leser oder für den Verf. von einigem positiven Werte wäre. Höchstens ist Wesrlit als Typ des jungen Wiener Cafehaus-Literatentums von einem gewissen Interesse. Diese jungen Leute (ich bin wenigstens überzeugt, daß Wesrlit recht jung ist) glauben humoristisch zu sein, wenn sie möglichst viel Selbstironie zur Schau tragen. Für diese Art ist ein Anfang, wie der folgende, charakteristisch, wobei noch besonders auf die Abfälle zu achten ist. Wesrlit beginnt also seine Geschichte „Eine herrliche Mondnacht“ wie folgt:

„Das ist eine Geschichte.

Was ist denn eigentlich eine Geschichte?

Eine Geschichte ist das, was man erzählt. Meine Geschichte kann ich aber gar nicht erzählen, ich kann sie nur andeuten, sehr discreet, sagen wir, heimlich andeuten. Ich beginne also anzudeuten! x. x.“

So geht es denn weiter, und dieser Ton, den man sich ja ausnahmsweise und von einer bestimmten Persönlichkeit, wie etwa Peter Altenberg oder Franz Beckenhof, einmal gefallen lassen konnte, kehrt immer wieder, in Wesrlits Buche wie — in denen anderer Jung-Wiener. Kraft, fast und wiplos, — das ist die Marke von Jung-Wien! Ab und zu streut man dann ein Nietzsche-Zitat ein, und so befundet man, daß man ein Großer ist und ein Recht hat, diese elende Philistertwelt zu ironisieren.

Ernsthafter zu nehmen sind zwei andere Wiener. Da ist zunächst die unglückliche Frau Baumberg, die sich kürzlich, müde gerieben durch ein verfehltes Leben und unter dem unmittelbaren Eindruck eines Mißerfolges ihrer letzten Bühnenläufe, in Wien erschossen hat. Ihre „Kleinen Erzählungen und Skizzen“\*) zeigen die halben Jüge, die man aus ihren Dramen kennt: eine bei einer Frau erstaunliche Fähigkeit, die Umwelt bis in die kleinsten Ecken und Winkel scharf zu beobachten und das Beobachtete mit verlässlicher Lebenstreue wiederzugeben. Aber wie so oft bei einer derartigen Begabung fehlt der Blick für das Wesentliche, die Fähigkeit den Stoff zu formen, die Massen zu gruppieren, zu komponieren, d. h. leider: das eigentlich künstlerische. Für diese Naturen hat jedes Ding, jedes Wort, jede Regung der Seele denselben Wert. Sie sehen nicht frei über ihrem Stoff und haben nur den Ehrgeiz, ein möglichst naturgetreues Bild zu geben. Sie haben auch gewöhnlich ein feines Ohr für den Dialekt (man denke an Richard Breidenbruder); so auch Frau Baumberg, die in der ersten Erzählung ihres Buches erstaunlich feine Proben dieses Könnens giebt. Sobald sie dann aber dazu übergeht hochdeutsch zu schreiben, wird sie unsicher oder geschraubt, wie ein Landmann, der in einen großstädtischen Salon tritt. . . Mit tiefer Wehmut wird man jetzt, da die arme Frau ihr Schicksal so traurig zu Ende geführt hat, die zweite Novoz-Erzählung des Bandes lesen, die ganz wie die Geschichte ihres eigenen Lebens klingt. Und der Ton einer tiefen Betrachtung der egoistischen, kleinlich-hartherzigen Mitmenschen, der fast aus allen Erzählungen spricht, gewinnt einen ganz besonderen, ergreifenden Klang, nun man weiß, wie tief düstere Erfahrungen ihr diese Beurteilung der Menschen ins Herz gegraben hatten.

Karl Rosner zeigt sich in seinem Bande „Ein Brandstifter und andere Erzählungen“ als ein gelehriger Schüler Maupassants. Die Erzählungen sind sorgfältig durchgearbeitet und geben fast jede in engem Rahmen ein Stück Menschenleben. Der Stoffreichtum ist nicht klein, und man darf die Lebenskenntnis Rosners bewundern. Eine besondere Vorliebe hat er für das Schauerliche und für physiologische Rätsel, wie besonders die erste und die letzte Novelle des Bandes beweisen. Er hat eine gefährliche Virtuosität in den verschiedensten Stilarten, wofür die Erzählung „Der gefangene Preuße“, eine graufige Episode aus dem 70er Kriege, ein glänzender Beweis ist. Am meisten wirkt die kleine Skizze „Ich bin die Liebe“. Aber bei aller Anerkennung des technischen Könnens muß man doch bekennen, daß man nicht recht warm wird, weil man den Eindruck nicht los wird, etwas aus zweiter Hand zu erhalten.

Die kleine Sammlung „Träumereien“ von Theodor Wollbehr ist ein feines, gedankenvolles Buch, das aber mehr auf den Verstand als auf das Gemüt wirkt. Wollbehr gibt in der Form von Himmel- und Hölle-Legenden manche feine Satire, und man hört ihm gern zu. Wo er aber mehr bieten will, sei es, daß er das große Problem der Mutterliebe in Angriff nimmt, sei es, daß er die Judasgestalt menschlich zu begreifen sucht, da werden wir das Gefühl des mühsamen Schaffens nicht los und meinen, er bemege sich nicht auf eigenem Boden. Am besten wirken die drei ersten Märchenträume. Franz Staffan hat sehr charakterliche, bei aller Einfachheit ausdrucksvolle und reiche Federzeichnungen beigezeichnet, und die Verleger haben das Buch mit erlebnissem Geschmacke ausgestattet.

Gustav Zieler.

\*) Nach der in voriger Nummer von anderer Seite gegebenen kurzen Charakteristik sei es gestattet noch einmal auf dies Buch zurückzukommen.

## Epos.

Saar, Ferdinand v., Hermann und Dorothea. Ein Idyll in fünf Gesängen. Rastatt, 1902. Weis. (86 S. 8.) M. 1, 50.

Birnbaum, Georg, Walther Krufe, Vom Traume zum Glück. Ein lyrisch-episches Gedicht in vier Idyllen. Dresden, 1901. Pfeiffer. (71 S. 8.)

Zwehl, Hans Fritz v., König Waldurs Liebe. Berlin, 1901. Barth. (64 S. 8.) Weh. M. 2.

Wittenbauer, Ferdinand, Die Häbscherin und ihr Gärtlein. Wien, 1902. Koenig. (138 S. 8.) M. 1, 80.

Gundenhause, Pauline Gräfin, Ein Waldesberg. Poetische Erzählung. Habersohn, 1902. Schönberg. (124 S. 8.) M. 2, 20.

Sensberg, Mathilde Gräfin, Gabriel von Herrensburg. Eine epische Dichtung in 14 Gesängen. Göt., 1902. (115 S. 8.) M. 3.

„Hermann und Dorothea“ von Ferdinand v. Saar führt uns mitten hinein in die bürgerliche Bewegung Oesterreichs und zwar in ein mächtiges Dorf, wo

Jetzt das slavische Wort, verachtet ist das Deutsche, und wer sich  
Seiner noch immer bedient, der wird als Fremdling betrachtet.  
Jetzt der eifrige Geizh. der einst den Vater verdrängte,  
Ist noch immer das Haupt der Gemeinde, er führt sie am Bügel  
Und so hat er die Macht und wird zu Schaden bereit sein.

Dieses Idyll Tochter hat Hermann, ein deutscher Bauernsohn, geliebt, aber von ihr gelassen, weil sie Geizhin war, und ist in die Fremde gegangen. Kummervoll er zur Mutter zurück, um reich an Lebenserfahrungen die Bewirtung des väterlichen Gutes anzutreten. Bei einem Feste des deutschen Schulvereins lernt er eine deutsche Lehrerin kennen, die hierbei Goethes „Hermann und Dorothea“ vorträgt. Er gewinnt sie lieb und führt zuletzt glücklich diese Dorothea seiner Mutter als Braut zu. Das Gedicht schließt mit den Worten der Braut:

Erst sind die Zeiten. Sie können den Deutschen in slavischen Landen  
Unheil bringen. Auch dem Befestigten drohen Gefahren.  
Zwar entsetzter sind, doch rufen sie näher und näher.  
Aber das schlimmste besteht ein Paar, in Liebe vereint,  
Weil es, gefestigt in sich, jedweden äußeren Sturm trotzt.  
So sei unter Band, und der ihn deusam gesamt,  
Der zum Embel ihm ward; aus färbet letzte durchs Leben  
Und der herrliche Sang von Hermann und Dorothea.

Goethes herrlicher Sang hat in der That dieses Idyllite und doch bedeutsame und ans Herz gehende Epos gefeignet, und der Dichter darf nicht fürchten, daß die Erinnerung an Goethes Gedicht seinem Epos Schaden bringe. Es ist in manchem Betracht ein würdiges Seitenstück zu jenem; ein bißchen etwas Unmodernes muß man freilich mitbringen, will man den rechten Genuß haben, bei Saar nicht minder wie bei Goethe. Die Hexameter sind vortrefflich.

Recht schlecht dagegen sind die Hexameter Georg Birnbaums im „Walther Krufe“, und durchaus auf der Höhe der Form steht auch der Inhalt und der dichterische Wert. Der Verfasser könnte ein unreifer Gymnasiast oder ein dilettantischer Frauenszimmer sein.

Ein Märchenepos ist „König Waldurs Liebe“ von Hans Fritz v. Zwehl. Der göttliche Meerkönig Waldur lernt auf einer Fahrt über die Erde die Liebe kennen; aber er weiß, sobald er die Lippe eines Erdmädchens küßt, verliert sein Schuppelgestirn von seiner Seite und er wird menschlich. Dieser Zwiespalt ist aber nicht so recht psychologisch ausgelegt, und wir kommen dem Seeprinzen nicht eigentlich nahe, eben so wenig wie der Erdentochter, die all zu wenig Individualität hat. Härter poetischer Duft schwebt über dem Epos, das ist richtig; aber eigentlich müßte poetischer Duft nicht bloß über einer Dichtung schweben, sondern sie müßte selbst ganz Poesie sein.

Ebenfalls ins Reich des Phantastischen, aber mit viel größerer dichterischer Kraft führt uns Ferdinand Wittenbauer. „Die Hübsherin und ihr Gärtlein“ ist eine Art Märchenelision. Die Hübsherin läßt alle, die sich einst ihrer Kunst erfreuten, aus den Gräbern auferstehen und ihre Bekennnisse ablegen, und die zwei Männer, die am folgenreichsten in ihr Lebensschicksal eingegriffen und verschuldet haben, daß sie Dirne wurde, ihr Geliebter und ihr Mann, dem sie entlaufen, sind Zeugen davon. Das nicht gerade moralische Thema ist eben durch die phantastische Darstellung und die Rückverlegung in das Mittelalter sowie durch die ganze Art der Behandlung und die ethisch und ästhetisch seine Höhe weniger abstoßend als die kurze Inhaltsangabe vermuten läßt und etwas Besseres als die gewöhnlichen mittelalterlichen Minnesänge, jedenfalls viel Lebenswahrer, als jene zu sein pflegen. Das übliche lyrische Intermezzo ist hier durch flotte, farbenechte Landsknechtlieder ersetzt.

Ein richtiger Minnesang ist „Ein Babenberger“ von Gräfin Coudenhove. Er erzählt, wie Heinrich von Babenberg im Jahre 1147 die Tochter des griechischen Kaisers zur Braut gewinnt, der er sich verlobt hat, ohne sie zu kennen, und die ihm nun der Zufall unerkannt in den Weg führt. Daneben her geht die Minne des Ritters Wolfgang zu der tugendhaften, in ihn verliebten Jungfrau Jutta, welche gleich im Anfang des Sanges sagt:

„In Frankreich war sein Herz bestiet,  
Er ließ sich dort betrauen  
Um seinen Ritterglauben  
An Welt und an die Frau.

Den Weib verrietet Abälard,  
Den Herz in Weib, das treulos war.  
Sitt ihn die Braut verlassen,  
Will er uns alle haßen.  
Und wir? Weß haß nicht haß?  
Ach Welt, wie wunder schön er singt!“

Natürlich kriegen sich noch etlichen Irrungen auch diese Zwei, und die ganze, herzlich uninteressante, in höchst gewöhnliche Verse gebrachte Geschichte ist zu Ende.

Etwas mehr Interesse vermag uns Gräfin Stubenberg mit „Gabriel von Herrensburg“ einzufloßen. Hier beherzigt wenigstens ein Gedanke die Dichtung: der nämlich, daß die Sünden der Jugend geläutert werden können durch Entsagung, durch reiche Unterstützung eines Klosters, Capellenbau und dergleichen. Der junge Gabriel ist ein dem Tode abgerungenes Kind, das in Laifer und Sünden verfaßt und sogar Watermord verübt; dafür ist sein Leben eine einzige Buße, und selbst zehn Jahre schweren Kerkers nimmt er ungeschuldig auf sich, um zu büßen. Leider ist die dichterische Begabung der Verfasserin ihrem Stoffe in keiner Weise gewachsen. Der erste Gesang ist noch einigermaßen dichterisch; aber damit scheint die Verfasserin ihre ganze Kraft erschöpft zu haben. Fast alles übrige ist Prosa, die in schlechte Verse umgesetzt ist, und oft wirken die Verse in ihrer häßlich-jüngerischen Art unfreiwillig komisch. Es klingt doch schon an Bußische Muster an, wenn wir lesen:

Völlig rüchig- und gettergeßes  
Wie dem bösen Weib beßen.  
War der lasterhaft Entbrannte,  
Und wohin er je sich wandte,  
Händel gab's und Streit.  
Es verspielte Gabriel  
Bei den Karten seine Seel',  
Wußte in vertrauten Schenkten  
Sein Gewissen zu erlösen  
Zu in Bußbarkeit

und so weiter seitentlang!

Wenn man nicht dichten kann, sollte man es eigentlich auch nicht dichten lassen.

Richard Weitbrecht.

## Lyrik.

Hagen, Otfried, *Scherg- und Rinneweisen eines Spielmanns*. Berlin, 1902. Balthar. (79 S. Gr. 8.) M. 1, 50.

Arnab, Richard, *Rauerblümchen*. Gedichte. Dresden, 1901. Pflersin. (96 S. Gr. 8.)

Reag, Leo, *Sonnamira*. Dresden, 1902. Reisinger. (VII, 124 S. Gr. 8.) M. 2.

Duffon, Paul, *Gedichte*. Mit Titelbild. Dresden, 1901. Pflersin. (VIII, 114 S. Gr. 8.) M. 2.

Strasburger, Gagn Hugo, *Lieder für Kinderherzen*. Mit Bildern von Graf Viernern. 2. verm. Aufl. Berlin. Hofmann u. Co. (36 S. 4.) Geb. M. 3, 20.

Aus keinem der genannten Bücher spricht ein originelles Talent in seiner Sprache stark und mächtig zu uns. Strasburgers Kinderlieder wollen freilich von einem anderen Gesichtspunkte aus beurteilt werden. Ein rechter Minnesänger von der Art der Altbavieren, ein wahrer Dilettant und Anempfinder ist Otfried Hagen. In seinem Buchlein wimmelt es von solchen Trivialitäten, spottbilligen Pointen und sentimentalen altdonnen Phrasen. Es ist wirklich eine Qual, derartige Gedichte zu lesen. Nicht anders ist es mit Richard Arnab. Schon der Titel verspricht die harmloseste Langeweile. Es sind aber wenigstens keine Spielmannsweisen. Dann und wann findet man wenigstens eine wirkliche Naturstimmung. Den Standpunkt dieser Dichter charakterisiert folgender Witz:

### Frühlingsidyll.

Ueber weißen Birkenstämmen  
Singt und flüster teils der Süd,  
Aus den kaum erschlossnen Blättern  
Klingt des Frühlings erstes Lied.

Böglein flattern aus den Zweigen  
In ihr lustiges Revier, —  
Unter weichen Anemonen  
Fliegt ein — Butterdroschepier.

Ein frisches, natürliches, aber wenig eigenartiges und noch wenig künstlerisch geschultes Empfinden spricht aus den Gedichten des nicht unbegabten Leo Reag. Freilich auch hier muß man sich durch einen Wust dbeßer Prosaismen, geschmackloser Wipzelen und recht ehrlich bekannter und oft recht unerquicklicher erotischer Bekennnisse, die im flotten burlesken Ton vorgetragen werden, durcharbeiten, ehe man auf ein wirkliches Gedicht stößt. Dann aber erfreut uns der natürlich poetische, frische, flotte Ton desselben um so mehr. Das Gedicht: „Diebesjournernacht“ z. B. kann sich in besser Gesellschaft sehen lassen. Stark und schön empfunden und im Vortrage kräftig wirkungsvoll ist das Gedicht: „Das Ewig-Männliche“. Aber ich beweise es, ob wir von einem Dichter etwas ernstlich zu hoffen haben, der den Titel seines Buches frisch und freimütig folgendermaßen erklärt:

Sonnamira heißt die Muse mein,  
Weil sie sonnig ist und mir gehört.

Das ist eine der prächtigsten Idiosynkrasien, die mir jemals bekannt geworden sind.

Stimmungsvolle und ein paar interessante barocke lyrische Studien, die etwas versprechen, findet man in den Gedichten Paul Duffons, wie z. B. die „Wifion mit Rusif“ (nach Saint-Saëns, danse macabre):

Es keh'n vor der Thüre drei dürre Weselen.  
Ohne Haut und Haare, ohne Haß und Lippen.  
Der siebelt, der klappert mit Gashampetten,  
Der Dritte köpfelt auf seinen Rippen.

In den Augenhöhlen glimmert es grünlich,  
Es glühtern und flieren die armen Lumpen.

— Kommt näher und spielt mit la danse macabre  
Und dann noch zum Schluß die geliebte Babane.

Da niden sie eifrig und schlentern die Arme,  
Und spielen die Stücke, wie ich es gebeten.  
So weinend und eigen vergilten die Weisen,  
Mit allerlei felsamen Scherzeln und Rezen.

— Ein Schnapschen? — Cigarren? — Sie danken verehrlich,  
Und knizen und grinsen; — Puffsch — Puffsch —! — Schen ver-  
schwanden —!

Beebt mich bald wieder, ihr schnurrigen Käuze,  
Ich habe ja manchmal so traurige Stunden!

Hervorgeben will ich auch die beiden tief empfundenen zarten Gedichte, die der Verf. der verstorbenen Mutter gewidmet hat: „Allerfeiertag“ und „23. December 1899“. Ueberhaupt hat man hier stets den Eindruck, als seien die Gedichte aus wirklichen Erlebnissen hervorgegangen. Sie sind psychologisch und künstlerisch freilich oft nicht interessant; aber eine Wärme des Gefühls überstrahlt selbst Nichtigkeiten, sodaß man, wenn man auch jene eigenartigen Ansätze berücksichtigt, diesem Dichter nicht hoffnungslos gegenübersteht. Er mag sich zur Selbsttucht binden und wird ein nächstes Mal eine kleinere aber bessere Auswahl ausbessern.

Strasburgers Kinderlieder endlich möchte ich den besseren Werken dieser Art, die uns die Gegenwart geschenkt hat, beizählen. Freilich Robert Reinick und andere ältere Meister bleiben scheinbar unerreichbare Vorbilder. Aber aus eignen Beobachtungen weiß ich, daß Strasburgers Lieder das Kinderherz erfreuen, daß Kinder sie leicht verstanden und bald auswendig herzusagen konnten. Die ganze naive Mythologie und Märchenpoesie des deutschen Kinderliedes lebt ja auch in diesen lebenswürdigen Versen. Die Tiere und die Blumen sprechen, die Gänse und Käfer haben menschliche, kindliche Verstand. Alles wird in einer schlichten, oft wie improvisiert klingenden, oft märchenhaft bunten leichtfaßlichen Form erzählt und mag so kindliches Fühlen ergehen und bilden und kindliche Phantasie in schöner, erzieherlicher Weise befruchten. Ernst Liebermann hat zu jedem Gedicht klare, der Phantasie des Kindes entsprechende Zeichnungen geliefert, die nach meinem Empfinden und meinen Erfahrungen der Kindesseele mehr sagen, mehr Freude bereiten, als die bunten wie mit breitem Pinsel hingestrichenen Bilder, die man jetzt so häufig in Kinderbüchern sieht.

Hans Benzmann.

## Verschiedenes.

Schwann, Mathias, Viede. Mit Buchschmuck von Fritz Schumacher. Leipzig, 1901. Diederichs. (299 S. Gr. 8.) M 5; geb. M 6.

„Mit den Augen des Lebens will ich ein Stück Leben betrachten. Auf und nieder fährt der Berg, und wer mit folgen will, rüste sich zu tüchtigem Marische“, so fängt der Verf. sein merkwürdiges Buch an. Tarnach erwartet man etwa eine spannende Novelle; aber nur zu bald wird man gewahrt, daß uns der Verf. von einer geistreichen Plauderei zur andern führt. Es sind meistens unzusammenhängende Gespräche, Erlebnisse, Betrachtungen u. dgl. mit einzelnen, oft sonderbaren Ueberlegungen. So reißt er einmal ein Blatt von seinem Kalender und findet auf der Rückseite eine Bemerkung, die ihm forscheln muß, ein anderes Mal begegnet er in der Stadt einer Dame, die ihm erklärt, schon drei Tage in der Stadt herumzulaufen, um ein passendes Band zu ihrem Hute zu suchen. Solche epische Zuthaten

sollten das Ganze schmochhafter machen, in Wirklichkeit waren sie aber infolten verhängnisvoll, als sie ihn zu Weitschweifigkeiten verleiteten. Der Verf. hat seine Phantasie nicht in der Gewalt, äppig wuchert und spricht hier alles, und so möchten wir dem Ganzen als Motto eines seiner eigenen Bekenntnisse geben: „Heiß und heißer brannte die Sonne. Weibchen und Erinnerungen und Reflexionen kostete sie in meinem Schädel, daß es wild durcheinander brodelte“ (S. 234). Was der Verf. eigentlich mit seinem Buche wollte, ist schwer zu sagen. Am meisten befriedigt er uns, wenn er von der Liebe im übertragenen Sinne spricht. Hier wird er auch satirisch, und das Buch enthält manches treffende Wort über Bildung und Kunst. Für die übrigen Ausführungen besitzt Ref. wie er gesehen muß, nicht bündig das richtige Verständnis, so z. B. wenn es heißt: „Die Auflösung der lächerlichen Zufälligkeit, die man heute Ehe nennt, ist die Notwendigkeit der Zeit“ (S. 55).

Jungbrunnen (Ein Schatzkammer deutscher Kunst und Dichtung. Bds. 13. 15. 17—19. Berlin, 1900/01. Fischer und Franke. 48, 36, 50, 38, 40 S. 8.) Einzlic. Preis für 12 Bände je M 1.

Zu den bisherigen Bändchen des nur zu empfindlichen „Jungbrunnen“ sind wieder einige neue hinzugekommen, von denen „die Veder der Minnesänger“ (13) wegen ihres Inhalts, die „Goldene Zeit, der Liebe Lust und Leid in Viedern“ (17) wegen ihrer prächtigen Viedermännchen Zeichnungen hervorzuheben sind. Für Kindergelesene eignen sich Bds. 15, 18 und 19, die einige prächtige Märchen von Grimm und Müllers bringen. Es gilt das hervorgehoben zu werden, da nicht alle Bändchen gerade für Kinder zugeschnitten sind, besonders nicht in den Illustrationen. H. A. K.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3890, 91.

Cont.: (3890). The mastery of Pacific. — English book collectors. — Trinity College, Dublin. — The making of Belgium. — Books on Dante. — Scottish history and Spanish documents; the astrology of Chaucer; Naval efficiency; „the calendar of Shepherds“; anthropological inaccuracy; the Fountain library. — Britain and the british seas. — Books on artists; Mr. Conder's fans; Isouit in Dublin. „The finding of Nancy.“ — (3891). Murray's Byron. — Cervantes's exemplary novellas translated. — Biography of William Black. — The life of Thomas Cromwell. — A modern critic of literature. — Theological literature. — African philology. — Bret Harle; nor „Bam“ nor „Bite“; Hobson's choice. — Anthropological notes. — Notes from Athens. — The Oxford history of music; opera at Covent garden. — Shakespeareana; Gossip etc.

The international monthly. A magazine of contemporary thought. Vol. V. No. 5.

Cont.: W. P. Trent, the question of „greatness in literature.“ — Paul Arndt, german in international commerce. — R. B. Richardson, the riots in Athens. — A. Forel, the social life of ants. — A. T. Mahan, motives to imperial federation. — M. Paléologue, some aspects of Rome in the middle ages. — Fläke, the matter of the play. — J. B. Bishop, Cecil Rhodes and his will.

Schweizerische Rundschau. Red.: H. Oeller, E. Dutet, Hans v. Matt. 2. Jahrg. Heft 1.

Inh.: H. Oeller, Caroux. — Hans Hilt, altes und neues Recht. — R. F. Gieseler, Ethik und Dilemma; 3. Der Fall Ehrhard. — H. v. Matt, Jules Verne's Bücherei über deutsche Dichter. — R. Dutet, Löwenbrunner und von Fläke.

Roth und Süd. Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Einbau. 26. Jahrg. Mai.

Inh.: Paul Einbau, Timon, der Menschenhafter. Entree bei Lucian. — Bruno Gebhardt, Biomad im Ausland. Ein Beitrag

zur Dichtungs-Literatur. (Schl.) — Maria Jantschke, Pfingstsonne. (Schl.) — F. Philipp, das große Licht. Schauspiel in 4 Aufzügen. — F. Zer, Wilhelm Meyer-Hörner. — J. Müller, das Kätzchen des Lebens. — A. Walder, der moderne Franzos und Aimerich. — Gropfberg Friedrich von Baden. 1852—1902.

**Ostereichische Monatschrift** für den Orient. Red. von A. von Kersch. 88. Jahrg. Nr. 4.

Inh.: Japanische Handelsgeschichte — Die „gelbe Gefahr“. — Die Babad-Verträge im Vergleich. — Das Eisenbahnen-Japan von 1869—1900. — Einwanderung und Colonisation in Brasilien. — Der Handel Saisons.

**Weyermann's Monat. deutsche Monatshefte.** Red.: Ad. Glafer u. F. Düfel. 46. Jahrg. Juni. Nr. 649.

Inh.: Jule Grapan-Konstantin, Arbeit mein Opium. (Fortf.) — A. Krummacker, die Stimmung in der Kaiserl. — G. Weyder, die neueste französische Poetik. — F. v. Hippel, ich bin eine Blume. — Fritz Gies, das alte Kind. — W. Kirchbach, das Pergamon-Museum. — G. H. Erdmann, die Hamburg-Amerika-Linie. In Hamburg. — Th. Jansen, der Jaster im Ritzte der neuen Naturwissenschaft.

**Deutsche Monatschrift** für das gesamte Leben der Gegenwart. Hrsg. von Jul. Lehmann. 1. Jahrg. 9. Heft.

Inh.: B. Schütz-Gembit, „Im finsternen Thal“. Eine Geschichte von der Irene. (Fortf.) — J. Reinte, der reiche Mann. — K. König, die neue religiöse Bewegung in unserer Volk. — Stellen aus Gunders „Wahrheitsgehalt der Religion“. — A. Koch, Wilhelm Raabe und das deutsche Gemüt. — F. Samajia, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn. — G. Brunner, die Wienerische Pöbel und die Hohenhausen. — W. G. Was kann Nordamerika im Falle eines Krieges mit einer europäischen Macht leisten? — Fritz Eisenhart, vom Glorien. Märker in die Stadt. — C. Binsh, wie ich Kaiser Wilhelm's-Band erwarb. 1.

**Die Insel.** Hrsg. v. D. J. Bierbaum. 3. Jahrg. 7/8. Heft.

Inh.: R. Daubenberg, Heulau. — M. Strinberg, Herrn Bengis Wahn. — W. Whitman, Othobalm. — A. Keller, die Woge. — F. Viel, Dettio Kawasami. — W. Daubenberg, Giesfeld. — F. Ensh, Herr Komrad. — Hubert Weardtke, unter dem Fögel. — Gebichte. — A. Weichberger, mein Hund und Maria Wriob. — W. Daubenberg, die Frau von Thule. — F. Verjsscht, Hofsaal.

**Die Schweiz.** Red.: Otto Wajer. 6. Jahrg. 6. Heft.

Inh.: A. Schapite, Bern. Studie. — R. Bühler, das neue Schweizerische Bundeshaus. — E. v. Jenzau, im Arel. Roman. (Fortf.) — F. v. Arel, unter Doren und Briten. (Fortf.) — G. Pöbeler, prophetische Träume. — Der deutsche Stempel im Gletschergarten von Luzern. — G. Zehnder, Martin Dittli. Ein Oberstleutnant zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (28. Mai 1902). — Gebichte.

**Monatsblätter für deutsche Literatur.** Hrsg. von Albert Wagnert. 6. Jahrg. 8. Heft.

Inh.: Gebichte. — Eula v. Strauß-Lornek, Waffen des Todes. — Aug. Wänjcher, die Poesie des Todes im deutschen Soldatenliede. (Schl.) — Jaspert, Baurenlied. Drama in 3 Aufzügen von Julius Roth. — Th. Stromberger, aus der dramatischen Literatur.

**Internationale Literaturberichte.** Hrsg. v. Walter Hieber. 7. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: A. Kraus, die Quellen der Strömpfgerichten „Götter“. — Ad. Brigger, Epische, Dramatische und Gemischte. — Ferd. Bruner, neue literaturwissenschaftliche Werte.

**Die Gesellschaft.** Halbmonatschrift. Hrsg. von Arthur Seidl. 18. Jahrg. 10. Heft.

Inh.: W. Rühl, der Streit Nationalitäten. — G. Mendel, René Schickel. — G. Gläfer, ein klassisches Drama. — Defi. 50 Antworten. — G. Etzler, zwei Dichtungen. — Th. Pohlen, die Streitfrage. — A. Prödel, über das klassische Dramatrama.

**Deutsche Dichtung.** Hrsgbr.: K. G. Franjos. 32. Bd. Heft 6. Aus d. Inh.: K. G. Franjos, heimlich seine und Gabriel Rießer. Mit einem Briefe Feinck.

**Das freie Wort.** Red.: Max Henning. 2. Jahrg. Nr. 5. Inh.: Die Würde des Kaufmanns. — B. Freder, die neueste wirtschaftliche und sociale Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika. — F. Tännies, Heftigkeit Religionsphilosophie. 3. Teil. — G. Gieseler, die christliche Eitlichkeit und die ultimantenne Moral. 2.

**Die Zukunft.** Hrsg. von M. Erdem. 10. Jahrg. Nr. 34/35. Inh.: (34.) Der König von Spanien. — B. v. Scholl, Meiner. — J. Wittling, Kriegskolonien. — A. Zentfich, moderne Katholizismus. — Julius, Zingher. — (35.) Vereinigung. — G. Gieseler, die große Kunstausstellung. — G. Engel, Deutsche, Die-liche, Dasliche. — G. Dinswald, in der Arbeitsetonomie.

**Reclam's Universum.** Uebf-Red.: G. Pechau. 18. Jahrg. Heft 38/39.

Inh.: (38/39.) A. H. Leitner, Eisenbahnstrife. (Fortf.) — Jarno Jessen, moderne englische Porträtmalerie. — (38.) F. Wudor, moderner Haar Schmuck. — F. Juhl, die Frechdauerei. — (39.) A. Winkhofer, die deutsche Touristin. — B. Kallfcher, mehrwärtige Tiergeschichten.

**Bühne und Welt.** Hrsg. v. G. v. G. Gieseler. Schriftl.: F. Stümde. 4. Jahrg. Nr. 16.

Inh.: G. Stümde, die Berliner Meisterpiele 1902. 1. — A. Kohlrusch, der Prinz von Fomburg und Schreiberin. (Schl.) — J. v. Werber, über Entdeckung und Entwicklung von Bühnentalenten. — F. Wilderone, über Theaterbrände und die Mittel und Wege ihrer Verhütung. — G. Stümde, von den Berliner Theatern 1901/1902. 15.

**Documente der Frauen.** Hrsg. v. Marie Lang. 7. Band. Nr. 4.

Inh.: F. v. Rüben, Männer und Frauen. — T. Kellen, schriftstellernde Frauen. — A. Wiefel, das Weib und der Intellektualismus.

**Militär-Wochenblatt.** Red.: v. Grobel. 87. Jahrg. Nr. 44/48.

Inh.: (44/48.) Personal-Veränderungen etc. — (44.) Mit dem Deutschen Heer von Tichau. (Fortf.) — (45.) Mit dem Deutschen Heer von der Schwabacherstr. für die Heilbarthl. — Die Remonte der Buren. — 100 Jahre der französischen Ehrentage. — (46.) Einige Gedanken über Reglements-Veränderungen. — (47.) Ueber Ziele des kriegerischen Studiums. — Das Weib bei Kriegszug am 20. Februar 1901. — Sanftenermassen der Heilbarthl. — (48.) Rein Echma im Infanterieangriff. — Neues vom französischen Heere. — Die diesjährigen Commemoranden der russischen Arme. — Beifzug zum Militär-Wochenblatt. Hrsg. von v. Grobel. 1902. 5. Heft.

Inh.: Die Entwicklung des Militär-Infanterieabtheilung der Weltte. — Graf Rilmann's, Herzog Eugen von Württemberg und der Jahrgang 1813. — Wolf, die Schlacht im Leuznberger Thale.

**Högem. Militär-Zeitung.** Red.: Bernia. 77. Jahrg. Nr. 21. Inh.: Der französische Erben der Ehrentage. Zu einem 100jähr. Jubiläum. — Spöbt, zur Verfertigung der Durchgehgebung.

**Nuova Antologia.** Riv. di lettere, scienze ed arti. Anno XXXVII. Fasc. 730.

Somm.: L. Capuana, parola di donna. — G. Cadolini, Garibaldi e l'aria della guerra. — B. Allason, saggi di letteratura tedesca contemporanea. — F. Salvatore, Verri. — E. v. Wildenbruch, in via. — C. del Luogo, la peste nel racconto dei Manzoni e la idea di un medico lombardo. — A. Chiappelli, problemi moderni. — B. (Giacca), ricordi di Costantinopoli. — G. Sighele, la „frase casca“ di Gabriele d'Annunzio. — D. Zanichelli, partiti a gruppi nel parlamento italiano. — R. Dalio Volta, il „tratt“ navale oceanico. — L. Lantini, del porto di Genova. — M. Ferraris, la crisi vicentina e Piemonte e la sua soluzione.

**Die Grenzboten.** Red.: J. Ottmann. 61. Jahrg. Nr. 21/22.

Inh.: (21.) D. Karmel, Großherzog Friedrich von Baden als deutscher Staatsmann. — J. Wauer, Epische. — A. G. Scherwin, zwei Wiener Kunstwerke. (Schl.) — F. Zoller, die Hauptausgabe bei Kallman und das Reich Müll. — Die überlebte vorläufige und englische Werke. — (22/23.) F. Wauer, (Weg Müll). Doctor Kallman und sein Freund. — (22.) A. Ocker, Wissenschaft in unserer heutigen Weltanschauung. — A. Hoff, der Führer der Christlich-Katholiken und Engländer. (Schl.) — Die Schwachbegabten aus der höheren Schulan. — D. G. Schmidt, feierliche Streifzüge. — G. v. G. Gieseler, und italienische Commemorative.

**Die Gegenwart.** Hrsg. von Rich. Korbhaufen. 61. Bd. Nr. 22.

Inh.: Elio Jenschauer, das Vertrieben der Frau in den Parlamenten. — A. Dreyer, Gedächtn. — St. Weib, Wriob und Wriob. Jubiläumfestung. — G. G. Priet, der Romm und die Weibel. — G. G. Gieseler, der Erbst.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 12.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarne. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig,  
Radenbastei 10.

Erscheint zweimal monatlich.

21. Juni 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Kram, R., Die vornehme Tochter. (188.)	Reun, H., Der Pfarrer von Willhausen. (191.)	Reuter, G., Frauenleben. (186.)
Nierbaum, J. C., Annemargreth u. die drei Junggesellen. Der Weiser-Ridel. (187.)	Rover, J., Heini v. Gelsicht. (192.)	Reiziger, F., Sonnenstein. (187.)
de Bois-Reymond, R., Die Hinte von San Marco. Fohler. (188.)	Roth, Th., Urtun in Zehn. (189.)	Sant, F., Jauernitz. (189.)
Tierlichsen, W., Othobelen. (194.)	Ubbinagl, G., Der Imperator. (190.)	Schmidt, W., Hölzschneider. I. 2. (187.)
Ueber-Eschenbach, W. u., Erzählungen. 3. I. (188.)	Wall, E. u., Götting. (191.)	Schmittbrenner, A., Neue Novellen. (186.)
Fräpau-Numan, J., Schere. (188.)	Wassabi, C., Die Erziehung Victor Gummels III. (192.)	Schulz, K., Die Götterwelt. (187.)
Griff, G., Das Verlobnis. (188.)	Wolff, J. F., Weisener. (183.)	Schudall, A., Jakob und Jakobus. (188.)
Griff, G., Schmidt. (191.)	Wolff, U., L'Albano. (188.)	Valsaroughi, U., Dolciaria. (191.)
Griff, G., Die. (186.)	Wrisall, H. u., Die Waldhain. (187.)	Vanni Murelli, F., Veechie Sagare. (185.)
	Die Tausendkinder. (187.)	Waldner, F., Der Putzmeister Franzl. (188.)
	Wolff, Z., Nörbtingen. (192.)	Waldner, G. v., Unter der Weiser. (186.)

Alle Bucherbindungen erdichten wie unter der Kontrolle der Zensur, d. H. (Einbander 18), alle Briefe unter der Aufsicht des Herausgebers (Reller Willkomm 20). Nur solche Briefe können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelesen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Erzählungen und Novellen.

**Wildenbruch, Ernst von, Unter der Weiser.** Eine Erzählung. Berlin, 1901. Grote. (184 S. Kl. 8.) Cart. M 2.

**Schmittbrenner, Adolf, Neue Novellen.** Leipzig, 1901. Cramon. (437 S. 8.) Geb. M 6.

**Weber, Leopold, Vincenz Haller.** Novelle. Strg. vom Kunstwart. München, 1902. Callwey. (78 S. 8.) M 1, 50.

**Nierbaum, Julius Otto, Annemargreth und die drei Junggesellen.** Eine Auktiverrichtichte. Der Weiser-Ridel. Eine Prosaform. Jegenbe aus Tirol. Leipzig, 1902. Insel-Verlag. (91 S. Kl. 8.) M 1, 50.

**Wrisall, Anton von, Die Waldhain.** Novelle. München, 1901. Langen. (109 S. Kl. 8.) M 1.

**Derf., Die Landfreicherin.** Oberösterreichische Erzählung. Leipzig, 1901. Müller-Ramm. (141 S. Kl. 8.) M 1.

**Schatt, Anton, Die Geyherhoben.** Erzählung aus dem Böhmerwald. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. Freiburg i. B., 1901. Herber. (206 S. Kl. 8.) M 2.

**Schmidt, Maximilian, Waldgeschichten.** 1. und 2. Teil. Bd. 15 und 16 der gef. Werte. Neudingen. 1901. Gashlin & Kalklin. (304 u. 272 S. 8.) Geb. a M 2, 25.

**Hofegger, Peter, Sonnenstein.** Leipzig, 1902. Schmidtman. (460 S. 8.) M 5.

**Waldner, Paul, Der Putzmeister Franzl.** Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Waldviertel. 2. Aufl. Graz, 1902. Moser. (281 S. 8.) M 3.

**Griff, G., Das Verlobnis.** Geschichte eines Knaben. Berlin, 1902. Hirsch. (199 S. 8.) M 2, 50.

**Kram, Kurt, Die vornehme Tochter.** Geschichte und Skizzen. Berlin, 1902. Gontane. (224 S. 8.) M 3.

**Reuter, Gabriele, Fraueneskizzen.** Novellen. 2. Aufl. Berlin, 1902. Hirsch. (260 S. 8.) M 3.

**Fräpau-Numan, Jse, Schere.** Novellen und Skizzen. Berlin, 1901. Oetel. (239 S. 8.) M 3.

**Ueber-Eschenbach, Marie von, Erzählungen (III. u. IV.).** Bd. 7 und 8 der gef. Schriften. Götting, 1901. (403 und 384 S. 8.) M 4.

**de Bois-Reymond, Rudo (E. Herber), Die Hinte von San Marco.** Berlin, 1901. Oetel. (395 S. 8.) M 4.

Beilage zu Nr. 23 des Lit. Centralbl. f. Deutschl. 185

**Schudall, A., Jakob und Jakobus.** Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Berlin, 1901. Kober (G. F. Spittler's Nachf.). (217 S. 8.) M 2.

Wildenbruch's Erzählung ist eine Novelle, Schmittbrenner's Novellen sind Erzählungen, Leopold Webers, Vincenz Haller ist keins von beiden, sondern ein fragmentarischer Roman; die beiden Geschichten Otto Julius Nierbaums endlich sind gar nichts, sondern einfach Unflin — in dieser lakonischen Art des Urteils könnte ich über die meisten dieser 17 Bänden eine These aufstellen, die (man mag sie für richtig oder falsch erklären) nach eingehender Diskussion jedenfalls zu dem Untersuchungsergebnis führen würde, daß nur wenige der aufgezählten Autoren das geschrieben haben, was sie schreiben wollten oder geschrieben zu haben wenigstens vorgaben. In der Kurzgeschichte von heuteutage, mag sie Studie, Skizze, Novelle, Novelle, Geschichte, Bild, Legende, Märchen oder anders genannt werden, herrscht eine solche Stil- und Begriffsverwirrung, daß man am besten thut, auf die Artbeziehungen gar nichts mehr zu geben und sich nur noch mit Form und Inhalt im einzelnen abzugeben. Daß Form und Inhalt bei jeder Dichtung in sehr feinen Beziehungen stehen müssen, weiß freilich der wahre Künstler heuteutage noch ebenso gut, wie er es zur Zeit Lessings gewußt hat; aber bei der gewaltigen Herde der Nichtkünstler, die im 2. Jahrtausend des Zeits am Fuße des Parnasses beglücklich weiden, würde jede mahnende Stimme ungehört verhallen. Also beschränke sich die Kritik auf das Notwendigste, und das ist nie und nimmermehr das Verdammen der Nichtkünstler, sondern stets das Hervorheben derer, die etwas können — sei es auch nur wenig. Ernst von Wildenbruch braucht nicht erst zu Ehren gebracht werden; alle Welt weiß, wie viel er konnte, wenn er wollte, und wie wenig er scheitern jetzt will. Seine vorliegende Erzählung beginnt wie eine mächtige Stimmungsnovelle, aber ihr Ende hat mich schwer enttäuscht.

Schmittbrenner's gewiß nicht großes, aber anmutiges Talent offenbart sich in den „Neuen Novellen“ viel tiefer als in seinem problematischeren Romanen „Leonie“, besonders das köstliche „Eberjamen“ und „Tilly in Widen“ sind ein paar Cabinetstücke historisierender Erzählungen.

186

faust, eigentlich historische Novellen sind es nämlich zum Glück nicht. Leopold Weber hat in seiner Selbstzange im „Kunstwart“ offenherzig zugegeben, daß er mit seinem „Vincenz Haller“ nicht recht getroffen hat, was er treffen wollte. Das kommt bei jedem ehrlich ringenden Künstler wohl einmal vor, ich erinnere nur an Gottfried Keller's ersten „Grünen Heinrich“, aber ebenfalls erscheint mir, daß gerade der „Kunstwart“, der doch sonst so vorzüglich in seiner Gunst zu sein scheint, auch das so deutlich den Stempel der Unfertigkeit trägt, mit seinem Namen bedt. Der „Vincenz Haller“ ist ein interessanter Versuch zu einem tiefgründigen Roman, dessen wichtige Entwicklungsstadien eben erzählt, aber noch längst nicht zu einem harmonischen Ganzen bearbeitet sind. Der talentvolle Verfasser des „Schloffer Peter“ ist, wie so viele junge heutige Dichter, über die moderne Stilmannier noch nicht hinausgekommen. Ueber Otto Julius Bierbaum's Buchreiserien mich zu verbreiten, halte ich für überflüssig. Ich erinnere mich vor vielen Jahren in unserer Bierzeitung ähnliche Sachen gelesen und aber sie herzlich gelacht zu haben. Ueber Otto Julius B. habe ich nicht mehr lachen können, sondern nur noch mit dem Achseln gezuckt. Tempora mutantur. Von den beiden persiflischen Erzählungen, die zur Durchschüttel-Unterhaltungsliteratur gerechnet werden müssen, ist die zweite, „die Landstreicherin“, die bei weitem wertvollere, wertvoll ist sie freilich darum noch längst nicht. Dasselbe gilt von Schott's „Geyerbabu“, während in den „Waldfischchen“ Maximilian Schmidt's manche launige und frische Geschilderungen zu finden ist, die auch Anspruch darauf haben, des öfteren gelesen zu werden, so vor anderen die „Christkindlingerin“.

Peter Mosegger ist, gerade wie der Verfasser wissen es leider am besten, längst nicht mehr der Alte. Seine letzten Veröffentlichungen, meist Sammlungen von allerlei Kleinigkeiten, sind sehr unterschiedlich in ihrem Wert. Nur zu oft mangelt es darin an dem tiefgründigen Ernst einer echt künstlerischen Arbeit, die mit starrer Selbstsucht und Selbstkritik gepart sein muß. Es geht dem Dichter ähnlich wie Tolstoi, das brave, für das Volk und sein Elend allzuwarm empfindende Herz geht mit dem Verstande und dem Geschmack durch; hier der Lehrer, dort der Prophet haben den Künstler verdrängt. Dennoch steht Mosegger in seinen „Sonnenschein“-Geschichten immer noch weit über den ebengenannten Schriftstellern, auch Maximilian Schmidt nicht ausgenommen, schon weil er nicht nur ein seltener Dichter, sondern auch ein ganz einzigartiger Mensch ist. Verschiden und doch stolz schreibt er im Vorwort und kann es mit vollem Recht schreiben: „Oft empfinde ich die Unzulänglichkeit der dichterischen Kraft, das Können bleibt zurück hinter dem Willen. Aber ein starkes Talent fühlt ich in mir, das jeder Mann haben muß, der zum Volke spricht — das Talent an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freude zu erhoffen. Hätte Jemand alle Talente, aber dieses nicht, dann müßte er schweigend sich zurückziehen in eine dunkle Höhle, um zu großen und zu verzagen. Die irdische Wahrheit ist ernst genug, aber sie verdirbt es recht gut, von dem Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht, und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten hinein lassen oder auflesen.“ Man müßte diese Worte dennend hingenruhen in den heutigen deutschen Dichtersaal, aber ich glaube, wenn man es thäte — in diesem einen Falle würde es doch einmal ganz anders aus dem Walde heranschallen, als man hineingerufen hat. Uebrigens hat Mosegger den Titel seines neuesten Wertes nicht zu Unrecht

gewählt, es ist viel Humor in dem „Sonnenschein“, und Humor findet man heutzutage nicht gerade auf der Straße und noch viel seltener in der modernen Literatur. Schon darum mag das Buch jedermann empfinden sein. In den Spuren Mosegger's wandert sein Landsmann Paul Waffner nicht. „Der Submar Franz“ ist jedoch das interessanteste Werk eines Mannes, der mit scharfem Blick seine niederösterreichische Jugendheimat studiert hat und mit durchsichtiger Offenheit das Geschaute schildert und beurteilt, indem er die Erlebnisheit eines angehenden Lehrers erzählt. Die Gestaltungskraft des Buchs reicht aber für einen solchen Sittenroman noch nicht aus, das Aufwühlische überwiegt die Charakteristik allzu stark, und so bleibt wieder die harmonische Wirkung des Ganzen aus.

Noch deutlicher zeigt sich dieser Hauptfehler des modernen Schriftstellertums, das noch immer technisch im Banne des Naturalismus gefangen liegt, bei Uraim Frisch, dessen Knabengeschichte, „das Verlobnis“, den unbefangenen Leser mitunter widerwärtig anmuten wird, und doch verdirbt die unschöne Geschichte einen talentvollen Schilderer, über dessen Entwicklung sich zunächst allerdings noch nichts sagen läßt. Mit allergrößter Wahrheitsliebe wird er aber werden wie die meisten unserer „Jungen“, wie auch Kurt Aram; mit jedem neuen Buche immer unerträglicher, bald lustern, bald langweilig.

Verblüffend oberflächlich ist der neueste Novellenband der einst so geleiterten Gabriele Reuter „Frauenlesen“. Wie so viele Frauen hatte die Reuter eigentlich nur ein Buch zu schreiben, enthaltend das meist mehr oder weniger selbstlebte Stück Leben, das in diesem Falle mit dem ausscheuerregenden Romane „Aus guter Familie“ geschrieben war. Alles Spätere entläßt, am meisten wird es wohl das vorliegende Buch thun. Nicht ganz so schlimm steht es mit der geistig viel reineren Ilse Frapan. Auch sie hat merkwürdig nachgelassen, aber noch immer finden sich unter ihren Arbeiten sauber gearbeitete Kunstwerke wie unter den Novellen und Skizzen „Söhreie“ die farbenprächtige Kaufausgeschichte „die verfluchte Stelle“ und das ergreifende Hamburger Milieustückchen „Wahlzeit“, das den Tafelstempel von vier armen weiblichen Geschöpfen, die sich mit einem sogenannten „Mittagstisch“ rechtlich durchzubringen suchen, knapp und dabei überaus anschaulich schildert. Unter den übrigen sechs Erzählungen ist manches Wertlose. Wie niedrig im großen und ganzen unsere heutige Familienliteratur ist, die doch fast 40% der gedruckten Unterhaltung (das Wort sei betont) ausmacht, das sieht man erst recht deutlich, wenn man die große Dichterin Elsew. Gerschner gegen alle die Taufend und Abertausend Nachrinnen hält und sich immer wieder von neuem in sie versenkt. Eine so marke Novelle wie Maslans Frau, die in diesen „Erzählungen“ wieder mit abgedruckt worden ist (obwohl eben erst in „Aus Späherbsttagen“ im selben Verlage erschienen), schreibt ihr wohl keine Frau der Gegenwart nach. — Mit viel Geschick und leidlichem Geschmack hat sich Lucy du Bois-Reymond (L. Forster) an Conrad Ferdinand Meyer gebildet, aber zum wirklichen Genuß kommt der literarisch orientierte Leser bei der Lectüre dieser zwei Novellen, von denen die erste die bessere sein dürfte, natürlich nicht, denn er merkt gar zu oft das Vorbild und wird dann „verstimmt“. Ganz auf eigenen Pfaden, mögen sie auch schlicht und abgesehen sein, wandelt Frau A. Schufall in der sehr gut beobachteten und auch sympathisch dargelegten baltischen Kindererzählung „Jafob und Jafobus“, deren Studium nicht nur „der Jugend und ihren Freunden“, sondern auch recht, recht vielen schriftstellernden Damen zur Nachahmung und Belehrung anzuraten wäre. Ja, wenn sie es noch recht studierten!

Herrn. Anders Krüger.

## Mythische und geschichtliche Dramen.

- ✓ **Koß, Theodor, Elektra in Delphi.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1902. 1. Aufl. (86 S. 8.)  $\text{M}$  3.
- ✓ **Therost, Marie, Ido.** Drama in vier Aufzügen mit einem Vorspiel. Oldenburg u. Leipzig, v. J. Schulze. (106 S. 8.)  $\text{M}$  2.
- ✓ **Lubinski, S., Der Imperator.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, 1901. Piccini. (335 S. 8.)  $\text{M}$  3, 50.
- ✓ **Walt, Hans v., Phäola.** Drama in fünf Acten. Elms, 1902. v. Walt & Co. (99 S. 8.)  $\text{M}$  1, 50.
- ✓ **Witt, Emil, Orestis.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Freiburg i. B., 1901. Pfeiffer. (149 S. 8.)  $\text{M}$  2.
- ✓ **Rein, A., Hans Böhm, Der Pfeifer von Kalksburg.** Ein historisches Spiel für die Volkstheater, nach urkundlichen Belegen verfaßt. 2., durchgesehene Auflage. Karlsruhe, 1902. Rang. (46 S. 8.)  $\text{M}$  0, 50.

Das alte Wort, daß die Tragiker von den Affären der göttlichen Lafel Homers sich nähren, hat noch immer seine Geltung nicht völlig verloren. An Homers kurze Erzählung von des berühmten Orestes Vergeltung an seines Vaters Mörder rankten sich die Sagen von den Schicksalen der Kinder des großen Herrkönigs empor; den Thatbeständen des göttlichen Vuders Odysseus bildete der römische Dichter die Abenteuer seines frommen Helden nach. Und wie die Beziehungen zwischen Iphigenie, Orestes und Elektra, so haben auch Dibos tragische Liebesgeschichte zu verschiedensten Zeiten die Dramatiker zur Bewältigung des von den Epikern zuerst geformten Themas angereizt. Als die jüngsten reichten sich Rod mit seiner „Elektra in Delphi“, Fräulein Therost mit ihrer „Ido“ an eine nicht geringe Schar von Vorgängern an. Richard Förster schließt seine Lieberstick der Dramen über Iphigenie in Aulis und Tauris (Dresden 1895) mit dem Wunsch, dem deutschen Volk noch einmal auch eine vollendete „Iphigenie auf Delphi“ beschreiben sein. Das Geständnis, daß von denjenigen, die Goethes in der „italienischen Weise“ entwickelten Plan auszuführen geseht hatten, bisher keinem diese Vollendung gelungen ist, liegt in diesem Wunsch bereits enthalten. Nur vorübergehend vermochte sich Falms „Iphigenie in Delphi“ (1884) Beachtung von Seiten der Bühne zu erringen, und als völlig verunglückt muß die Rods Versuch unmittelbar vorausgehende Arbeit, Siegfried Anders „Iphigenie in Delphi“ (Straubing 1898) bezeichnet werden. Einen ungleich günstigeren Eindruck hinterläßt Rod, der zwar im Anfang Hygins Fabel und Goethes Planfizzi mittelt, von seinem eigenen Drama aber behauptet, daß es den gegebenen Stoff in voller Freiheit gestalte. Daß die verschiedenen vorangehenden Gestaltungen der Sage den späten Bearbeiter in Einzelheiten verwirren können, zeigt sich fast sofort, indem Elektra als die alte schicksalsschwere Morbwaffe der Tantaliden (S. 71) das Schwert aus der Hülle nimmt, es als Beil gegen Iphigenie erhebt und dieselbe Waffe als Dolch (S. 82) zu Boden fallen läßt. Klein von dieser belanglosen Kleinigkeit abgesehen, hat K. den gegebenen Stoff angehend zu gestalten verstanden, und wenn die im Mittelpunkt stehende Elektra auch ihre Abstammung von Schillers Isabella von Messina nicht verzeuggen kann, so ist doch gerade der Charakter der leidenschaftlichen Elektra sehr gut gelungen. Das Bestreben, das Drama auch um den Preis kurzer Wiederholungen selbständig neben die taurische Iphigenie zu stellen, ist berechtigt, und wenn der erste Act einen matten Eindruck macht, so freigern sich dann Spannung und Sprache glücklich von Act zu Act. Es ist wohl fast modern, wenn Iphigenie wiederholt von der Natur im allgemeinen spwärt. Der Vers „Aus jener kalten, rauhen Fremd' hierher“ verwendet die Elision in etwas harter Weise, und vom „Arm der

straßen Gerechtigkeit“ sollte Iphigenie doch nicht sprechen; der erste Vers geht indessen dem Eingangsmonolog an und von dem Verf. kann man wohl rühmen, daß er mit seinem Werke fortfährt. Hat er gleich nicht das von Förster gewünschte „vollendet“ Iphigeniedrama geschaffen, so hat er doch ein schönes und interessantes Lebensdrama gegeben.

Wenn K. sich der Lieberlieferung in ihren Grundzügen anschließt, so weicht die Verfasserin des neuesten Dibodramas weit ab von Försterin und den in Creizenachs „Geschichte des neueren Dramas“ II, 164 erwähnten Uniformen Bergschiller Dyzemeter in neulatinische Senare. Fr. Therost führt uns im Vorspiel die aus ihrer schmerzvollen Bekäubung erwachende bräutliche Witwe Ido vor, die den Entschluß zur Flucht aus Tyrus faßt. Im ersten Act erfahren wir aus den Klagen von Hiabos Unterthanen (von die anwachsende Macht Karthagos). Um sie zu brechen, wirbt der Numidierkönig um Ido, die aus dem Liebesgestammle eines geraubten und eben zur Frau gewordenen Mädchens die Ahnung der ihr unbelannten Liebeswonnen in dem Augenblicke erfährt, da sie von Hiabos männlicher Erseindung sich gerührt fühlt. Ido will sich dem stolzen Freier verweigern, als aber darüber in Karthago der Bürgerkrieg auszubrechen droht, fügt sie sich in den Scheiterhaufen, um so den in ihrem Innern togenden schmerzlichen Kampf zwischen Herrscherpflichten und Liebesüberungen zu Heile ihrer jungen Stadt zu schießen. Ein Drama von Dibos Liebe unter völliger Beiseitlassung des Bergschiller Aeneas verdient jedenfalls als eigenständliche Erzählung; ein anderer Vorzug ist der Arbeit aber kaum zuzuspreden.

Goethes Antonio ruft bei Erinnerung an Ariosis Gespräche aus, schon die Künstler, sich neben diesen Mann zu waagen, verdiene den Kranz. Kühn darf man es nun wohl nennen, wenn einer es waagt, ein Gegenstück zu Shakespeare „Julius Cäsar“ zu schreiben; indessen den Kranz wird man deshalb Lubinski für seine „Imperator“ trotz mancher seßender Jüge des Trauerspiels nicht zuerthenen vermögen. Unmittelbar mit Shakespeare's zweiten Aufzuge weiterführt die fünfte bis siebente Scene in U's viertem Acte, die Beratung der Verschworenen im Hause des Brutus. U's Drama schließt mit Cäsars Entschluß, die Senatssitzung zu besuchen, obwohl er weiß, dort unter dem Dolche des Brutus fallen zu müssen. Nur aus den Schilderungen eines Dritten erhebt sich die Gestalt von Cäsars Erben, Octavian, und damit die Rede an Cäsars Wörtern vor unserer Ahnung. Man lennschneidet U's Wert vielleicht am besten, wenn man daran erinnert, daß Goethe in Erfurt von Napoleon aufgeforder wurde, ein Drama vom Tode Cäsars zu schreiben, in dem gezeigt werden sollte, wie thierisch und unheimlich die Dolche der Verschwörer Cäsars Weltbeglückungspläne vereiteln. Goethe, der in jüngeren Jahren sein geplantes Cäsardrama ausgegeben hatte, mochte wohl wenig Meigung fassen, dieses ihm zugemutete imperialistische Tendenzdrama zu schreiben, aber in der Beurteilung der Verschwörer, die dem Befähigten die Derrschafft nicht gönnten und selber sie nicht ausüben verstanden, stimmt er mit seinem hohen Auftragegeber wie mit Lubinski völlig überein. U's Imperator ist der edle und weit sehende Fördher und Staatsmann, der aus dem Stadtrichter Rom das imperium Romanum schaffen will, dem allein er die Kraft zum Widerstande gegen die hexanrollende barbarische Kuit der Germanen und Perser zutraut. Cicero, Brutus und die anderen Optimaten wollen in den Provinzen nur den Ausbeutungsgegenstand für die Vollblutenfel des Romulus sehen. Sie sind egoistisch und beschränkt, aber die von Cäsars Nachfolger durchgeföhrte Ausdehnung des römischen Bürgerrechts hat doch jene's internationale, widerwärtige und verderbliche

„Völkchen“ herbeigeführt, das Chamberlain im zweiten Abschnitt seiner „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ schildert. In denselben nicht um die thörsüchtigen politischen Vorzüge und Nachteile von Cäsars Reformplänen, sondern um die dramatische Vorführung des Imperators und seiner Gegner handelt es sich. Und da verlagert L. S. Vermögen. Seine Absicht, den großdenkenden, aber todesmüden und todessehnsüchtigen Imperator seinen kleinlichen Gegnern, den ihn ebenfalls nicht verletzenden Freunden und liebenden Frauen gegenüberzustellen, wäre ganz gut. Aber in den endlosen Unterredungen mit ihren Wiederholungen verächtigt sich alles dramatische Leben; nicht ein einziger wirklich dramatischer Moment, wie er in Shakespeares „Julius Cäsar“ in jeder Scene sich herausbildet, ergibt sich in den endlosen, handlungsarmen Gesprächen. Als psychologisch-historische Studie bietet L. S. Buch manches Lebenswerte, als Drama und Dichtung ist es bis zu unerträglich langweilig verfaßt.

Wenn Julius Cäsar in seinen letzten Lebenstagen gleich Lubinski Imperator die Zukunft des Reiches erwog, so vermochte er einen der wichtigsten, an der Umbildung des römischen Reiches mitwirkenden Faktoren nicht mit in Rechnung zu ziehen: das Christentum. In die letzte der großen Christenverfolgungen versetzt uns Hans v. Matts Drama „Jabiosa“. Cardinal Wisemanns Katakombenroman bewahrt wohl jeder Leser ein dankbar freundliches Gedächtnis und gerade angesichts des neuen Märtyrerenromans „Sienkiewicz? Quo vadis?“, lernt man die Vorzüge des älteren christlichen Romans wieder recht schätzen. Aber in v. Matts Dramatik bleibt die dankbare Gesinnung, welche seine zwei Widmungstruppen an Wiseman aussprechen, das Beste. Als Drama ist seine „Jabiosa“ so schwach und unbeholfen wie nur möglich. Dagegen ist Göttis dramatisches Gedicht „Edelwit“ nicht bloß voll Hofmannsthal'schen Farbenreizes, sondern auch dramatisch spannend. Den historischen Ständen darf die frei erkundene Handlung freilich nur wegen der im Mittelpunkt stehenden Figur Haruns al Raschid und der Erwähnung seiner Schlachten angerichtet werden. In einer seiner bekannten Verkleidungen lernt der Chalife den Sohn des Emir's von Bosra, Ali, und seine Geliebte kennen. Ali hat die für des Chalifen Harem bestimmte entführt, das Heer eines Empereurs gegen den Chalifen zum Siege geführt und dabei den Tod des eigenen Vaters verschuldet. Von Erinnerungen gepeinigt erzählt er in vernorrer Nacht seine drückende Schuld dem verkleideten Chalifen, der dann nach schwerem Seelenkampfe den süßen und edelsten Verbrecher begnadigt. Mit Weist und Kraft, auch nicht ohne Beimischung von Humor ist die aufregende Handlung durchgeführt, sind die Charaktere des jungen Uebermenschen Ali und seiner liebestühen Suleika entworfen.

Raum erwähnenswerth ist das in laßnen Trimetern geschriebene historische Spiel „Der Pfeifer von Niklashausen“. Der durch eine Erkennung der Jungfrau Maria zum Propheten berufene Hirte Hans Böhm ist 1476 als Bauernaufwiegler in Würzburg verbrannt worden. Diesen Vorgang irgendwie dichterisch zu gestalten, hat R. Kern nicht vermocht.

Max Koch.

## Frauenlyrik.

Marael, L., *Abendgluten*. Gedichte. Vierte Sammlung. Leipzig. 1901. Breitsch u. Hättel. (IX, 222 S. 8.) Geb. M. 4.

Knorr, Josephine Frein von, *Gedichte*. Stuttgart, 1902. Gotta. (X, 250 S. Kl. 8.) Geb. M. 4.

Wolke, Irene Teibels, *Wagnerece*. Gedichte. Buchhändl. von Friedrich Segler-Börgermeier. Berlin, 1901. Schuber u. Köpfer. (144 S. Gr. 8.)

Schanz, Fritz, *Intermezzo*. Gedichte. Buchhändl. von R. Stähler-Walder. Berlin, Gostler, Leipzig, o. J. Rathmann. (78 S. Gr. 8.) M. 3.

Gf., Miriam, *Herbst*. Gedichte. Berlin, 1901. Schuber u. Köpfer. (117 S. 8.) M. 2.

Dieherischen, Annie, *Waldrosen*. Gedichte. Dresden u. Leipzig, 1901. Pfitzer. (IV, 77 S. 8.) M. 1, 50.

Wahrheit der Empfindung ist eine Voraussetzung aller Dichtung. Aber das Empfundene in Anschauung und Gestalt umsetzen zu können, das macht erst den lyrischen Dichter. Echt und eigen, Lebenswahr und gefühlsfroh ist alles, was L. Marael in ihrem vierten Gedichtbande „Abendgluten“ ausdrückt. Aber daß sie dieses nur ausdrückt, nicht durch Veranschaulichung darzustellen sucht, beeinträchtigt den künstlerischen Wert und die tiefere Wirkung ihrer Dichtungen. Doch wir müssen schon froh sein heute, wenn eine Frau ohne Grimasse und Effecthagerei in schlichter Weise sich selber giebt, wie sie ist und fühlt. R. S. Gefühls- und Gedankenwelt ist innerlich reich, sie umschließt Vaterland und Natur, Mutterglück und Mutterleid, Himmel und Erde, Leben und Tod. Neben anspruchlosen Sinnigebildern und Sprüchen finden sich sein bestimmte Naturbilder und geschichtliche Scenen („Monodramen“), die allerdings Größe der Auffassung und Gestaltungskraft erst recht vermessen lassen. Am innigsten spricht sich auch in dieser Sammlung, wie früher schon in „Ede und Blut“, dieses Frauengemüth in frühen Kinderliedern und herzlichen Muttergedichten aus. Da ist ihre Heimat, da ist ihr ganzes Herz dabei! So deutet sie sich „Die Mutter“:

Besitzt sie nur ein Kind,  
Ihr ganzes Herz ist ein.  
Besitzt sie sieben Kind,  
Ihr Herz schließt alle ein.

Ihr ganzes Herz wird ganz  
Doch jedes Kindes sein:  
Wie eine Mutter liebt,  
So liebt nur Gott allein!

Die „Regenlieder“ sind wie geschaffen für die Kinderstube und weit kindlicher als die gewählten, vielgerühmten Dehmelschen Sachen. „Der kleine Soldat“, „Die ersten Bösschen“ haben echten Kinderhumor, andere wieder den unergreiflich tiefen Ernst der Kinderfragen und Kinderfragen, wie „Klein-Heidwig“ und des „Des Kindes Gebet“.

Will man den weiten Abstand dieser Dichterin, unter deren Händen nicht alles Empfindungsgold sich zu lyrisch vollwertiger Münze formt, von der bloß Reime schmiedenden, die gleichgültigsten Erlebnisse und Vorgänge in Verse bannenden Frau kennen lernen, so greife man zu den Gedichten von Josephine Frein von Knorr. Unter den mehr als 150 Stüden, die in einem der bekanntesten Liebestübischen Gedichtbänden des Gottaschen Verlags erschienen sind, befindet sich keins, das durch eine eigenartige Note, einen tieferen Ton diese Sammlung von denen zahlreicher ehrenwerter Dichtantinnen unterscheidet. Weiter läßt sich da nichts sagen, man kann es immer nur wieder bedauern, daß die Erkundung Johannes Gensseichs den Druck so vieler überflüssiger Bücher ermöglicht hat. Was sollen wir bei „Eindrücken“ wie folgenden J. D. empfinden:

„Du liebes Käpchen!  
Ich kenne und ich liebe,  
Und denk in meine Sinnen,  
Was mag das Käpchen spinnen?“

oder zu solchem Naturbilde:

Reife fällt herab der Regen  
Wie des Wänters Kamenzug —  
Grüner wird's auf allen Wegen,  
Kos'ger wird der Meien Gruß!"

Dem Gebiete wirklich dichterischen Schaffens und Schaffens rücken wir mit dem Gedichtbuche: „Mezza Voce“ von Irene Zorbes Rosse schon ein gut Stück näher. Beschreibung und Betrachtung herrschen bei ihr vor, ihrer wichtigen zarten Frauenseele gelingt es selten, das innerlich Erlebte und draußen Geschehene in poetische Gestalt umzusetzen und alle Elemente in eine einheitliche Anschauung und Stimmung zusammenzufassen. Eine gewisse Eintönigkeit des Empfindens drückt sich ganz natürlich auch in der Form aus und löst bei großer Klarheit die rechte belebende Wärme vermissen. Prosaische Wendungen wie: „Auf einmal ward mir ganz genau, als ic.“, „Mattheiten wie „Der Abend glüht so eigen nieder“ oder fremdsprachige Wendungen und Worte in deutlichen Gedichten fallen als Beschränktheiten auf. Am meisten angeprochen hat mich „Das Lied des Fahnen-trägers“, aber charakteristischer ist wohl „Die Cypernschale“:

„Du bist der Wein, ich bin die hochzeitsschale,  
Du trankst die ganze, heisse Sonnensalut,  
Und nun erlaßt tu mich dein Zerkennmaße  
Mit deiner Parton sonnensroden Blut.  
So rein geformt von elden Meisters Händen  
Ward Tempelstein der Liebe hier mein Loos . . .  
Soß ich als Preis, soll ich als Opfer enden?  
O heil'ges Leben! süße meinen Schöpf.“

Frida Schanz war mir seither als Erzählerin bekannt, von ihren lyrischen Erzeugnissen konnte ich nur ihr Bestes aus Anthologien und ein unstattdesiges Studenten-Trinklied. Ein Kenner wie Julius Volmeyer rühmte schon an ihrer letzten Sammlung „eine hohe Behaltenheit der Empfindung, eine Macht realistischen Ausdrucks, eine Energie der Darstellung, die uns ganz neue Sätze in dem früher beinahe allzu garten Dichterbilde offenbarten“. Andere wieder wiesen sie kurz der „Familienblattzeit“ zu. Nun, wenn das richtig war, dann muß sich die Dichterin überraschend entwickelt haben. Wichtigkeit des Schaffens und der Formgebung ist das erste, was an Sch.s neuester Sammlung „Intermezzo“ auffällt. Aber in der glänzenden Form, hinter den prächtigen Bildern und in den stutenden Rhythmen lebt und webt eine kräftig empfindende, nach Erkenntnis sich sehende und in die Tiefen des Menschenherzes und des Alls bringende Frauenseele. Mythischen, mitzuleiden, mitzujahnen ist sie da. Ihre Liebe gehört den Menschen und der Natur, sie stellt Beziehungen zwischen menschlichem Empfinden und natürlichen Vorgängen her, sie vergeistigt und besetzt die Natur und läßt die inneren Vorgänge in den äußeren wiedererscheinen. Meisterhaft versteht sie es die Fälle ihrer Gesichte und Empfindungen in plastische Bilder und prägnante Formen zu bannen. Von vielen nur ein Beispiel „Nach dem Gewitter“:

„Es war wie Schwertschlag und Schwertschlagplitter,  
Im Wollender, das schwarz dahergoggen,  
Klarblauer Hellglanz nun nach dem Gewitter;  
Und doppelherzig prangt der Friedensbogen.  
Die Viren strahlen über wirren Leben,  
Befestigt, daß der wilde Kampf vorüber.  
Die Stille reicht den Klang der Abendgloden  
Von einem Dorf ins andere hinüber.“

Mit einer an herben und herblichen Früchten reichen Sammlung erhebt Miriam Ed zum erstenmale als lyrische Dichterin. Es sind „Herbst“-Blätter vom Baum ihres Lebens, herbliche Stimmung fänden schon die Ueberschriften einzelner Teile: Sturmlieder, Wunde Blätter, Erinnerungen

und Resignationen, Schummer- und Todeslieder und dazwischen „Ein Strauß Sonette“ und etwas „Sonnet“. Miriam Ed ist eine Frau, die viel erlebt hat, im Kampfe nicht erliegen, aber doch müde geworden ist und manche heimliche Wunde davon getragen hat. Und doch, trotz alledem! Sie richtet sich immer wieder empor: es verklingen die Stürme,

„Und es schiebt, wie gejagt, wie gereizt voll Grauen und Bankes,  
Langsam, zerrissen und schwer, wie der Sünde Obanten,  
Die bedrohliche Schar.  
Dann von Westen der fenel sie mächtige Strahlen,  
Zerlegt sie noch einmal empor, wie zu tausend und tausend Mal  
Unfere Mutter, die Sonne —  
Eigebast und klar.“

Schon diese Probe zeigt, und andere würden es noch mehr erweisen, daß Ed sich mehr rhetorisch als durch Gestaltung ausdrückt, sie ist, um mit Schiller zu reden, sentimentalisch, nicht naiv. Wo sie indirect ihre Empfindungen und Gedanken ausdrückt, gerät sie unwillkürlich in epische Formgebung hinein (Michael, Die Puppe, Später Winter, Spätherbst u. a.). Bei scharfer künstlerischer Selbstsucht darf man von dieser sicherlich talentvollen Frau noch Schönes erwarten.

Ittern die Leiden des Lebens in Eds Dichtungen nur noch nach als wehmütige oder herbe Erinnerungen, so kommt in den „Glabioten“ von Annie Dieberichsen die ganze Herzgenosin und das Seelenleben einer leidenschaftlich erregten Frauenseele zu elementarem Ausdruck. Sie kennt keine Halbheit. — ein volles Glück oder einen großen Schmerz, das ist ihre Lösung. Der „Dämmerung“ ist sie gram:

„Ich will nicht Dämmerung! Tod oder Leben,  
Tag oder Nacht! Dazwischen — will ich nicht.  
Nicht dieses Ungewisse, dies im Dämmer Schweben!  
Edert mein Herz nicht, nun — so zerbrich's!“

Ich fürchte, es wird getreten und zugleich ein Talent, dem erst aus der Mäßigung des Dergens und neuem, besseren Erleben Maß und Haltung zuwachsen könnte.

Karl Berger.

## Italienische Literatur.

Valcarenghi, Ugo, *Destinazione*. Turin, 1902. Roaz e Viarengo. (364 S. 8.) L. 3.

Vanzi Musini, Fanny, *Vecchie Ragazze*. Ebd., 1902. (297 S. 8.) L. 3.

Ojetti, Ugo, *L'Albania*. Ebd., 1902. (181 S. 8.) L. 2.

Morandi, Luigi, *Die Erziehung Victor Emanuels III.* Rom, 1902. Loescher. (138 S. 8.) # 3.

Valcarenghi's etwas brutaler Roman behandelt den ewigen Kampf zwischen den beiden Geschlechtern, dessen Triumph die physische Niederlage eines derselben bedeutet. Der Schriftsteller Flavio, ein Anhänger der freien Liebe, betrachtet das Weib als Werkzeug seiner Sinnlichkeit. Sonst ist ihm dasselbe eine Störung, welche seinen Geist auf andere Bahnen lenkt, als die selbstvorgegriffenen idealen. In einem Bude lernt er Giovanna kennen, eine wenig schöne, etwas kränkliche, mit ihrem Manne in ruhiger bürgerlicher Ehe lebende Frau. Ein paar geäußerte Worte machen, daß er ihr ein etwas mehr als gewöhnliches Interesse schenkt, was ihn dazu führt, eines Nachts in ihr Schlafgemach zu bringen. Die Frau sieht, daß bei ihm die Liebe hierbei gar keine Rolle gespielt, und ihr Äußeres und Trachten wird nun allmählich darauf angelegt, ihn für ihre eigene Rechtfertigung auf den Punkt zu bringen, wo er in ihren Augen gesundigt hat. Wenn er sich nun auch

losträngen möchte, sie kennt seine schwachen Stellen, den Materialismus und Egoismus seiner Natur und weiß ihn daran immer wieder zu paden. Selbst seine ärgsten Beleidigungen dienen nur als Mittel für diesen einen Zweck, den der Feminismus in ihr mit dem Feinde kämpft. Und mit dem endlichen Siege fühlt sie sich reingewaschen von einer graulichen Entehrung. Aber gerade diese Niederlage (dedizione) seines Egoismus hat auch ihn zum Siege über diese verholfen. Demselben entkamte seine bisherige geistige Tätigkeit, diese Illusion der Liebe zu der Älteren und französischen Frau, diese Ueberhebung seiner Anschauungen, die ihren Ursprung nicht der idealen, sondern der materiellen Seite seines Charakters verdankten. Langsam aber klar bricht die Idee sich in ihm Bahn, daß seine geistigen Kräfte zur Verteidigung der großen Güter der Menschheit dienen müssen. Und so beginnt er ein neues Leben. Und Giovanna? Sie kann diese Wandlung nicht verstehen. Der Wunsch, ihn wieder zu besitzen, treibt sie, die toten Flammen wieder anzufachen zu wollen. Eine ungeheure Ironie liegt in der Schlußscene des Romans. Wir haben hier einen psychologischen Roman reinsten Wassers, der sich zwischen zwei Personen abspielt. Die letzte Entwicklung des Mannes hat scheinbar etwas forciertes, aber genau gesehen doch nicht. Es hat den Uebergang in den Farben des Paroxysmus eines heftigen Fiebers geschildert, aus welchem der Kranke mit vollständig klarem Kopfe erwacht, weil die Geweifung eingetreten. Natürlich ist ein solches Buch nur für gereifte Menschen geschrieben.

Der Roman „Alle Mädchen“ von Frau Vanzi behandelt das Leben eines netten Mädchens, dessen Eltern früh verstorben und das nun inmitten einer Gesellschaft guter aber beschränkter alter Jungfern aufwächst, geradezu der unpassendste Umgang für eine junge Seele, um ihre bei den ersten Schritten im Leben hilfreich zur Seite zu stehen. Schließlich erwacht das Mädchen die Natur ihres Vaters geerbt, dessen Lebenslauf den ersten Teil des Romans bildet, und so überwindet sie den ersten Liebeskummer mit Hilfe einer Freundin ihres Vaters siegreich, freilich von nun an entschlossen, ihre Zukunft wohlthätigen Jueden zu widmen, von denen in erster Reihe das Project steht, alten Mädchen ein angenehmes Heim zu errichten. Liebesleid haben nun wohl alle Menschen durchzumachen und wenn der Geliebte von Romina unter falscher Flagge fährt, so ist das eigentlich nicht die Schuld der Erziehung der alten Damen, auch andere Leute lassen sich dadurch täuschen. Die Jugend des Kindes war zwar eine langweilige, aber Kopf und Herz sind gesund geblieben. Freilich ihre Escapade von Florenz nach Rom zu dem Geliebten ist ein wenig gewagt, doch zu ihrem Glück verdrät der Vöfewicht sein Spiel zu rechter Zeit. Die Sprache ist eine gute, die Handlung leicht verständlich und das Buch daher in Familienkreisen zu empfehlen.

Detti schildert eine kurze Reise durch Albanien, die er wohl hauptsächlich zu dem Zweck unternommen hat, die politischen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen. So erfahren wir, wie Oesterreich es langsam fertig bringt, das scheinbare Vergnügen durch Handel, Post und Schiffsahrt an seinen Einfluß zu gewöhnen, während Italien trotz der im Lande eröffneten Schulen, welche fleißig besucht werden, immer mehr zurücktritt. Leben und Gebräuche des Volkes sind mit treffenden Bemerkungen geschildert.

Die deutsche Uebersetzung des Morandischen Buches von Dr. Fr. Rood, dem römischen Correspondenten der kölnischen Zeitung, ist gut gelungen. Mr. war von dem italienischen Königspaar beauftragt worden, die Studien des Romprings in der Sprache und Literatur seiner Nation zu leiten und erzählt hier in schlichtem Tone seine Erlebnisse

während dieser Zeit, welche eine Charakteristik des gegenwärtigen jungen Roms geben und nicht bloß deshalb interessant sind, weil alles, was in dem mit unserer Dynastie eng befreundeten Hause Savoyen geschieht, unsere lebhafteste Teilnahme hat, sondern auch weil es zeigt, wie die Erziehung eines modernen Königssohnes gehandhabt wird, und zugleich Einblick in das Unterrichtsweisen des Nachbarstaates giebt. Einige Wiederbaben des Monarchen in verschiedenem Lebensalter, einige Zeichnungen und das Facsimile seiner Handschrift sind dem Buche beigelegt.

Federico Brunnwick.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3892/93.

Cont.: (3892) Norman on all the Russias. — An onlooker's note book. — The law and conditions of dangerous trades. — The Chouans and the French revolution. — Newman's politics of Aristotle. — New novels. — German history and biography. — Guide books. — Genealogical literature. — List of new books. — „The song of the Falcon“. — Gourjan Ray. — Landor bibliography. — (3893) Lilly on India and its problems. — Two books on Ireland. — The new part of the encyclopaedia Britannica. — Spence's facts and comments. — Contributions to the study of Roman law. — Literary criticism and history. — Oriental literature. — Medieval literature. — Extant copies of the first folio. — A friend of Charles Lamb. — The graduates' memorial building in Trinity College, Dublin; „Robin Hood's death“; Sales. — Literary gossip etc.

Deutsche Revue. Hrsg. von H. Fleischer. 27. Jahrg. Juni.

Inh.: Was ist und England wert? — Ulrich v. Eising. Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Eising. (Hert.) — G. Eising. Ein gemüthlicher Mensch. — H. v. Eising. aus meinen „Erinnerungen“. — L. S. Gutschkin. Liebesfähigkeit der Frauen in Südafrika während des Krieges. — M. Schwalb. Minister Besse und die Theatersache. — Leo Brenner. Das Rätsel des Sozialfalls. — Politische Gepräge und Gelebte mit Solomon Lida. — Eine diplomatische Episode aus dem amerikanischen Bürgerkrieg. — H. Sand-Brennan. Die Marquis von Combray. — Graf Franz v. Steinburg. zur Vorgeschichte des Eintrits Danens in den Aelzland. — Graf Wlasingerode. einige Briefe des Großherzogs Karl Alexander. — Th. Wemper. Armin Kolbe. — H. Kippold. der Streit über den Pelismus und der Verfasser des „Meins der Religion“. — Max Schindelin. die Consequenzen des förmlichen Bekantens.

Oesterreichische Monatschrift für den Orient. Red. von N. von Koepler. 28. Jahrg. Nr. 6.

Inh.: Die Fabriksindustrie in Japan. — Wirtschaftliche Verhältnisse von Brussa. — Die Wirtschaftslage in Südbchina. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse der japanischen Insel Hio. — Der Handel von Amoy. — Die Papierindustrie auf Formosa. — Die Persepolis-Kritik. — Miscellen.

Werb und Söh. Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Lindau. 26. Jahrg. Juni.

Inh.: P. Lindau. der Sohn, oder: der Traum des Schullehr. Estire de Lucian. — H. Schwalb. Jeltz Holländer. — Jeltz Holländer. ein Kinderst. Elige. — A. v. Muville. das englische Königium. — Tony Kellen. 150 Jahre förmlicher Dret. — Laura Markheim. was ich verheimlichen. — H. Philipp. das große Licht. Schauspiel in 4 Aufzügen. (Schl.) — J. Theodor. keine Tage rinnen.

Die Heimat. Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 6.

Inh.: Hagen-Müller. Büium und sein Wattermeer. 1. — v. Othen. das Penderer Prietofell vom 8. Mai 1862. 2. — Brandt. über die Zepfkrant in Schleswig-Holstein. 1. — Beigl. Altmöburg um das Jahr 1600. — Wiffert. Föllmärdchen aus dem förmlichen Holstein. — Darfod. der Biber in Schleswig-Holstein.



Onab. Carl Hauptmann. — R. F. H. Heiberg. — G. Müller und die biederde Kunst. — E. G. Schmitt. — Zeitschr. f. d. d. Phil. — G. S. S. G. Müller und die biederde Kunst.

**Allgemeine Zeitung, Beilage.** Freiburg, v. D. Hüll. Nr. 118—128.

Onab. (119/12) G. Müller, der Don bei Simples. — (119) Friedrich v. D. Hüll. — (120) H. Hüll. — (121) H. Hüll. — (122) J. Hüll. — (123) J. Hüll. — (124) J. Hüll. — (125) J. Hüll. — (126) J. Hüll. — (127) J. Hüll. — (128) J. Hüll.

**Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Beilage.** Nr. 110/128.

Onab. (110) H. Hüll. — (111) H. Hüll. — (112) H. Hüll. — (113) H. Hüll. — (114) H. Hüll. — (115) H. Hüll. — (116) H. Hüll. — (117) H. Hüll. — (118) H. Hüll. — (119) H. Hüll. — (120) H. Hüll. — (121) H. Hüll. — (122) H. Hüll. — (123) H. Hüll. — (124) H. Hüll. — (125) H. Hüll. — (126) H. Hüll. — (127) H. Hüll. — (128) H. Hüll.

**Tägliche Rundschau, Berlin.** Unterhaltungsbeilage. Nr. 8. Nr. 113—123.

Onab. (113) H. Hüll. — (114) H. Hüll. — (115) H. Hüll. — (116) H. Hüll. — (117) H. Hüll. — (118) H. Hüll. — (119) H. Hüll. — (120) H. Hüll. — (121) H. Hüll. — (122) H. Hüll. — (123) H. Hüll.

**„Frührot“.** Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft „Frührot“.

1902. Heft 1.  
Onab. (1) H. Hüll. — (2) H. Hüll. — (3) H. Hüll. — (4) H. Hüll. — (5) H. Hüll. — (6) H. Hüll. — (7) H. Hüll. — (8) H. Hüll. — (9) H. Hüll. — (10) H. Hüll. — (11) H. Hüll. — (12) H. Hüll.

**Die Hölle.** Freiburg: J. Neumann. 8. Jahrg. Nr. 23.

Onab. (1) H. Hüll. — (2) H. Hüll. — (3) H. Hüll. — (4) H. Hüll. — (5) H. Hüll. — (6) H. Hüll. — (7) H. Hüll. — (8) H. Hüll. — (9) H. Hüll. — (10) H. Hüll. — (11) H. Hüll. — (12) H. Hüll.

**Deutsche Heimat.** Blätter für Kunst und Volkstum. 5. Jahrg. Heft 35/36.

Onab. (1) H. Hüll. — (2) H. Hüll. — (3) H. Hüll. — (4) H. Hüll. — (5) H. Hüll. — (6) H. Hüll. — (7) H. Hüll. — (8) H. Hüll. — (9) H. Hüll. — (10) H. Hüll. — (11) H. Hüll. — (12) H. Hüll.

**Inhabere Zeitung.** Nr. Franz Meißel. Nr. 3075/76. (117. Th.)

Onab. (117) H. Hüll. — (118) H. Hüll. — (119) H. Hüll. — (120) H. Hüll. — (121) H. Hüll. — (122) H. Hüll. — (123) H. Hüll. — (124) H. Hüll. — (125) H. Hüll. — (126) H. Hüll. — (127) H. Hüll. — (128) H. Hüll.

**Heber Sand u. Meer.** Deutsche illust. Zeitung. Braunsch. Nr. 8. Nr. 44. Jahrg. Nr. 36/37.

Onab. (36/37) H. Hüll. — (38) H. Hüll. — (39) H. Hüll. — (40) H. Hüll. — (41) H. Hüll. — (42) H. Hüll. — (43) H. Hüll. — (44) H. Hüll. — (45) H. Hüll. — (46) H. Hüll. — (47) H. Hüll. — (48) H. Hüll. — (49) H. Hüll. — (50) H. Hüll.

**Die Woche.** 4. Jahrg. Nr. 23.

Onab. (23) H. Hüll. — (24) H. Hüll. — (25) H. Hüll. — (26) H. Hüll. — (27) H. Hüll. — (28) H. Hüll. — (29) H. Hüll. — (30) H. Hüll. — (31) H. Hüll. — (32) H. Hüll. — (33) H. Hüll. — (34) H. Hüll. — (35) H. Hüll. — (36) H. Hüll. — (37) H. Hüll. — (38) H. Hüll. — (39) H. Hüll. — (40) H. Hüll. — (41) H. Hüll. — (42) H. Hüll. — (43) H. Hüll. — (44) H. Hüll. — (45) H. Hüll. — (46) H. Hüll. — (47) H. Hüll. — (48) H. Hüll. — (49) H. Hüll. — (50) H. Hüll. — (51) H. Hüll. — (52) H. Hüll. — (53) H. Hüll. — (54) H. Hüll. — (55) H. Hüll. — (56) H. Hüll. — (57) H. Hüll. — (58) H. Hüll. — (59) H. Hüll. — (60) H. Hüll. — (61) H. Hüll. — (62) H. Hüll. — (63) H. Hüll. — (64) H. Hüll. — (65) H. Hüll. — (66) H. Hüll. — (67) H. Hüll. — (68) H. Hüll. — (69) H. Hüll. — (70) H. Hüll. — (71) H. Hüll. — (72) H. Hüll. — (73) H. Hüll. — (74) H. Hüll. — (75) H. Hüll. — (76) H. Hüll. — (77) H. Hüll. — (78) H. Hüll. — (79) H. Hüll. — (80) H. Hüll. — (81) H. Hüll. — (82) H. Hüll. — (83) H. Hüll. — (84) H. Hüll. — (85) H. Hüll. — (86) H. Hüll. — (87) H. Hüll. — (88) H. Hüll. — (89) H. Hüll. — (90) H. Hüll. — (91) H. Hüll. — (92) H. Hüll. — (93) H. Hüll. — (94) H. Hüll. — (95) H. Hüll. — (96) H. Hüll. — (97) H. Hüll. — (98) H. Hüll. — (99) H. Hüll. — (100) H. Hüll.

**Mitteilungen.**

Bei der Preisverteilung in der letzten Sitzung der französischen Akademie erhielt Max Beerlind für sein Werk „La vie des abbés“ den Zuchtschilling in Betrage von 1000 Franc.

Wie das Berl. Tgl. berichtet, eröffnete das Deutsche Theater unter Leitung des Direktors Kraus im Subjekt der Schillerfeier ein Jahr Abende umfassendes Gedeihen mit „Herrmann von Silesien“ und erlangte einen glänzenden Erfolg. Das jenseitige Publikum, die erregende Musik erzielte in dem von den vornehmsten Kreisen besetzten Hause eine tiefgehende Wirkung; die meistbesetzte Darstellung fand begeisterte Bewunderung. Auf seinen Seiten wurde den Schauspieler selbst applaudiert; nach den Auftritten wurden sie häufigenwägigmal gratuliert.

Wie dem Berl. Tgl. aus Madrid berichtet wird, wurde von der Gesellschaft Maria Guerrero-Ortega in La Coruña ein neues Drama von José Gregario, „Malas Herencias“, (bzw. „Schicksal“) mit großem Erfolg zur ersten Aufführung gebracht. Das neue Drama als ein modernes Trauerspiel mit glänzendem Ausgang bezeichnen; es erinnert fast an „Hecuba und Julia“, nur daß die Gregario die Sade ein gutes Ende nimmt. Das Drama hat Handlung und Leidenschaft, aber über Einzelheiten darf man nicht nachdenken; es weiß, wie das die Gregario immer der Fall ist, neben vielen Vergnügen große Schwächen und Fehler auf.

Der Dichter Jacinto Benavente, der Führer der katalanischen Dichterschule, Verfasser vieler hervorragenden Werke, ist bei Barcelona gestorben.

Der bairische Volksspieler Gustav Wied beendete ein neues Drama mit dem Titel „Der alte Basilio“, das zu Beginn der nächsten Saison am Königl. Theater in Kopenhagen zur Aufführung gelangen wird.

Der Schriftsteller Paul Lindenberg ist vom französischen Ministerium des Unterrichts und der schönen Künste unter Beteiligung der Palmen zum Mitglied der Akademie ernannt worden.

Die Wiener Akademie empfing folgenden Aufruf: „Mit der Vollendung einer umfassenden, auf bisher noch nicht benutzten Quellen und Materialmaterial stützenden Biographie des von Jahr zu Jahr eifriger gelebten, aber noch immer nicht nach dem vollen Umfang seiner hohen Bedeutung gewürdigten vaterländischen Dichters **Walther** Strieter beschäftigt, erlaubt sich der unterzeichnete Verfasser, von dem Wunsche durchdrungen, seiner Arbeit die mögliche Vollständigkeit zu sichern, um die freundliche Zustimmung der Hochschulen angedeuteter Briefe, um Mitteilungen über etwa noch vorhandene Handschriften, die großen literarischen Materialquellen und den photographischen Reproduktionen seiner Arbeit nach da und dort im Privatbesitz befindlichen Briefe und Handzeichnungen hiermit anzuflehen. Offensichtlich Quellenarbeit und Nachforschung etwa übermühter Originale auf sicherstem Wege verbürgt Professor H. H. P. in Wien, 5. Bez., Währplatz Nr. 13.“

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung (sechsjährige Stiftung) will, wie mit einem Aufruf ersuchen, weiteren großen Beistand für die unterzeichnete Dramen-Veranstaltung, von der jedes Jahr über Selbstbestimmungen (insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meistern der Literatur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung von ausgedehnter billiger Ausgaben, so weit solche nicht vorhanden sind, fördert. Die Stiftung soll sich nicht auf das Deutsche Reich beschränken; soweit die deutsche Junge Welt, soll sie die Wirksamkeit, um die Werke — einzeln, Gebieten werden einmündige wie auch jährliche Beiträge. Dichtern werden in jeder Höhe entgegenzunehmen, von der Deutschen Part. Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenstellen, bei t. l. Postanstalt, Wien, auf Konto 859.112, der Schweizerischen Postbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenstellen, dem Kaiseramt der Stiftung, Dr. Carl Schupke, Hamburg. Alle Briefe, Anfragen u. werden an den genannten Herrn oder bei der Aufsicht „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg“ erbeten. Für alle Räberei werden wir auf den Aufruf selbst, der vom Vorstande verfaßt wird.



# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Jr. 13.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarncke.

[3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Kocunius in Leipzig.  
Eisenstraße 16.

Erscheint zweimal monatlich.

5. Juli 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

The Doncefactes. (216)  
Friedr. W. Meißel. (208)  
Willh. W. v. Jauer des Königs Krpus. (206)  
Festschrift d. Klosterbibliothek 1-4. (207)  
Caine, H., The Roman City. (210)  
Dehling, C., Göttern und Mästen. (207)  
Zelle, J., Vom Kreuz. (203)  
Gruner, G., Die Eisenbahn. (207.)

Heller, E., Weißbier in modernem Gewande. (208.)  
Hewlett, H., New Canterbury Tales. (214)  
Horvath, E. W., The Black Monk. (211.)  
Jensen, W., Die Welt des Menschen. (203.)  
Kabel, H., Die Eisenbahn. (207.)  
Freytag, R. v., Die Kunst der Kunst. (207.)  
Fosberg, J., Vom goldenen Hebräer. (203.)

Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)  
Waisfeldt, W., Die Kunst der Kunst. (203.)

Alle Bucherbindungen erdienen wie unter der Aufsicht der Verlagshaus (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegt haben. Bei Einzelbestellungen über Bücher bitten wir stets den Namen des Bezugs zu geben.

## Historische Romane und Erzählungen.

Sperrl, August, So war's. Ernst und Scherz aus alter Zeit. 1. Auflage. Stuttgart u. Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstalt. (347 S. 8.) 4.

Dale, Johannes, Frau Irene. Geschichten aus der Geschichte. Leipzig, 1901. Sächsischer Volksbuchverlag. (179 S. Gr. 8.) 5.

Jensen, Wilhelm, Dietrich von Bern. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. 3. Auflage. Aus den Tagen der Hanja I. Leipzig, 1902. Kocunius. (221 S. 8.) 2.

Kabel, Ludwig, Wittenburg. Roman aus der Zeit der großen sächsischen Städte. 2 Bände. (Münchener Sammelband Band 11 u. 12.) Wolfenbüttel, 1901. Zmijew. (380; 400 S. 8.) 6.

Lehmann, Margarete von, Auf der grünen Göttererde. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Heidelberg, 1902. Winter. (251 S. 8.) 3.

Wichert, Ernst, Die Thürner Tragödie. Roman. (Wichert'se Sammlung Welt. Band 18.) Dresden u. Leipzig, 1902. Neffner. (239 S. 8.) 3.

Wölke, Wilhelm, Der Rauber des Königs Krpus. Eine weitere Geschichte. 2. Auflage. Göttingen, 1902. (IX, 281 S. 8.) 3, 50.

Trotz aller Gegenwartsbezüge wird doch die Geltung der historischen Erzählung eifrig weiter gepflegt; also muß sie wohl neben den Feinden eine stattliche Zahl von Liebhabern aufweisen können. Zu ihnen rechnet sich auch Ref., vorausgesetzt, daß es sich dabei um literarische Ergüsse handelt, die nach irgend einer Richtung hin wertvoll sind. Die Mehrzahl der heute vorliegenden Bücher führt uns in die Zeit zwischen dem 14. und dem 18. Jahrh., nur Wölke's „Heitere Geschichte“ spielt im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

August Sperrl bewährt sich auch durch seine neueste literarische Gabe, eine Sammlung von vier Erzählungen aus dem 16., 17. und 18. Jahrh., als ein vorreiferer Erzähler und als ein Meister in der Kunst, vergangene Zeiten und Menschen mit allem Dram und Drama lebhaftig vor uns stehen zu lassen. Die Justizgeschichte „Das Hengstlin“ führt uns einen Hengstlin vor, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vor, aber nicht in der Form der einfachen und fortlaufenden Erzählung, sondern so, daß Gedanken und Träume, die in dem Verfasser durch den Grabstein des Richters und Ritters Balphasar vom Hohenberg angeregt werden, kunstvoll verwebt sind mit Mitteilungen aus den Akten des Heng-

processes gegen eine arme Witwe und ihre Tochter Meyneheit. Das Ganze ist äußerst stimmungsvoll und die eigenartige Technik, die vielleicht zum Teil dem Bestreben, etwas Neues zu geben, entspringt, in der Hauptsache mit gutem Gelingen angewandt. Dreißig Jahre später, in der Väterzeit würdigerer Franzosen, spielt die grausige Schloßgeschichte „Der Faquin“, nach meiner Empfindung das eigentliche Meisterstück des Buches. Wir werden auf ein altes freierliches Schloß geführt. Nur wenige Menschen lernen wir kennen, aber alle sind sie von prächtiger Lebenswahrigkeit: der Schloßherr selbst, ein alter Kriegsheld, von der Gicht geplagt, aber noch immer lebensfähig und trinkfreudig; seine beiden Töchter, das sanfte, etwas schwärmerische Freiraulein Dorothea und ihre ledere, auch ein wenig und thätigste Schwester Sabine; Dorothea's Freier, ein gedankloser, alleu deutschen Sinnes bauer, von wüstem Einneben geschwärmter Graf; die Mähe der beiden jungen Damen, eine geierte, in enträumten Triumphen aus früherer Zeit lebende alte Jungfer und der alte treue Diener Peter, sie bilden ein entzückendes Ensemble. Wie Sabine einen Faquin, der sich im Schloßgarten gefunden hat, benutzt, des gräßlichen Verberes klägliche Freiheit an den Tag zu bringen, jedoch der alte Freier ihr selbst aus dem Hause jagt, das muß man selbst lesen. Die Verwaltungsgeschichte „Hochpreisliche Dekrete“ giebt ein dülteres Bild aus der Glaubensverfolgung, unter der zu einer Zeit, die man sonst bei der Aufklärung zu nennen pflegt, im letzten Viertel des 18. Jahrh., die Evangelischen in der Heimat Bietel, der bayerischen Oberpfalz, zu leiden hatten. Man glaubt sich in die schlimmsten Zeiten der Gegenreformation versetzt, wenn man sichlich auf Grund würdiger Vorgänge von den Praxiten liest, mit denen ihr Fanatismus, Strebertum und Niedertracht, verfürpft in dem katholischen Pfarrer, dem hochfürstlichen Landrichter und dem schürstigen Gerichtsschreiber, eine einfache, dem evangelischen Glauben treu ergebene Familie, in die „alleinseligmachende“ Kirche hineinzuzwingen und den evangelischen Pfarrer, der sich mit fester Männlichkeit, im Einverständnis mit seiner herrlichen Frau, der Bedrängten annimmt, samt den Seinen über die Grenze treiben. Alle Charaktere sind wie aus einem Guß; auch spürt man, daß Sperrl sich hier in dem eigensten Bereiche seiner Erzählungskunst bewegt. Wenn sáhe man auch auf katolischer Seite eine

freiere und edlere Persönlichkeit sich geltend machen; aber doch der Dichter eine solche hätte erfinden sollen, wenn sie, wie kaum zu bezweifeln ist, in seinen Quellen fehlte, das wäre eine zu weit gehende Forderung. Das längste Stück des Buches, die ergötzliche Folgegeschichte „Marro“, spielt zwei Jahrhunderte früher. Der Topus, den uns Speri hier in dem Duodezstücken Stanislaus XXXII vorführt, ist heutzutage auf deutschem Boden glänzend hervorgehoben; wer nicht weiß, was die Hofnarren jener Zeit sich erlauben konnten, wird das, was Prinz Kasimir, der früher aus lächerlicher Ebenbürtigkeitsbedenken von dem Fürsten zurückgewiesene Bewerber um die Hand von dessen Schwester Ulrike, unter der Narrenmaske trug, fast ungläublich finden. Aber thatsächlich waren solche Dinge in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.s sehr wohl möglich, und der dem Fürsten goldene Berge versprechende Schwindler, der glänzend hervorgehoben im rechten Moment von dem Prinzen im Narrenkleide entlarvt wird, hat eine ganze Reihe geschichtlicher Urbilder. Wenn auch vielleicht viele Freunde Speri's gleich mir ihn seine Kraft lieber an größeren Stoffen erproben sehen mögen, so darf man doch gern gestehen, daß er auch diesen mit großem Gelingen, namentlich eine einseitige Stimmung meisterlich schaltend, behandelt hat.

Manche Verwandschaft mit der Art, die Speri, am deutlichsten in seiner „Fahrt nach der alten Urkunde“, zeigt, glaube ich in Johannes Dose's Geschichten „Frau Treue“ zu finden. Ein eigentümlicher Hauch liegt darüber und sie sind zugleich Dokumente echt deutschen Familiensinns. Alle die Menschen verschiedener Geschlechter, die in dem Buche vor uns aufsteigen, finden ihren Mittelpunkt in dem „Haus von anno 1559“ zu Hadersleben, und diese Localisierung bringt eine ähnliche Stimmung hinein, wie sie in Charlotte Wiebes „Geschichten aus Holstein“ lebt, nur daß Johannes Dose schwerere Accente und tiefere Töne liebt. Das Grundmotiv der Treue durchklingt alle diese Geschichten, für die uns die stimmungsvolle Einleitung mit ihrem Bericht über die Jungfer Treue, die originelle und gütige Fürterin aller Geheimnisse jenes Hauses auf die beste Weise vorbereitet. Dann hören wir zunächst von dem stillen Liebessglück, das Herzog Hans mit seiner ihm zur linken Hand angetrauten Gemahlin, der Dithmarscherin Leonore von Stürben in diesem von ihm erbauten Hause genoß; alle weiteren Geschichten aber gruppieren sich um die Urentelkin jener Herzogin von Fahrensgestalt, mit liebevollem Dichterherzen gefaßt und hineingestellt in eine wilde, die schlümmen, aber nicht minder auch die großen Tüde der Menschennatur offener als sonst ans Tageslicht bringende, in schöner Lebendigkeit vor uns aufsteigende Zeit. Treue vor allem ist es, was auch Leonore von Fahrensgestalt durch ihr ganzes Leben bewährt und erfährt, um dann schließlich zu spät, aber desto tiefer beglückendem Liebesbunde mit dem Manne vereint zu werden, dem ihr Herz seit vielen Jahren gehdrt hat, von dem sie aber unabsehbare Hindernisse zu trennen scheinen. Wohl geht das, was sie thut und was sie zu leiden hat, weit über menschliches Mittelmaß hinaus. Aber wir glauben dem Verf., daß sie solchen Ausnahmestöße gewachsen ist. Hat sie doch, um von allem andern abzusehen, in ihrem Großvater, dem evangelischen Pfarver von Fahrensgestalt, ein herrliches Beispiel menschlicher Größe vor sich. Ein feiner Zug ist es, daß ihr neben aller Größe und Herrlichkeit des Lebens echte Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit und eine merkwürdige Dose's schalkhaften Humors eigen ist; denn diese Eigenschaften rüden sie uns menschlich immer wieder nahe. Jenens des Dietwald Bernerkin führt uns in das 14. Jahrh. zurück. Der schreibereudige Verf. pflegt von

der ersten Kritik vielfach sehr unanständig angefaßt zu werden, und ohne Grund ist solches Verfahren nicht. Denn zweifellos schaltet er mit seinen reichen Gaben allzu sorglos und läßt es oft an ausreichender Selbstkritik und ernster Arbeit fehlen; aber als ein Dichter, der zu festeln und zu ergreifen vermag, bezieht er sich doch immer wieder. Siderlich hat er es in dieser Erzählung auch der Panzergeschichte, der ersten eines Urtums. Die Geschichte des hochgemuten, aus ritterlichem Stamme entsprossenen Dietwald Bernerkin, der durch den großen Helden Johann Wittenberg der Hanse gewonnen wird, vor allem aber seine romantische Liebe zu der jugendlichen Gräfin Elisabeth von Holstein werden uns in farbenprächtigen Bildern vorgeführt; der dämonische Dänenkönig Waldemar Ritterdag und seine firenenhafte Tochter Ingeborg treten uns lebendig vor Augen; das Wobly und das Wenebig jener Tage ersehen vor uns in all ihrem Glanz. Der fable Verband hat oft Anlaß zu fräftigem Kopfschütteln; der Schluß wirkt mehr seltsam als überzeugend; aber an den Höhepunkten füllt man sich doch fast gefesselt.

In den bisher besprochenen Werken sprachen wirkliche Dichter zu uns. Ludwig Kibel aber wirkt in seinem zweibändigen Roman „Wingenburg“ allzusehr als Chronist. Verschiedene Partien darin zeugen von einem achtungswerten Talent; unter der großen Fülle von Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, sind eine Anzahl in einer Weise gezeichnet, die wohl unser Interesse erwecken könnte, wenn dieses nicht durch eine Unmenge von nur für den Forscher wichtigen Details immer wieder im Keime erstickt würde. Dieser Roman aus den Kämpfen, die der Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg als Fürstbischof von Hildesheim mit seinen Gegnern aus dem Fürsten- und Ritterstand in der Zeit von 1510—1530 zu führen hat, leidet also an dem Grundfehler, daß er zugleich Geschichte und Romanbildung sein will. Und daß ein stark ausgeprägter, an sich sympathischer Vocalpatriotismus den Verf. zu einem Fehler gebracht haben mag, kann ihn künstlerisch nicht entlasten. Die rein menschlich fesselnden Teile sind ziemlich spärliche, nur gegen den Schluß hin häufiger werdende Capitel, in einer recht eben Sandwüste geschichtlicher Einzelheiten, und teilweise muten sie im Gegenlaß zu der Trockenheit der meisten Abschnitte dem Glauben des Lesers nach der Seite des Romantisch-Phantastischen recht viel zu, namentlich in der Schilderung der goldhaarigen Wettel, des bösen Dämons des Helden Klaus Warner.

Margarethe von Derpens Roman „Auf der grünen Wotterode“ ist ein ganz merkwürdiges Buch, dem man rathlos gegenübersehen würde, wenn man nur die Fabel zwischen Lob oder Tadel hätte. Ueberraschend wirkt es schon im Vergleich mit den „Hinterommerschen Geschichten“ derselben Verfasserin. Dort bemegt sie sich auf heimathlichem Boden, unter Menschen und Verhältnissen, die ihr von Jugend an vertraut waren; hier greift sie zurück in eine Zeit, die fast vier Jahrhunderte hinter uns liegt, wählt eine Handlung mit großem historischen Hintergrund und verlegt sie noch dazu nach Südwestdeutschland. Das einzige Verbindungsglied zwischen jenen Geschichten und dem hier vorliegenden Roman bildet eine starke Unbestimmtheit um die Wahrscheinlichkeit der Handlung; aber sie zeigt sich doch in beiden Büchern in ganz verschiedener Weise. In ihrem Roman herrscht eine milde Romantik; wieder und wieder sagen wir uns hoffentlich: Solche Menschen und Zustände giebt es ja gar nicht und hat es auch in den wüsten Zeiten des Bauernkrieges (denn in diese werden wir geführt) nicht gegeben. Aber doch fähren wir uns oft seltsam gefesselt, doch merken wir, daß hier eine wirklich poetische Kraft sich geltend macht; doch sind diese Menschen mehr als Ausge-

burten einer gelungenen Phantastie, doch lebt in ihnen etwas von Größe und Wahrheit, nur nicht mit historischem Blick gefaßt, sondern phantastisch gesteigert. Wie wäre, um nur eine hervorzuheben, ein wirklicher geschichtlicher Roman aus der Bauernbewegung des 16. Jahrhunderts überhaupt denkbar, ohne daß irgend einer von den großen Zusammenhängen, in denen jene Bewegung steht, auch nur erwähnt würde. Hier aber herrscht über diese Dinge tieferes Schweigen.

Ein Buch ganz anderer Art ist der Roman des nun leider auch nicht mehr unter uns weilenden Ernst Wichert „Die Thorner Tragödie“, der im dritten Jahrgang des 18. Jahrhunderts spielt. Er wirkt in seinem größeren Teile vielleicht nicht mit der vollen Macht, die in dem tragischen Stoffe liegt, auch sind in denselben Abschnitten die eigentlichen geschichtlichen Ereignisse nicht zu voller künstlerischer Verschmelzung mit den uns rein menschlich interessierenden Schicksalen der Hauptpersonen gekommen. Eine Achtung gebietende Leistung haben wir indes schon in diesen Partien vor uns. Und nachdem Wichert die Entwicklung so weit geführt hat, daß das Unheil Thorns unauswendbar ist, halten sich die letzten Capitel in der Erzählung wie in der Charakteristik der Personen auf bewundernswürdiger Höhe. Auch die Remise für die schmachtvolle Bereinigung von jehusithem Fanatismus mit der Hinterlist und Gewaltthätigkeit des Volentums, wie sie in den geschützten Vorgängen hervortritt, sieht der Leser erst herannahen, und dann tritt sie ihm greifbar vor Augen durch den muthigen Schlußsatz: „Siebenzig Jahre darauf war Thoren eine preussische Stadt und rief Kosciuszko sein: Finis Poloniae.“

Von dem früheren Ernst des Wichert'schen Romans ist ein gewaltiger Sprung zu der heiteren, teilweise geradezu lustigen Geschichte „Der Zauber des Königs Arpus“ von Wilhelm Bölsche, die uns in die Zeit des Titus zurückführt. Ich denke, der Verf. wird die Ausarbeitung dieses im Jahre 1885 zuerst veröffentlichten, aber, wie er berichtet, damals wenig beachteten Jugendwerks nicht zu bereuen brauchen. Ich wenigstens habe es mit vielem Genuß gelesen. Zwar als Satire auf den historisch-archäologischen Roman jener Tage betrachtet (was es zunächst sein soll), scheint es mir wenig gelungen; dagegen wirkt es, wenn man diesen Zweck aus den Augen verliert, sehr erfreulich durch den feuchtsüßlichen, im besten Sinne studentischen Humor, der es von Anfang bis zu Ende erfüllt, und durch die lebende Erzählungsweise, die immer wieder überraschende Wendungen zu finden weiß. Zwei vornehme Römer und trinkfreudige Junggesellen Jucius und Faustinus unternehmen mit staltlichem Besolge eine abenteuerliche Fahrt ins Gattenland (in deutsche Vergangenheit werden wir also auch hier geführt) nach dem „Schloß des Königs Arpus“, dem herrlichen Königstrank, von dem ihnen ein weit gefeilter Freund eine köstlich munde Probe mitgebracht hatte. Sie kommen mit ihren Begleitern, unter denen das reizende Kammerlädchen Lybia und der treue Germanenstabe Chamavus mit besonderer Liebe gezeichnet sind, wiederholt in die verzweifeltesten Situationen, aber immer findet sich eine sei es ihrer eigenen Erzählungsweise, sei es einem hilfreichen Zufalle zu verbundene Rettung. So lehren sie von diesem eigenartigen „Argonautenzuge“ ins Barbarenland glücklich heim, und nicht nur den geluchten Schatz, viele Räder des herrlichsten Königstranks führen sie mit sich, sondern beide haben auch ein liebendes Weib gefunden, der eine in einer vornehmen Römerin aus dem Grenzgebiet, der andere in der „heiligen Chattenjungfrau“ Frieda, die sich schließlich als eine römische Gallierin Camilla entpuppt.

Edmund Lange.

## Luftspiele.

✓ **Benramis, Lorenz, High Life.** Grotteske in vier Akten. München, 1902. Langen. (119 S. 8.) # 1, 50.

✓ **Paul, Adolf, Herzliche Komödien.** Erste Folge: Vorspiel im Theaterbauca. David und Goliath, eine Heerenkomödie in drei Akten. Der Jüngling und die Alte, Komödie in einem Akte. Der Tiger, Komödie in einem Akte. Leipzig, 1902. Breitkopf und Härtel. (X, 192 S. 8.) # 3.

✓ **Sunte Brett- und Theaterbibliothek.** Berlin, 1901 und 1902. Verlags-Gesellschaft Harmonie.

✓ I. Die Haisenlöcher. Tragikomödie in einem Aufzuge von Hans Brenner. (46 S. 8.) # 1.

✓ II. Einläufige Einläufe von Arthur Pfefferhofer. (101 S. 8.) # 2.

✓ III. Der Wackelstein. Komödie in einem Aufzuge von Hans Brenner. (59 S. 8.) # 1.

✓ IV. Die inbische Amme. Komödie in einem Aufzuge von Hans Brenner. (64 S. 8.) # 1.

✓ **Levesque, Karl, Freiheit von, Bunte Theater.** Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. Erster Band. Berlin, 1902. Barb. (119 S. 8.) # 1.

✓ **Gruner, Ferdinand, Die Löwenhändler.** Schwank in einem Akte. Dresden, 1902. Neuen u. Galembo. (24 S. 8.) # 1.

Benramis Grotteske spielt sich in einem amerikanischen Kiefigeschäfte ab, in dem von Tollettengeständen bis zur correcten Erledigung von Duellen, von Besorgung eleganter Tafelbedeckung bis zur Sendung sechser Dirnen an Lebemänner alles geliefert und alles unter der erwünschten Bedeckung geliefert wird. Eine stirkende Witwe, die ihre Liebhaber zum Duell treibt und den Sieger heiratet, während sie sich in einer Angestellten der Firma „High Life“ zugleich eine lesbische Freundin ins Haus nimmt, eine Millionärin, die dem sterbenden fürstlichen Duellanten durch eine Ehegeschichte in extremis seinen Titel abkauft — Satire auf amerikanischen Leben, oder vielmehr auf das Treiben der fashionablen Lebewelt mit besonderem Einschlag amerikanischen Geschäftsbetriebes und Reportertums. Der Vorwurf für eine groteske Komödie wäre so übel nicht gewählt, die zur Durchführung nötige Kunst eines Aristophanes oder Hogarth mangelt jedoch dem Verf., dessen breite Darstellung mit ihren Wiederholungen und überlange Bühnenanweisungen ermüden und weder ein fröhliches Lachen noch den Jörn des Satirikers aufkommen lassen. Wenig glücklich erscheint auch Paul in seinen „herzlichen Komödien“. Das einleitende satirische Zwiegespräch zwischen Theaterdirector und Dichter, das unsere Bühnenverhältnisse treffend geißelt, verpricht mehr als dann geleistet wird. Bei „David und Goliath“ wird man etwas an Ehepaarereis „Troilus und Kressida“ erinnert. Der David Goliath ist ein feiger Präher und der verliebte Bauernjunge David weiß gar nicht, daß er den gefährtesten Philisterhelden vor sich hat. Gaults wirkliches „bühneres Heidentum soll zu der Großsprecheri des von Zufall begünstigten David das eindrucksvolle Gegenstück bilden, aber es ist dem entkündigen talentvollen Verf. nicht gelungen, seine Absichten klar herauszuarbeiten. Der Humor ist gesucht und erzungen. Auch die Caricaturen des anelen régime sind Paul in seiner zweiten Komödie nicht sonderlich geraten. Daß er das eines romantischen Reizes wie einer gewissen Komik nicht entbehrende Liebesverhältnis Voltaires auf ihr geistvolles Schloßherrin von Girep, deren Reizung der Philosoph schließlich mit dem schönen Capitän St. Lambert teilen mußte, geschichtswidrig entstell, aus der „göttlichen Emilia“ eine leichte und kostbare Durchschmitts-Parquise macht, ist das Freiheitsrecht des Dramatikers. Gut angewendet aber erscheint es in diesem Falle nicht. Voltaires Leben hat bessere Gelegenheiten, seine Ueberlegenheit gegenüber der verdorbenen Gesellschaft

zu zeigen. Als gänglich verunglückt aber muß der dritte Einacter, die im Brautgemach sich abspielende Bändigung des blutdürstig perversten Komödianten durch seine höchst energische junge Frau bezeichnet werden. Es ist ein Einacter mit derart gefuchsten und gepfefferten Effectschablonen, wie sie vielleicht den überreizten und überfälligen Freunden des Leberbrettl's entsprochen hätten. Die kurze Mätigkeit jener gefährlichen Wirtspflanze, die Verwirrung des Leberbrettl's, scheint ja glücklicherweise überwunden und auch im Grunde werden die Einacter und sonstige Darbietungen des Leberbrettl's seine großen Erfolge mehr erzielen.

Drei solche Einacter von Hans Brenner'tz liegen als erstes, drittes und viertes Heft der „Bunten Brettl- und Theaterbibliothek“ gedruckt vor. Das mehr einfache als humorvolle Mißverständniß „Die Hofenpfote“, das einem armen Kanstisten seine Stellung kostet, und die Gerichtsscene „Die Wadelsteine“ sind sehr schwache Erfindungen, dagegen ist „Die indische Amme“ schon beim Lesen von ergößlicher Komik und der heitersten Bühnenwirkung sicher. Das Stelldichein, das der Sänger Norbert während einer Wadereise seiner Frau einer ehemaligen Geliebten in seiner Wohnung giebt, verläuft sehr tugendhaft, da diese in weiblichem Inthine den verlebten Vater über der Sorge für sein Wadeldin vergißt. Das zweite Heft der Bunten Brettl- und Theaterbibliothek, „Sträßliche Einfälle“ enthält größere und kleinere Gedichte, wie sie am Berliner Caeffionstheater und Wolgogens Leberbrettl mit den Einactern wechseln. Vielleicht hat eine oder die andere dieser „Poésies fugitives“ bei pitantem Vortrage gewirkt; beim Lesen erhält man den Eindruck, daß diese Verse mit ihrem wenigen Witz und ihrer unbegründeten Selbstgefälligkeit nicht verdienen, nun auch noch in Buchform zu erscheinen. Dasselbe absehnende Urtheil noch im Gegenüber dem ersten Bande des vom Freiherrn v. Ledebow herausgegebenen „Bunten Theater Wolgogens“ wiederholen. Die besseren lyrischen Stücke aus Wolgogens Spielplan sind schon im Mai 1901 in der Sammlung der „Brettli-Lieder“ herausgegeben worden. Die paar von Ledebow abgedruckten Gedichte sind äußerst schwach. Von den beiden Einactern gefehlt der eine, Ludwig Thomas' Protestversammlung“ etwas dert aber nicht übel die Rücksichten aufs Geschäft und auf die Empfindlichkeit der selber so überaus rücksichtslosen Engländer, durch welche jedes offene Aussprechen der eigenen Meinung unterdrückt wird. An Emil Kleins Dialog „Kart und Esel“ habe ich und haben mit mir viele bei der Vorführung als an dem widerlichst Unreinem Anstoß genommen, das ich je auf der Bühne gesehen habe. Die traurige Thatsache einer Verletzung der fudischen Phantasie ist nichts weniger als humoristisch. Der kleinste Einacter gehört wie die empörende Walberfer-Romanze mit ihrer Verjüngung an der „Wacht am Rhein“ zu jenen Erscheinungen des „Leberbrettl's“, welche den wahren Charakter dieser giftigen Sumpfpflanze offen kund thäten. v. Ledebows Sammlung wird so wenig wie seine „Vorbemerkung“ an dem glücklicherweise raschen und unaufhaltsamen Verfall des Leberbrettl's etwas ändern noch ein günstigeres Urtheil über die ganze Richtung bewirken können. — Ein harmloser aber ganz unbenutzter Scherz älterer und veralteter Art ist Bruner's Schwanz „Die Wendenbänder“, der eine verwechselte Perrücke und mißlungene Aufschneiderei mit selbstverständlich sich daran anschließender Verlobung zum Inhalt hat.

Max Koch.

## Lyrik.

**Malatzke, Wilhelm.** Gereimtes Zwischauer Allerlei, besonders Bismarckgedichte. 2., vermehrte Auflage. Zwickau, 1902. Marx. (82 S. Gr. 8.) Broch. M 1, 20.

**Berend, Alice.** Allerlei Poeterei. Berlin, 1902. Harmonie. (72 S. 8.) Broch. M 1, 50.

**Heller, Leo.** Volklieder in modernem Gewande. Ebd., 1902. (102 S. 8.) M 1, 50.

**Destina, Emmy, Sturm und Ruhe.** Gedichte. Berlin, 1902. Duncker. (91 S. Gr. 8.) Broch. M 4.

**Loewenberg, Dr. J. Vom goldenen Überflus.** Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern. Zeichnungen zum Einband, Schutzumschlag und Vorsatzpapier von Frau Käthe Roman-Foersterling. Leipzig, 1902. Vollständiger. (272 S. 8.) Geb. M 1, 60.

Samuel Smiles schrieb einmal, daß Bücher die Eßenz der Unsterblichkeit in sich tragen. Aber das Weidenbe ist nicht immer das Wertvolle. Einen Beweis dafür liefert das Buch: „Gereimtes Zwischauer Allerlei“ besonders Bismarckgedichte“, das bereits in einer zweiten Auflage vorliegt. Es ist geradezu ein Sammeljurium gereimter Ungereimtheiten. Sein Verfasser hat früher des schönen Reimes halber „in Ehrfurcht und Huld“ unter dem Pseudonym „W. von der Ruhe“ geschrieben. Zur Illustration eine Musterstrophe aus dem Gedichte „Tyrannenwuth und Preußenwuth“, in welchem er den Helldob der elf Schickslichen Offiziere besingt, die eigentlich ein Besseres verdient hätten als so angefangen zu werden:

Der erste ein v. Wedel  
 Hiß sein Weib auf  
 Und rief dann sehr un edel:  
 „Hierbei der Büchlein Kauf!  
 Hier liegt in der linken Hand  
 Mein Preußenwuth an r. Hand ist d.  
 So treibt es sicher aus.“

Einem ähnlichen Kunstgenuss bereitet das „Allerlei Poeterei“ betitelte Buch von Alice Berend. Die Verfasserin hätte keinen bezeichnenderen Titel wählen können. Poesie, nicht einmal im Sinne der lanbläufigen, silblaugelbänten Stammahumspoesie, findet man in ihrem Buche nicht. Ein ganzer Abschnitt ist unter der Rubrik „Geiteres und Satirisches“ registriert. Auch diese Zusammenfassung ist vorzüglich und erschöpfend. Nur mit dem Bemerken, daß das „Geitere“ ist unfreiwillig das „Satirische“ ist, das „Satirische“ dagegen gewöhnlich den Heiterkeitserfolg hervorbringt. Ihr Meisterstück liefert die Verfasserin im letzten Abschnitte, den sie „Epigrammatisches“ überschrieben hat. Mit berechtigtem Stolze wird sie vielleicht einmal darauf verweisen können, daß sie es war, die bei in unserm Tage so vernachlässigten Kunstform des Epigramms ganz neue Gebiete erschlossen habe. Denn daß sie bei der Mathematik, einer nichts weniger als poesievollen Wissenschaft eine Anleihe macht, um sich neue Zeichen und Ausdrucksmittel für ihre inneren Erleben zu schaffen, ist sicher eine bedeutsame Erregungsfähigkeit. Aber soll man folgendes Monstrum Epigramm gar als lyrisches Gedicht nehmen, das nach dem Arno Holz'schen Recept der Mittellinie zu lesen ist —:

Einod von beiden  
 Feiß oder fall  
 Denn:  
 Feiß  
 + fall  
 = lau

Das in gleichem Verlage erschienene Buch Leo Heller's „Volklieder in modernem Gewande“ führt seinen Titel mit Unrecht. Die uns hier gebotenen Lieder sind weder in der schlichten, naiv-ungünstigsten Art des Volksliedes geschrieben,

nach aus einem volkstümlichen Empfinden oder für das Volk geschrieben. Da dem Tone, in dem sie gehalten sind, und ihrer Schreibeise überdies das spezifisch „moderne“ Element fehlt, könnte man sie höchstens ein volkstümlich gemodeltes Abbild moderner Brettli-Poesie nennen. Aber auch hierin kommen sie stark post festum. Ist das Buch auch besser als die beiden oben besprochenen Gedichtsammlungen, so ist doch das meiste an ihm Pose, liebdienerisches Augenaufschlagen und Seitwärtschleichen. Welchen Wert soll man z. B. folgenden, in einer längst außer Mode gekommenen Feinemanier, aber ohne die Feinestehe Berde und Virtuosität geschriebenen Zeilen beimesen:

#### Werbung.

Gehretes Fräulein, ich schäde Sie  
Als Mutter von Keuschheit und Reinheit  
Und falls dagegen wer opponiert,  
So wäre das eine Gemeinheit... (Mit Grazie in infinitum.)

Auch Emmy Destinn wird noch bessere Verse schreiben müssen. Immerhin sind ihre Gedichte sehr stark in der Stimmung und schlagen mitunter edle, warm empfundene Herzenstöne an. Es ist lebensfrische Poesie, die sich sicher noch durchsetzen wird, wenn ihr erst ein großes gnadenvolles Erleben die rechte Reife gab. Besonders in dem Nymphentausch „Frauenlieb, der jahrende Sängler singt.“ findet sich stellenweise manche Feinheit. Gedichte wie folgendes berechtigten zu den besten Erwartungen:

#### Minnelied.

Blaue Augen, helle Flechten,  
Als ihr nehmt mit Herz und Sinn:  
In den lauen Sommerstunden  
Wirst ich viel mit meiner Rechten  
In die Salben ziehn.

Wächte hier im Abenddämmer  
Aene wieder sitzen gem!  
Weh, ich finde nur das eine,  
Dß ich wache, ob ich weine,  
Dß ich nah, ob fern.

Alles Kleiden von der Pinn,  
Bonneten und Bonneten;  
Meines Herzens Königinne,  
„Dich nur hab' ich selig inne,  
Dich nur hab' ich lieb!“

Die von Dr. Löwenberg „unter Mitwirkung der Liter. Kommission der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung“ herausgegebene Anthologie „Vom goldenen Ueberflus“ ist als Lesebuch für Schule und Haus gedacht und soll der heranwachsenden Jugend einen Einblick in die lyrische Production der neueren deutschen Dichter geben. Der Titel ist gut gewählt. Er ist der letzten Strophe des schönen Kellererschen Gedichtes „Augen meine lieben Fensterlein“ entnommen, deren Schlussverse der Herausgeber seiner Blütenlese als Motto voranschickt:

Trint, o Augen, was die Wimper fällt  
Von dem goldenen Ueberflus der Welt!

Dichter und Gedichte, die schon in genügender Weise lesebuchsbehaftet sind, hat der Hrsgbr., wie er in der Vorrede betont, unberücksichtigt gelassen. Doch es fehlen auch, und zwar zum Nachtheil des an sich verdienstlichen Unternehmens, Verse von Jacobowski, Salas, v. Saar und vielen Andern. Von Vierbaum, Fitger und W. v. Ebner-Eschenbach sind nur je zwei, weder für die Eigenart der Dichter charakteristische, noch sonst bedeutende oder hervorragende Gedichte vertreten; von Ewers, Hamerling, M. G. delle Grazie nur je eines. Außerdem fehlt es an Vocalpatriotismus, daß von dem in Hamburg lebenden Dichter Otto Ernst

sieben, von Gustav Falke sogar vierzehn, wenn auch prächtige und für die Zwecke der Anthologie durchaus geeignete Gedichte Aufnahme gefunden haben.

Max Fleischer-Komotau.

## Englische Erzählungen.

**The Benefactress.** By the author of „Elisabeth and her German Garden.“ 2 vols. Leipzig, 1902. Tauchnitz. (277, 265 S. 8.) # 3, 20.

**Caine, Hall, The Eternal City.** 3 vols. Ebd., 1902. (302, 311, 302 S. 8.) # 4, 80.

**Howlett, Maurice, New Canterbury Tales.** Ebd., 1901. (285 S. 8.) # 1, 60.

**Hornung, E. W., The Black Mask.** Ebd., 1902. (272 S. 8.) # 1, 60.

**Pemberton, Max, The Giant's Gate.** 2 vols. Ebd., 1902. (272, 263 S. 8.) # 3, 20.

»The Benefactress« ist eine junge Engländerin vom Adel, schön, geistig, gefällig und edelmütig, die jedoch, in völliger Abhängigkeit von ihrem Bruder oder vielmehr von seiner reichen, geldhulzen und prosiggen Gattin, einer geborenen Dobb's von niedriger Herkunft, ein nicht weniger als freudenvolles Leben führt. Als sie das Alter von 25 Jahren erreicht, wird sie aus dieser Bedrängnis durch einen deutschen Heim von mütterlicher Seite erlöst, der das Zeitleich segnet und seiner Nichte das einzige Eigentum vermachet, worüber er im Stande ist frei zu verfügen. Das ihr hinterlassene Vermögen besteht aus einem großen und wertvollen Landgut in der Nähe von Straßburg, und in dem Testament des Cheims wird die Erbin ersucht, sich zu entschließen dort beständig zu wohnen und einen Deutschen zu heiraten. Um wenigstens den ersten dieser Wünsche zu erfüllen, reist sie nach Straßburg und tritt die Erbschaft an. Wie sie der rebselige Pötrere an der Spitze der Dorfbesohner feierlich empfängt und die Kinder unter der Leitung des Schulmeisters mit einem Choral begrüßt, wird recht lebendig und humoristisch geschildert. Den ihr so unerwartet zugefallenen Reichtum will sie nicht verwenden, um sich Lebensgenüsse zu verschaffen, sondern um gebildeten und vornehmen Frauen, die sich in Not befinden, hilfreich beizustehen, indem sie ihr Haus zu einem Heim für solche unglückliche Personen macht. Dieses Vorhaben zeugt von einem guten Herzen, aber von großem Mangel an gesundem Menschenverstand und Menschenkenntnis, und der Versuch, es zu verwirklichen, der von vorne herein bestimmt ist scheitern zu müssen, wird äußerst lustig und launig dargestellt. Endlich gehen ihr die Augen auf und sie sieht die ganze Thorheit ihres philanthropischen Unternehmens ein. Aus diesen unerquicklichen Verhältnissen entwickelt sich eine höchst originelle und reizend erzählte Liebesgeschichte, die den Schluß des ungemeinesselenden Romanes bildet. Die in der früheren Prosafabulation der Verfasserin bemerkenswerte genau Bekanntheit mit englischen und deutschen Nationaleigentümlichkeiten, Weltanschauungen, Sitten und Gebräuchen zeichnet auch die vorliegende Geschichte aus und verleiht derselben ein besonderes Interesse.

Dall Caine's sorgfältig ausgearbeitete, aber ziemlich verwinkelte und gar zu weisheitsreiche Erzählung ist eine fantastische Beschreibung der sozialen und politischen Zustände, wie sie jetzt sind und sich in der nahesten Zukunft in „der ewigen Stadt“ Rom gestalten werden. In Folge der wiederholten, immer drohender werdenden Volksbewegungen dankt

der König von Italien ab; und der Papst, ein erdichteter Pius X verzichtet auf die weltliche Herrschaft und das Volk gründet eine Republik, die nach 50 Jahren noch besteht und das allgemeine Beste in jeder Beziehung befördert, wie aus der Abnahme der Brachflucht und der Armut überall auf den Straßen zu ersehen ist. Nebenher wird von einem zehnjährigen europäischen Kriege gesprochen, der jedoch zur entgültigen Abschaffung des Kriegswesens führt. Man hat es hier mit lauter Hirngespinnsten zu thun. Von den Hauptcharakteren ist der schürfenste Premierminister, Baron Bonelli, fast der einzige, der aus dem Leben gegriffen sein konnte. Warum dieses Buch auf den Index gesetzt wurde, ist auch ein Räthel.

Der Versuch, dichterische Erzeugnisse nach berühmten Mustern zu verfassen, ist immer bedeutlich und mit fast unumgänglichen Gefahren verbunden. Schon der Titel der »New Canterbury Tales« erinnert an Geoffrey Chaucers unvollendet gebliebene »Canterbury Tales« und erweckt Erwartungen, die nicht leicht erfüllt werden können. Außerdem sind Gervells Erzählungen nicht in Versen, sondern in Prosa verfaßt und haben also in der Form mehr Aehnlichkeit mit dem Decameron von Boccaccio als mit Chaucers Werk. Uebrigens tragen diese Geschichten das Gepräge des Zeitalters, in dem sie sich ereignen sollen, auch zeichnen sie sich durch Frische und Treue der Darstellung aus, halten jedoch im allgemeinen eine Vergleichung mit den früheren Romanen des Verfassers nicht aus.

»The Black Mask« ist eine Fortsetzung des Romans »The Amateur Crackman« und beschreibt die weiteren Abenteuer und Thaten des berühmten Erzschelms und Verbrechers A. J. Kaffes und seines ihm ganz ergebenen und ihn hochverehrenden Fellehrers »Bunny«. Die Situationen sind gut erfunnen und die schlauen Schurken glücklich charakterisirt. Die Frische und Lebendigkeit der Darstellung und der dabei zur Geltung gelangende Humor läßt den Leser die moralische Verbordtheit dieser Schurke öfters vergeffen. Gerade deshalb dürfte eine solche Lectüre auf das jugendliche Gemüth eine verhängnisvolle Wirkung haben, da sie die Kaufbahn eines Verbrechers gar zu anziehend macht. Nicht bezeichnend ist es, daß die beiden Spitzbuben schließlich als Freiwillige nach Südafrika gehen. Um der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, färben sie die Haare und finden es ungemün lustig, in dieser Weise »to dye for their country«: sich färben (dye) ist jedenfalls leichter als sterben (die) das Waterland; in diesem Falle richten die in Afrika uniformirten Galgenbögen ihr Augenmerk nur auf Beute. Der echte »Tommy Atkins« mag ein gutmüthiger Kerl sein und kann nichts dafür, daß »Kaffes« und »Bunny« als Wassergefährten neben ihm stehen und ihn in übeln Ruf bringen.

Wag Pemberton pflegt nach den Stoffen für seine Romane ziemlich weit auf die Suche zu gehen, vielleicht weil diese den einheimischen Leserkreisen unbekannteren Schaulplätze ihm gestatten, seiner fiktiven Einbildungsraft die Bügel schieben zu lassen, ohne daß jemand wagt, seinem besüßigten Dichtersped in die Bügel zu fassen. Keutlich scheint er für die Sicherheit Englands gegen die Angriffe auswärtiger Feinde in Angst zu geraten. In »Pro Patria« war es das Project eines Tunnels unter dem Canal, das ihm vor der Erfindung eines von Electricität getriebenen unterirdischen Schiffes, das von der französischen Küste nach dem Hafen von London ganz unsichtbar fährt. Die Geschichte spielt hauptsächlich in Paris zur Zeit des von Judenheben und Hochrufen auf die Armee begleiteten Verfuß-Processes. Anarchistische und imperialistische Verschwörungen

werden angezettelt, aber nicht in Ausführung gebracht. Das Complot, die Republik umzusetzen und den populären General Davignon als Kaiser an die Spitze der Regierung zu stellen schlägt fehl, und der Abgott des Heeres, der nach der Krone trachtet, wird von einem Kriegsgewitter zu einem Jahre Festungsstrafe und nachheriger Landesverweisung verurtheilt. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet jedoch eine rührende und spannende Liebesgeschichte. Davignon faßt eine lebensschaffliche Neigung zu der schönen Tochter eines englischen Grafen, Kathien Barn, und er ist auch ihr aus Herz gewachsen. Die Verbannung erschreckt ihn nicht, denn nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft wird er sich mit der treuen Kathien verdammen und ein glückliches Leben in England führen. Indessen hat der Erfinder des unterirdischen Schiffes, das sich als ein vollständiger Erfolg erwies, das wunderbare Fahrzeug aus bloßem Naturreichthüm gänglich gerüstet und das Gefährnis für sich bewahrt. Mit einem derartigen Hirngespinnst konnte der Verfasser nichts anfangen und es in dieser Weise am leichtesten los werden.

## Zeitschriften.

The Atheneum. 1902. Nr. 3894. 95.

Cont.: (3894.) The new English dictionary. — A foreign view of England under George I. and II., — The Scotch-Irish in the United States. — Paradoxes of a modern critic. — Prof. Tucker on the Choeophori. — New novels. — Theological literature. — Short stories. — Travel. — List of new books. — Literary gossip. — Geographical literature. — The Royal observatory, Greenwich. — (3895.) A dictionary of the Bible. — Watson's coronation ode. — Tiberius the tyrant. — Letters concerning Marie Antoinette. — A sporting trip through Abyssinia. — New novels. — Recent verse. — Spanish literature. — List of new books. — Literary gossip. — Pierce on auditory and visual space perception.

Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen. Herausg. von H. A. Wagner. I. Band. Oct. 8. 12.

Inh.: I. Ursprüngliche Beiträge. G. Prengel, Madame Julia. Aus dem Leben einer Schauspielerin des 18. Jahrh. — A. Rip, das Oberpaar Gaspinger in Paris und die Pariser Auffassung des »Judeo« im Jahre 1829. — G. Ebelin, Neues über O. A. Dugers Schwammwäcker, Ullie Gahn, als Schauspielerin. 8 ungedruckte Briefe von ihr (1803—1809) an den Reichsfürsten Friedr. Jul. Prinz v. Coblenz. — G. Pollett, Rainald als Schauspieler. — H. Jacobs, Adolph Desjouis. Aus ungedruckten Briefen. — H. v. Harwitz, Guard Desjouis und Albert Einstein. Nach bisher ungedruckten Briefen. — G. Raddatino, Modena als Ballspielort. Nach jetzigenjählichen Berichten. — A. Jüst, drei Theaterprologe aus dem 18. Jahrhundert. — II. Das Theater der Gegenwart. 1) Kritischer Jahresbericht über deutsche Bühnen. Vom Saisonbeginn 1900/01 bis 31. Dec. 1901; 2) Theater der Fremden. Allgemeine Uebersichten und Einzelheiten. — III. Die Praxis der Bühne und Verwandtes. B. Bornann, unsere Schauspieler. — G. Kilian, vom Theaterleben. — F. Oregori, eine Bühnenhistorie. — J. Altmann, heutige Theaterkritik. — G. Keller, die Ständekunde der antiken Bühne. Ein Brief an den Herausgeber. — IV. Retrospektive. — V. H. E. Zellinek, Die Literatur des Theaters im Jahre 1901.

Werkmanns »Inhalt«, deutsche Monatshefte. Red.: Ad. Clafer u. H. Düfel. 46. Jahrg. Juli. (Nr. 600.)

Inh.: Die Trapani-Münzen, Arbeit mein Opium. (Schl.); — A. Krauß, Damedes Schwärzen. — Wag Schönbücher, schönblühende Gartensträucher. — G. H. Dietz, mit Silber der Rot. I. — Rosa Fraß, Johanna Schopenhauer. Ein Franzenlein aus der eiffigsten Zeit. — G. v. Wagner, Dichtkunst und Religion. — A. v. Puttkamer, antike Personifikation. — B. Blüthgen, Bekanntnisse eines Pöpligen. — J. Norden, Ludwig Wangel.

Deutsche Welt. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böden. Stuttgart. I. Jahrg. Heft 9.

Inh.: A. Hauffen, die deutsche unpolitische Dichtung in Böden. A. D. Egidio und das mittlere Theater. — Ab. Socicita, Adalbert Hüter als Landeshauptmann. — G. Reich,







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 14.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barck. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Wenner in Leipzig,  
Rosenstraße 16.

Erscheint zweimal monatlich.

— 19. Juli 1902. —

Preis jährlich 6 Mark.

Alvi, C. L'inviebiale locale. (226.)  
Blum, G. Spanische Geschichten. (179.)  
Blüthgen, G. Die Christen. (226.)  
Crawford, E. M. Marietta, A Maid of Venice. (723.)  
Dadone, C. Come prest' moglie! (227.)  
Geller, G. Bepi. (223.)  
Gerard, D. The Blood-Tax. (225.)  
Krieger, K. Heimat. (221.)  
K. u. M. Lenzschaden. (223.)

Vitrotter-Rainher Blät. auf d. 3. 1902. Freg. von  
Rärdner. (227.)  
Merrick, L. When Love Flies out of the Window.  
(226.)  
Monsidi, G. Memoria di un Suggestivo. (226.)  
Carpenter, G. Ficht v. Das schöne Geschlecht. (217.)  
Melfis, H. Warum Chöre. (222.)  
Schreiblin, K. Die Zisterne. (221.)  
Schmidt, F. Rabbiner Tod. (223.)

Sheller, G. Was alter u. neuer Zeit. (226.)  
Gard. Fol- und Romanen-Handb. des Wides an  
den Gängen 1902. Freg. v. Rüdner. (22-)  
Stimula, B. Fier v. 1869. (222.)  
Levate, S. Die Widemar. (219.)  
Witte, F. The West End. (224.)  
Ward, E. Die Stille im Lande. (219.)  
Sobellig, B. v. Die brennende Stadt. (222.)

Alle Bilderangaben erbiten wir unter der Bezeichnung des Bildes (z. B. (Lindenstraße 16)), alle Briefe nicht nur dem Herausgeber (Haller Wittenberg, 29), was keine  
Befreiung eine Befreiung haben, die der Red. beizulegen haben. Bei Correspondenzen über Bilder bitten wir bei den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Gesammelte Novellen und Erzählungen.

Ompteda, Georg Joh. v. Das schöne Geschlecht. Novellen.  
Berlin, 1902. Dentane & Co. (414 S. 8.) M. 5.

Lovate, Heinz, Die Leichenmarie. Novellen. Gbd., 1902. (194 S. 8.)  
M. 2.

Worms, Karl, Die Stille im Lande. Drei Erzählungen aus  
dem Bintel. Stuttgart u. Berlin, 1902. Gotta Nachf. (391 S. 8.)  
M. 3.

Blum, Hans, Spannende Geschichten. Kriminalnovellen und an-  
dere Erzählungen. Berlin, s. J., Partel. (333 S. 8.) M. 5.

Schueler, Christian, Aus alter und neuer Zeit. Geschichten und  
Erzählungen. Innsbruck, 1902. Wagner. (348 S. 8.) M. 2, 40.

Ompteda ist entschieden ein starkes Talent, das beweisen seine Romane, namentlich „Eufen“ ist eine Leistung. Aber er ist ein Talent, dem es an der für den Künstler so unentbehrlichen Selbstsucht fehlt, er ist ein Mann von wenig geläutertem Geschmack; das beweisen seine ersten Arbeiten, und das zeigt auch seine neueste Novellen-Sammlung. Er neigt zum Sensationellen, er arbeitet gern auf großen Effect, es kommt ihm sogar bisweilen nicht daran, an sich in seiner Sprache bis zum faloppisten Jesuitismus gehen zu lassen: alles Sinnen, die ein geschmackvoller Künstler nicht begehen kann. Es liegt natürlich sehr nahe, Ompteda, den Uebersetzer Raupassants, mit diesem französischen Erzähler in Parallele zu setzen, und ich gebe auch ohne weiteres zu, daß der Deutsche in seinen es in unserem Bande vereinigten Novellen von dem Franzosen in Stoffwahl und Aeußerlichkeiten beinahe ist. Es wäre ein Wunder, wenn D. dem Einfluß des von ihm Uebersetzten so viel künstlerischeren Erzählers nicht erlegen wäre. Schon daß er ihn überhaupt Uebersetzt hat, verrät doch, daß Raupassant einen starken Einbruck auf den deutschen Schriftsteller gemacht hat, denn man Uebersetzt doch nicht den ersten besten, wenn man nicht BerufsUebersetzer ist. Ein sehr oberflächliches Urtheil wäre es aber darum doch, D. nun schlechthin den ersten Raupassant zu nennen, wie es unsere so gern mit Schlagworten wirtschaftende Kritik, wenn ich nicht irre, bereits fertig gebracht hat. Ohne andere Vorzüge des deutschen Schriftstellers irgendwie zu verkennen, muß dieser Verirrung gegenüber nachdrücklich festgestellt werden, daß es gerade die Kunst des Erzählens ist, in der er sich mit dem Franzosen nicht

messen kann. Raupassant ist ein Erzähler allerersten Ranges, der auch den widerlichsten und fittich bedenklichsten Stoff durch seine meisterhafte Erzählungskunst zum Kunstwerk abelt und niemals im Stofflichen stecken bleibt. Von D. S. Novellen kann man das nicht durchweg behaupten. Stücke wie „Mutter“, „Der Funb“ und „Heimkehr“ wenigstens sind für mein Empfinden keine Kunstwerke, in denen der Geist die Materie bezwungen hat. Sie wirken nur peinlich, gräßlich durch ihren grauwigen Stoff. Das umfangreichste Stück der Sammlung, „Die Lebensgefährtin“, zwei alte Jungfern, von denen die eine durch eine späte Heirat dem Reichthum ihrer sie stets bedovornommenen Freundin entriekt wird, nach dem Tode des Mannes aber ins alte Abhängigkeitsverhältnis zurückkehrt, ist, bei aller Anerkennung gut durchgeführte lebenswahrer Einzelzüge, bis zur Ermüdung ausgefohnen. Aber es wäre ungerecht, wollte man Uebersetzen, daß doch auch in dieser Sammlung die guten Seiten des Omptedaischen Könnens hervorzuheben, eine scharfe Beobachtungsgabe und die Fähigkeit folgerichtiger psychologischer Entwicklung. Wo er ohne Nebenabsichten sich diesen natürlichen Kräften seines Talents hingiebt, wo er nicht auf Pointe arbeitet wie in der Erzählung „Neun Jahre“, bringt er es auch zu den beständigsten Leistungen. Als das stärkste Stück der Sammlung möchte ich darum die erste Erzählung „Der Vergelt“ bezeichnen. Hier entwidelt sich das graufige Ende naturgemäß und psychologisch vortrefflich begründet, aus der engen Commission des Titelselben heraus, hier fühlt man künstlerisch beherrschtes Leben. Nicht übel ist das Dämönische in der Natur in der Erzählung „Die Wand“ herausgearbeitet. Ein durch und durch liebenswürdiges Stück, wenn auch von sehr geringer Wirkungsstärke, ist „Die Hochzeit“, worin mit viel Raune das Zusammentreffen des jungen Gatten am Tage der Trauung, dargestellt wird. Dieser mit vieler Liebe gezeichnete lebenslustige Kern von jungem Ehepaar, mit seinem gutmüthigen offenen Vergessenheit ist eine sehr sympathische Figur. Die noch übrigen drei Stücke, die sprechende Hundgeschichte „Barze“, das in seiner Porträtkunst an einen seinen alten Niederländer erinnernde „Ein Leben“ und das nicht gerade sehr starke „Gefé Glückfall“, eine etwas zahne Satire auf unsere heutige industrielle Verschönerungsmeierei, verlieren sich ins Stygenhafte. Warum alle diese Klein-

keiten unter dem Titel „Das schöne Geschlecht“ vereinigt sind, gehört zu dem ewig Unerfindlichen das an Ungeheuerlichkeiten zu überreichen Capitel der Beteiligung unserer modernen Erzählungs- und Gedichtdäuer. D. hätte besser getan, diese sehr nach überster Reclame schmedende Aufschrift zu vermeiden. Oder sollte am Ende der Verlag diese Verantwortung auf dem Gewissen haben? Zutruauen wäre ihm diese Geschmackslosigkeit, dem Walschettel nach zu urteilen, den er beizulegen sich „die Ehre“ giebt, und den er außer zu der üblichen Lobhudelei gleichzeitig zur vorläufigen Fäherung der Reclamezettel für einen zu erwartenden „großen alpinen Roman“ des Verfassers benutzte. Ich möchte an die Anknüpfung zwei Büchlein knüpfen, einmal daß D. in diesem „großen alpinen Roman“ sich selbst ganz wiederfinden und von allen unfünftlerischen Belastungen seines Talentes sich befreiend lösen möge, und zum zweiten, daß der gebiegene deutsche Verlag, zu dem Fontane sich doch wohl rechnen wird, endlich es einsehen ferne, daß die kritische Brunnenerzählung vermittelst totenfarbiger Walschettel mit einem nobile officium unvereinbar ist.

Unmittelbar in die Atmosphäre der Hintertreppe führt einen auch der Titel der im selben Verlag erscheinenden *Tovot'schen Sammlung* „Die Zeichenmarie“, so genannt nach dem ersten Feuilleton-Vergeldnis, der ersten „Novelle“ des Buches. Graufig ist an dem Bude allerdings nur der Titel und etwa die Erkenntnis, ein wenig dürftiges Thema sich das deutsche Publicum in seiner Bescheidenheit für 2 Mark aufzulegen läßt. Tovote ist eins der Talentichen, die zu schwindelhafter Höhe hinausgelobt wurden, als noch die naturalistisch-erottische Richtung den literarischen Markt beherrschte. Er hat dadurch einen Namen bekommen, und darum findet er jetzt Verleger für Fassen, in von einem homo novus verbrochen, unbarmerzig in den wosthätigen Redaktionspapierkorb verschwinden würden. Wenn ich noch gesagt habe, daß auch Freunde von Villanterie bei der diesmaligen Leistung Tovotes nicht auf ihre Kosten kommen, habe ich alles gesagt, was gerechter Weise über diese Arbeiten zu sagen ist.

Und nun ein gewaltiger Sprung. Vom geisttöbenden heillos verimpelten Ueberbrett zum Lied voll Freud und Leid, wie es die Bauernmädchen an stillen Sommerabenden singen, vom unfruchtbaren, schmüßig glitschigen Großstadtasphalt mit seinen Fäulnisgerüchen hinaus ins baltische Land, wo der frisch gebrodene Ader fruchtbarer Wohlgeruch zum Morgenhimmel dampft, von Tovote zu Worms. W. ist ein Verdender. Obwohl er bereits zwei Romane, „Du bist mein“ und „Thom feiert“, verfaßt hat, verzeichnet ihn Kürschner merkwürdigerweise noch gar nicht. Auf seine Entwicklung darf man gespannt sein, es ist jedenfalls ein vielversprechendes Talent. Möge ihm ein gütiges Geschick seine wundervolle Wodenhängigkeit bewahren, die seine „Stillen im Lande“ so anziehend macht. Das ist wirklich alte Heimatluft, diese stille Sicherheit, mit der uns W. in seinen drei Erzählungen diese baltischen Menschen aus ihrer Umgebung originell herauswachsen läßt. Der weltliche, in seine Studien eingespannte, sein weiches, treffliches Herz unter rauherer Außenhülle verlebendete Professor Ulrich Schreyvogel und das alte Fräulein Magda Wilkens, die ihn einst, ohne daß er es bemerkte, geliebt hatte, in der Erzählung „Unser Kind“; der Pöse Jan Wassowitsch in dem ergreifenden „Finis Poloniae“; die Prachtgefallen des baltischen Barrers, der nach Ostasien hinausgeht, seiner Schwägerin Nize, die ihm dahin folgt, ihres Bruders, der als verwegener Kunsthänger beginnt und als tüchtiger Zeichenlehrer in dem stillen kurischen Landstädtchen endet, des echten „Sonnensruders“ Brink in den „Sonnensrudern“ sind lebende Wesen, mit

denen wir fühlen und leiden. Und dazu die ohne alle „naturalistische“ Kleinmalerei erreichte plastische Herausarbeitung des Milieus. Das alles in einer einfachen, jeder Pose abgewandten Sprache, die in unserer Zeit der Ueberverrentungen das gesunde aufrechte Gehen noch nicht verlernt hat, kurz eine erfreuliche Gabe deutscher Heimatkunst, die jedem Freunde gesunder Kost aufs wärmste empfohlen sei.

Hans Blum war mir bisher nur durch seine geschichtlich-politischen Arbeiten bekannt, doch hat er, wie ich sehe, auch früher schon auf dem Gebiete der Criminalgeschichte sich betätigt. Ich bin weit davon entfernt, diese ganze Gattung zu verwerfen, glaube vielmehr, daß in der Hand eines feinen Psychologen und wirklichen Künstlers auch Criminalfälle zu künstlerischem Leben erwachen können. Vor dem aber, was so landesüblich sich Criminalnovelle nennt, habe ich einige Furcht, da es zuletzt doch gemöhnlich auf reine Sensation hinausläuft. Von dem, was Blum in seinem mir heute vorliegenden Bude bietet, sind nur die beiden ersten Erzählungen „Die Millionenerbischaft“ und „Die dunkle That“ Criminalgeschichten. Die erstere steht offenbar, obwohl sie „den Acten nachdrücklich“ ist, unter Einwirkung des Humbert-Crawford'schen Erbschaftsromanbels allernuester Zeit, die zweite ist eine oberbayerische Mordgeschichte. Spannend sind beide Geschichten nun gerade nicht, der Leser hat in beiden Fällen von Anfang an den Faden in der Hand, der sich denn auch ohne jegliche Verwickelung glatt abspinnet. Die zwei weiteren Geschichten „Loden von Charlotte“ und „Der Bekannte“ sind aus Burleske streifende Humoresken von großer Anpruchslosigkeit.

Anspruchlos sind auch *Schneller's* Geschichten und Erzählungen „Aus alter und neuer Zeit“. Den größten Teil des Buches bilden kurze, schlicht, nicht immer gewandt erzählte Begebenheiten, die man am besten unter die Staffubgeschichten einreicht. Sie sind gewissermaßen ein tirofisches Seitenstück zu Freudenthal's „Sonderlings und Bagabunden“ die ich kürzlich (vgl. Jahrg. 1902, Zeit. Nr. 9, Sp. 139 b. W.) besprochen habe: nur daß Freudenthal wohl noch da an Darstellungsart überlegen ist. Auch satirische Töne schlägt Sch. hier und da an. Den Schluß des Bändchens bildet eine geschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrg. „Fra Giovanni von Schio“. Hier verlag aber die Gestaltungskraft des Verf.s. Ganze Seiten lang bietet er nur trodrene Gesichtsbildung. Sein an und für sich schon wenig gewandter Stil wird hier recht steif. Vor allem jedoch scheitert er an der künstlerischen Verarbeitung seines Stoffes.

Aug. Gebhard.

## Moderne Romane.

- Blättern, *Bitor*, Die Spiritisten. Leipzig, 1902. 6. Eermann Nachf. (405 S. 8.) M. 3.  
 Heiberg, Hermann, Heimat. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, 1902. Jant. (186; 173 S. 8.) M. 5.  
 Joubert, Jöber von, Die papierene Nacht. (Engelhorn's Magdeiner Romanbibliothek. 18. Jahrg. 17. und 18. Band.) Stuttgart, 1902. Engelhorn. (168; 150 S. 8.) Geb. M. 1. 50.  
 Kofen, Franz, Swante Dyllen. Dresden und Leipzig, 1902. Bieren. (322 S. 8.) M. 3. 50.  
 Stenglin, Felix, Freier von, 's Re'ment. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, 1902. Witten. (309 S. 8.) M. 3. 50.

Viktor Blättern geht im Vorworte zu seinem neuesten Bude „Die Spiritisten“ ganz offen, daß er selbst danach gestrebt hat, mit dem Spiritismus Fäherung zu nehmen, und die aus solchem Wiffensbrange geschöpfen Erzählungen, mit Fleiß und Blut durch seine dichterische

Phantasie ausgestattet, geben ihm den Stoff einer spannenden, verwickelten und, weil sich das Ganze um eine acute, brennende Frage dreht, zeitgemäßen Romanes. Es ist ihm nicht darum zu thun, Partei für oder wider die Sache selbst zu nehmen oder gar das Problem durch concrete Beispiele zur Lösung zu bringen, was ja lediglich eine Aufgabe wissenschaftlicher Kritik ist, sondern es gilt ihm zu zeigen, wie die Mängel der sogenannten vierten Dimension darnach angethan sind, Joch und Nicker, Gebildete und Ungebildete verlockend in ihre geheimnisvollen Kreise zu ziehen, und thatsächliche, auf psychologischen und pathologischen Grundlagen aufgebaute Elemente, Einbildungen, zu Hallucinationen steigert, und systematischer erwerbsmäßiger Schwindel zusammenwickeln, um sonst ganz vernünftigen Menschen die Köpfe völlig zu verdrängen und sie dem unbefangenen, nirgend greif- und fassbaren Etwas, das niemand, auch die Gläubigsten nicht definieren können, machtlos auszuliefern. Daß der Verf. aus Erfahrung schreibt und sein Thema, nämlich die Spiritisten und ihr Evangelium, vortrefflich die Spiritisten Berlins, wofelbst die erstälteste Gesellschaft sich abwickelt, gründlich kennt, dafür spricht das viele Theoretische über den Spiritismus, das, ohne die Handlung aufzuhalten, in dieselbe geschickt eingefügt ist; ja derjenige, der nichts Näheres vom Spiritismus weiß, ist nach der Lectüre dieses Romans in das Wesen derselben, sogar in seine Geschichte ziemlich eingeführt. Die einzelnen Personen des Romans sind ebensoförmig Typen, an denen gezeigt wird, wie die spiritistische Glaubenslehre auf sie einwirkt und wie sie hinduereinst, je nach ihrem Naturell, ihren Lebensbedingungen und insonderheit ihrem Bildungsgrade die verlockende Lehre sich mehr oder minder scrupellos aneignet. Prinz Georg und Professor Laßberg-Stubbe wird durch den Trieb nach Erkenntnis, des letzteren Frau, die „Paulastrau“ durch diesen und nervöse Ueberreiztheit, der Maler Könnede, ein genialer Taugenichts, durch das Streben nach Verbesserung seiner materiellen Lage, die Bewohner des Weistzerhauses in der Mulackgasse lediglich durch die Absicht, naive Menschen zu täuschen und auszuspähen, eine alte Gräfin durch den Johannisstrieb der Liebeshörigkeit zum Verkehr mit der Geisteswelt getrieben, und so hat jede Person, auch die kleinsten Statisten, ihre speciellen Beweggründe. Zum Schluß findet die ganze angetrübete Gesellschaft; Aufhebung gaudien Schwindels und jenseitige schlagende Ereignisse aus der Schule des Lebens öffnen alle auf eine drausige Weise die Augen. Die Paulastrau fällt ihrem Gatten um den Hals, da sie sich Mutter fühlt. Dieser verjüngende Ausklang, der sich auf alle Personen des Romans, die lichtige Gesellschaft und die liebestrunkne Gräfin ausgenommen, erstreckt, giebt der verwickelten, ja unheimlichen Geschichte die richtige Lebensweisheit und Lebenswahrheit. Die Widmung des Buches für „Otto Dalberg und die Paulastrau“ deutet an, daß es sich zum Teile um thatsächliche Geschäfte handelt, bei denen der Verf. die Rolle des nächsten Beobachters gespielt hat. Die Art der Darstellung befundet die Formvollendung und das Erzählungstalent, das man auch sonst beim Verf. kennt.

Freibergs „Heimat“ ist in seinem Grundton durch die Worte eines Briefes der Hauptheldin, Thoras, eines wackeren deutschen Mädchens von der Ostseeküste (I. S. 41) bezeichnet: „Ich würde, sollte ich mich einmal längere Zeit von hier trennen müssen, darunter bis zur inneren Auflösung leiden! Kann es etwas Herrlicheres geben als unsere Heimat, unseren Völk? Giebt es solche ioarmherzige Menschen noch irgendwo, solche Beschränkungslosigkeit, Einfachheit und Treue? Ich glaube, nirgend!“ Es legt ihr der Verf. seine eigene Begeisterung für die niederdeutsche engere Heimat

in den Mund; sie findet auswärts Liebe und kurzes Glück an der Seite eines schwachherzigen Mannes, der im Banne einer herrschsüchtigen, harten Mutter steht und sich trotz der Aufopferung und ebeliten Opferwilligkeit seines edlen Weibes zu keiner Selbstthätigkeit aufraffen kann. Wie nun Thora mit männlicher Entschlossenheit sich von ihm löst, um auf den Eigenheilig ihr einsachen, schlichten Leute zurückzukehren und hier in der nordischen Umgebung wieder ihren vollen Seelenfrieden gewinnt, ist in reizenden, psychologisch fein ausgearbeiteten Bildern aufgerollt, so klar und folgerichtig, daß sich auch der Schluß befriedigt läßt. Thora kehrt sich über conventionelle Bebenken hinweg und bleibt zu Hause trotz der Reue des ihrer unwürdigen Mannes, der zu spät einsieht, was er an ihr verloren hat. Der ethische und echt moderne Gehalt des Buches ist am besten durch die energischen Worte der jungen Frau illustriert (I. S. 124): „Jedes Individuum hat seine Eigenart. Die Aufgabe des einzelnen besteht darin, daß er die des andern respectirt.“

Auch über Franz Rosen's „Swante Ohlsen“ ist nordische Lust gelagert, aber es ist anfangs eine düstere Atmosphäre, ein fatalistischer Zug, der die vom Verf. wunderbar verschlungene Handlung beherrscht. Swante Ohlsen ist als Kind von dem Fluge getroffen worden, daß jede seiner Wohlthaten dem Empfänger Unheil bereiten sollte. Eine Kette unheilvoller Ereignisse stellt sich als Folge dessen ein, so daß der Betroffene in erregende und verzweifelte Situationen gebracht wird. Ruhelos schweift er über Länder und Meere, stets in selbstquaderlicher Angst, geliebten Menschen Verderben zu bringen, bis die Entlein des Mannes, der ihn einst mit dem Fluge befallen hat, ihn durch heiße Liebe erlöst und ihm den verlorenen Seelenfrieden zurückbringt. Die treffende Charakteristik von Land und Leuten, glänzende landschaftliche Bilder aus den düsteren Fjord- und Seengebietern Norwegens geben dem fesselnden Buche culturgeschichtlichen Wert, der über die altmodische fatalistische Fatale hinwegsehen läßt.

Mit raschem Tempo der Handlung, die durch flotten, treffenden Dialog unterfützt wird, bietet Fedor v. Jockelitz im Rahmen des Berliner Lebens ein Bild desjenigen, was man gemeinlich die „papierene Wacht“ nennt, des Betriebes der Presse. Der Wettlauf, den zwei neugegründete Blätter großen Stils, das eine aristokratische für die oberen zehn, das andere mit seiner pöbelhaften Anlage für die unteren Hunderttausende, unternehmen, giebt reichlich Gelegenheit, die Vertreter beider Schattierungen und ihren in alle Schichten der großstädtischen Gesellschaft vertheilten realen und unrealen Anhang Revue passieren zu lassen. Mit souveräner Kenntnis aller Seiten großstädtischen Lebens wird vom Verf. gezeigt, wie die Presse dann zur Wacht sich aufschwingt und sich solange als solche behauptet, wenn sie in dem ihr jeweilig abgezielten Kreise dem stets veränderlichen Geschmacke des im Grunde nach hierhin und dort verdorbenen Publicums sich anschmiegt. Der Roman ist eine scharfumsirrende Type moderner Journalistik.

Felix Freiberg von Stenglin bringt in seinem neuen Romane „s Me'ment“ eine Berliner Garnisonsgeschichte in Form von Briefen des „tolten“ Leutenants von Sellmuth, in der Lust und Leid und schließlich Reue des jugendlichen Uebermutes mit Tiefe der Empfindung und Anschaulichkeit geschildert sind. Es sind lebensvolle Sittensketten in bunter Folge, Liebeslein, das Exercierfeld, das Regimentscasino, Widwid mit dem Regimentsbamen, der „Zugendbund“ unter den Kindern, kurz alle Etappen des Leutenantslebens, die vor das geistige Auge geführt werden. Allerdings ist dieses gepfefferte Tagebuch „nichts für Damen!“ Karl Fuchs.

## Märchenspiele.

- ✓ **Falle, Gustav, Patal, Märchen-Komödie in fünf Acten.** Hamburg, 1902. Janssen. (112 S. 8.)  $\text{M}$  1, 50.
- ✓ **Huch, Nicarda, Dornröschen, ein Märchenpiel.** Mit Buchschmuck von Heinrich Bogeler. Leipzig, 1902. Duderichs. (74 S. 8.)  $\text{M}$  1, 50.

- ✓ **Schmidt, Paul, Walburgs Tod.** Ein Märchenpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1902. Raumann. (99 S. 8.)  $\text{M}$  2.

- ✓ **Schaffertlin, Adolf, Die Titanen.** Eine Phantase. 2., verbesserte Auflage. Berlin, 1902. Hofenbaum. (59 S. 8.)  $\text{M}$  1.

Wie der Prolog es verspricht, hat Gustav Falle ohne jeden Anspruch auf Tendenzen und Lösung von Problemen anmutig und mit heiterer Einfachheit ein Märchen dramatisiert, eine der vielen Geschichten von einem verzauberten Prinzen, der durch die Herzengüte und Liebe eines jungen, unschuldigen Mädchens aus seiner Tiergestalt erlöst wird. Diesmal ist es eine Katereremung, aus der Prinz Tausendfüßig mit Hilfe der Ratschläge eines gutmütigen alten Hausbauers wieder in seine menschliche Gestalt zurückverwandelt wird. Die zu früh eintretende Liebesblenderei (das Stüd ist trotz des modernen Autors auch für die Jugend zur Lesung geeignet) droht, dem Prinzen einen letzten tierischen Rest im Kopfschmänzlein zu lassen. Aber die liebliche Maleen entsagt ihrer Reizung zu dem Prinzen, um ihn auch von diesem peinlichen Tieresse noch zu befreien, und setzt zu ihrer ersten kindlichen Liebe, dem eifersüchtigen Jäger, zurück. Dies alles ist mit Ironie und Humor, im echten, sachlichen Märchentone vorgebracht, so daß man ungetrübte Freude haben kann an dem dramatischen Versuch des wegen seiner lyrischen Leistungen und damit von vielen so hoch geehrten, begabten Dichters. Ist es ihm doch gelungen, in seiner kindlichen, opferwilligen Maleen mit ihrer Unschuld, Natürlichkeit und unerschöpflichen Güte ein wirklich allerliebstes Mädchenbild zu zeichnen, in seinen hübsch und leicht hingeleitenden Versen über dem Ganzen Jückerheit und poetische Stimmung zu verbreiten. Dagegen bleibt Nicarda Huch's „Dornröschen“ hinter dem zurück, was man von der geistvollen und eigenartigen Schriftstellerin erwarten möchte. Die Einföhrung der Katzen hat der Szen unter Weglassung des Spindelstüches ist gewiß keine Verbesserung; für die Ausgestaltung des intrigantesten Kuchs, der aus dem bestellten Scheinkampf Ernst machend Dornröschens geliebten Prinzen tötet, reicht der Humor der Verfasserin nicht aus. Auch ist der Kampf zwischen Liebe und dem Stolge auf die durch Ueberwindung der Liebe zu erringende Unsterblichkeit in Dornröschens Seele nirgends ergreifend zum Ausdruck gebracht. Das Ganze muß leider als mißlungen bezeichnet werden.

Paul Schmidt's Versuch im „Märchenpiel“ nimmt man nach seiner Probe im historischen Drama (vgl. lauf. Jahrg., Nr. 8, Sp. 114 d. Bl.) nur mit Mißtrauen zur Hand, aber er ist in Einzelheiten besser geraten als sein „Kaiser Otto der Dritte“, obwohl die überhäufte Vermengung des altmodischen Mythos von Walburgs Tod mit der Gegenwart eine poetische Ungehuerlichkeit ist und bleibt. Wenigstens mußte sie bei Schmidt's Behandlung dies werden. Um die Einmischung modernster Elemente wie Burenkrieg, Prostitution der Großstadt, Webererend in die Aienfage erträglich zu machen, hätte diese selbst etwas freier gestaltet werden müssen. Statt dessen hat S. ganze Abschnitte der Edda, wie Lotafenna und Walburgs Träume, möglichst wörtlich dialogisiert, um dann in schroffem Gegensatz die Moderne einzuführen. Die Wehrung Walburgs aus Fela mißlingt, weil dem Aenboten Ferkmod aus seiner Mundreihe die Forderung, um Walburgs Tod zu weinen, nicht erfüllt wird.

Nicche-Paratustra setzt der Klage um Walburg seine Lehre entgegen, der Burencommandant weigert auf dem Schlachtfelde von Wagersfontaine um Walburg zu weinen, da Ferkmod ihm den Untergang von Tranzaba verlinkt, die Tuchmacher im Erzgebirge, die Tiranen und Socialdemokraten in Berlin wissen nichts von Frühlingsschneen und kümmern sich nicht um den Frühlingsgott. Dann aber wird uns wieder getreu nach der Edda Loki's Fesselung vorgeführt. Nun mag man ja zur Not diese gewagte Mischung zweier Welten noch zugeben; daß aber dem schlafenden Walburg der Tod als Weiripe mit der Sense erscheint und verlinkt, „Es schlägt die Uhr dem Grabe zu“ (S. 23), daß Walburg selbst vom Blick des Weiripeschusses spricht (S. 28 u. 43), Pfad und die Paradieseslage in der nördlichen Aienwelt bekannt sind (S. 35 u. 50), die Walküren S. 41 fingen „Kein Engel uns in den Ahrang röt“ und der Aenbote Hermold Dantes „Göttliche Komödie“ kennt (S. 59), das sind doch anachronistische Scherze, für die Herr Paul Schmidt nicht viel Zustimmung finden wird. Freya hat ja in der Schmidt'schen Schule medicinische Kenntnisse gewonnen, aber doch an natürlichem Empfinden verloren, wenn sie als Mutter (S. 27) zum Sohne die schönen Verse sprechen kann:

„Ich dich erlösch und lebendvolle Sein  
Der tuerz Rauch der beigen Liebesglut,  
Im Galletschlein der Aime Jufalsätern.“

Neu erfunden hat Paul Schmidt den Grund von Loki's Haß gegen Walburg; es sind nicht die tiefen Gefühle aus der Brust des Hahngottes, wie sie etwa Felix Dahn in „Odins Trost“ hervorbrechen läßt, sondern der Schmidt'sche Loki wirbt um Walburgs Liebe in einem Sinne, daß dieser ihn zurückstößt mit den Worten (S. 14): „Padd, Urmig, dich versehmte Liebesglut?“ Ich dachte diese Beispiele von Herr Schmidt's Geschmack und Erfindung genügen, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß die Stoffe deutscher Geschichte und Sage künftig vor feinen Dramatisierungsgefällen verschont bleiben möchten. — Der älteste Esam, dem Gegenfage der „Titanen“ zu Zeus hat Adolf Schaffertlin in seiner mehr epischen als biologischen Phantase neue Ideen abzugewinnen gesucht. Den Höhepunkt der gulgemeinen, aber völlig gefahrenen, unklaren Dichtung bildet die Unterredung des christlichen Klausners mit dem letzten heidnischen Römer, Cassiodor. Wie mit der Einmuerung der alten Titanen die Phantase beginnt, schließt sie mit deren Bestreung und Ausföhrung. Wie in Hesiodos „Prometheus“ bilden die Töchter des alten Oceanos den Ahr.

Max Koch.

## Englische Erzählungen.

**White, Percy, The West End.** 2 vols. Leipzig, 1902. B. Tauchnitz. (272, 254 S. 8.)  $\text{M}$  3, 20.

**Crawford, E. M., Marietta, a Maid of Venice.** 2 vols. Ebd., 1902. (235, 285 S. 8.)  $\text{M}$  3, 20.

**Gerard, Dorothea (Madame Longard de Longard), The Blood-Tax.** Ebd., 1902. (303 S. 8.)  $\text{M}$  1, 60.

**Merrick, Leonard, When Love Flies out of the Window.** Ebd., 1902. (282 S. 8.)  $\text{M}$  1, 60.

„The West End“, im Gegenfage zu „The City“ und vor allem den brüchigen „Slams“, ist das aristokratische Stadtviertel Londons, und es ist das höchste Weirreien vieler reich geborenen Bürgerlichen, die eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollen, dort zu wohnen und mit dem Adel auf gleichem Stufe zu verkehren. Die Art und Weise, wie solche Leute zu Werke gehen, um diesen Ehrgeiz zu be-

friedigen, wird von Percy White mit großer Kenntnis der betreffenden Verhältnisse und mit lebensfrischem Humor zur Anschauung gebracht. John Treadway ist Verkäufer in einem Spezereladen und befreundet sich mit einem in demselben Geschäft angestellten jungen deutschen Chemiker, der ihm eine neue Vorrichtung zur Zubereitung und Aufbewahrung von Erdbeeren, so daß sie wie die frische Frucht aussehen und schmecken, mitteilt. Bald darauf kehrt der Chemiker nach Deutschland zurück, um als Soldat im deutsch-französischen Kriege zu kämpfen, und wird in der Schlacht von Gravelotte getödtet. Darauf fängt Treadway an, nach dem ihm anvertrauten Rezept Erdbeeren-Conserven zu fabricieren, erwirbt ein großes Vermögen und nimmt eine einflußreiche Stelle in der Finanz- und Handelswelt ein. Von jetzt an bewegt sich die Geschichte in den vornehmsten Lebenskreisen und bietet ein ziemlich buntes und vielfach verwickeltes Gewebe von allerlei Tüden, die am Ende eine glückliche Lösung finden. Auf die Einzelheiten der Handlung und die mit Laune und Witz geschilderten tollkühnen Situationen können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen uns damit begnügen, sie als gut angelegt und trefflich durchgeführt zu bezeichnen.

Crawfords Roman spielt vor ungefähr 150 Jahren in Venedig, als die Glasmacherei in der Vorstadt Murano auf einer hohen Stufe der Entwicklung stand und als eine Art Geheimnis besonders von Angelo Berovicero betrieben und von dem Großen Räte der oligarchischen Republik mit Eifer beschützt wurde. Der Stoff ist also wenigstens zum Teil historisch und die von gründlichen Quellenstudien zeugende Behandlung desselben giebt ein lebendiges und treues Bild der damaligen politischen, sozialen und industriellen Zustände in der alten Lagunenstadt, und darauf kommt es in einer geschichtlichen Prosaform hauptsächlich an. Wie in allen Romanen des Verfs., welche Stoffe aus dem italienischen Leben der Vergangenheit behandeln, verbindet er auch in diesem seinen poetischen Sinn und vollendete Kunst mit historischer Wahrheit und zeichnet sich in der Entwicklung der Handlung und der Zeichnung der Personen durch große Beharrlichkeit und Schöpfungskraft aus. Dem Titel entsprechend ist es das reichdeutsche Glasmachers Tochter „Marietta“, die das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch nimmt und deren Liebe zu dem armen, aber mit seltenem Erfindungsgeist begabten Glasarbeiter, Jorzi aus Dalmatien, den Mittelpunkt der Erzählung bildet, jeden Widerstand des Vaters und des Staates glänzend überwindet und die beiden in der Ehe vereinigt.

„The Blood Tax“ ist gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Aushebung in England und die Gründung der daraus hervorgehenden Lebermacht des Militarismus gerichtet. Ein Engländer, den die Vorgänge in Südafrika von der Mangelhaftigkeit der Kriegszucht in seinem Mutterlande überzeugt haben, reist nach Deutschland, um das dortige Kriegswesen gründlich zu studieren, für das er übrigens stark eingenommen ist. Er hält sich in einem Garnisonsstädtchen auf, wo er mit Offizieren verkehrt, unter denen er einen Landsmann mit dem Rang eines Generals findet, der sein Möglichstes thut, um ihn überall einzuführen und mit der Organisation und Disciplin des Heeres bekannt zu machen. Nach einem Jahre kehrt er nach England zurück und ist von seiner Vorliebe für die Aushebung vollständig geheilt. Redt abstoßend gehalten ist die Beschreibung der ärztlichen Untersuchung der Recruten, die an einen Vieh- oder Schlafenmarkt erinnert. Ueber den Militarismus im allgemeinen wird ein sehr ungünstiges Urtheil gefällt. Der nach Anlage und Ausführung vortreffliche Roman hat einen ganz bestimmten Zweck, den die Dichterin nie aus den Augen

verliert, was notwendig die sich bringt, daß in der Auffassung und Darstellung der Verhältnisse die Schattenseiten besonders stark hervortreten. Jedenfalls ist es ein wunderlicher Begriff der Ehre, der den tüchtigen und edelmüthigen Leutnant Webe veranlaßt, aus dem Heere zu treten und nach Amerika auszuwandern, wo er sich wahrscheinlich glänzend preisen wird, wenn er eine Stelle als Oberfeldner bekommen kann.

Reenie Weston, die Heldin der Erzählung „When Love Flies out o' the Window“ ist die musikalisch begabte Tochter eines Arztes, die den Entschluß faßt, ihre schöne Stimme auszubilden und zur Bühne als Opernsängerin zu gehen. Ihr Vater schiebt, ohne Vermögen zu hinterlassen, und sie muß für sich selbst sorgen, und die mit diesem Bestreben verbundenen Entbehrungen und Gefahren kommen in der weiteren Entwicklung der Handlung drastisch und oft in rührender Weise zur Anschauung. Die Behandlung des Stoffes zeugt von scharfer Beobachtung, dramatischer Kraft und Meisterhaft in der Zeichnung der Charaktere und in der Beschreibung der Sittenzustände. E. P. Evans.

## Italienische Literatur.

Monaldi, Gino, *Memorie di un Suggiellore*. Turin, 1902. Bocca. (302 S. 8.) L. 3.

Alvi, Ciro, *L'Invincibile Ideale*. Turin, 1902. Streglio. (235 S. 8.) L. 2.

Dadone, Carlo, *Come presi Mogli!* Ebd., 1902. (325 S. 8.) L. 2, 50.

Monaldi hat mit vieler Berde seine langjährigen theatralischen Erfahrungen benutzt, um in diesen „*Memorien eines Souffleurs*“ ein hübsches Buch zusammenzustellen, welches sich hauptsächlich mit den Vorgängen bei musikalischen Auführungen befaßt. So wohnen wir der Bildung einer Operntroupe bei, der Prüfung der einzelnen Mitglieder, den Annahmungen der ersten Kräfte; es folgt die Einübung von der ersten Clavierprobe an für das Orchester und die Chöre, die Generalprobe und die stürmische erste Auführung. Daran schließen sich nun die Verhandlungen mit der Clique, und jungen Componisten, Betrachtungen über die Choristen und das Balletpersonal, Janz mit den Orchesterdirectoren, kurzum der alte Souffleur nimmt sein Blatt vor den Mund und erzählt schlecht und recht, wie es bei Theaterleuten zugeht. Eine Spitzhaft vermagliche Lectüre.

Das „*Unbesiegbare Ideal*“ im Roman von Alvi ist die Lehre der Gleichheit der Mensch in einer kommenden Zeit. Die Persönlichkeiten repräsentieren die verschiedenen Evolutionen der Arbeiterklasse; der alte Prinz Flavian die Zeit der unbeschränkten Herrschaft in Kleinstaaten, sein Sohn Mario die der Industrie der Gegenwart, sein Freund Demetrio ist der Apostel der Zukunft, dessen Lehre triumphieren muß, welchem Mario langsam und widerstrebend auf die neue Bahn folgt, während seine Schwester in freier Liebe vereint den Freund aus seinem ferneren Propaganda-Zweck begleitet. Auch zwischen der Kämpferin für die neue Idee, der Bäuerin Aurora, und Mario besteht eine Liebeschaft, jedoch weigert sich das Mädchen ihm anzugehen, solange sich derselbe dem Ideal der Volksbeglückung nicht bedingungslos in die Arme wirft. Bei einem Aufbruch kommt sie um und er ist entschlossen, in ihrer Denkmalsweise zu leben und zu wirken. Der Anfang ist vielversprechend, der Uebergang in der Handlungsweise der verschiedenen Personen gut und scharf gezeichnet; dann aber werden die Figuren sehr romanhaft, wie dies leicht bei denartigen

Erzählungen zugeht, wo der Charakter des Buches in erster Linie berücksichtigt werden soll. Der Verf. scheint noch etwas zu jung zu sein, um solche schwierige, sich durchkreuzende Theilen sicher zu beherrschen.

Den fröhlichen harmlosen Humor, wo wir Deutsche ihn besitzen, hat der Italiener im allgemeinen nicht. Es haftet demselben bei ihm, wie bei dem Franzosen, in den meisten Fällen ein pittoresker Weisheitsmaß an, ein Stich ins Sarkastische oder Groteske, und so ist es eine angenehme Uebersetzung, in dem Roman von Dabone die heitere Laune, die Lust zum Lachen ohne Nebenabhandlungen zu Tage treten zu sehen. In leicht phantastischer Form, ohne Andringlichkeit, in gesunder Erfindungsgabe mit lebenswahren Zügen ausgestattet, erzählt der Verf. die hübsche Geschichte von einem jungen Menschen, der erblich belästigt mit dem Hang nach culinischen Genüssen auf sehr originelle Weise in die Bewahrung eines in diesem einfach phänomenalen Kochkünstlers gerät, dort sich in ein Mädchen verliebt und, um schließlich ihre Hand zu erlangen, die selbstsamsten Abenteuer erlebt. Vier Romane bilden den Anhang: Die Gründung eines Journals, eine heitere Perifrasse auf das Eintagsleben so mancher italienischen Zeitung; Der Jugendfreund als Bräutigam, welche einen Einblick in die tieferen seelischen Empfindungen des Verfs. gestattet; das in Edgar Poe-Stil gehaltene wunderbare Ereignis eines rätselhaften Auspruches und die unromantischen Veruche eines schüchternen Jünglings, zu seinem ersten Liebesroman zu gelangen. Dabone ist bei uns kein Unbekannter, andere Romane sind in Stuttgart übersetzt worden und haben ihm dort den Namen eines italienischen Edgar Poe eingetragen. Auch in Italien haben seine Sachen Furore gemacht und die Kritiker, an der Spitze ein Salvatore Barina, sind des Lobes überdell. Eine Uebersetzung läßt sich empfehlen.

Federico Brunawick.

## Verschiedenes.

- 1) Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1902. Hrg. v. Joseph Kürschner. 24. Jahrg. Mit 2 Porträts. Leipzig, Göschen. (52 u. 1760 Sp. 8.) Gr. 1/2. 6, 50.
- 2) Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zweites Staatliches Jahrbuch). Hrg. von Joseph Kürschner. 1902. Siebente Ausgabe. Mit Porträts, Wappen-, Wappen- und Orientst. Gebra. (VI, 1254 Sp. 8.) Gr. 1/2. 6, 50.

Auf die vorliegenden alljährlich erscheinenden Handbücher haben wir zuletzt im Jahrg. 1901, Nr. 16, Sp. 259 d. Bl. empfehlend hingewiesen. Als wichtig und unentbehrlich sind sie beide zu bezeichnen. Der Literatur-Kalender (1) nähert sich nun schon seinem 25-jährigen Bestehen und wird nicht nur als Nachschlagebuch während des laufenden Jahres, sondern auch später als literaturgeschichtliches Quellenwerk die besten Dienste leisten. Sowohl der Hauptteil, das alphabetische Verzeichnis der lebenden Schriftsteller, als auch die übrigen Abteilungen sind mit Sorgfalt bearbeitet und geben Aufschluß über Verhältnisse und Vorgänge in der Schriftstellerwelt, über die man sich sonst nicht leicht unterrichtet, und deren Kenntnis Einem doch auf Schritt und Tritt notwendig oder wünschenswert ist. Voran steht ein Abschnitt über literarische Rechteverhältnisse, es folgt eine höchst willkommene Aufzählung der literarischen Vereine und Eitungen, dann eine literarische Chronik, bestehend hauptsächlich aus Nekrologie und Verzeichnis von Auszeichnungen, Ehrennennungen und Jubiläen, eine Fundgrube für die spätere literarische Biographie. An dem dann folgenden Verzeichnis

selbst haben wir die sorgsame Bearbeitung wie immer anerkennen hervorzuheben. Das Verzeichnis deutscher Verleger und das der Zeitschriften und Zeitungen, der Zeitungs-correspondenten, der Theater, der Agenturen, und die Städtechau sind wertvolle Beigaben.

Das Staats-Handbuch (2) ist für alle diejenigen von Wert, denen die umfangreichen Staatsalmanache aller einzelnen deutschen Staaten nicht ständig zur Hand sind, und deren sich zweifelsohne viele. Das Verzeichnis des Hrgbrs. eine solche Unsumme von Angaben übersichtlich in einem so knappen, handlichen Bande zusammenzustellen, haben wir hier oft genug hervorzuheben. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung und hat sie gewiß schon gefunden.

Barrie, J. R., Der kleine Pastor. Italienische Uebersetzung von Dr. Baranovic. Hr. Richterfeld-Berlin, 1899. Kange. 343 S. (Gr. 8.) Gr. 1/2. 5.

Dech, Wilhelm, Bruder Stefan. Ein Lustspielmährchen. 4. Auflage. Mit Buchdruck und Franz. Einl. Stuttgart u. Berlin, 1902. Gotta Nachf. (90 S. Gr. 8.) Gr. 1/2. 2.

Flag, Giacinto Giovanni Hamilton, Im Ospital. Uge Weiss' Uebers. Uebers. von Minna Gröbel. 2. Auflage. Leipzig, o. J. Franke. 22 S. Gr. 8.) 1, 50.

Roland, Emil, Unsere lieben Leutnants. Deutsche Salon-Charakterstudien. 11.—13. Tausend. Leipzig, o. J. Müller-Mann. (142 S. 12.) 1/2; geb. 1/2. 2.

Talstei, Leo R., Meine Weichte. 1.—4. Tausend. Leipzig, 1901. Diederichs. (140 S. 8.) 1, 50.

A. u. d. T.: Leo R. Talstei (ämtl. Werk). Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von R. Frensdick. 1. Serie Sozial-etische Schriften. Mit Buchausstattung von J. B. Giffart. Band 1.

Deif., Die letzte Frage. Vollständige Uebersetzung der sieben erdgängten und erweiterten Ausgabe des russischen Originals. Gesammelt von Vladimir I. Zerkoff. Berlin, o. J. Janke. (131 S. Gr. 8.) 1, 50.

(Sollten Bitte Janke.)

Deif., Was ist Kunst? Uebersetzt von Michael Gerasanoff. Leipzig, 1902. Diederichs. (VIII, 322 S. Gr. 8.) 2, 50.

Dora, Der Sinn des Lebens. Einzig bevollmächtigte Uebersetzung von Vladimir Czamikow. 6.—7. Tausend. München, 1901. Langen. (32 S. Gr. 8.) 1/2. 0, 75.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3896, 97.

Cont. (3896). The roll-call of Westminster Abbey. — A dictionary of philosophy and psychology. — The nearer east. — W. C. Hazlitt on Shakespeare. — The Italian Renaissance in England. — Bolingbroke and his times. — New novels. — English history. — Omurian literature. — French memoirs. — Dr. Theal on the progress of South-Africa in the century. — The story of Westminster Abbey. — Some impressions of Oxford. — Tudor and Stuart love songs. — University magazines. — John Bull. — List of new books. — Lord Acton. — The marriage of the Duke of Clarence with Violante Visconti. — Samuel Butler. — Sales. — Literary gossip. — 13897. Continental literature. — Chalmers of New Guinea. — Scottish text society's publications. — Maxim Gorky. — Imperialism, federation, and policy. — The Clan Gregor. — Diary of a goose girl. — French colonial politics. — Keppente. — List of new books. — Intercessory services at St. Paul's. — Lord Acton. — A case of plagiarism. — Sale of Americana. — Literary gossip.

Deutsche Rundschau. Hrg. v. J. Rosenberg. 28. Jahrg. 9/10. Heft.

Inh.: (9.) Eva Wet, der Anker. (Eckh.) — A. Wildboer, auf dem Reide des Ninos. — Otto Frommel, Gottfried Keller's religiöse Entwicklung. — O. Dreylen, Johann Gustav Dreylen und Zeitgenossen. Barthold. (Eckh.) — O. Geibhal, Gustav Adolph und die deutschen Friedländer. (Eckh.) — J. Kaban, angelegte Bücher als Zeichen der Zeit. — S. Hoffmann, Schattenspiele. — Carl Krebs, und der Ruffstiel. — A. Keelhaas, Hingebend. — B. Ringold, wieder aufgefunden. Gedichte Friedrichs

des Ozean. — Zur neuesten französischen Geschichtserzählung. — G. Mader, Briefe der Frau Reinhard an ihre Mutter. — [10.] Hans Hoffmann, Kohledorf hohe Minne. — F. Nagel, die Wollen in der Landwirtschaft. — G. v. Heyking, Ute de Racht ward. — Fern. Schöne, das Burgtheater der 40 Jahre. — A. v. Boguslawski, Umriss von Albinenbuch. — Robert Winkel, der Wohlhabendensausweis. — Otto Bauer, Ethen und Maria. — Robert von Hoff. — Rado Blennerhassett, Herrn von Brandis Chastien.

**Deutsche Revue.** Hrsg. von H. Pfeiffer. 27. Jahrg. Juli.

Inh.: Friedrich Hehenlohe als Reichstauer. — Ulrich v. Stoß, Denkmalbüchlein des Generals und Kommands Albrecht v. Stoß. (Fortf.). — Zweifel, über gewisse Eigentümlichkeiten der acuten Infektionskrankheiten. — Nach dem Sturm. Eoß und Gaben. — J. Palfis, neue Sterne. — Karl B. Hermann, die Kette des Wassers im menschlichen Körper. — Karl Berling, die Meister des Meißner Porzellans. — F. Follie, Vatiker Besuch. 3. — G. v. Below, Karl Streiber v. Binde über die Bewegungen in den Jahren 1847 und 1848. Ungeordnete Briefe von ihm. — W. v. Wajerski, Gespräche mit Adolf Hilbrant. — A. Eckler, Rantowdahn. Der Große See und seine Fischerei.

**Wort und Bild.** Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Einbau. 26. Jahrg. Juli.

Inh.: Witte Krennig, Gattin. Erzählung. — Hans Einbau, Landrecht Deutsche Geschichte. — A. Fasprich, die deutsche und niederländische Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet. — A. Scharsnow, Wremoten. — G. Galt, der geschichtliche Bau. — P. Einbau, die Fahrt über den Ely, ebdr: Der Traum. Saitte des Arcan. — J. Reiner, Eimologie.

**Die Kultur.** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Hrsg. v. Oesterreichischen Geo-Gesellschaft. 3. Jahrg. 6. n. 7. Heft.

Inh.: M. Schlenker, Unschersbach und freie Gedank. — G. M. Samana, Franz Eichert. — A. Müller, die Philosophie der Astronomie. (Schl.). — J. Fehr, v. Helfert, Erlebnis und Erinnerung. 4. Die große Unterirdische Form. — A. Innerkofler, Dr. Johann Emanuel Weib. — A. Schögl, die heilige Messe der Hebräer. 3. — Leopold Kapeliner, Erinnerungen seiner Lehrer. — A. Rührwälder, Denau und Reim. — Reinrad Sabill, Ostfried. Geistliche Dichtung in neun Gesängen. (Schl.).

**Die Insel.** Hrsg. v. D. J. Bierbaum. 3. Jahrg. 9. Heft.

Inh.: R. Schwed, der Rinderfrenzung. — Saint-Exupéry, Großstadt auf den Gassen Grammont. — F. Bieri, das Kufmal. — A. Braselley, die drei Wäntzen. — A. Wolf, die Knaben. — G. Reo, Giberot als Kunststrifter. — Gedichte.

**Monatblätter für deutsche Literatur.** Hrsg. von Albert Barzels. 6. Jahrg. 9. Heft.

Inh.: Gedichte. — F. Heffe, vier Stützen. — E. Schröder, Heinrich Hebel. Ein Gedächtnis zu seinem 80. Geburtstag. — G. Busse, Dieter Blühend Gedichte. — D. Frember, Alice Frein von Gaud. — F. Heitz, Herrin. Eine Novelle von Friedrich Eychlagen. — G. A. Regener, Dora Stieler. — A. Willms, Willermuth, in Stellung. — Karl Klinge, schillerisches Dichterbuch. — G. E. Wulff, neue Luft.

**Monatblätter der wissenschaftlichen Club in Wien.** Red.: Felix Karrer. 23. Jahrg. Nr. 9.

Inh.: G. Fehr, v. Pfister, Katharina Kpler. Eine Feyer-geschichte.

**Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart.** Hrsg. von Jul. Lehmann. 1. Jahrg. 10. Heft.

Inh.: A. Wilbrandt, Drimen und Draugen. — D. Schützler, Smith, „Im finstern Thal“. Eine Geschichte von der Irre. (Schl.). — F. Nagel, Land und Landluft in der nordamerikanischen Wollens. — Z. Härtner, die wirtschaftliche und politische Bedeutung der deutschen Arbeiterbewegung. — G. Willebrandt, Gedanken über einen Streit zwischen England und dem Arabien. — Werrig Schanz, die Knoschen in Südafrika. — D. Jünich, wie ich Kaiser-Wilhelm-Land erwarb. (Fortf.). — Karl König, Respekt vor dem Leben. „Was antwortet Boite not ist“. — Gedichte.

**Die Heimat.** Monatschrift des Vereins z. Pflege der Natur- und Landschaften in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 7.

Inh.: Garten-Wälder, Hüfen und sein Battenmeer. 2. — Brandt, über die Topferkunst in Schleswig-Holstein. 2. — Wähler, der Brand der Reichsbank in Schleswig. — Schmittger, Leben-

loto und Glanztempel. — Panica, eine Fahrt nach Übersee-land. — Barde, die 12. Generalversammlung unferer Verein.

**Literarische Werte.** Monatschrift für schöne Literatur. Red.: A. Febr. 3. Jahrg. Heft 10.

Inh.: M. Eggert, Heinrich Sandjacob. — Hans Gschelbach, Dornschön. (Fortf.). — F. Heffe, die schön Welle. — A. Sterf, Weltfragen, Meinungen und Romantische. — F. E. Hahner, neue Frauenbücher. — A. Rath, das Genarinarium eines berühmten Wertes. — A. Eignis, Wilhelm Kretten S. J. — G. Stiefel, neue Neulitteratur. — Gedichte.

**Oesterreichische Monatschrift für den Orient.** Red. von A. von Kögler. 28. Jahrg. Nr. 6.

Inh.: Der Kugelnabend China 1901. — Bibliographisches aus Egypten. — Handel und Verkehr in den Provinzen Bagdad und Basrah. — Die Jbriter Welle im Jahre 1902.

**Das literarische Gdch.** Hrsg.: Josef Gillingert. 4. Jahrg. Nr. 19.

Inh.: E. Kitzgen, das Rheinland. — Erich Schmidt, ein Düsseldorfser Roman. — Ray Kreyer, Neues von Josef Kauf. — Z. Perold, katholischer Verit. — Fritz Bilden, Herod.

**Internationale Literaturzeitung.** Hrsg. v. Walter Fiedler. 9. Jahrg. Nr. 12.

Inh.: P. Robert, Björnsons Maria von Sköglund. — O. A. Erdmann, kritische Spaziergänge. 5. — E. Brieger, Wasser-vogel, ein Zeitroman.

**Dichterklassen der Gegenwart.** Hrsg. v. Leo Tetz van Bremen. Red.: 16. Jahrg. Heft 10.

Inh.: F. Friedberger, Hans v. Ratt. (Mit Bildn.). — A. Kühnan, Kufum. — Gedichte.

**Deutsche Stimmen.** Palmonten-Zeitung. Red. Erich Bierbaum in Berlin. 4. Jahrg. Nr. 7.

Inh.: Janus, der Kampf um Gott. — Käse am Wendepunkt. — Carl Friedrich, die Gemeinderatswahlen in Glatz-Bohmen. — Ultramontane Uebertragung in den böheren Schulen. — zur Kieden, Baden und die Wein-Kultur-Bahn. 1. — Alie Salomon, Frauen-frage und Amorenfen in Deutschland. — A. Rüter, August Her-schpenger als Dichter. — Teut, Politik und Dichtung.

**Erstes Wollen.** 4. Jahrg. Nr. 66.

Inh.: F. Driesmann, Etudisches Wohn- und Professor Lehmann-Gebirge. — W. Spohr, Ray Kitzger „Berthoven“ in Berlin und in Wien; Tempelbau in Wien. 2. — A. Weidner, zeitgeschichtliche Betrachtungen. 6.

— „Die Kunst im Leben des Kindes“. Nr. 6.

Inh.: F. Grotzmann, ein americanisches Rechenbuch für den Kunstunterricht.

**Die Zukunft.** Hrsg. von M. Harden. 10. Jahrg. Nr. 40/41.

Inh.: [40.] Oswald VII. — M. Ringer, Hans Berlin. — Karl Precht, Maßstäbe der Wirtschaftswissenschaften. — G. Guden, Eberhard Weidner. — F. Kogler, der weite Richter. — Jintzu, Capitalismus in China. — [41.] Feil. — E. Saenger, Cham-berlain als Kritiker. — Hugo Salus, von hohen Rabbi Edm. — Emil Winklerberg, moderne Wohlthätigkeit. — Platan, die Kera Zinne.

**Bühne und Welt.** Hrsg. v. E. u. O. Glöner. Schriftl.: F. Schmidt. 4. Jahrg. Nr. 19.

Inh.: R. Fegold, Marienleben. Schanplan in 1. Muzig. — Ab. Rohut, Johann Jakob Engel. Ein Gedächtnis zu seinem 100. Geburtstag. — Ph. Stein, Berliner Bühnenplaner. 23. Georg Dolener. — G. Brauseweller, Strindberg als historischer Dramatiker. — Otto Brande, die 17. Generalversammlung der Geoboth-Gesellschaft.

**Klein'sches Universum.** Ges.-Red.: E. Priska. 18. Jahrg. Heft 44/45.

Inh.: [44/45.] F. Wilmann, die Parze. (Fortf.). — [44.] W. Hebbel, neue Zierhöhe. — Jerome R. Jerome, die reizende Frau. — F. Petri, die Dahnöhe der Zukunft. — G. Müller, der Gang der Vogel. — Kub. v. Wettichall, deutsche Theater-Geschichte. Das Wiener Burgtheater. (Schl.). — [46.] A. Michalson, Zeifen, Berliner Frauenleben. — Ant. Andrea, im Got. — G. Bode, ein Blumenmädchen aus der Natur. — Dr. Bornblüh, Wepf. — G. Döllsch, die Kunst des Sprechens.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 15.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarude. [3. Jahrgang.

Verlegt von Conrad Wernarich in Leipzig.  
Kleberstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

2. August 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Hrabl, R. Bräuberchen und Schmecherchen. (243.)	Hrätzigam, F. Auf dem Heimwege. (210.)	Jensen, E. Am 18. Jahrhundert. (229.)
Karr, J. Ihre hochwürdt. Herr. (213.)	Keller, R. Crino. (218.)	Kemper, G. Drei Briefe. (236.)
Kobyl, P. Der Spiegel. (212.)	Klinger, G. D. D. Erzählungen aus Rom. (238.)	Krellig, O. v. Der verlassene Gott. (238.)
Krebell, E. Der Zehnder. (215.)	Krenlein, G. Jene Uhl. (213.)	Kroll, R. Ficht und Schichten. (216.)
Kückert, R. Von Tengel zu Thara Westberg. (241.)	Kreischer-Waldmann, K. Jener, u. Begrüßung. (217.)	Kühner, G. v. Der Herr Herr. (236.)
von-Geb, J. Die Herrin Gans. (216.)	Kredittler, G. Dietrich (Kant). (238.)	Kretz, H. Von Heibelberg. Du Heine. (234.)

Alle Büchererwähnungen erlösen wir unter der Adresse der Exped. d. Bl. (Kleberstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können zur Besprechung kommen, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correcturen bitten wir stets den Namen von Herrn Verleger anzugeben.

## Moderne Romane.

Frenssen, Gustav, Jörn Uhl. Roman. Berlin, 1902. Oetel. 10. Kaufm. (535 S. 8.) M 4.

Mayer, Edward v. Falsche Feinde. Ein Roman aus dem deutschen N. Venedig. 2 Bände. Berlin, 1902. Cohnenb. (234 u. 236 S. 8.) M 5; geb. M 6.

Strag, Rudolph, Mit-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Eulenburg. Euttgart u. Berlin, 1902. Gotta. (470 S. 8.) M 3, 50.

von-Geb, Jba. Die flende Hand. Roman. Gdb., 1902. (366 S. 8.) M 3, 50.

Gleichen-Kaufmann, H. Jhr. v. Bergeltung. Roman. Gdb., 1902. (371 S. 8.) M 3, 50.

Schachtler, Corbie, Dietrich Ranken. Was einem Willen Leben. Roman. Berlin, 1902. Webr. Paetel. (206 S. 8.) M 4; geb. M 5.

Mit innewem Behagen habe ich, wie wohl Tausende von deutschen Lesern, an Gustav Frenssens köstlichem Lebenswort „Jörn Uhl“ teilgenommen, und ich freue mich, daß es mir vergönnt ist, auch von dieser Stelle aus dem Buche Freunde zu werden. Wir alle, die wir uns in dem letzten Jahrzehnt durch keine Literaturrevolution, durch keine Richtungsbeuge und Stilljagd den Wid für das Wesentliche alles dichterischen Schaffens vernimmern ließen, dürfen uns über eine Erscheinung wie Frenssen und seinen Erfolg doppelt freuen; finden wir doch in Werken wie „Jörn Uhl“ unsere schönsten Hoffnungen bestätigt. Ein Werk echter Heimatkunst ist das Buch genannt worden, vielleicht wird es nun all den geschickten Reuten, die in den letzten Jahren so viel Thorheiten über die mißverständliche „Heimatkunst“ gesagt haben, auf einmal klar, was darunter zu verstehen ist. Schon vor mehreren Jahren wußte Adolf Bartels, der meines Wissens das Wort zuerst gebrauchte, der Begriff bedürfte keiner weiteren Erklärung mehr, und welcher Unfinn ist seitdem nicht mit diesem Werk verbunden worden? Eine neue Gattung, eine allernueste Richtung vermuteten die einen; Beschränkung, Reaction und Verbauerung der Literatur witterten die anderen. Daß aber auch die Führende Geister“ mit dem Worte „Heimatkunst“ nicht völlig geklärte Begriffe verbinden, das zeigten mir dieser Tage ein paar Sätze Erich Schmidts im „Litt. Gdo.“ Nr. 19. Dort heißt es: Die neuerdings mit so wohlmeinendem Eifer verklärte Lösung der „Heimatkunst“ wird von manchen teils zu eng,

teils zu vag gefaßt. Sie darf weder unseren Austausch mit dem Geistesleben anderer Kulturvölker beschränken und einseitig über Berlins Vormacht den Stab brechen, noch übersehen wollen, daß auch die starken Talente, die seit zehn oder zwanzig Jahren zur Geltung gekommen sind, . . . ihre beste Kraft aus dem heimatischen Nährboden ziehen.“ Ich traute wirklich meinen Augen nicht, als ich das las! Hatten denn nicht gerade die „Verklärer“ jener „Lösung“, ich denke an Bartels, Reinhard, Wacker, u. a., dasselbe geordert, was Erich Schmidt an der „Fassung“ des Begriffes vernimmt. Was trieb denn jene „Wohlmeinenden“ zur Beschränkung ihrer Lösung? Doch nur die Beobachtung, daß die herrschenden „Richtungen“ unserer Literatur die Talente entwockeln, d. h. „dem heimatischen Nährboden“ entzogen, aus dem sie „ihre beste Kraft“ holen konnten, was das die „starken Talente“ nicht bloß der letzten 20 Jahre, sondern aller Zeiten gethan haben. Diese Erkenntnis mußte aber erst wieder durch die Lösung Heimat, Volkstum, Persönlichkeit gewekt werden; auf sie als die ewigen Quellen unseres geistigen Lebens mußte die nach der Großthat zu Milieu-Studien ausziehende, nach ästhetischen Schulregeln und auf öde Beobachtungen hin dichtende, das l'art pour l'art dem ewig neuen Leben vorgehende Jugend aufmerkiam gemacht werden. In der „Heimat“, d. h. in dem, was sie wirklich innerlich erlebt, gehaucht, empfunden hatten, was ein Teil ihres Wesens geworden war, sollten sie beginnen. Vielleicht konnte von diesem Ausgangspunkte aus, denn mehr sollte die Heimatkunst nicht sein, noch einmal die erwartete große Dichtung sich entwickeln, wenn die große Persönlichkeit kam. Die „Vormacht Berlins“ und der Großhaß überhaupt sollte allerdings gebrochen, jedenfalls das Dogma befeitigt werden, daß nur im Geräusch und Getriebe von Millionenstädten moderne Weltanschauungen und Menschenkenntner reifen. Das Leben des ganzen Volkes, der gesamten deutschen Landschaft sollte zum Heile unserer Kultur wieder in die Dichtung eingehen. Wie weit dann einer wachsen und „Austausch mit dem Geistesleben anderer Kulturvölker“ suchen wollte, das mußte Sache des Einzelnen bleiben. Jedenfalls ist die Befahr, daß der Deutsche sich auf seinen Willen beschränkt, sehr gering. Wurzeln, feststehen in der Heimat soll jeder Mensch, vor allem aber der Dichter, von da aus mag er alle Welten und alle Sterne überfliegen und das Weltgetriebe überblicken und richten. Nur dann kann er seinem Volke etwas sagen und zugleich auf die Welt wirken.

Ein Zeugnis solcher Heimatkunst ist der „Jörn Uhl“. Da ist stille, gesammelte Kraft und starke Weite des Blickes, im engsten Leben erlämpfte Weltanschauung. Aus den Tiefen der Heimatliebe und Heimatreue wächst die Dichtung zur Höhe der Kunst und zur Kunst der Höhe empor. In einen Winkel deutscher Erde ist das Werk hingebaut, in Marsch und Geest der „meerumflungenen“ Heimat: aus dieser Landschaft, der Natur ihrer Heimat wachsen die jähren und treuen, nüchternen und doch so traumvoll-grüblerischen, harten und doch so weichen, diese langsam-sitäten und doch wieder so jähren Diktarschen heraus. Land und Leute hängen aufs engste zusammen und mit ihnen der Dichter. Aus voller Anschauung heraus, als schöpferische Persönlichkeit, hat Frenssen Menschen und Dinge geschaffen: es ist volles, tiefes, warmes Leben in diesen Geschehnissen. Wie greifbar schreien hier vor unseren Augen lebendige Gestalten durch Licht und Dunkel, Regensturm und Sonnenschein; wir fühlen ihr Lieben und Weiden, ihren Haß und ihre Bitten mit, wir wandeln mit ihnen durch Heidebüsch und Meeressüß, in unmittelbarer Natur. Nur unter diesen Menschen, auf diesem Fleckchen Erde konnte dieser Jörn Uhl gedeihen, dieser trostige Sohn des besitzlosen, in tränkterer Ferrenlaune sein Gut vergeudenden Marschbauern. Wir erleben sein Werden von der Jugend bis zur reifen Mannheit. Fröhlich ist er der Mutter beraubt und wächst mit seinem Schwesternsein, von einer treuen Magd behütet, heran. Der seiner Mutter nachtorende Sohn hat keinen Sinn für den lachenden Verächseln des Vaters und den tollen Liebermut der älteren Brüder. Er sieht, wie sie mehr und mehr ihr Gerechtes auf den altererbten, lindemumrauschten Hof verbergen und verpfeifen. Das macht ihn frühzeitig ernst, in sich gefestert und richtet seine junge Seele schon auf Großes und Schweres. Was jene wegwerfen, das will er aufheben; das Gut will er seinem Namen erhalten in hartem Lebenskampf und nimmer vergessender Arbeit. Zu den früheren Kämpfen kommen innere: Kindespflicht und Bruderverlieben ringen in ihm mit seinem Stolz und Rechtschaffenheit; und dann muß er zu Lust und Leid erfahren, was Liebe heißt, der Jüngling sieht der Natur selbst in die schönen und suchtbaren, bodenlos tiefen und dunklen Augen. Wie ein Sturm erschüttert die Leidenschaft seine Seele, jahrelang werden die Ergebnisse dieser Tage auf ihn und machen ihn zum stillen, wortkräftigen Menschen. Den Kampf um sein Erbe führt er weiter, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorströmt. Neue Liebe und neuen Gram, eine schwere Kette von endlosem Kummer hat er zu tragen: Menschen und Sterne helfen ihm über alles Ungemach hinweg. Und bei dem Schmerzten (er muß schließlich doch den Mhenshof fahren lassen), wo ihn das Leben doch unterzogen scheint, da gewinnt er den höchsten Sieg: er beugt seinen harten Stolz und beginnt auf neue Art, seiner innersten Natur gemäß, ein zweites Leben. So ist Jörn wie ein junger Baum: in Lebensstürmen steht er nur fester und wächst höher empor. „Dggleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann: darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte.“ . . .

Gegen Ende mag der Roman etwas abfallen, im ganzen ist er ein Werk, wie bei uns schon lange keine mehr geschrieben worden ist. Ein reifer, gemüthlicher und gedankenvoller Mann hat es verfaßt, ein Dichter eigener Art. Ihn wegen einiger Aehnlichkeiten in der Aeußerung des Humors als Raabefolger hinzustellen, halte ich für verfehlt. Raabe ist vielleicht noch reicher, aber in der Kunst der Formgebung ist Frenssen dem Altmeister überlegen. Wenn einzelne Aehnlichkeiten entscheidend wären, so könnte man den Dichter des „Jörn Uhl“ gerade so gut mit Storm oder Keller zusammenbringen. Nein! Die Gestalten des „Jörn Uhl“ sind alle

mit eigenen Augen gesehen, die Sprache ist quellfrisch, voll Gemüt und Kraft, reich an urwüchsigem Bildern und trefflichen Vergleichen und vom Vorn der lebendigen Volkssprache genährt. In geschlossener Form wird eine bunte Fülle von dichterischem Gehalt geboten, selbst ohne nur lose mit der Erzählung zusammenhängende Episoden erlösen dem Ganzen die Fülle und Einheit des poetischen Lebens; alles Sagen-gold und bunte Volkswortreichthum sind in charakteristischer Weise in die Ereignisse und Schicksale verwoben und redlos zu poetisch-realistischen Darstellungsmitteln umgeschmolzen. Wie jedes echte Dichterverk ist der „Jörn Uhl“ unterhaltend, erbauend und erheben.

Der Roman „Falsche Feuer“ von Eduard v. Raab er führt uns, wie der Untertitel besagt, in das Leben der Deutschen in St. Petersburg. Dort haben die Nachkommen jener Deutschen, die zum Ausbau des neuen Rußland mit berufen wurden, ihr wohlvererbtes Heim. Aber seit dem Erwachen des russischen Nationalbewußtseins sind die einstigen „Elementarlehre“ der Slaven außer politisch und culturell einflußreiche Tätigkeit gesetzt. Abgespart vom Luftzuge deutschen Geisteslebens, unpäßt von der slavischen Zeit, leben die heutigen Deutschen wie auf einer vergessenen Insel: ihre Kräfte können sich nicht frei betätigen und entlasten, die Treue zum deutschen Volkstum bewährt sich gegenüber der russischen Orthodoxie durch scharfe Betonung des Luther-tums und durch grundsätzliches Abgleich gegen neudeutsche Anregungen aus dem Westen. Wegen dieser zur Erstarrung führenden Conservativismus läßt der Verf. einen jungen Idealisten einen vergeblichen Kampf führen, allerdings mit durchaus unzulänglichen Mitteln: ein Kunstsalon und eine ästhetische Zeitschrift, die von vorne herein auf schwachen Füßen stehen, können die Mauern und Wälle starrer Vorurteile nicht brechen. Wahrscheinlich wäre da je jeder Kampf aussichtslos, aber der des Nikolai von Weßberg ist trotz alles guten Willens so jugendlich unreif geplant, daß der Conflict wenig Anteilnahme erregen kann. Die Darstellung dieses Kampfes selbst, den ein unendliches Plänen und Neben davon einleitet, scheint dem Verf. auch weniger wichtig gewesen zu sein, als die Schilderung der Zustände in den verschiedenen deutschen Kreisen. Er erweist sich denn auch weit mehr als ein geistvoller Plauderer und Beobachter wie als Darsteller und Erzähler. Durch die eigenartigen Bilder und Scenen aus dem Leben aller deutsch-russischen Kreise, die Mitteilungen über das Denken und Fühlen des deutschen Adels und Bürgertums wird man einigermaßen für das Fehlen dichterischer Werte und Reize entschädigt.

Die beiden folgenden Romane bewegen sich auf dem Gebiete der Trauenerzählung: Rudolf Straß' „Mit Heideberg, du seine . . .“ und Ida Boy-Eds „Die stände Hand“ führen uns beide in auffallend ähnlicher Weise in die Lebensschicksale studierender Frauen ein: hier wie dort folgt ein un-reifes, lebensunzulängliches Fräulein dem dunklen Drange nach Wissen und Erfahrung; in beiden Fällen eine Braut, die die Unwissenheit dem geliebten reichen Bräutigam vorzieht, nur um nicht dem Gatten bloße Adhäsion oder ein Heivertreib und Zugurartikel für mäßige Stunden sein zu müssen; beide machen ähnliche Erfahrungen: daß der Weg dornig und das Ziel in der Nähe anders ausfällt, als sie in der sicheren Heimat träumten; beide sind gezwungen, allerdings nicht recht verstandenen Umständen, durch Unterricht ihren Lebensunterhalt zu verdienen. In Straß' Roman entschließt sich die Heldin am Schluß, trotz ihrer Berührung die Studien aufzunehmen und die Not des Lebens zu kosten, um dann nach überstandener freiwilliger Prüfungszeit eine des Gesiebten würdige Gattin zu werden. Wie es ihr bekommt und wie sie es übersteht, das bleibt der Phantasie des Lesers

überlassen, meiner Ansicht nach geht der Kampf erst da an, wo der Roman aufhört. Die Fabel selbst ist sehr dürftig, die Charakteristik ungleich; die gelungenste Gestalt ist die des originellen Gelehrten David Gallus, der tagsüber in seinem Laboratorium der Chemie Geheimnisse ergründet, nachts ein Lumpenleben mit allerhand Geisern führt. Die Behandlung der Frauenfrage selbst läßt den Standpunkt des Verfs nicht klar erkennen. Daß sich jene studierenden Damen alle nach dem Manne sehnen und teilweise mit recht problematischen Exemplaren dieser Gattung zufrieden sind, läuft auf eine Fremdsierung all des heißen Bemühens nach Emancipation hinaus, während doch sonst schöne Reden über das Recht der Frau auf eigenes geistiges Leben gehalten werden. Diese Ausführungen wiederholen sich immer wieder, wie auch sonst dasselbe zweimal gesagt wird (§. 141 und 182 wird von Nessel mit fast denselben Worten dem Leser vorgestellt): Die Spuren flüchtiger Arbeit sind an dem offenbar von Fortsetzung zu Fortsetzung ausgearbeiteten Roman noch unangenehm bemerkbar. Im ganzen verrät die Darstellung den routinierten Schriftsteller; flott, burlesk, temperamentvoll ist der Roman geschrieben, die romanhaften Zutaten sind nicht gepart, und wie immer bei Stray der romantische Zauber der Dertslichkeit geistig verwirrt. Der Roman der Frau Boy-Ed hat noch weniger unmittelbares Leben wie der Strayische. Der Verfasserin sind die Schicksale ihrer Selbst nur eine Gelegenheit, um die Nichtigkeit ihrer sehr vernünftigen, sehr klugen und feinen Anschauungen von der Frauenfrage zu demonstrieren. Es wird alles von außen an das selbstwillige Bräutchen herangebracht, um sie schließlich die ewige Wahrheit des Sages erkennen zu lassen: „Des Weibes Hand ist gut und böse auf den Acker der Menschheit; das ist ein ungeheures Walten.“ Zu den feinen und ungemünzbar anprechenden psychologischen Bemerkungen über das Verhältnis von Mann und Weib steht der oft scharflich papierne Stil in peinlichem Gegenja. Nur ein Beispiel dieser unheimlich voranschaulichen Schreibart: „Unter der etwas springenden Schreibplatte wird ein Schlüsselbund sichtbar, das am Ringe im Ohr eines Schlüsselbaumes, der seinerseits (!) im Loch der Schublade saß.“ Bei beiden Romanen hat man den Eindruck, daß weniger eine innere Notwendigkeit, als die Lust und die von außen kommende Nötigung zu schreiben, ein neues Buch auf den Markt zu bringen, die Verfasser zu dem interessanten Zeitproblem greifen ließ. Und da sind denn zwei Unterhaltungsromane herausgenommen, und doch haben die beiden allzu fruchtbar Schriftsteller schon Besseres gegeben.

Meist sorgfältiger gearbeitet ist der psychologische Gesellschaftsroman „Vergeltung“ von R. Fr. v. Gleichen-Ruhwurm. Er stellt die Geschichte einer gewaltigen Liebe dar, die „rein wie die Flamme, aber furdurbar wie sie, mit glühendem Ruch Vorurteile, Fluchten und Sitten zerstört“. Wir werden in hocharistokratische Kreise eingeführt. Der Verf. erweist sich als ein vortrefflicher Kenner feiner gesellschaftlichen Verhältnisse und als ihr unbenagener Schilderer. Das Entstehen, Wachen und Ausleben der Leidenschaft ist fein motiviert und die kommende „Vergeltung“ als Folge des schuldvoll-unschuldigen Verhältnisses der Liebenden dargestellt. Nur gegen den Schluß hin wird die natürliche Entwicklung der Dinge geführt, die Katastrophe durch gar zu gewaltsame Mittel herbeigeführt. So gelungen die Charakteristik Baron Venkrais, so fein die Gestalt der Mutter und des Sohnes sind, ebenso problematisch bleibt der Graf Hedden: er ist eine Schachfigur, die je nach Bedürfnis geschaffen wird. Die Reize einer porzellanen, wirkungsvoll abgetönten Sprache sind über das Buch ausgebreitet, das

überhaupt von dem Geiste vornehmer Bildung und ästhetischer Cultur erfüllt ist.

Von Sophie Hochstetter ist es nun das dritte Buch, das ich zu besprechen habe, und ich kann mich mit dem neuen nicht viel mehr befremden, wie mit den beiden anderen. Die Composition war nie ihre starke Seite, sie sucht wohl auch da etwas Besonderes, Neues, Romantisches; diesmal rafft sie sich etwas mehr zusammen, aber zuletzt zerfällt doch alles wieder ins Leichtsinnliche, Unbestimmte, in Schönheit, Liebe und Dämmern. Feine Empfindung, ideale Sehnsucht und Weichheit des Herzens können nie und nimmer die gehaltvolle Kraft ersetzen. Vielleicht habe ich für solche weibliche Jünglingsgestalten wie diesen decadenten Erben eines problematischen Abgelgeslechts keinen rechten Sinn, aber Sophie Hochstetter scheint in der unendlichen Fülle von Gestalten immer nur die feine mark- und rüdgatlosen Schönen zu erblicken. Und das liegt doch wohl an ihr.

Karl Berger.

## Gesammelte Erzählungen.

- Fischer, G. W. Th., *Erzählungen aus Rom*. 2. Band. Leipzig, 1901. G. O. Neumann. (161 S. 8.) M. 2, 50; geb. M. 3. Bücherammlung „Kennt du das Land?“ 19. Band.
- Leitgeb, Otto von, *Der verlassene Gott*. Novellen. Stuttgart u. Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstalt. (368 S. 8.) M. 3, 50.
- Jensen, Wilhelm, *Im achtzehnten Jahrhundert*. Der goldene Vogel. Eine Serie des ancien régime. Zwei Novellen. Leipzig, 1902. Glöckler Nachf. (206 S. 8.) M. 3.
- Brantigan, Ludwig, *Auf dem Heimwege*. Geschichten und Skizzen. Berlin, 1902. Postane u. Co. (228 S. 8.) M. 3.
- Karl, Karl, *Licht und Schatten*. Militärische Novellen. Dresden u. Leipzig, 1901. Birkm. (196 S. 8.) M. 3.
- Romert, Paul, *Drei Köpfe*. Gebenka, 1902. (XII, 78 S. 8.) M. 2.

Unter den vorliegenden, an Art und Wert gar verschiedenartigen Geschichten und Skizzenbüchern gehören den Erzählungen von G. W. Th. Fischer unstreitig der Preis der Feinheit. Auch wo der Inhalt tragisch ist, liegt noch etwas von innerer Weisheit und Abgeläufigkeit darüber, etwas von der Anschauungsweise, wie sie dem Goethe der reiferen Jahre eigen war. Vielleicht darum wirken sie, obwohl sie in der Gegenwart oder wenigstens in der jüngsten Vergangenheit spielen, wie aus einer gewissen Ferne auf uns. Dabei wird uns aber die Feißblütigkeit des italienischen Naturells keineswegs untergehen; wir lernen im Gegenteil mehrere vollgiltige Vertreter desselben kennen. Die Einbildung hat eine gewisse Rechltsigkeit mit derjenigen, die R. F. Meyer mit Vorliebe anwendete. Das meiste Tatsächliche erzählt der Leser nämlich dadurch, daß uns F. mit dem Bericht eines anderen darüber bekannt macht. Seine Menschen sind zum großen Vorteil der Wirkung mit ihrer landschaftlichen Umgebung, mit den Verhältnissen, in denen sie leben, ja zum Teil mit den Räumen, die sie bewohnen, innig verwaften; es ist oft, als ob sie nur gerade da hineinpäten, wo sie der Verf. auftreten läßt. Kein eigentlich großer und fortwährender Zug geht durch diese Erzählungen, aber sie haben etwas im besten Sinne Wohlthuendes; ich hoffe, sie werden auch heute noch, so wenig „modern“ sie sind, viele warme Freunde finden. Auch die Sprache ist fein und schön; nur gelegentlich höht man auf kleine grammatische oder stilistische Sonderbarkeiten.

Eine feine Künstlernatur ist auch Otto v. Leitgeb. Immerhin aber merkt man bei ihm nicht ganz selten

die Absicht zu wirken. Die Töne, über die er verfügt, sind unstreitig viel mannigfaltiger. Die Titelnovelle „Der verlassene Gott“ führt uns (dadurch mehrfach an des Verf.'s „Sidera cordis“ erinnernd) in ein einsames Dorf im Norden der Adria Küste, unter Menschen und in Verhältnisse der eigentümlichsten Art, die aber trotzdem den Eindruck größter Echtheit machen. Andere Stücke (Novellen giebt V. trotz des Titels nur teilweise) sind hochpoetisch, manchmal aber auch märchenhaft-phantastisch („Phantastie“, „Ein Dichter“); einige bieten nur Skizzen ohne Abschluß. Wo er sich dem Naturalismus nähert, ist er nicht immer ganz auf seiner Höhe („Alte Rechnung“); doch erreicht er in „Herrenabend“ eine geradezu verblüffende Anschaulichkeit. Besonders hervorzuheben verdienen die vier kurzen Skizzen „Ein paar Striche“, die, nur durch die Einheit des Beobachters und seines Beobachtungsobjekts zusammeng gehalten, wirkliche kleine Meisterstücke sind. Und vielleicht noch höher an psychologisch-ferneinblick steht „Das Gepeknitz“, eine außerordentlich wirkungsvolle Illustration des alten Wortes „Wir sind allzumal Sünder“, dabei frei von dem Pessimismus und von echt humanem Sinn durchweht; der geistige Mittelpunkt der Novelle, Grafin Isabel, ist eine unendlich sympathische Gestalt.

Die zwei Novellen, die Jensen unter dem zusammenfassenden Titel „Im achtzehnten Jahrhundert“ vereinigt hat, sind keine vollständigen Kunstwerke, aber auch für einen feineren Geschmack festhaltend, und es ist vieles darin, was in der That für die Menschen jener Zeit bezeichnend genannt werden kann. Die Romanin, in die „Der goldene Vogel“ getaucht ist, pocht recht wohl in die Werteperiode, und die Kunst, mit der, trotz des Heringsanalogies einiger sehr unersprünglichen Erscheinungen jener Tage, z. B. des Soldatenhandels, die Einseitigkeit der Stimmung von Anfang bis zu Ende festgehalten wird, ist bewundernswert. An Wahrscheinlichkeit freilich darf ein Leser, der seine Freunde haben will an dieser Erzählung von der Liebe, die der begabte Träumer Venhart Odobammer und das Pastorstöchlein Margret Schüdelopff seit den Tagen der Kindheit für einander fühlen, nur recht geringe Anforderungen stellen. Ihr Glück scheitert schließlich daran, daß sie sich als Halbgeschwister erweisen; denn Venharts Mutter ist eine edle Prinzessin, die dem Pastor in jungen Jahren in heißaufstimmender Liebe angehört. Der Titel ist bedeutungsvoll, denn der Lodruf einer Odobammer spielt in den Liebesbeziehungen des Pastors und der Prinzessin wie in denen Venharts (er ist ja logar nach diesem Vogel benannt) und Margrets eine entscheidende Rolle. Weiblich die Gebrechen einer angefallten Gesellschaft in dieser ersten Novelle im Hintergrund, so führt uns die zweite, „Eine Soiree des ancieen regime“ mitten hinein in die graziose Verberstheit der Pariser Aristokratentreife im letzten Viertel des 18. Jahrh.s. Andererseits imponieren uns viele Angehörigen des hohen Adels aufrecht schon durch die Art, mit der sie sich unmittelbar vor der Katastrophe noch an geistvoll-medianter Salonplauderei, die ganz ausgezeichnet wiedergegeben wird, erfreuen und noch mehr durch die tabelleu Haltung, mit der sie die Vorkast ihrer Gesangsleistung, also (denn die Novelle führt uns in die Tage kurz vor der Hinrichtung Ludwigs XVI) des sicheren Todes aufnehmen. Als Contrastbild zu diesen Vertretern einer dem Untergang geweihten Gesellschaft wird sehr wirkungsvoll ein junges vornehmer Paar eingeführt, das, ganz anders geartet, doch auch bei jener Soiree sich eingefunden hatte, aber durch einen glücklichen Zufall mit Hilfe eines einfachen Mädchens Rettung findet. So giebt uns Jensen hier ein kleines, aber entschieden sesselndes Bild aus einer suchtbaren, aber dafür auch der Großartigkeit nicht entbehrenden Zeit.

Ludwig Bräutigam tritt mit seinen Geschichten und Skizzen „Auf dem Heimwege“ zum ersten Male als Erzähler auf, leider nicht mit besonderem Glücke. Daß der Titel für die Sammlung als Ganzes durchaus nicht bezeichnend ist, mag noch hingehen; man ist Nechtnisch heute allzu sehr gewohnt. Schimmer ist es, daß einzelne Stücke allzu deutlich als Nachahmung fremder Autor erscheinen, daß mehrfach eine gewisse Sentimentalität und noch häufiger eine unangenehme Lechthafigkeit sich geltend macht. Schon zu den besten Abschnitten gehört die Satire auf Niedrige und die Modernen „Leberstare“. Weitläufig am wohlkündigsten wirken die Stücke, in denen sich der Verf. in seine Jugendjahre und seine Heimat gegen zurückversetzt („Auf heimlichem Wege“) oder den eigenartigen Charakter norddeutscher Märchen und Mooregeenden und ihrer Bewohner schildert („Märchenfahrt“, „Teufelsmoorterte“) oder endlich uns in die eigentümliche Lage und die Stimmungen der Eisfelder nach dem Kriege von 1870/71, sichtlich auf Grund eigener Erfahrungen, lehrreiche Bilde thun läßt („Auf eisfährlichen Spuren in Frankreich“, „Herbsttage einer Eisfährerin“). Die mit den beiden letztgenannten inhaltlich verwandte Skizze „Nach Deutschland“ wirkt dagegen teilweise gezwungen und unnatürlich.

Steht Bräutigams Buch auch künstlerisch im ganzen nicht hoch, so ist es doch weit gehaltvoller als Karl Marks „Militärische Novellen“. Sie bieten, ausschließlich literarischen Verhältnissen entnommen und nicht selten auch durch Auftragsarbeiten die Heimat ihres Verfassers verrätend, durchgängig leichte Unterhaltungsliteratur und verdienen so gut wie nie die an sich oft ganz gefehlt gewöhnlichen Stoffe. Aber es sei gern anerkannt, daß sie sich meist ganz angenehm lesen und auch durch die Anspruchslosigkeit, die sich darin zeigt, erfreulich wirken. Die „Corpskämpferin“ z. B. ist wirklich niedlich erzählt; andere Stücke schlagen gemütvollere Töne an („Schwester Eise“, „Blau-Weiß“), gelegentlich erhalten wir wohl auch (doch immer so, daß das Militärische hineinpielt) ein ländliches Sittenbild („Marxina“).

Sind Marks Novellen literarisch wertlos, so ist das, was Paul Komper unter dem Titel „Drei Küsse“ bietet, einfach eine, lagen wir Subelei, die wirklich zu besprechen ich mich außer Stande fühle. Ich habe das Buch aber absichtlich von Anfang bis zu Ende gelesen, was zum Glück sehr rasch ging, da von seinen XII + 78 Seiten nicht viel mehr als die Hälfte wirklichen Text bringen. Ich finde, der Verf. hat sehr richtigdichtig darin gehandelt, daß er es „seiner unbekanntem Freundin“ gewidmet hat, weil er sie durch Namensnennung unfehlbar compromittiert haben würde. Allerdings bleibt es mir unverständlich, daß das Buch überhaupt der Öffentlichkeit werden können und warum der Verleger es nicht gemacht hat, wie sein College, von dem uns K. in „Des Dichters Traum“ (S. 45—51) erzählt; der ist nämlich so vernünftig, besagtem Dichter das Manuscript zurückzugeben: Als documentarischen Beleg für mein hartes Urteil sehe ich den Anfang von „Ein Erlebnis“ (S. 1) hierher, bemerke aber ausdrücklich, daß dadurch nur die sprachliche Stimperei des Verf.'s beleuchtet wird, daß aber inhaltlich seine Producte keineswegs höher stehen. Es war ein Julitag, sonnig und schön. Man hatte das Bewußtsein der Befriedigung, wenn man den Blick in die Bläue des Himmels warf. Die angeborene Unzufriedenheit des Menschen war durch die überschwängliche Zuorkommenheit der Natur beruhigt worden.“ Das ist doch noch schöner Stil!

## Moderne Dramen.

- ✓ **Hjörnsön, Björnstjerne, Paul Lange und Thora Parsberg.** Autorskizze Uebersetzung von Mathilde Pann. München, 1901. Langen. (191 S. 8.) 3. u. 4. Aufl. # 2, 50.
- ✓ **Vahr, Hermann, Der Apffel.** Schauspiel in drei Aufzügen. Ebda., 1902. (232 S. 8.) # 3.
- ✓ **Paer, Julius, Eine beschränkte Frau.** Tragikomödie an einem Tage in drei Akten. Dresden, 1900. Pfeiffer. (118 S. 8.) # 1, 20.
- ✓ **Krabt, Richard, Bräuderchen und Schwefelchen.** Drama in einem Aufzuge. Ebda., 1901. (45 S. 8.) # 1.
- ✓ **Bernbl, Sabinia, Der Tobfahner.** Skizze in drei Aufzügen. Ebda., 1901. (40 S. 8.) # 1.
- ✓ **Halsari, R., Croto.** Ein Sommerstraßentheater in drei Bildern. Ebda., 1901. (46 S. 8.) # 1.

„Paul Lange und Thora Parsberg“ sowohl, wie „Der Apffel“ sind in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt worden, jedoch nur in nebenständlicher Form. Und doch sind sie einer eingehenden Würdigung wohl wert, die ich hiermit nachholen möchte.

Wie die meisten Dramen des großen Nordländers gelangte auch dieses sein dreiactiges Drama erst lange Jahre nach seiner Entscheidung und wenig erfolgreichen Premiere in der Heimat auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung und zwar überhaupt erstmals im Vorjahre auf der Stuttgarter Hofbühne in Anwesenheit des Dichters. Bekanntlich hatte von derselben Bühne aus der zweite Teil seines Doppel dramas „Ueber die Kraft“ den Siegeslauf über zahlreiche Bühnen Deutschlands angetreten und im Verein mit dem erst jetzt richtig gewürdigten ersten Teil dieses hochbedeutenden, ich möchte sagen bedeutendsten Dramas der Neuzeit den Namen Hjörnsön zu höchstem literarischen Ansehen gebracht. Und auch das Drama des ehlen, leider aber nicht genügend charakteristischen norðischen Ministers und der Liebenden, starken, opferbereiten, klugen Frau verdiente schon eben dieser Thora wegen größte Beachtung: denn ein idealeres Weib ist kaum je dichterisch gestaltet worden. Die nicht überreiche Handlung läßt sich kurz skizzieren: Paul Lange, der soeben aus nicht angegebenen Gründen seine Entlassung als Minister eingereicht hat, wird von der ihm nachstehenden fortschrittlichen Partei bezw. deren Führer Arne Kraft, seinem Vorgesetzten, gedrängt, ein Ministrauen-votum, welches dem bejahrten conservativen Premier zugebracht ist, durch seinen Einfluß nicht zu verhindern. Höhernd verriecht er das Gewünschte unter der Einwirkung überwältigender Freude: denn endlich naht ihm das langersehnte Glück, Thora als Braut heimzuführen. Schon seit seinen Jugendjahren liebte er sie, aber widrige Verhältnisse zwangen ihn, eine andere zum Altar zu führen, eine stets trübselige, inzwischen verstorbene Frau. Jetzt besteht kein Hindernis mehr, und Thora, die ihn mit der ganzen Kraft einer ehlen und starken Frauenseele liebt, trägt ihm nichts nach. Nun hatte Lange aber kurz vor der Unterredung mit Arne Kraft einem Abgesandten des Königs, der ihm den wichtigen Posten des Gehaltens in London officis in Aussicht gestellt hatte, wenn er den Premier unterläßt, in diplomatisch-dilatorischer Weise Hoffnungen gemacht. Thora, die nur diesen letzteren Umstand kannte, redet ihm zu, des Königs Wunsch zu erfüllen. Und nun folgt zwischen beiden eine Aussprache voll Geist und classischer Schönheit. Sie verloben sich, verabreden aber, dies erst gelegentlich einer Soiree aus Thoras Gut zu proclamieren. Diese Gesellschaft findet am Abend nach der kritischen Parlamentsführung statt, in welcher Lange zum Entsetzen seiner Freunde für den Premier eingetreten war und dadurch jenes Votum verhindert hatte.

Die allgemeine Entrüstung über diesen Wortbruch macht sich in der Soiree Luft, wo sich Lange unvermuthet einer Gruppe offener Ankläger gegenüberstellt, an ihrer Spitze Arne Kraft. Das schmettert ihn zu Boden. Er magt nicht, die allgemein erwartete Verlobung zu proclamieren. Nach einer schalllosen Nacht will er sein verpöndeltes Leben durch eine Kugel euden — da kommt Thora, Schlimmes ahnend, und es gelingt ihren klugen und liebevollen Worten, ihn zu beruhigen und zu bestimmen, mit ihr sofort eine Reise ins Ausland anzutreten, wo sie sich dann trauen lassen wollen. Die ihr offensbare Gefahr der Lage zwingt sie zu dieser Concession. Sie geht, um schließlich sich zur Abreise zu rüsten. Da kommt ein Telegramm aus der Kanzlei des Königs, welches ihn „der Volkstimmung zuliebe“ fallen läßt! Lange steht vernichtet, er erschießt sich. Thora, die sofort zurücksteht, und Arne Kraft beweinen ihn. Kraft: „Meine Schuld!“ Thora: „Und meine! . . . Aber auch nicht unsere Schuld: Das siegt heute. Ach, warum muß es so sein, daß die Guten oft Märtyrer werden? Kommen wir nie soweit, daß sie die Führer werden?“ — So schließt das Stück mit einer idealen Enteng. Man begreift ja nicht recht, wie Lange, dieser liebenswürdige und nicht unehle Mensch, bei solcher Unzuverlässigkeit des Characfers, ein Mann, der es mit seinem Wort so wenig genau nimmt, ein einflussreicher Parteiminister sein konnte. Aber gerade diese scheinbare Schwäche des Dramas bildet den tragischen Conflict, dessen Konsequenzen vom Dichter streng logisch gezogen wurden. Wahrheit vollendet ist Thora gesehnet, geistvoll und ergreifend sind die Dialoge zwischen ihr und Paul, vorzüglich charakterisirt sind die Nebenfiguren. Wer das Stück, welches in vielen Beziehungen classisch genannt werden kann, nicht zu selten Gelegenheit hat, möge es lesen, es wird ihm Genuß bereiten. — Hjörnsön wohnte, wie gesagt, der Uebersetzung in Stuttgart bei, die ihn sichtlich ergreift. Ramentlich Gmunt Richter als Paul Lange (welcher Zufall, daß auch Langes Vorbild den Namen Richter getragen hatte!) und die Thora des Fr. Alexandrine Rossi bezeichnete er als unübertrefflich.

Es ist ein weiter Sprung von Hjörnsön zu allen anderen Dramatikern der Jetztzeit, also auch zu Hermann Vahr, dessen „Apffel“ sich in ähnlichem Misseu bewegt, wie Hjörnsöns Werk. Auch hier ist es ein von edelsten Absichten erfüllter Minister, den politische Intriguen füttern, aber er selbst ist tadellos rein, nur taub für die egoistischen Ansprüche seiner Anhänger und blind gegenüber seiner Frau, der alles das seht, was aus Thora entzückt; denn die Gattin des Ministers ist ein indifferentes, ein geradezu gefährliches Weib, eine Dame, die hinter dem Rücken ihres Mannes Schulden macht, ahnungslos, daß diese ihn zu Fall bringen, ja eigentlich in den Tod treiben müssen; denn das wäre die richtigere dramatische Lösung gewesen. Der Dichter aber hat vorgezogen, seinem Helden einen weichen, höchst unromantischen Abgang zu bereiten: Er vergeißt seiner Gattin und seinem Todehien, der ihn geküßt hat, und will nun mit diesem künftigen Vereint marschieren! „Wir wollen nur gut sein. Gut — ist das Einzige, ist das Höchste. . . Keine Partei, mein Andri! Keine Worte! Ganz still bei den Menschen sitzen, still und warm; und gut mit ihnen sein, so ährlich und so flehentlich gut, bis sie sich zu uns neigen und es auch sind. . . Dies ist unser Bund.“ — Das ist ein unheilbarer Schwärmer, aber kein Minister. Und merkwürdig genug, wir finden hier dieselben Ideen, denselben schwächlichen Ausgang, wie in Vahrs „Nihil“. Beide verlassen sich ausschließlich auf ihre Ueberkraft, dieser auf die physische, jener auf die geistige, bis beide gleich kläglich scheitern. Gleichwohl vermag ich nicht, so absprechend

über den „Apostel“ zu urteilen, wie es gelegentlich die Tagespresse gethan hat. Das Stück ist nicht ohne literarischen Wert; es enthält (allerdings unter vieler Gleichförmigkeit) viel Schönes, Lebenswertes, und man darf von Wahr noch manche wertvolle Aube erwarten.

Es ist eine Tragödie, keine Tragödie, die Julius Vaer in „Eine beschränkte Frau“ entrollt, deren Titel meines Erachtens besser „Eine betrogene Frau“ lauten würde. Denn es ist die alte Geschichte von einer Frau, welche nur ihres Geldes wegen geheiratet wurde und gleich nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise in brutaler Weise aus allen Himmeln ihres erträumten Liebesglückes gestürzt wird. Ohne in literarisch-ästhetischer Hinsicht auch nur entfernt eine Parallele zwischen dieser Tragödie und d'Annunzios *Gioconda* ziehen zu wollen, besteht zwischen beiden doch insofern eine gewisse Ähnlichkeit, als auch hier der treulose Gatte in Liebe zu einem seine künstlerischen Bestrebungen selbstthätig und energisch beselenden Mädchen befangen ist, mit welcher seine „beschränkte Frau“ den Vergleich einfach nicht besteht, wie dort *Gioconda*, das *Modell*, den Bildhauer suggestiv zur Untreue zwingt. Aber er ist nicht, wie dieser, der im Grunde edle Mann, sondern ein miserabler Charakter, der erst angesichts seiner armen, durch seine brutale Lieblosigkeit in den Tod getriebenen Gattin in sich geht. Das komische Moment in dieser Tragödie soll ein verbummelter Student darstellen, dessen burleske Art jedoch zuviel von Trunkenbold hat, als daß er harmlos-komisch wirken könnte. Zu denken giebt, daß auch hier die Species des verbummelten Studenten eine Rolle spielt, gleichwie in den beiden folgenden Stücken von Arndt und Verndl.

Richard Arndts „Brüderchen und Schwefterchen“ ist nämlich ein Bild dieser moralischen Verkommenheit eines verlumpten Studenten, so trüb, daß man es nicht für lebenswahr zu halten vermag. Ein Geschwisterpaar aus guter abeliger Familie ist von den rath nacheinander hintersterbenden Eltern mittellos und ganz vereinsamt in der Weltstadt zurückgelassen worden. Die sterbende Mutter hatte die Verzagenden mit Grimm's Mädchen zu trösten versucht. „Brüderchen nahm sein Schwefterchen an die Hand und sagte: Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Aber dieser edle Jüngling, der ältere von beiden, läßt sich die Mittel zum Studium, dieser zum Dummeln, von seiner musikalischen Schwefter „erarbeiten“. Sie, die streng erlogene Aristokratin, dirigiert jetzt eine Domencopelle in einer Berliner Spelunke! Sie widersteht allen unstilligen Zumutungen, die ihr hier (sogar von ihrem hiesig gelungeneren Brüderlein!) gemacht werden, bis sie zufällig erfährt, daß er sie aus falschem Stolz als seinen „Schwäg“ ausgegeben hat: da bricht sie zusammen und geht nicht etwa verzweiflungsvoll ins Wasser, sondern giebt sich einem sie umwerbenden Lebemann hin. Sollte je ein solcher gebildeter Schuft von Bruder existiert haben? Trotz Deu Aliba möchte ich es nicht glauben. Jedenfalls ist ganz ungläubhaft, daß diese junge Aristokratin mit ihren Talenten nicht eine weniger anrührende Existenz sich zu schaffen vermocht haben sollte. Auch ist der Schluß ganz verfehlt. Im Uebrigen sind an dem Drama der Aufbau und eine gute Charakterisierung zu loben, auch die allerdings alljährlich hervorzuhebende Tendenz, gewisse Schattenseiten des Studentens Lebens eindringlich zu greifen.

Auch „Der Tobjucher“ von Verndl beschäftigt sich mit „einem jungen Gelehrten“, der, wenn auch weder Wüstling noch Lump, pathologisch mindestens hochgradig Neuroseniker ist. Als Quete („dramatischer Scherz“ wäre besser, weil deutsch und bezeichnender) ist das Stück vom literarischen Gesichtspunkt zerlegt; aber immerhin bildet es eine gelungene

Verfälschung auf die Verwüstungen, welche durch Aufnahme unansehnlicher philosophischer Lectüre im Hirn der durch Alkosof entnervten überbildeten Jugend angerichtet werden können. Mit Humor hat der Verf. die groteske Nüance betont, welche in dem Gegenpaar zwischen Reden und Handeln seines hart caricirten Geldes liegt, der sich bereits jenseits von Gut und Böse, im Wollstiege der Altagria der alten Steptier, d. i. unergründlicher Seelenruhe, wohnt, dabei aber durch jede geringfügige Enttäuschung aus dem Häuschen gebracht wird und mit bombastischen Phrasen zum Selbstmord schreit, glücklicherweise hies, ohne dabei Schaden zu nehmen. Die Lectüre dieses dramatischen Scherzes, der stellenweise an Lessings Jugendstilspiel „Der junge Gelehrte“ erinnert, wirkt erheitend, auch könnte er sich zur Aufklärung in studentischen Kreisen oder an jogen. Herrenabenden eignen, nur die geradezu eklergerende Schilderung der Leidenverwehung (S. 38/39) sollte verändert werden. Für weitere Kreise ist dieser „Tobjucher“ ungeeignet und wohl auch nicht bestimmt.

F. Felzari führt uns mit seiner „Crotos“ aus dem allerfröhlichsten Naturalismus in die heiteren Gefilde der Romantik, und wahrlich, ich danke es ihm! Es ist eine lustige, stimmungsvolle Dichtung mit einem landschaftlichen Colorit, welches erkennen läßt, daß der Verf. (österreichischer Marineoffizier) das idyllische Tahiti, den Schauplatz der Handlung, aus eigener Anschauung kennt. Das in freier Metrik geschriebene Stück war wohl ursprünglich als Operntext concipiert. Die Sprache ist ausdrucksvoll und poetisch („samos“, S. 22, wäre auszumergeln). Für ein Schauspiel ist die Handlung jedoch zu dürftig, der überwiegend lyrische Text würde sich dagegen zur Vertonung recht gut eignen. — Max Hellmuth, Secundat an Bord eines österreichischen Kriegsschiffes, schlummert mit dem Gedanken an Tahiti, den nächsten Ankerplatz, ein. Meergeister tragen den Träumen ein Flug nach dem ersehnten Ziel. Hier rettet ihn, den die Insulaner wegen Entweihung einer heiligen Quelle töden wollen, die reizende Königin Crotos nach einer Liebescene, die weniger conventionell sein dürfte. Auf Crotos' Bitten entläßt Max. Der Kriegsgesang der heranlebenden Insulaner vermischt sich mit dem Rorogender der österreichischen Matrosen, die bei aufgehender Sonne das in Sicht kommende Tahiti (merkwürdiger Weise) mit Rörners Gebet vor der Schlacht begrüßen. Darüber erwacht Max, der schöne Traum ist zu Ende. Ein tüchtiger Componist könnte aus diesem dankbaren Libretto viel machen. Das Mäuschen zeichnet sich durch Schönheit und Reinheit der Gedanken und der Sprache aus, man kann es unbedenklich jungen Mädchen in die Hand geben. Leider vorhandene massenhafte Interpunktionsfehler sollten im Falle einer neuen Auflage ausgemerzt werden.

Ernst Stöckhardt.

## Zeitschriften.

The Athenaeum, 1902. Nr. 3898, 99.

Cont.: (3898). C. H. Firth on Cromwell's army. — Contentio veritatis. — Words and their ways in English. — The Scott country and Strling. — Two editions of Aristophanes. — New novels. — Philological books. — Sports and pastimes. — The war and the French official account. — Our library table. — List of new books. — The Ploverman's tale. — The London library catalogue. — The frock in Italy. — Chatham and the capture of Havana in 1762. — John Clare's library. — Bellenden's Scots translation of Livy. — Bibliography of Walter Savage Landor. — Literary gossip. — (3899). Sir Harry Johnston on the Uganda Protectorate. — The varieties of religious experience. — The house of Percy. — Early history







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 16.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarude. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Wennerich in Leipzig,  
Rindfleischstr. 16.

Erscheint zweimal monatlich.

23. August 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Nowgat, F., Fiktion. (254.)

Bälou, H. Berlin u., Die stilistische Frau. Sie u. Gr. (256.)

Dörum, J. v., Die Glädslage. (251.)

Selgenbrarf, F. u., Gegen den Strom. (251.)

Guch, H., Aus der Triumphgasse. (249.)

Kistler, H., Friedrich der Große. (252.)

von der Werra, O. Et., Der tolle Wenzel. (253.)

Krippel, H. S. u., Der tolle Wenzel. (253.)

Wagner, K., Frauen. (256.)

Chobertlein, H., Johannes Faust. (253.)

Chobertlein, H., Blinde Herzen. (251.)

Gräber, F. B., Der tolle Wenzel. (254.)

Witzhofer, F., Kaiser Otto der Erste. (252.)

Wir Böhmerlandungen erbiten wir unter der Adresse der G. B. (Rindfleischstr. 16), alle Beside unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 59). Nur solche Beside können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Korrespondenzen über Böhmer Bittern wir für die Namen von deren Verleger angegeben.

## Frauenzählungen.

Guch, Riccardo, Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen. Mit Buchausstattung von G. Kistler-Berlin. Leipzig, 1901. Diebstich. (348 S. 8.) M 3, 50.

Kantau, H., J. 3er. Erzählung. Berlin, 1902. Selbstschmidt. (218 S. 8.) M 3.

Bälou, Frieda Berlin von, Die stilistische Frau. Sie u. Gr. Dresden u. Leipzig, 1902. Reischer. (163 S. 8.) M 2, 50.

Selgenbrarf, Felga von, Gegen den Strom. Auf heimem Boden. Zwei Revellen. Dresden u. Leipzig, 1901. Wierfen. (105 S. 8.) M 2.

Dörum, Joachim von, Die Glädslage. Summatische Erzählung. Leipzig, v. J. Müller-Wann. (124 S. 8.) M 1.

Schabel-Berlin, H., Blinde Herzen. Ebd., v. J. (142 S. 8.) M 1.

Riccardo Guch ist unter den diesmal zu besprechenden Frauen weitaus die bedeutendste; sie ist es aber nicht bloß unter diesen und unter den sonstigen Schreibenden Frauen, sie ragt um Haupteslänge über Duzende von berühmten Schriftstellerinnen hervor. Ihre Lebensskizzen „Aus der Triumphgasse“ sind von eben so großer Eindringlichkeit wie Anschaulichkeit, ein soziales Glendbild, angeknüpft an das Leben und Sterben eines Krüppels in einem der ärmlichen Häuser der Triumphgasse, die irgendwo in einer Stadt Osterrichts nahe dem Keere sich befindet. Es fängt sal in T. H. Hoffmanns Manier an, und eine gewisse Romantik durchzieht bei allem scharfen Realismus die ganze Erzählung. Die Farben sind denn auch nicht aus dem Brauereientopf des nächstem Naturalismus geholt, sondern von der leuchtenden Palette der Poesie. Nur ein Dichter, der zugleich scharfer, aber nicht kübler Beobachter ist, vermag so zu schreiben, und nur ein Dichter vermag über all das Glend, das hier geschildert wird, so viel Strahlen des Lichts und der Liebe auszugießen. Dabei ist das Buch ein geschriebtes und philosophisches und in seiner Art frommes Buch, und Einzelheiten, auch solche der Charakterisierungskunst und leise wie von ferne hereinflinkenden Humors, sind geradezu entzückend. Das ist wieder einmal ein Buch, das man genießen kann, freilich auch genießen muß, das heißt lesen, nicht durchblättern oder verschlingen. Einzelheiten prägen sich unaussprechlich dem Gedächtnis und was mehr ist, dem Herzen ein, und die ersten drei Seiten bin ich wochenlang nicht mehr los geworden.

Natürlich könnte man da und dort etwas anderes wünschen; aber das braucht ja eine wohlweise Kritik nicht erst zu versichern, und das Dichter, der aus dem Innern geschaffen hat, brauchen solche Wünsche nicht zu kümmern. Am wenigsten hat mir die Technik behagt; es ist eine Erzählung, und der Erzähler wandelt, wie es ihm beliebt, in der Triumphgasse umher, bleibt weg, kommt wieder und spielt in ganzen eine etwas dürftige Rolle. Er ist teils Contrastfigur, teils deus ex machina in usum — scriptoria, man vergehe das lateinische Doppelcitat. Die Verfasserin hat es sich vielleicht damit etwas zu bequem gemacht, und die Vorteile, die sich für sie daraus ergeben, haben etliche Nachteile für den Leser im Gefolge. Im ganzen aber: wieder einmal ein Buch!

H. Kantau spielt in „Feuer“ mit dem Feuer der Künstlerhaft und behandelt das alte Thema: Kunst und Familie, Kunst und Ehe. Es ist ihr aber heiliger Ernst mit ihrem Spiel, und wenn sie es etwas leichter genommen und weniger in Pathos geschweigt hätte, wäre ihre Erzählung vielleicht eindrucksvoller gewesen. Wir wandeln mit der Heldin, einer Tragödin aus besserer Familie, eigentlich immer auf dem Klotzurn, und das erträgt der Mensch schwer eine ganze lange Erzählung hindurch. Einfach erzählt ist eine große Kunst; wer sie versteht, ist des Eindrudis viel sicherer, als wer nicht aus der Aufgeregtheit herauskommt. In dessen stellt doch die Erzählung bis zum Schluß, und daß es um das verzehrende Feuer echter Künstlerhaft doch ein eigen Ding ist, kommt auch dem nächsten denkenden Leser eindringlich zum Bewußtsein.

Frieda von Bälou behandelt in ihren zwei Novellen das Eheproblem. In der ersten, „Die stilistische Frau“, ist die Engelage eines abgelebten Mannes, dem das Weib bloß noch ein Teil der sitzgemäßen Einrichtung seines Schloßes ist. Natürlich geht, wies gehen muß: in der jungfräulichen jungen Frau erwacht die Natur, sie sinnt über den ihr gänzlich unbekanntem Jweck der Ehe nach, möchte Mutter werden und fällt dem Hausarzt des Ehegatten zur Beute. Damit hört die Geschichte auf; eigentlich fängt sie jezt erst an, und bei dem Ernst, mit dem die ganze Sache behandelt ist, erwartet man billig eine Fortsetzung. Der satirische Ton, der manchmal, offenbar von der Verfasserin selbst nicht gewollt, ganz unwillkürlich anflingt, wäre eigentlich für diesen Stoff der allein angemessene, und dann könnte die Erzählung auch in dem Augenblick schließen, in dem sie

schlicht. „Sie und Er“ heißt die zweite Erzählung; Er ist nämlich die Sie und Sie ist der Er, die wohlhabende Biographin, die sich den Mann erwirbt, der als Dichter ein behagliches Leben braucht und es nun bei ihr als ihr „Hausmann“ findet. In beiden Erzählungen also perverse Zustände, glaubwürdiger die der zweiten als die der ersten, im ganzen aber doch nicht unmögliche Probleme und gewandt und eindrucksvoll behandelt.

Ebenfalls ungewöhnliche Probleme behandeln die Novellen von Helga von Helgenborn. Sie sind im internationalen Rauberwech geschrieben und lesen sich teilweise wie eine schlechte Uebersetzung. Aber die Probleme sind nicht uninteressant. In „Segen den Strom“ handelt es sich um die Frage, ob ein über sonstige gesellschaftliche Vorurteile erhabenes Mädchen einem Manne, den sie liebt, der aber aus Testamentsgründen nicht heiraten kann, als Gattin „ohne den Segen des Priesters“ zu folgen im Stande ist. Die Frage wird bejaht, allerdings mit der Einschränkung, daß das bloß bei reichen Leuten möglich sei, und mit der Versicherung, daß das hier gelungene Experiment nicht jedermann anzugarten sei. Dabei wird freilich übersehen, daß es sich hierbei gar nicht um den „Segen des Priesters“ handelt, sondern um das Ständesamt, und daß mit der Lösung des Herzensconflicts das sociale Problem, insbesondere hinsichtlich der Nachkommenschaft, keineswegs gelöst ist. In der zweiten Novelle: „Auf heißem Boden“ handelt es sich um die in der neueren Literatur öfters novellistisch erdichtete Frage, ob ein liebender Mann der Geliebten vergehen kann, daß sie vor Jahren als junges Mädchen in jugendlicher Thorheit, Eitelkeit und Leidenschaft eine Zeit lang die Maitresse eines anderen, vier eines Ärzten, gewesen ist. Auch diese Frage wird bejaht, diesmal ohne die Einschränkung, daß die Lehre der Novelle nicht zu verallgemeinern sei. Die Art, wie in den beiden Novellen die Lösung vorbereitet und begründet wird, macht die von der Verfasserin gewünschte Lösung wahrscheinlich, und darauf kommt es in einer Novelle in erster Linie an; ob es im Leben nicht anders gehen würde, und ob eine ähnliche Leserin nicht etwa falsche Schlüsse ziehen könnte, ist eine Sache für sich.

Joachim von Dürrows „Geldstake“ ist ein Band von Edelsteins Miniaturbibliothek und schon im 4.—6. Tausend erschienen. Das wirkt ein bedenkliches Licht auf die Anspruchsfähigkeit unseres Publicums, sobald es sich um Humoresken handelt. Die Erzählung erhebt sich nicht über die allgewöhnlichsten Humoreskenentwicklung und -lösung unserer Feuilletons und ist fast so fad wie das Titelbild.

In derselben Bibliothek sind A. Schöberles „Blutende Herzen“ erschienen. Sie haben Gehalt und behandeln anziehende psychologische Probleme in knapper Form; einzelne sind freilich nicht mehr als Skizzen. Die Stiefmutter, Waterfrau und Novelle, alternde Theaterkünstlerinnen und dergleichen sind die Stoffe, die Sch. nicht ungeschickt ansatz, wenn sich auch die einzelne Novelle kaum viel über das bessere Feuilletonmittel erhebt. In Anbetracht des Zweckes dieser Miniaturbibliothek, beliebt zu sein in jedem Boudoir und wegen ihrer Decenz empfehlenswerter für jedes „Wart- und Spechzimmer“, ist dieser Band auf einer ungewöhnlichen Höhe.

Richard Weitbrecht.

## Historische Dramen.

- Welshofer, Heinrich, Kaiser Otto der Dritte. Drama in vier Akten. Dresden u. Leipzig, 1902. Picaon. (151 S. 8.) 2.

Klassen, Dr. Franz, Friedrich der Freidige. Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Bühnen-Ausgabe. München, 1901. Fennner. (120 S. 8.) 1, 80.

Schaffstein, Wolf, Johannes Hund. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, 1902. Koczenbaum. (104 S. 8.) 2.

Rippold, W. R. A., Der Seiten Wunde. Drama in einem Bopiel und zwei Akten. Ausgabe für den Buchhandel. Bopiel: „Der Ketter im Saag“ und erster Teil in vier Akten: „Oranten und Stuart“. Berlin, 1902. Schwetschke u. Sohn. (VI, 248 S. 8.) 4, 80.

von der Mark, Ottomar Stauf, Der tolle Stuart. Lustspiel in vier Aufzügen. Neue, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Wien, 1902. Selbstverlag. (V, 76 S. 8.) 1.

Schröder, Paul Friedrich, Graf Oheim. Patriotisches Schauspiel in drei Aufzügen mit einem Prolog. Oppeln, 1902. Raste. (67 S. 8.) 1, 80.

Von den Verfassern vorliegender Dramatisierungen historischer Stoffe haben mehrere in ihren Vorreden den Umfang ihrer geschichtlichen Studien und die dadurch erzielte geschichtliche Wahrheit ihrer Darstellung betont. In unserem Zeitalter der Wissenschaft, sagt Welshofer, verlange man vor allem nach Wahrheit. Ich meine von einem Drama müsse man zu jeder Zeit vor allem diderische Eigenschaften verlangen. Rog Lessing manden seiner Sätze über das Verhältnis von Drama und Geschichte auch vielleicht zu scharf formuliert haben; Geltung wird immer sein Ausdruck behalten: die Tragödie ist keine dialogisierte Geschichte. Und als bloß dialogisierte Geschichte sind jedenfalls die vier ersten der hier zu besprechenden Dramen zu labeln. Dem ersten Sinne und religiösen Willen der geschichtskundigen Verfasser wird man gewiß die Anerkennung nicht verlagan, ja man muß herzlich bedauern, daß der guten Meinung kein besserer Erfolg beschieden war. Aber von der Thatsache, daß die beiden deutschen Kaiserdramen wie die Substanzdgie und Rippolds entlose Verstrickungen dramatisch völlig misslungene Werke vorstellan, läßt sich auch beim besten Willen, Lobenswertes zu finden, leider nichts absteigean.

Welshofer hat seinen Helden als den Hamlet der deutschen Kaiser bezeichnet. Ich glaube, daß diese Benennung eher als dem thatenfrohen, unruhigen Otto III doch Rudolf II zukommen würde, und jedenfalls ist er von Grillparger im „Bruderzwist in Habsburg“ mit seiner Thätensheit und Gedankenfülle als ein Hamlet auf dem deutschen Kaiserthron geschildert worden. Kaiserlich würde er durch seinen Nachfolger verwehrt sein, und in Otto III einen Hamletcharakter im Drama und auf der Bühne vorzuführen. Weber hat Welshofer nur die bereits beträchtliche Reihe der verunglückten und rasch vergessenen Trauerspiele über Kaiser Otto III um eine marte und farblose Nummer vermehrt. Gleich Konradin, dessen jahrelange Dramatisierungen in neuerer Zeit ja von Gabriel, Arnold, Zellmer und Deitjen verzeichnet worden ist, hat es auch Otto III, seit von Hefschitz Peter Sturz und Herber die beiden kaiserlichen Jünglinge den Dramatikern empfohlen worden sind, an bestehenden Beobachtern nicht gemangelt. Der sächsische Kaiser eignet sich vielleicht besser als der letzte Hohenstaue zum Tragödienhelden, weil bei ihm schon die Geschichte selbst auf eine Schuld hinweist, deren Erfindung für Konradin nur recht geringen wollte. Welshofers Otto trägt aber weder die geschichtliche Schuld seiner Bevorzugung römischen Wesens vor deutschem, denn er erscheint stark abhängig und lenkbar von seinen Rathgebern, noch erndet er irgendwie durch bedeutende Eigenart unsere Teilnahme. Das starke Hervortreten der Confidants, des ritterlichen Spielmanns Hezilo und der vertriebenen Jose Kresgentia kann nicht als Ersatz für die conventionelle und unpersönliche Skizurierung der Hauptpersonen angedreht werden. Den Hohenstaufendramen reißt sich Klassen's drama-

tifizierte Lebensgeschichte des Thüringer Landgrafen an, denn als Hofenkaufenerbe von mütterlicher Seite der tritt Friedrich der Freidige dem bösartigen, egoistischen Fabsbürger König Albrecht und dem Papste mit seinen italienischen Helfen entgegen. Daß in einer Scene Dante die Ideen seiner Monarchia vertritt, in einer andern König Albrecht von seinem Helfen mitten in der Schlacht gegen Friedrich ermordet wird, ist in Hinsicht auf Dante und auf Schillers „Wilhelm Tell“ erwähnenswert. Als Drama löst sich Kafens Arbeit in eine Reihe einzelner Bilder auf, welche durch Friedrichs Streben nach der Kaiserkrone als dem Hofenkaufenerbe nur lose zusammengehalten werden und keine genügende dramatische Teilnahme wecken. Vollständig undramatisch ist „Schaffheitlins“ sentimental, wortreicher „Fuß“, der zudem sich in lauter allgemeinen Redensarten bewegt, ohne den reformatorischen Kern seiner Lehre klar zu machen. Ueber Mangel an Klarheit können wir uns dagegen in Rippolds Drama nicht beklagen. Ludwig XIV und die Jesuiten erstrecken die Knechtschaft Europas; Wilhelm von Oranien rettet Europas Freiheit, indem er den französisch und papstlich gesinnten Jakob II verdrängt und damit Englands Kräfte zum Kampfe gegen die französisch-römische Unterdrückung frei macht. Damit führt er „der Zeiten Wende“ herbei. Der Oranier und seine ihm alles opfernde Gattin werden in den schrecklichsten, Jakob und Ludwig in den schwärzesten Farben gemalt. Der Verf. knüpft selber zur Ergänzung der vorliegenden Buchausgabe eine Bühnenbearbeitung an. Aber so leicht es ist, den losen, bald in geramten Jamben, bald in freieren, Knittelversen ähnlichen Reden sich bewegenden Reden zu fügen und die sortgesetzten Wiederholungen zu beseitigen, so wenig wird damit die Möglichkeit einer Bühnenwirkung erzielt. Jeder dramatische, ja man möchte fast sagen jeder poetische Zug fehlt in diesen inhalt- und gedankenarmen Monologen. Man muß von Monologen reden, denn in den späteren Acten entwickelt sich gar kein eigentliches Zwiegespräch, sondern der langen Rede des einen folgt immer eine noch längere des andern Mitspielers. Des Verf.s Begeisterung für seinen Helden mag ihm seine geschichtlichen Studien erreicht haben, ihm auch dramatische Kraft zu verleihen war sie aber nicht im Stande. „Der Zeiten Ende“ können an Langweiligkeit und Mangel an jeglichem dramatischen Leben ohne weiteres mit Klopstocks David und Salomo zusammengestellt werden. Ein zweiter Teil, den Rippold noch folgen lassen will, ist aber auch nach dem Verlaufe der bereits in den langen Reden erörterten Handlung gar nicht nötig. Nachdem das Vorbild die Ermordung der heiden Brüder de Witt durch den Haager Böbel und damit Oraniers Sieg über seine Gegenpartei vorgeführt, sehen wir im ersten Aktzug an englischen Hofe, wie durch Intriguen der kluge König Karl II dazu gebracht wird, in die Geirale seiner Nichte Mary mit Oranien zu willigen, im zweiten entschließt sich Mary auf Burnets Jureben ihrem Gatten die volle Königswürde in ihrem Erbland England zuzugestehen, im dritten schiffet sich der Oranier unter Begleitwache des brandenburgischen Kurfürstpaars zum Ueberfall Englands ein, im letzten hören wir am Versailler Hofe erst den Herzog von Luxemburg und Elisabeth Charlotte den Kriegsmminister Louvois und die Maintenon bräutchen, am Schluß bricht Ludwig verzweifelt zusammen, nachdem er den klüchtigen Jakob Stuart empfangen hat.

Wenn Rippold nur über seine Personen Berichte zu geben vermag, so hat dagegen Distora Stauf von der Wärd in seinem historischen Lustspiel „Der tolle Stuart“ es vortrefflich verstanden, den frivolen König Karl II von England in seinem freuden aber liebenswürdigen Reichthum

und lebend vor Augen zu stellen. Karl Stuart zettelt eine Intrigue an, um sich an der stolzen Tochter des Viscount von Gullford zu rächen, aber die Verwicklung wächst ihm selber über den Kopf und er muß am Schluß froh sein, daß die wahre Liebe zu gutem Ende führt, was seine leichtfertige unbedachte Wette bedroht hat. Der Verf. hat in Anlehnung und Durchführung in frisch naivistischem Probalog ein so spannendes geistvolles Lustspiel geschaffen, daß er wohl ein Recht hat, in der Widmung scharfe Worte gegen unsere nichts lesenden Bühnenkünstler mit ihrem bloß repräsentativen Dramaturgen zu richten, die nur von „Verwürfnissen oder Pinz Ulique und King Ulaque“ Stücke zur Aufführung annehmen. „Der tolle Stuart“ mit seiner gut getroffenen geschichtlichen Färbung der englischen Restaurationszeit und seinen dankbaren Lustspielrollen würde wohl Aufnahme in den Spielplan verdienen und treuer Pflege Lohn erwidern.

Nur im bescheidenen Rahmen eines patriotischen Festspiels halten sich Schröders Scenen zur dankbaren Erinnerung an den heldenhaften Verteidiger der Grafschaft Glad und Schlefens im Jahre 1807, des Grafen Sögen. In absichtlicher Anlehnung an Uglands Einkleitung zu seinem „Auffbeahrt“ wendet sich Schröder in den Strophen seines Geleitwortes gegen die heute im sächsischen Drama herrschende naturalistische Richtung. Zu vaterländischen Festtagen in Schlefien wäre Schröders warm empfundene und schlichte Verherrlichung einer schweren und ehrenvollen Zeit etwa dem oberächsischen Volkstheater, dem ja eine national erzieherische Aufgabe eigens gestellt wurde, wohl zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Max Koch.

## Ein neuer Bourget.

Bourget, Paul, *L'Étape*. Paris, o. J. (1902.) Nourrit et C<sup>ie</sup>. Plon. (516 S. 8.) Francs. 3, 50.

Bourgets neueste Schöpfung ist kein gewöhnliches Buch. Wie man sich auch zu der Frage stellen möge, die der Dichter aufwirft, ob man seiner Lösung zustimme oder widerspreche: auf alle Fälle bleibt der Roman ein Werk, dessen Physiognomie nicht alltäglich ist. Er giebt zu denken. Schon dadurch tritt er aus der endlosen Reihe jener Schablonenarbeiten hervor, die dem Leser nichts weiter zu bieten haben als die ihm Ueberdruß wiederholte Schilderung conventioneller Probleme und stereotyper Figuren, die kein Hauch des wirklichen Lebens je berührt hat. Wohl zum erstenmal entzieht sich Bourget entschlossen dem Dammkreis, der ihn so lange gefangen hielt, zum ersten Mal findet er nicht mehr Genügen an der virtuellen Analyse mühsam ausgefädelter Complications sentimentales, sondern wagt es an „der Menschheit große Geheimnisse“ zu rühren, aus dem Salon in die Arena der geistigen Kämpfe hinauszutreten, die das moderne Frankreich aus lebhaftester Bewegung. Sein Thema ist der Gegensatz zwischen dem unpolitischen, von abstrakten Ideen beherrschten Radicalismus, dem echten Erben der großen Revolution, und dem kirchlich gefärbten Conservatismus oder, wie er sich lieber nennt, Traditionalismus, der den Bruch mit der Vergangenheit, den das Jahr 1789 ihm bedeutet, wieder ungeschehen machen, die zerrissene Kette der Ueberlieferung wieder zusammenfügen möchte.

Der V. s. Gedankentwiefel kennt, denn kann es nicht zweifelhaft sein, daß er den Dichter im Lager des Traditionalismus zu suchen hat. W. ist ein Kampfenomme von Barrès, dessen gedankenreicher Romanismus Les Déracinés nicht ohne Einfluß auf sein eigenes Buch geblieben ist. Der Dichter

ist den Weg, auf dem der einst so lebhaft umstrittene Roman *Le Disciple* die erste Etappe bildet, bis zu Ende gegangen und ist beim Realitätsbegriff angelangt. Man hätte jedoch dem neuen Werte Unrecht, wollte man es jenem greisenhaft raffinierten und zugleich jugendlich unreifen, im Grunde genommen bezüglich irdischen Sensationsroman zur Seite stellen. Es ist eine ernsthafte Arbeit, deren Bedeutung bestehen bleibt, auch wenn man der Ansicht ist, daß dem Verf. der Beweis seiner These mißglückt ist.

Der Grundgedanke des Buches spricht sich im Titel aus. Der Vertreter des Traditionalismus umschreibt ihn dem Felben gegenüber mit folgenden Worten: Il n'y a pas de transfert subit des classes, et il y a des classes, du moment qu'il y a a des familles, et il y a des familles, du moment qu'il y a a société. Pour que les familles grandissent, la durée est nécessaire. Elles n'arrivent que par étapes. Votre grand-père et votre père ont cru, avec tout notre pays depuis cent ans, que l'on peut brûler l'étape. On ne le peut pas. Ils ont cru à la toute-puissance du mérite personnel. Ce mérite n'est seconde, il n'est bienfaisant, que lorsqu'il devient le mérite familial.

Sehen wir von allen romanhaften Bewandlungen und allem Beiwerk ab, so bleibt von der Fabel des Buches etwa dies als Kern übrig.

Jean Monneron, ein junger Gelehrter, liebt Brigitte Ferrand, die Tochter seines ehemaligen Lehrers. Sein eigener Vater und Ferrand sind Subingenossen und Kollegen. Aber sie gehören ganz verschiedenen Sphären und Richtungen an. Ferrand, der Nachkomme einer alten, wohlhabenden Bürgerfamilie, ist überzeugter Katholik, ber im Radicalismus den bösen Genius Frankreichs erblickt. Jeans Vater, Joseph Monneron, ist der Sohn eines Kleinbauern; er hat sich durch Begabung und eiserne Fleiß eingearbeitet: Vom heimathlichen Boden losgerißt ist er als Gymnasialprofessor von einem Ende Frankreichs zum andern verschlagen worden, ehe er an einem Pariser Lyceum zur Ruhe kam. Er verdankt alles, was er ist, sich selbst und dem Staate. Kein Wunder, wenn er ein begeisterter Anhänger jener Ordnung der Dinge ist, die ihn in wenig Jahren angestrengter Arbeit in eine höhere Lebenssphäre emporgehoben, die ihn, den Bauern, zum „Bourgeois“ gemacht hat. Er ist entschiedener Radicaler, „Jacobiner“ auf politischem wie religiösem Gebiet. Sein Freiheitsfanatismus geht so weit, daß er seine Kinder nicht hat taufen lassen, weil er ihrer religiösen Ueberzeugung nicht vorgreifen, weil er sie ungehindert von den Banden jeder Tradition selbständig entscheiden lassen will. Neben der Idee der absoluten Freiheit sind es die Ideen der Gerechtigkeit und der Pflicht, die ihm den Inbegriff aller Moral bilden. Mit rührender Selbstlosigkeit opfert er sich für seine Familie auf, verlagst sich jeden Genuss, unterzieht sich freudig jeder Mühe und Arbeit, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern. Daß er diese sich selbst überläßt, ist schulplos allen Gefahren und Versuchungen des Lebens preisgegeben, kommt ihm gar nicht zu Bewußtsein; haben doch seine Kinder in den von ihm selbst erprobten Principien einen unerschöpflichen Talisman, der sie vor allen schädlichen Einflüssen bewahren wird. In der Welt seiner Abstractionen lebend, hat er den Blick für die ihn umgebende Wirklichkeit verloren. Er sieht nicht, wie seine Familie, sich selbst überläßt, in voller Auflösung begriffen ist. Wie sein gemeinsames Band mehr die Familienlieder umschließt, wie jedes seiner Wege geht, ohne vom andern etwas zu wissen. Er sieht nicht die Hohlheit seiner Frau, nicht die zügellose Genußsucht des ältesten Sohnes, nicht die leidenschaftliche Sehnsucht nach Glück und Liebe, die das Herz der Tochter verzehrt, nicht die früheste Freiheit des

jüngsten Sprößlings. Ja, er bemerkt nicht einmal die Krisis, in der sich sein zweiter Sohn Jean befindet. Jean steht dem Herzen des Vaters am nächsten. Er hat sein tiefes Pflichtgefühl, seine reue, begeisterte Liebe zur Wissenschaft geerbt; des Vaters Beruf wird auch der seine werden. In Jean sieht der Vater den Fortsetzer und Vollenender seines Lebenswertes, den treuen Jünger seiner Ideen. Aber Jean ist nicht mehr, der er gewesen ist. Die jugendliche Begeisterung für die Ideale des Radicalismus ist erloschen. Seitdem er die Philosophie Ferrands kennen gelernt hat, hat sich allmählich eine Umwandlung in seinem Innern vollzogen. Die ruhige Klarheit, der historische Sinn Ferrands haben, ihm selbst kaum bewußt, den stärksten Einfluß auf ihn gewonnen; er erkennt immer deutlicher den Utopismus der radicalen Lehren, die auf die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung keine Rücksicht nehmen, vielmehr die historisch bedingte Wirklichkeit nach logischen Principien construieren wollen. Er ist dem Gelehrten persönlich näher getreten, als ihn dieser nach dem Tode seiner Frau in sein Haus gezogen hat. Er hat seine Tochter Brigitte kennen und lieben gelernt. Seine Neigung ist so mächtig geworden, daß er trotz aller in den Verhältnissen nur zu sehr begründeten Bedenken um ihre Hand wirbt. Doch der überzeugte Katholik will ihm die Tochter nur dann geben, wenn er zum Katholicismus übertritt und die Taufe empfangt. Ferrand glaubt damit seine unerfüllbare Bebingung zu stellen. Sein scharfer Blick hat schon längst die Seelenkämpfe des Schülers durchschaut; er hat erkannt, daß dieser nur einen Schritt noch von der Entscheidung entfernt sei. Er hofft, seine Forderung werde zu einer religiösen Selbstprüfung und dadurch zur Entscheidung führen. Er hat sich getäuscht. Jean vermag den letzten Schritt nicht zu thun. Wohl steht er mit seinem Verstand auf der Seite seines väterlichen Freundes, aber der religiöse Glaube selbst ihm noch immer. Sein heißer Wunsch, sich zum Glauben durchzuringen, ist nicht erfüllt worden: die Erkenntnis ist ihm eine reine Thatfache des Intellekts geblieben. Dazu kommt der Scrupel, daß die Entscheidung beeinflusst sein könne von dem Verlangen nach dem Besitz der Geliebten, daß nicht das Gewissen den Ausschlag gebe, sondern die Leidenschaft. Aber noch ein anderer Gedanke macht Jean die Erfüllung der Bebingung unmöglich: die Liebe zum Vater. Dieser weiß von der inneren Entwicklung des Sohnes nichts. Jean hat es nie übers Herz bringen können, mit ihm darüber zu reden; er kann dem geliebten Vater den Schmerz nicht ant thun, ihm seine Liebeshoffnung, im Sohne den Vollenender seines Lebenswertes zu sehen, nicht zerören, ihm nicht die Freude und den Trost seines Tausens rauben. Er vermag das um so weniger, als er dunkel empfindet, daß sein Vater am Vorabend schwerer Prüfungen steht. So verzichtet er, und dieser Verzicht wird ihm noch schwerer dadurch, daß er aus dem Munde Ferrands erfährt, wie auch Brigitte seine Liebe erwidert.

Die gefährliche Katastrophe bricht rascher und schrecklicher herein, als er ahnen konnte. Sein ältester Bruder Antoine wird als Fälscher und Dieb entlarvt; er hat die Bank, an der er angestellt ist, bestohlen, um die Launen einer eleganten Kokotte zu befriedigen, deren Liebhaber er geworden ist. Dem Vater kann diese Entdeckung nicht verborgen werden. Er vermag die furchtbare Wahrheit erst nicht zu glauben. Mit wahrhaft rührender Leidgläubigkeit vertraut er blindlings den Aussüchten des Sohnes, die schließlich das ganze Lügengebäude des Schulbigen zusammenbricht, und der unglückliche Vater der grausamen Wirklichkeit sein Auge nicht länger verschließen kann.

Inzwischen aber hat ein zweiter, härterer Schicksalsschlag

den Ahnungslosen getroffen. Seine Tochter Julie ist der Verführung eines jungen Lebemanns zum Opfer gefallen. Dieser will sie abhüteln, als er erfährt, daß sie sich Mutter fühlt. Halb wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung versucht sie den Verführer niederzuschleichen und sich selbst zu töten. Ihr Vorhaben mißlingt. Und nun liegt sie schwer verwundet in demselben Zimmer, das der Schaulust ihres schuldigen Glückes gewesen ist. Dorthin wird Jean gerufen. In der Stille und Einsamkeit der Nacht, die er am Krankenbett der unglücklichen Schwester durchwacht, vollendet sich seine geistige Umkehr. Den furchtbaren Erfahrungen der letzten Tage gegenüber verstummt der Zweifel, schweigt die Kritik. Er sucht Trost und Frieden, und er findet sie bei jener unerforschlichen, unbegreiflichen Macht, deren lebendige Nähe er mitten in seinem Schmerz fühlt. Sie giebt ihm die Kraft auch das größte Opfer zu bringen: den Verzicht auf die Geliebte. Die Schande, die über seine Familie gekommen ist, verbietet ihm fortan jeden Wunsch, jede Hoffnung. Als die Schwester für einen Moment die Augen aufschlägt, da sieht sie zu ihrem Erlaunten den Bruder auf den Knien liegen, die Hände gefaltet.

Die schwerste Aufgabe erwartet Jean bei Tagesanbruch. Er muß dem Vater das Geschehene mitteilen. Tiefsempört sagt sich dieser von den mißratenen Kindern los. Vergebens sucht der Sohn ihn milde zu stimmen. Zum ersten Mal wagt er an die Ideale des Vaters zu rühren: er spricht von der moralischen Verlassenheit der beiden Schuldigen; er spricht davon, wie maßlos das abstracte Princip der Gerechtigkeit im Sturm der Leidenschaften ist, wie es einer andern, lebendigen Kraft bedürfe, des Glaubens an Gott. Die Worte des Sohnes befremden und beunruhigen Monneron. Er fühlt, daß auch hier ein Verlust ihm drohe, daß Jean ihm verloren gehe. Er erkennt den Einfluß Ferrands, er will diesen aufsuchen, er will den Sohn ihm freitig machen.

Aber, fast wider Willen, führt ihn sein Schritt zuerst an das Krankenbett der Tochter. Seine väterliche Liebe trägt über das harte Princip der Gerechtigkeit den Sieg davon. Er vergiebt der Schuldigen, er will sie und ihr Kind zu sich nehmen. Sie aber weigert sich. Sie hat längst die Liebe Jeans zu Brigitte gehaßt; sie will dem Glück des Bruders nicht im Wege stehen. So erfährt der Vater, daß Jean, sein Jean die Tochter seines Gegners, Brigitte Ferrand, liebt. Die Nachricht erschüttert ihn tief. Er sieht in dem Schweigen des Sohnes einen Mangel an Vertrauen, an Liebe, der ihn in innerster Seele verwundet. Da trifft ein anderes Wort der Kranken sein Herz: *Il faut que je disparaisse. Il y en aura en moins un d'heureux. L'humourbergé gerreicht dies absichtslose Wort den Schleier, den er seit Jahren um sich gesponnen hat. Er wird sehend, er durchschaut das ganze Elend seiner Familie. Wierzig Jahre rastloser, selbstloser Arbeit liegen hinter ihm, vierzig Jahre steter Entbehrung und Entgung im Namen der Wissenschaft, im Namen seiner Familie, und nun muß er erkennen, daß alles vergebens gewesen ist, alles umsonst. Der Boden schwankt unter seinen Füßen, unaufhörlich klingen ihm die Worte der Tochter im Ohr: *il en aura da moins un d'heureux. Doch als tapferer Kämpfer beschließt er gut zu machen, was er kann. Er will dem mißratenen Sohn einen Posten in den Colonien verschaffen und ihm die Möglichkeit geben, ein neues Leben zu beginnen, ein beschwerendes Glück sich zu verdienen. Das Glück der Tochter ist freilich unüberbringlich dahin; er kann ihr jedoch wenigstens das Unglück erleichtern. Und Jean? Hier gilt es nicht, von einem verlorenen Leben zu retten, was noch zu retten ist, hier kann er ein wahres, junges Glück schaffen. Aber um**

welchen Preis! Er, der den schuldigen Kindern gegenüber noch eben so reiche Quellen von Liebe und Vergebung in seinem Herzen entbrütet, er fühlt plötzlich eine Dürre, eine trostlose Erfahrung in seiner Seele, wenn er an die Zukunft seines Lieblingssohnes denkt. Das Ziel redet gesehen? Ist ihm dieser wirklich verloren? Er muß sich Klarheit verschaffen. Er geht zu Ferrand.

Dort erfährt er die Werbung des Sohnes, seine Gewissenslämpfe, das Opfer, das er der Ruhe des Vaters gebracht hat. Noch einmal will Monneron aufbrausen, als er die Bedingung Ferrands erfährt. „Du hast kein Recht gehabt, diese Forderung zu stellen, diesen Bewußtseinszwang auszuüben“ ruft er diesem zu. Aber der Philosoph ist ihm zuvorgekommen. Er hat sich entschlossen, von seiner Forderung abzusehen, sobald er erfahren hat, daß die Kirche die Heirat mit dem Ungetauften gestatte. Dies soll der Vater dem Sohne mitteilen. Der Vereinigung steht nichts mehr im Wege. So scheint alles zum Besten geist. Da wird sich Monneron plötzlich der furchtbaren Pflicht bewußt, dem Manne, der ihm mit solcher Loyalität entgegengetreten ist, das schwere Schicksal mitzuteilen, das seine Familie getroffen hat. Er fühlt die ganze Erniedrigung dieses Gefährnisses. Er ist überzeugt, daß diese Mitteilung das Glück des Sohnes zerstören muß; aber sein unbeglautes Pflichtgefühl gestattet ihm keinen Augenblick zu zaudern. Doch der andere läßt ihn nicht zu Ende reden. Tief bewegt wiederholt er sein Anerbieten.

Ferrands Verzicht ist überflüssig geworden. Jean hat den Weg zur Kirche schon gefunden. Er erklärt dies dem Vater, als dieser ihm das Borgefallene erzählt und bittet um seine Einwilligung. Während der Sohn dem Glück entgegengeht, bleibt der Vater einsam zurück, allein unter seinen Wägen. Er hat den Sohn verloren, verloren an die Ideen, die er sein Leben lang bekämpft hat. Und zum ersten Mal steigt es in ihm auf wie Zweifel, drängt sich die Frage auf seine Lippen: Sollte ich mich getäuscht haben? Doch nein. Sein Gewissen sagt ihm, daß er immer guten Glaubens gewesen ist, und der Gedanke tröftet ihn: Nein, ich habe meinen Sohn nicht verloren. Und sollte ich mich wirklich getäuscht haben, so ist es ihm wenigstens zu gute gekommen: ich habe ihm diese Erfahrung erspart.

Man sieht schon aus dieser knappen Inhaltsangabe, daß B. sein Thema probandum durch den Gang der Handlung nicht bewiesen hat. Nicht darunter leidet Monneron, daß er die notwendigen Zwischenstufen übersprungen hat; sein Unglück ist vielmehr die notwendige Folge seiner Ideologie, die ihn unfähig macht, die Wirklichkeit zu erkennen, die ihn die Dinge leben läßt, wie er sie zu sehen wünscht. Weil er in der Welt seiner Abstraktionen lebt, hat er kein Auge für die Entwicklung seiner Kinder; merkt er nichts von den Gefahren, die ihnen drohen; glaubt er, daß abstracte Principien im Kampf gegen die Verführung als Schwere genug und vergibt, daß nur eine zur zweiten Natur gewordene Ueberzeugung, ein lebendiger Glaube, den Menschen aufrecht erhält. Ihm freilich sind jene Abstraktionen keine leeren Worte, ihm sind sie lebendige Kräfte, Quellen des Trostes und der Hoffnung. Seinen Kindern aber sind sie bloße Namen ohne concreten Inhalt; sie sind daher nicht im Stande, ihnen moralischen Halt zu geben. In diesem Gegensatze hat man den wahren Kern des Buches zu suchen, nicht in der These des Dichters. Der Gegensatz zwischen dem Glauben der Väter und dem Glauben der Kinder ist die Seele des Wertes. Er liege in seiner ganzen Schärfe bestehen, auch wenn die Verhältnisse umgekehrt lägen, wenn der Vater der Vertreter des kirchlichen Glaubens, der Sohn der Vorkämpfer des Rationalismus wäre. Daß B. diesen

Hall nicht gemöhrt hat, wie ein deutscher Verfasser unsehbar getan hätte, ist ungenießbar charakteristisch für die Zustände des modernen Frankreichs. Die jüngere Generation der Weltbilden steht dort unter dem Einfluß von Taine's Originalen. Sie hat den unsittlichen und unschöpfungsfähigen Charakter des revolutionären Radicalismus erkannt; sie will an die Stelle der utopischen Gleichheit die natürliche sociale Uebung, an die Stelle der absoluten Freiheit die Gemeinmässigkeit, an die Stelle der phantastischen Brüderlichkeit das praktische Christentum setzen. Das Christentum aber tritt der französischen Gesellschaft unter der Form des Katholicismus entgegen. Mit ihm muß sie sich also auseinandersehen. Von jenen dem Radicalismus feindseligen Anschauungen bis zu dem Dogma der Kirche ist freilich noch ein weiter Weg, den mancher zu gehen nicht imstande ist. So mag es kommen, daß in der Bewegung des französischen Neocatholicismus die dogmatische Seite der Frage stark in den Hintergrund tritt. Diese Thatsache spiegelt sich auch im Roman auffallend genug wider: Jeans Entwicklung bricht gerade dort ab, wo das Problem des Dogmas auftaucht. Man vergleiche nur einmal mit ihr eine der zahllosen Velebrungsgeeschichten aus der Feder geistlicher Autoren, und man wird sich des einschneidenden Unterschieds, der trotz aller äußeren Ähnlichkeit besteht, in seiner ganzen Bedeutung bewußt werden.

Charakteristisch für den Dichter ist endlich die Zeichnung des alten Monneron. Er ist der eigentliche Held des Romans; seine Charakteristik ist ein wahres Meisterstück. Wohl ist er der Besiegte; aber wie verläßt neben seiner lebensvollen Persönlichkeit die Figur Ferrands, des Siegers. Er unterliegt, aber seine Niederlage hat einen Zug tragischer Größe. Auch ihm gilt das Wort: Gloria vitas. Veleicht darf man, den Titel des Buches umbeugend, sagen: Gewiß Monneron ist eine Etappe; denn er ist der typische Vertreter einer bestimmten Epoche und ihrer Weltanschauung. Jede Periode, jede Generation aber hat ihre eigene, historisch bedingte Aufgabe; sie ist nur eine Etappe auf dem Wege der Menschheit. Hat sie ihr Wert getan, so ist ihre Zeit um; sie muß einer neuen Entwicklungslinie weichen. Wer diese Wahrheit verkent, wer dem transitorischen Moment ewige Dauer verleihen, dem Relativen absolute Gültigkeit zuschreiben möchte, der muß unterliegen. Die Geschichte schreibt achsellos über ihn hinweg, neuen Aufgaben entgegen. In diesem Sinn hat Monneron gelehrt. Wird sein Fehler, wie er hofft, dem Sohne zur Lehre dienen? Wird dieser sich bewusst bleiben, daß auch seine Zeit und ihre Ideen nur eine Etappe auf dem Wege zum Ziele sind, nicht das Ziel selber? Oder wird sich der tragische Conflict, der sich zwischen Vater und Sohn abspielt, hat, vereint zwischen Sohn und Entel erneuern?

W.

## Zeitschriften.

### The Athenaeum. 1902. Nr. 3900/3902.

Cont.: (3900.) Ten thousand miles in Persia. — Henry VIII. — The new English dictionary. — Scottish philosophy. — Booker Washington's autobiography. — Theological literature. — Short stories. — State papers and calendars. — Recent work on Plato. — Our library table. — List of new books. — Here's a health unto His Majesty; Mr. Kegan Paul. — Samoan sacred animals. — Edmund Paley, D.D. — From the feet in the fifties. — The freddy in Italy. — Sales. — Literary gossip. — Mills on surface-feeding ducks. — History of geology. — Mr. Goodall's reminiscences. — Two catalogues. — The „Labyrinth“ and the pines of Knaossos. — (3901.) Education and empire. — Welsh and Irish medieval romance. — Barley-on-

the-hill. — Gregorovius's history of Rome. — A story of South Africa. — A new life of Robespierre. — New novels. — Local history. — Oriental literature. — Books for tourists. — Classical literature. — Our library table. — List of new books. — „A friend of Nelson.“ — Eighth international congress of the press. — Sales. — Literary gossip. — Motors and motor driving. — Cathedral handbooks. — Rugs and lacées. — The Whitechapel art gallery. — Etchings at Mr. Gutekunst's gallery. — The administration of the National Gallery. — The royal archaeological institute at Southampton. — (3902.) Progress of India, Japan, and China in the century. — Birrell on Hazlitt. — The church of All Saints, Northampton. — The philosophy of Henry Sidgwick. — Taine's life and letters. — New novels. — Assyriological books. — Bibliographical literature. — Educational literature. — Ecclesiastical history. — Books about Spain. — Our library table. — List of new books. — A question of facts. — The grave of Chaucer. — The imprimere nationale. — „Dantesque.“ „Danst.“ & C. — The points at issue between Henry II. and Becket. — A seventeenth-century allusion to Shakespeare. — Sale. — Literary gossip. — Notes from Rome. — George Dalziel. — The Daunt collection.

**Deutsche Revue.** Hrsg. von R. Heilmann. 27. Jrg. August. — Jhr.: Jhr. G. v. v. Selig. Was können wir aus dem Vortritte lernen? — Ulrich v. Etzsch, Drakmenschriften des Generalis und Admirals Albrecht v. Etzsch. (Hrsg.). — Jhr. v. Hornstein, der Christus von Marabisi. — Fürst Koblenze als Reichsfürstler. (Schl.). — R. Franck, die Kette Lombroso's. — H. Billow's Briefe, das Leben unter normalen und abnormen Verhältnissen. — J. Gb. H. Hippoldt, Welchen Nutzen hat das Studium des Urtertums für den Menschen gebracht? — Zommo Salvini, die Komödie im Leben. — H. Jovanovic, Zola, Monnet, ein geheimer Bericht über Berlioz. — Jahre 1847. — A. Dörner, über Entstehung und militärische Bestimmung des Gewehrteils. — H. Schuler, Napoleon I. als Brautwerber um Josephines Hand. Nachweis einer Briefschreiberei. — H. Leclère, Rambouillet. Der Große See und seine Fischer. 2.

**Die Heimat.** Monatschrift des Vereins z. Pflege der Natur- und Gedenkstätten in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jrg. Nr. 2.

Inh.: Prange, über ehemalige Städte in Holstein. 1. — Brandt, über die Löperkunst in Schleswig-Holstein. 3. — Stabbe, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. 1. — Kirmis, die Zaunmedaillen. — Christianesen, Da trä Branderne Die drei Brüder. — Vangelt, Beiträge zur Erklärung schleswigischer Ortsnamen.

**Monatsschriften des wissenschaftlichen Club in Wien.** Okt.: Felix Karrer. 23. Jrg. Nr. 10.

Inh.: J. Gaderer, zur Phylogenie des Theaters.

**Deutsche Erde.** Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums aller Orten und aller Zeiten. Hrsg. v. P. Langhans. 1. Jrg. Nr. 2.

Inh.: J. Zemann, Deutsche und Romanen in der Schweiz. — E. Wambier, deutsche Sprachnischen in Italien. — C. Jantsch, deutsche Kindergarten in der Schweiz, insbesondere in Raiffeisen-Böheim. — G. Feuz, die deutschen Schulen im Auslande. B. Harn. C. Müller, A. Dorenhausen, deutsche Geminn- und Berufshilfe für Polen und Böhmerländer 1901. — H. Schultze, deutsche Geminn- und Berufshilfe für Ungarn 1901. — K. Geiger, Bayerisch und bairisch. Ein Bericht. — H. Sonderevan, G. Geyer, Bayerisch Rumf. — Berichte über neueste Arbeiten zur Deutschkunde.

**Der Farmer.** Monatschrift für Gemüth und Geist. Hrsgbr. G. Jhr. v. Grotthuß. 4. Jrg. Nr. 10.

Inh.: P. R. Gschmann, das Verhalten der Menschen gegen die Tiere. — G. Braumetter, die Blume der Leide. — R. Hüffe, die Erhebung von Polen. — Paul Bergensold, die arme Maria. (Schl.). — G. Eterne, vulkanische Katastrophen. — K. Busch, von der individuellen Begabung. — Neue über Voltaire. — M. Laurenbrecher, die Gittlichkeit der Politii. — Schichte.

**Die Schweiz.** Red.: Otto Baeyer. 6. Jrg. 7. Hft.

Inh.: Z. Hoffarth, durch Gemengen empot. (Hrsg.). — Ernst Jahn, Berenita, Dichtung. — G. Hügli, Berger. (Schl.). — H. Glerlicke, das wertvolle Glets. — Ein Schweizergelehrter, Premier deutscher Missionar. — „Christum“ in Gefassen. — 2. v. Tins. in in Rebel. (Hrsg.). — J. Giesberger, Pöpsel in der Dorfkirche. (Schl.). — G. Hagemann, Baisis zoologischer Garten. — Rudolf Blümler, Müller Stroberger.







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 17.]

Verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarude. [3. Jahrgang,

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig,  
Hardenbergstr. 14.

Erscheint zweimal monatlich.

6. September, 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Reverge, G. Das Stiefmutter. (274.)	Uen, G. Die Regimentstochter. Ein ein Bild. (265.)	Lomonaco, A. Sull'umano dell'India. (272.)
Berthe, H. Geschichte der deutschen Literatur. 2. (272.)	Usell-Rillburger, G. Diebstahl. (264.)	Ojelli, U. Le vie del peccato. (271.)
— Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. (274.)	Verrero, G. Grandezza e Decadenza di Roma. (273.)	Wrensch, G. v. Fehrschlag. (266.)
Dauschberg, G. Diebstahl. (267.)	Grab, W. Wenn Früchte reifen. (268.)	Wolfsch, G. Mut zum Glück. (265.)
Franke, W. Jerome der Viehe (La Macula). (271.)	Hinermann, H. Des Lebens Hüde und andere Novellen. (267.)	Wolfsch, G. Mut zum Glück. (265.)
Gren, G. Diebstahl. (266.)		Zarude, E. Wenn's dunkel wird. (269.)
		Wolfsch, G. Mut zum Glück. (265.)

Alle Bucherprüfungen erbiten wie unter der Rubrik der Revue. H. (Hardenbergstr. 14), alle Briefe unter der des Verlagsvertrages (Hardenbergstr. 14). Das (solche Briefe) können eine Befreiung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correcturenfragen über Bücher bitten wie über den Namen von Herrn Verleger anzugeben.

## Erzählende Frauenliteratur.

- Eben, Carola (G. v. Edel). *Stille Kämpfe*. Roman. Straßburg, 1901. 64 S. (144 E. 8.) # 2.
- Dief, Die Regimentstochter. Ein ein Bild. Zwei Erzählungen. Gbd., 1901. (119 E. 8.) # 1. 50.
- Eysell-Rillburger, G. (Frau Victor Wülthgen). *Diebstahl*. Leipzig, 1902. Müller-Mann. (148 E. 8.) # 1.
- Gschwind Miniaturbibliothek. Nr. 65.
- Holand, G. Mut zum Glück. Novellen. Gbd., 1901. 135 E. 8.) # 1.
- Dasselbe. Nr. 66.
- Hirschfeld, Hermine v. *Lebensspinnung*. Gbd., 1901. (136 E. 8.) # 1.
- Dasselbe. Nr. 67.
- Dauschberg, Gisela. *Zweifelzig*. Roman. Buchhandlung von Anna Buch. Berlin u. Leipzig, 1901. Schaper & Völler. (346 E. 8.) # 4.
- Jornub, Joffe. *Wenn's dunkel wird*. Berlin, 1902. Goldschmidt. (109 E. 8.) # 1, 50; geb. # 2.
- Grab, W. *Wenn Früchte reifen*. Novellen. Stuttgart u. Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstalt. (358 E. 8.) # 3, 50.
- Hinermann, H. *Des Lebens Hüde und andere Novellen*. München, 1901. Bruns. III, 252 E. 8.) # 3.
- Wolfsch, G. *Selene, Regine Bogotan*. Aus dem Schwedischen. Berlin. Mit Buchausstattung von Herr. Schulz. Leipzig, 1901. Diederichs. (185 E. 8.) # 2, 50.

Daß unter der massenhaften Frauenliteratur, die heutzutage erscheint, sehr viel schlechthin Unbedeutendes ist, kann niemand wunder nehmen. Ein billig denkender Rezensent wird deshalb völlig zufrieden sein, wenn unter jedem Stoße solcher Bücher einige sind, die gelesen zu haben sich wirklich lohnen. Und das darf ich im vorliegenden Falle von mir sagen. Aber ehe ich zu diesen Auserwählten komme, gilt es erst einen Blick auf die Willkürlichkeiten, die unter sich wieder verschieden genug sind, zu werfen.

Dazu gehören nach jeder Richtung zunächst die drei in den beiden Bänden von Carola Eden vereinigten Erzählungen (auch der „Roman“ „Stille Kämpfe“ ist nämlich nicht mehr). Sie haben zwei hervorhebende gemeinsame Kennzeichen, ein äußeres: die Wahl der Helden ausschließlich aus Offizierkreisen, und ein inneres: den bedauerlichsten

Mangel an psychologischer Vertiefung. Gänzlich unbedeutend sind die beiden Stücke des an zweiter Stelle genannten Buches. Daß das erste melancholisch, „tragisch“ wäre zu viel gesagt, das zweite befriedigend endet, ist nicht viel mehr als Willkür. Ueberall verrät sich der ausgeprägte Dilettantismus. Und hier giebt auch den „Stille Kämpfe“ sein Gepräge, wenn er hier auch nicht ganz so offen zu Tage tritt. Ihr Thema: die Lieberbindung des nationalen Egoismus zwischen französischem Egoismus und Deutschum durch echte Liebe ist gewiß der Behandlung wert, aber wenn diese in zu längerer Weise geschehen soll, bedarf es anderer Kräfte als die, über welche Carola Eden verfügt. Beispielsweise spielt sentimentalster Ekelmut bei ihr eine unerlaßt große Rolle, das „Nervenfieber“, das den einen der Helden in Folge von schwerem Herzenstummer an den Rand des Grabes bringt, entbehren wir auch sehr gern, und der Zufall, der die eine Heldin rechtzeitig zur Witwe macht, erweist sich für ein seineres Gefühl in unästhetischer Weise gefällig.

Auch von den drei Bänden der Eyselnschen Miniaturbibliothek, die, nebenbei bemerkt, durch die Titelbilder gewiss nicht gewinnen, finde ich die beiden ersten herzlich unbedeutend. Für die drei Novellen von Frau Victor Wülthgen paßt der gemeinsame Titel „Diebstahl“ nur teilweise. Die erste giebt eigentlich nur einen Lebensausschnitt ohne wirklichen Abbruch, was zwar heute, sogar in Dramen, nicht selten, aber darum doch von sehr wechselhafter innerer Berechtigung ist, und die darin vertretene Halbbarkeit von der gänzlichen Verschleuderung der Mannes- von der Frauenliebe ist jedenfalls schon viel besser verstanden worden. Die beiden anderen Stücke sind keineswegs besser; im dritten erscheint uns die jugendliche Egoismus nicht, wie beabsichtigt, liebenswürdig, sondern fast kindisch und lächerlich. E. Holands „Novelle“ „Mut zum Glück“ ist in Wirklichkeit eine Humoreske, die von dem dieser Gattung fremdlicher Weise eingeräumten Recht der Sorglosigkeit gegenüber künftigeren Anforderungen reichlich Gebrauch macht und nur das Verdienst hat, munter erzählt zu sein.

Höher steht was und Hermine v. Wulfschens unter dem passend gewählten Gesamttitle „Lebensspinnung“ bietet. Leider wirkt die paneegyrische, um nicht zu sagen verheimelnde Einführungsplauderei von Georg Wegner „Unter der Maske“ mehr verstimmend als erregend, und was schlimmer ist,

auch die entschiedenen schriftstellerisch wie materiell hochbegabte Verfasserin selbst zeigt in diesen eine düstere Lebensanschauung widerwärtigen Schicksals nicht die volle Kraft innerer Ueberzeugtheit; man hat mehr als einmal dem Eindruck, daß in diesem Pessimismus ein gut Teil, sei es bewußte, sei es unbewußte Poesie, sei. So liegt z. B. in „Monte Bre“ zwar eine tiefe, wenn auch nicht ungeschickliche Poesie, aber daneben macht sich wiederholt eine verstaubte Sentimentalität breit. „Vom dunkeln Continente“ mit dem für das ganze Bändchen bezuiehenden Schlußsatz: „Vom dunkeln Continente kommen wir, zum dunkeln Continente gehen wir, und „Erpings“ heißt unser Lebensschiff“ weist eine zwar gewis ergreifende, aber doch etwas ausgelästete Symbolik auf. „Panoptikum“ führt eine allzu barocke Grundidee geschickt, aber doch nicht überzeugend durch; „Das Fräulein von Silberparr“ werden vielleicht viele höchst ergreifend finden, mir scheint eine Liebe, wie sie diese „Geliebte“ empfindet, allzu pathologisch.

Der Mangel an schlichter Natürlichkeit, der bei Hermine v. Preußen so födren wirkt, ist vielleicht auch der Hauptfehler des nach jeder Richtung hin anspruchsvoll auftretenden und in der That von einer beträchtlichen Begabung zeugenden Romans „Zweieibig“ von Elisabeth Daubendey. Die Verfasserin, die u. a. schon „Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Ein Buch für reise Geister“ geschrieben hat, giebt sich auch in ihrem neuesten Werke so zu sagen mit Betonung modern. Ich habe es mit leisem gemischten Gefühlen gelesen. Nichts wäre leichter, als es mit Benutzung auf zahlreiche Stichproben schlanke als überpannt abzulesen, und andererseits würde es nicht schwer halten, durch geschickte gewählte, an sich durchaus richtige Bemerkungen über diesen Roman den ganz entgegengesetzten Eindruck zu erzielen, daß daraus ein kraftvoller und wahrhaft bedeutender Weist spreche, der nur noch nicht zur vollen Abgeschlossenheit sich durchgerungen habe. In beiden Fällen würde man aber unrichtige Vorstellungen erwecken. Eine Gemmingen, auf deren Weilen sich der Titel bezieht, ist in der That eine interessante Ausnahmefigur. Der Constat, in den sie durch den Gegensatz zwischen ihrer anfänglich sehr bedrängten und eingengsten Lage und dem Wesen ihrer Umgebung, namentlich ihrer massiven und unsinnigen Mutter einerseits und ihrem durch besondere Verhältnisse gewetten reichen geistigen und seelischen Leben andererseits gerät, wird uns reizvoll, ja teilweise ergreifend geschildert. Auch der nicht leichten Aufgabe, uns glaublich zu machen, daß eine innerlich so selbständige Natur dem energischen Einnemmenschen Dr. Borgas ihr Janott giebt (es geschieht in einer Periode tiefer seelischer Niedergedrückttheit während des ganz langamen Wiedererhebens aus schwerer Krankheit), erweist sich die Verfasserin annähernd gewachsen. Ebenso ist die weitere Entwicklung in den Hauptzügen begrifflich. Wir verstehen es, daß Ina, als ihr die Lebensfrische wiederkehrt, ihren Mann verläßt, um in innerer und äußerer Freiheit zu leben, und wundern uns nicht, daß sie, als endlich auch ihr weibliches Liebesempfinden erwacht, nach dem gefährlichen Satze: „Die große Liebe ist ein Heiliges auch ohne das Gesetz“, da Borgas die durch unerlebe Ueberempfindung Gewonnene unter feinen Umständen freigegeben will, einen freien Liebesbund mit einem bedeutenden Künstler schließt. Auch im einzelnen findet sich vieles nicht bloß Eigenartige, sondern auch Gute in dem Buche, und in nicht wenigen Stellen lebt wahrhaftes Schönheitsgefühl. Aber leider hat es auch zahlreiche und sehr bedenkliche Schwächen. Daß aus den so ungleichen Eltern Ina ein Paar wurde, kann man allenfalls noch hinnehmen. Eschlimm aber ist, daß mehrfach bedeutungsvolle Beziehungen Inas zu anderen Menschen sorglos wieder fallen gelassen

werden, und schlimmer noch, daß ihre Begabung und ihre Interessen im Anfang als wesentlich wissenschaftlich, wenn auch mit einem künstlerischen Einschlag erscheinen, während die Werke, die sie dann schreibt, durchaus der schönen Literatur angehören, wie sie sich auch in der Art ihres Mißverständnisses durchaus als Künstlerin erweist. Leicht möglich, daß der Verfasserin dieser Widerspruch in keiner Weise zum Bewußtsein gekommen ist. Denn Klarheit ist überhaupt nicht ihre Stärke. Wenn sie ins Schwärmen kommt, bewegt sie sich öfter in zwar sehr schön klingenden, aber bei tiefer Befehen äußerst phantastischen und bisweilen einfach unverständlichen Wendungen; das Dörfle nach dieser Richtung leistet sie in dem bezeichnenden Hymnus auf D'Annunzio (S. 224 ff.). Auch eine Entgleisung von jener Art, wie sie in dem unendlich schwachen Gedichte (S. 315) vorliegt, in dem Ina dem Geliebten ihre bevorstehende Ankunft ankündigt, wird nur durch Mangel an Klarheit verständlich; denn es ist die einzige Probe ihrer geistigen Leistungsfähigkeit, die uns geboten wird.

Was bei Elisabeth Daubendey am meisten stört: phantastische Verlogenheit, Hinzuwollen über die eigne Kraft, über die natürlichen Schranken, das selbst bei Jassy Torro (Josephus Mose) zum Glück ganz. Die drei Geschiedten, die sie unter dem wirklich bezeichnenden Titel „Wenn's dunkel wird“ vereinigt hat, wirken vor allem natürlich; sie vertreten eine ernste und doch nicht ungesund pessimistische Lebensanschauung. Die beiden ersten zeigen, wie edle und kraftvolle Menschen sich bedauern, „wenn's dunkel wird“, d. h. wenn schweres Leid über sie kommt, und lassen sie schließlich sich durchringen; in der dritten leben wir eine junge Frau sterben, weil die verbiente Anerkennung dem geliebten Manne zu spät zu teil wird und dazu zu plötzlich für sie kommt, und diesen Mann selbst, der auf dem besten Wege war, ein wirklich bedeutender Schriftsteller zu werden, innerlich gebrochen in ein melanchoisches Alltagsdasein versinken. Am höchsten steht wohl die mittlere Geschiedte „Der einsame Spag“, in der eine Psalmstelle mit schöner Symbolik verwendet wird.

Ein kräftiges Talent ist nach meiner Empfindung auch Max Grab. Die begabte Verfasserin hat wahrlich keinen Grund, ihr Brautentum unter einem Pseudonym zu verbergen; ihre Art zu schreiben wirkt mehr männlich als weiblich. Männlich vor allem ist in ihrem neuesten Buche „Wenn Früchte fallen“, die knappe Bedrängtheit der meisten Stücke (es sind dem Titel zum Trotz meist nicht Novellen, sondern Skizzen), die sie darin vereinigt hat. Wenn ihr Blick mehr den Rücksichten des Lebens zugewendet zeigt als seinen Schönheiten und Freuden, so fällt das heute auch bei einer Frau nicht mehr auf, und daß sie düsteren Stoffen gewachsen ist, zeigen Skizzen wie „Mittagsgespräch“ (hier wirkt sie fast grauig), „Die Geige“ und „Madonna“. Die letztgenannte läßt uns hineinblicken ins Leben einer Frau, in der sich äußerer Liebreiz mit tiefer innerer Verkommenheit verbindet. Verschuldung aus Liebe, die wiederholt als Liebesrausch austritt, und Stend in Folge sozialer Verhältnisse sind bevorzugte Motive für die Verfasserin; aber auch heitere, ja schalkhafte Töne schlägt sie mit Glück an; ein fast übermäßiger Realismus erfüllt z. B. die kleine Geschiedte „Die Witwe“. Gerade durch ihre Einfachheit besonders erfreulich wirken das kleine Lebensbild „Nichts“ und die eigenartige Skizze „Gute Nacht, Herr Major“. Einige Stücke stehen aber leider an der Grenze des Gesuchten und sind mehr virtuosenhaft als echt künstlerisch; dazu gehören, wie mir scheint, zum Teil „Zwei Paarmädchen“ und „Vergeltung“.

Ebenso gesund und innerlich bedeutend, vor allem von

hartem Persönlichkeitsgehalt ist das, was Adele Hindermann, für mich eine neue literarische Erscheinung, in ihrem Buche „Des Lebens Bürde und andere Novellen“ bietet. Wo sie Stoffe angreift, die ihr besonders gut liegen, die vielleicht eine engere Beziehung zu ihrem eigenen Leben und Empfinden haben, da ist es eine wahre Freude ihr zuzuhören. Das gilt nach meiner Empfindung besonders von zwei unter sich sehr verschiedenen Novellen der Sammlung. Die eine, „Schnozzeit“, von schöner Feinheit erfüllt, von Lichtem echten Humors durchblüht, führt eine nette Idee in reizender Weise durch; zwei liebenswürdige Menschen, von denen er, der verdammdende Junggeselle, in den kleinen Lustkurort gegangen ist, um „Schnozzeit“ zu haben, vor heiratstüftigen Damen und ihren Mättern und sie, die hochbegabte Sängerin, um Kraft zu schöpfen zur neuen Saison, werden ganz gegen ihre ursprüngliche Absicht ein glückliches Paar. — Taggen und tief hinein in Not und Leid führt uns die Schluss- und Titelnovelle „Des Lebens Bürde“, ein ergreifend wahres Bild aus dem Leben eines Theaterkindes. Im Gegensatz zu der leichtfertigen Mutter, von der gelegentlich sehr bezeichnend gesagt wird: „Sie tänzelte eifrig in die ärmlichen Sonnenstrahlen hinein, die das Leben geizig auf ihren Fäß streute“, poßt dies Mädchen mit seinem schwerblätigen Naturell so gar nicht für die dem Geschick ihr zuertheilte Rolle und sucht, nachdem es nur einmal seinen berühmten Vater gesehen und mit ihm Abredung gehalten hat, den Tod in den Fluten eines über sein Ufer getretenen Stromes.

Wirklich schon Adele Hindermanns Sammlung höchst erfreulich, so strömt aus auch Helene Wigi-Diederichs neuem Buche, das einen großen Fortschritt gegenüber ihrer an sich vor trefflichen Erzählung „Abendrot“ bezeugt, der voll erquickende Ergebung ihrer selbstwichtigen Feimat entgegen. Die Gestalten aus dem borigen Volke, die sie uns vorführt, sind von geradezu verblüffender Wahrheit. Das einfache Dorfmaßdchen Regine, das so echt wirkt in der ganzen Art und Weise, wie es sich in den täglichen Beschäftigungen des ländlichen Lebens rührt und bewegt, und das doch eine Ausnahmegerat im besten Sinne ist, braucht den Vergleich mit den schönsten Gestalten verwendbarer Art in unserer Literatur, mit Kellers Brensi in „Romeo und Julia“ auf dem Dorfe“ oder Otto Ludwigs Feitertreue nicht zu scheuen. Mit wahrhaft plastischer Anschaulichkeit sieht sie vor uns in ihrem edlen Wollen und ihrer gelegentlichen Schwankigkeit von Regungen der Sinnlichkeit, in ihrem Abwägen zwischen dem jungen tüchtigen Bauern Gottlieb, einer schlichten Kerngestalt, und dem verführerischen Maurermann Ott Tychsen. Ihre Tracht aus der Heimat, bevor sie dem letzteren unrettbar verfällt, ihr innerliches Gelunden nach Schuld und Leid in aufopfernder Tätigkeit für die Familie ihrer Halbweber, das alles ist prachtvoll geschildert. Die Sprache ist von seltener Jugendfrische und Bildkraft. So heißt es von dem misgünstigen alten Großvater Regines (S. 45): „Er merkte, daß alles im besten Zuge war, und das wurnte ihn grimmig. Er wußte gar nicht mehr, an dem er seine Mut auslassen sollte. Dazu plagte ihn die Wicht und er betam immer mehr Nechtlichkeit mit der lahmern Krähe, die den ganzen Tag auf dem Hofe umherlarierte und jedermann unter den Füßen stand. . .“ Und edelste ländliche Abendstimmung liegt in den Worten (S. 105): „Die Kühe ringum rausten rappend mit rauhen Jungen den zarten Kne. Schnaubend, mit höfem Gebumm, bohrte der Stier den Fotteltopf in den Grund. Aus der Mergelstühle kam es wie Geknarr von Erben, die schaufelweis über die Speicherdele rollen. Das waren Frösche, die gutes Wetter machten.“ „Regine Bosgerau“ ist ein Buch schönster Feimaktung. In diesem Falle bildet zum Glück auch die

reizvolle Anstaltung eine schöne Einheit mit dem Werke selbst. Sonst wird mit „Buchschmud“ und dergleichen jetzt häufig Unlug getrieben.

Edmund Lango.

## Das Stärkere. — Kater Lampe. — Jrruerge der Liebe (La Bascule).

✓ Schauspiel in vier Aufzügen von Hans P'Arronge. —

✓ Komödie in vier Aufzügen von Emil Rosenow. —

✓ Komödie in vier Aufzügen von Noris Donnay, überseht und bearbeitet von Alfred Palm.

Erstaufführung am 19. Juni, 2. und 9. August in Alfred Palm's „Neuem Sommertheater“ zu Breslau.

Während die Leitung der Vereinigten Breslauer Theater' beinahe ausnahmslos nur solche Stücke auf ihren drei Bühnen (Stadt, Vöbe, Ferialtheater) zuläßt, welche vorher in Berlin die Feuerprobe bestanden haben, hat der Leiter unserer Sommerbühne den rüsmüldigen Ehrgeiz, Uraufführungen zu wagen. In den drei Sommern 1899—1901 hat Director Palm eine Reihe literarisch anregender Theaterabende, darunter deutsche Uraufführungen von Ibsen, Steinbüchel, D'Annunzio, nicht bloß dem Breslauer Publikum bereitet, sondern manchem Stücke wie z. B. Reides „Freilicht“, Breu's „Roter Kober“ zuerst die Bahn zu allgemeinen Erfolgen eröffnet. In der laufenden Spielzeit ist das Sommertheater leider nicht mehr auf der alten Höhe gelieben und dem Sinken seiner Leistungen entspricht auch eine wenig glückliche Auswahl von neuen Stücken. Durch Hans P'Arronges Schauspiel „Das Stärkere“ wäre das Sommertheater allerdings schwerlich bloßgestellt worden, wenn nicht verwandtschaftliche und Parteibeziehungen dem Sohne von P'Arronge in Breslau in jedem Falle den persönlichen Erfolg wenigstens eines Abends gesichert hätten. Nach der zweiten Aufführung ist das von einem freundschaftlich genigten Premierenpublikum befaßte und selbst von der Presse unverbiedt nachsichtig behandelte Stück trotz des nach Auswärts verkannten Erfolges auf Kimmerriedersehen verschwunden. Und diese Uebertragung von Oskar Blumenthals „Probepfeil“ aus Blumenthals Talmi-Archivtratenkreisen in die bürgerliche Sphäre der Stücke des Vaters P'Arronge gehört in der That zum Langweiligsten und Schlechtesten, was ich überhaupt auf der Bühne gesehen habe. So hüßlich Fräulein v. Kroll auch den Wadsch spielte, der sich erst von dem arrogantem und höfsten Klaviervirtuosen blenden läßt, dann aber aus Liebe zu dem edlen armen Philosophen trübsinnig wird, bis dessen Wiederkehr am Ende des Stückes die nahe Verlobung gesichert erscheinen läßt, die ganze ungeschickte Zusammenstopplung mit lächerlichsten Phrasen über den Wert philosophischer Bildung legte wohl Zeugnis ab, daß Hans P'Arronge auf die Bühneneffekte erfolgreicher Pöffen und Hüßtrübe geachtet hat. Das Stück liefert aber keinen Beleg dafür, daß er von dem wirklichen Talente seines Vaters etwas geerbt habe. Dieser unerschuldaren Wichtigkeit gegenüber vermochte man bei Emil Rosenow's „Kater Lampe“ wenigstens über einzelne gute und schlechte Wize zu lachen, und literarisch war es ganz lehrreich zu sehen, wie Gerhard Hauptmann's „Biberpelz“ um, ich scheue mich doch zu sagen umgedichtet, also umgeschrieben ward. Alle Eigenschaften des Herrn von Weßhan sind hier auf den Gensbarnen Weigel übertragen, der freilich am Schluß klein beigegeben muß, da er selbst mitschuldig geworden. Der Gemeinbediener Eisert, eine Copie von Hauptmann's Amts-

biener Mitteldorf, hat nämlich aus Anstehen der bekannten christlichen Hofdame Wolff, die hier als Frau Seisert auftritt, einen ihm zur Bewachung und Pflege anvertrauten Kater geschlachtet und gemeinsam mit dem Wensdarmen und Briefträger als Hahnenbraten verzehrt. Aus dem aufgeregten Rentier Krüger ist bei Wolsow der aufgeregte Fabricant Reubert geworden, der über den vom Kater angerichteten Schaden ebenso wie Krüger über Holz- und Felddiebstahl beim Amtsvorstand klagt. Dieser selber aber ist ein halb trottelhafter Bauer, und wenn dieser so vorzüglich bargehellt wird, wie in unserem Sommertheater durch Hermann Wallentin aus Wiesbaden, so hat der Gemeindevorstand Cramischer die Lacher auf seiner Seite. Bei der Breslauer Uraufführung hatte der Verfasser (Mitglied der socialdemokratischen Reichsabstraktion) auch viele beifallsträchtige Bewunderer auf seiner Seite. Aber ihnen gegenüber machte sich auch ein nicht zu unterdrückendes Bißchen des nicht ganz kleinen Teiles der Zuschauer geltend, die da meinten, eine Reihe Witze und anekdotenhafter Einfälle geben, wenn sie auch noch so in die Breite gezerrt werden, keine Komödie, und einen zweiten „Biberpelz“ zu schaffen sei wenig verdienstlich. — Wallentin ist auch an erster Stelle zu nennen und zu rühmen, wenn von der dritten Uraufführung unseres Sommertheaters berichtet wird, die freilich nur in beschränkterem Maße als solche bezeichnet werden kann. Galt hat Donnays ausgelassenes Lustspiel fast abändern müssen, um es im gestifteten Deutschland möglich zu machen. Leider verfiel indessen seine Bühne nur für den zwischen ehelicher Liebe und Abenteuerlust hin- und hergaulenden Felden (daher der französische Titel des Stückes *Basenol*), nicht für die geistreiche und zur Liebe stets bereite Schauspielerin Rosine Bornier über eine geeignete Vertreterin. Statt des flotten Tempos, wie es solchen *Joux d'esprit* Vorkammt ist, wurde mit langamer Schwerfälligkeit gespielt und wenn dies Pariser Lustspiel gewiß gleich nachdenklichen Äußerungen in Deutschland viele Aufführungen erleben wird, ein Erfolg für unsere Sommerbühne war die Breslauer Uraufführung der Verdeutschung nicht.

Max Koch.

## Italienische Literatur.

Ojetti, Ugo, *Lo vie del peccato*. Mailand, 1902. Baldini Castoldi u. Co. (268 S. 8.) L. 3.

Lomonaco, A., *Sull'imitare dell'India*. Turin, 1902. Roux u. Viarengo. (236 S. 8.) L. 4.

Ferrero, G., *Grandezza e Decadenza di Roma*. Mailand, 1902. Treves. (526 S. 8.) L. 5.

Schätzeln keine pilante Novellen bilden den Inhalt des von Ojetti als „Sündige Wege“ betitelten Buches. Sie sind geschickt beobachtet, lesen sich gut und martieren die verschiedenen Beweggründe, welche eine Frau bewegen können, einen Schritt vom Wege zu machen. Die große Leidenschaft ist dabei ausgeschlossen, es sind kleinere Motive, die sie dazu veranlassen, ein bißchen Rache, ein wenig Verdruß, die Neugierde, die Vangeweile, die Angst vor dem Alleinsein, welche hier geschildert sind. Ist es nun auch nur Ferkentlektüre, die Vangeweile, die Angst vor dem Alleinsein, welche hier geschildert sind. Ist es nun auch nur Ferkentlektüre, so ist es wenigstens eine amüsante, gut geschriebene, und das ist schon etwas. Aber im großen ganzen geht der Wert eines solchen Buches, selbst wenn es auch als Studium nach dem Leben gelten soll, nicht viel über den Rayon der Eisenbahnlectüre hinaus, und von Ojetti, welchen seine künstlerische und literarische Bildung befähigt, heute einen Gefang Dantes, morgen den Einfluß des heiligen

Franciscus von Assisi auf die mystische Malerei der umbrischen Schule zu erklären, möchte man solidere Ware vorziehen. Oder haben wir es mit einer geistigen Erholung zu thun?

Gute Reisebeschreibungen finden immer ihre Leser und da die von Lomonaco vorliegende „Reise nach Indien“ zu dieser Kategorie gehört, so wird dem Buche ein Entgegenkommen des Publicums kaum fehlen. Der Verf., welcher in diesem Thema zu Hause ist und seine Eindrücke aus Brasilien und Nordamerika schon früher veröffentlicht hat, erzählt dieses Mal mit lebhaften und anziehenden Worten das Leben und Treiben von Bombay, die Eindrücke von Land und Leuten, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Tugenden und Untugenden mit einem großen Reichthum von Details. So wird das Buch zum großen Theile zu einer Monographie dieser Weltstadt. Eine gute Ausstattung und eine Fülle von Bildern nach Originalphotographien geben auch dem Aussehen des Buches einen vornehmen Anstrich.

Der erste Band des großen aus vier Abteilungen bestehenden neuesten Geschichtswerkes „Die Größe und der Niedergang Roms“ zeigt die Entwicklungswegste des kleinen lateinischen Staates zur Weltmacht und setzt, die ersten 200 Jahre gar nicht beachtend, mit der Mitte des 5. Jahrh. e. in, wo der Unterschied zwischen der Aristokratie und der Demokratie sich klar entwidelt hatte. Es schildert die tragischen, sich immer mehr zuspitzenden Kämpfe zwischen diesen Parteien, welche, wenn sie auch die immer mächtigere Entwicklung des Staates auf seinem Wege zur Weltmacht nicht unterbrechen, indessen jedoch so schwächen, daß sie eine Beute des Imperialismus eines Julius Cäsar werden. Der Verf. schließt, daß die Weltgeschichte eigentlich eine Folgefolge ist unendlich kleiner Beweggründe einzelner Menschen oder Gruppen ist, welche augenblickliche Interessen verfolgen, wobei die Wirkung größtentheils über die Absicht der Handelnden hinausgeht und Resultate erzielt werden, welche jene selbst nicht ahnen könnten. Sich über diese Motive klar zu werden, sie zu verstehen, ist die Aufgabe, welche der Verf. sich in diesem Werke gesetzt hat; doch wird man geteufelt müssen, daß, wenn er auch ein sehr lesbare Buch geschrieben hat, dasselbe kaum vor der historischen Kritik bestehen kann. Schreibt man ein solches Werk, so ist jedenfalls auf schon bestehende Werke Rücksicht zu nehmen und wenn man in Italien von dem Buche lobt, daß das geradezu sein Verdienst sei, daß es sich von der gelehrten Bedanterie, d. i. dem uns Deutschen charakterisierenden Eier für Gewandtheit und Grünlichkeit, losgemacht habe und effectvoll geschrieben sei, da ein Jeder das Recht habe, nach seiner Ansicht zu urtheilen und zu erzählen, so soll es auch nicht meine Absicht sein, das hier zu erörtern, jedoch kann daselbe nicht den Titel eines ersten Geschichtswerks beanspruchen, selbst wenn es auch in Italien einen großen Leserkreis gefunden hat. Die weiteren Fortsetzungen bringen die Cäsaren, das Weltreich, den Untergang.

Federico Brunswick.

## Eine neue deutsche Literaturgeschichte.

II.

Barfeld, Adolf, *Geschichte der deutschen Literatur*. In zwei Bänden. Zweiter Band. Das neuere deutsche Literatur. Leipzig, 1902. Gt. Venenand. (850 S. 8.) M. 5; gr. M. 6.

Der zweite Band hält vollkommen, was der erste (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 12, Sp. 195 fg. d. Bl.) versprochen hat. Allerdings hat er noch subjectivere Färbung als der erste, was ganz natürlich ist, da die Darstellung bis mitten in die

Wegenwart herein geht; aber der Verf. ist dennoch weit entfernt von Raue und Willfür des Urteils, begründet vielmehr seine frank und frei ausgesprochene Meinung meistens sachlich. Stark beeinflusst ist sein Urteil von Hebel, in der Regel nicht zu seinem Schanden, da Hebel auch als Kritiker einer der feinsten Köpfe ist. Häufig werden andere Urteile, zum Teil in längeren Citaten, aufsummiert oder absehend angeführt, wobei wir allerdings wünschen müssen, daß die Urheber dieser Urteile stets angegeben werden. Stimmt man irgend einem unbekanntem Kritiker zu, so erfordert es die Collegialität, daß man ihn nennt; hat man einen kritischen Schilling um die Ehre, wie Bartels manchmal in ergöglicher Weise thut, so braucht man ihn nicht den Schutz der Anonymität angedeihen zu lassen.

Auch in diesem Bande bewährt sich die Einteilung des Verf.: zuerst Ueberichten, welche in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung geben, dann, was wirklich überliefert, nicht bloß literaturhistorischen Wert hat, in Einzelsprechungen. Die Ueberichten (1. Die Romantik; 2. Nachklassik und Nachromantik, das junge Deutschland und die politische Poesie; 3. Der Realismus; 4. Effektismus und Decadence. Die Moderne) nehmen in diesem Bande fast die Hälfte des ganzen Raumes ein, trotzdem der Verf. viel Gewicht hat, die Dichter an der rechten Stelle einzufügen, wo sie sich oft mit kurzen Sätzen abmachen lassen. Allerdings zeigt sich hier der Nachteil dieser Einrichtung noch mehr als im ersten Bande: Es fällt in den Ueberichten manchmal unbestimmte, ja nichtssagende Urteile, wo man mit Recht, da der Verf. rasch unter Vertrauen erwidert, wirkliches Urteil erwartet; ja er scheint manchmal einem eigenen Urteil abzugeben auszuweichen. Es ist kein Urteil, wenn man J. B. liest: als bestes Wert wird vielfach das und das Drama des Dichters X betrachtet, oder: manche ziehen diese Dichtung des Dichters Y der anderen vor, oder Z ist die Verfasserin des großen Epos u. dgl. — Auch darüber, wer nur in der Uebericht genannt zu werden Anspruch hat, und wer einen eigenen Abschnitt verdient, kann man verschiedener Meinung sein. Ich habe mich aufrichtig gefreut, endlich einmal auch hier die so ungleichen Brüder Hauptmann und Sudermann getrennt und damit auch gewertet zu sehen. Sudermann erscheint nur in der Uebericht, Hauptmann erhält einen eigenen Abschnitt. Daß Auerbach eine besondere Besprechung bekommt, die übrigens ganz vortrefflich ist, kann auffallen; denn er gehört lediglich in die Literaturgeschichte und wird nur in dem Capitel: Literarische Strömungen ab und zu wieder einmal auftauchen. Wenn den „Münchenern“ Lingg, Weiß und gar F. Groffe zusammen ein eigenes Capitel gewidmet wird, so verdienen sicher die Schwestern J. G. Fischer, W. Herz und E. Paulus ebenfalls zusammen ein eigenes, das darf ich wohl ohne schämliche Voreingenommenheit sagen. Natürlich wird man auch sonst in der Wertung einzelner Dichter von B. abweichen, wird von dem einen mehr, von dem andern weniger halten als B.; aber es lohnt sich, jedes Urteil B.s prüfend zu wägen; manchmal wird man zuerst widersprechen, wird leicht aber bei näherem Ueberlegen, wenn auch nicht in allem, so doch in der Hauptsache ihm Recht geben. Der literaturgeschichtliche Laie mag sich freilich diesem Führer anvertrauen; er wird finden, daß das Gebiet, das er an Bartels Hand durchwandert, an und für sich schon gar nicht so einfach ist, wird mit Bewunderung wahrnehmen, wie viel Irrwege die Literaturkunst außerdem hingingebracht hat, und wird sich an B.s gefundem, unbestodnem Urteil erfreuen. Besonders anerkennenswert ist, daß B. sich an seiner Erscheinung unseres deutschen Lebens im 19. Jahrh., J. B. dem Jubentum solche vorbeidriht, sondern seine Meinung rauh heraus, oft dorb heraus sagt. Bei gewissen

Parten der literarischen Claque und literarischen Moden wird er sich freilich dadurch keine Freundschaft erwerben, aber deutsche Leser werden ihm seinen Freimut und seinen nationalen Stolz danken.

Ausdrücklich sei noch gesagt, daß sich das Buch auch in den Ueberichten, wo manchmal viel zusammengebrängt ist, ganz ausgezeichnet liest, ja, daß es geradezu unterhalten ist, ohne daß die Wissenschaftlichkeit dadurch Not litten. Man kommt eigentlich von dem Buche nicht mehr weg, bis man es bis zu Ende gelesen hat, und wenn man gelegentlich etwas darin nachschlägt, wird man immer wieder aufs neue gefesselt.

Richard Weitbrecht.

## Verschiedenes.

**Bartels, Adolf, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit.** Mit 168 Abb. und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. Poppo, 1900. Diederichs. (145 S. 4.) M 4; geb. M 6, 50.

N. u. z. E.: Monographien zu deutscher Kulturgeschichte, begg. v. Georg Eichenhagen. VI. Bd.

Der Verf. des vorliegenden Werkes schreibt nicht als Sachmann für Fachleute, sondern will weiteren Kreisen eine allgemeinverständliche Darstellung bieten. Es erübrigt sich daher ein Eingehen auf die hier schwebenden wissenschaftlichen Fragen. Der Verf. verjagt über die seltene Gabe aus langen und zusammengefaßten historischen Entwicklungstreihen das Charakteristische und allgemein Interessierende mit einem Verständnis herauszugeben an dem Leser in geschmackvollem sprachlichen Gewande vorzuführen. Deshalb liest sich sein Buch leicht und angenehm. Außerordentlich reich in der mit großem Fleiß ausgewählten und in technischer Hinsicht trefflich gedungene Bilderzählung, der zwar nicht durchgängig in organischer Verbindung mit dem Texte steht, aber doch sehr wohl geeignet ist, das deutsche Bauerleben der Vergangenheit in seinen einzelnen Vorgängen zu veranschaulichen. Besondere Hervorhebung verdient die schöne Titelzeichnung von Hans Thoma.

## Zeitschriften.

**The Athenaeum.** 1902. Nr. 3903, 3904.

Cont.: (3903.) Creighton's thoughts on education. — Travel in Siberia. — New volumes of the Encyclopaedia Britannica. — The path to Rome. — Source-book of the history of education. — Collected papers by Huysmans. — School-books. — Theological literature. — Translations. — Historical books. — Philology. — Our library table. — List of new books. — The coronation of Edward VII and Alexandra. — Modern English bibliography. — Lamb and the Utilitarians. — "Grass widow". — Literary gossip. — (3904.) The barbarian invasions of Italy. — Dean Grauville. — The blockade of Brost. — The Temple Bible. — A new monograph on George Eliot. — Seven Roman statesmen. — The youthful days of the Grande Mademoiselle. — Books of travel. — Short stories. — Sports and pastimes. — Guide-books. — Our library table. — List of new books. — Harrow and Sheridan and Byron. — "The house of Douglas". — The Agincourt "Chaplain". — "The Pistill of Susan". — The coming publishing season. — "A friend of Nelson". — Literary gossip. — The play of man — Zoological literature. — Mathematical literature. — The West Indies volcanic commission. — Anthropological notes. — Two books on Siena. — Hubert von Herkumer.

**Deutsche Rundschau.** Begg. v. J. Rodenberg, 28. Jahrg. 11. Heft.

Inh.: Paul Heyse, er selbst. — D. B. Waisel, Auktionsgenau. — Karl Zunkler, Briefe von G. Wilmanns (1873—74). Mit Einleitung und Schlußwort von G. Barth. — G. Eiser, War

drine französische Bürger? — R. v. Brandt, das Gube des südafrikanischen Krieges. — Aub. Giesler, Wilhelm Dumb. — Ad. Garbe, ein historischer Roman aus Altindien. — A. Heine, die Maus. — W. Genzl, die Kunst auf der Düsseldorfser Ausstellung. — F. Schwegens, das Deutschland im Glas-Getränk. — Aus dem römischen und griechischen Italien. — Constantin Köpfer.

**Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart.** Hrsg. von Jul. Lehmann. 1. Jahrg. 11. Heft.

Inh.: M. Willbrandt, Drinnen und Draußen. (Schl.) — Fritz Eichenard, Amerisons Lebensaufsatzung. — M. W. Reyer, das Rästel der Dequerestralien. — A. v. Freudentz, Josephine Schefel, die Mutter des Dichters. — Ernst Franke, nationaler und internationaler Arbeiterkampf. — G. Finck, wie ich Kaiser Wilhelm's Tod erwarb. (Fort.) — F. Rubeinius, die Ausstellung der Darmstädter Künstler-Gesellschaft. — M. Ick, die preiswürdige Dienstzeit in Frankreich. — F. Schmidt, musikalische Kostüme.

**Wort und Bild.** Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Lindau. 26. Jahrg. August.

Inh.: Mite Kremnitz, Satum. Erzählung. (Schl.) — A. Betti, Gallien in Aetrien. Aus dem Italienischen überf. von G. Neugebauer. — A. Schatzumov, Memoten. (Fort.) — F. Kleinfeld, Richard Strauß. Eine Erläuterung. — F. Salas, Drogen Giegen. — A. Ribera, der Schilmer. Deutsch von Maxhilde Deth.

**Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien.** Red.: Felix Karrer. 23. Jahrg. Nr. 11.

Inh.: A. J. Arnold, ein Volkstied auf seiner Wanderung. — Panorama von Alexandrette.

**Oberrehrerliche Monatschrift für den Orient.** Red. von A. von Kochler. 28. Jahrg. Nr. 7.

Inh.: Die Sage am Tschinder. — Der Handel Bombay 1900/1901. — Der Handel der britischen Schutzstaaten auf der malayischen Halbinsel. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse Arabiens. — Die Einfuhr von Erzeubotte in Ägypten. — Mitteilungen.

**Deutsche Arbeit.** Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Doppelheft 1. Jahrg. Heft 10/11.

Inh.: E. Peter, Wallenstein. — A. Wolfan, die politischen Bedingungen der Deutschen in Böhmen. — A. Gausman, die deutsche monumentale Dichtung in Böhmen. — F. Schuster, Volkstied und Lebensweise. — Gegenwort von Dr. Richard von Kralic. — G. Schuchowost, Josef Salsky. — A. Pröll, auf meiner Triumpfsmappe. — Chr. Göttsch Zhus-Gaim, die Letzter. — Gedichte.

**Der Lärmer.** Monatschrift für Gemüt und Geist. Hrsg. Dr. G. Ficht. v. Göttingen. 4. Jahrg. Heft 11.

Inh.: G. Deuner, der tolle Mensch und die. — R. Söhle, auf der Dack's Reichthum. — F. Eichenard, Nikolaus Senau. — A. Kuperit, wozu lebe ich? (Erzählung). — G. Ralfschmidt, vom Schaffen des Schauspielers. — O. Terburg, Aeminius, die Apotelen. — J. Poppenger, Kaufmänner und mederer Weichmad. — Die Dichter und die Berge. — B. Diederich, der Glaube an Eisenstein. — Schule und Stil. — H. Gilder, zur Psychologie der Frau. — A. Kemnitz, noch einmal von der individuellen Erziehung.

**Wehrmann's Wochenschrift.** deutsche Monatshefte. Red.: M. Glaser u. P. Hüfel. 48. Jahrg. Nr. 12. September 1902.

Inh.: F. U. Deers, wie Kinder der Not. 3. (Schl.) — Wilhelm Kuhn, Wieterschen. — Frau v. Deaulieu-Marcosann, das Festwert in Jena. — F. H. Giesler, Wilhelm Dumb. — G. Wiebig, das Kind und das Penn. — A. Hoff, die mittelalterlichen Darstellungen der deutschen Könige und römischen Kaiserkrönungen. — J. Roden, Kunstgewerbe in Jugland. — A. W. Fied, die Sünde der Frau Hans Giesler. — F. v. Flugl-Partung, Napoleon auf St. Helena. — A. Schöffner, Gedicht personifiziert und literarisches Verhältnis zu Klopke.

**Die Schweiz.** Red.: Otto Buser. 6. Jahrg. 8. Heft.

Inh.: Jaf. Voght, durch Schmerzen empor. (Fort.) — J. Zimmertli, das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern. — A. Blümner, Müller Eteberg. (Schl.) — A. Gidhorn, ein neues Zweirad. — F. v. Zinsau, im Rehel. (Fort.) — Das Niggenbach-Denkmal in V. u. Niggenbach. — A. Niggenbach, das Prättigau. — A. Krenn, die Albulabahn. — O. Nigler, die drei schönen Pödingersungen. — A. Wehrli, ein Kaiserreich. — Gedichte.

**Die Kultur.** Halbmonatschrift. Hrsg.: E. Eimshorn. 1. Jahrg. Heft 5.

Inh.: J. Marcuse, die kulturellen Aufgaben der Medizin. — E. Pfeiffer, die sociale Revolution. — Aus der pädagogischen Pro-

ding. — A. Koegel, zur Psychologie Wagner's. — B. de Rent, die Anstellung altindischer Weiser in Brügge. — A. Rebut, Karl Simons und Heinrich Heine. — Carl Juhl, — A. Augustin, die niederländische Schulpfaisfation. — G. Rühlwetter, Wanderausgub.

**Internationale Literaturberichte.** Red.: Oth. Nebel. 9. Jahrg. Nr. 17.

Inh.: M. Arab, Renaud magyarischer Genius. — G. H. Erdmann, kritische Spaziergänge. 7. — Hans Däumig, Johannes Richard zur Rede. (Fort.) — Einmilde hundertf. Oberstadt.

**Das literarische Echo.** Hrsg.: Josef Ettlinger. 4. Jahrg. Nr. 22.

Inh.: B. Blüthgen, Hausbibliotheken. — Reinhold Schönerer, italienische Belletristik. — M. Koch, eine neue Schillerbiographie. — W. Rath, alterhand Komödien. — Oswald Berg, socialistische Literatur.

**Deutsche Stimmen.** Halbmonatschrift. Red. Erich Vierbaum in Berlin. 4. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: Das Bermächtig der großen Zeit. — Zwischen erster und zweiter Lesung. — G. Friedrich, die Aufhebung der Kongregationschulen in Frankreich. — Die letzte Session des bairischen Landtages. — G. Müller, Ertreißlicher auf die Ausbildung des französischen Offiziers. — Herrn. Hans Graf v. Schwelb, unsere deutschen Colonien 1. — Brumer, die ersten Folgen des Brüsseler Jüdenverbotens. 2. 3. — Die Arbeitsbevölkerung nach ihrem Religionsbennenn. — G. J. E. Müller, Weimar.

**Das freie Wort.** Red.: Max Henning. 2. Jahrg. Nr. 11.

Inh.: A. Giesler, das Begabungsgeheh. — G. Genzl, rückwärts ins Mittelalter. 3. — G. Gyd, die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage. — G. Schneider, der religiöse Jugenderricht. — E. Kaiserler, interessante nordamerikanische Arbeiteranstaltungen. — Julius, das neue Dogma. — Religiöserfragen und die religiöse Volkserziehung.

**Aus fremden Jungen.** Red.: Karl Volkswortner. 12. Jahrg. Heft 15/16.

Inh.: (15/16) M. Fegazzaro, die Kleinwelt unserer Zeit. (Schl.) — E. Andrejcz, Erzählungen. 3. u. 4. — (15) M. Gmelert, italienische Novellen. 3. — (16) P. Bourget, der Demantel. — O. Hauser, Gharis Algierens Einbuine als Epitaph.

**Mähne und Welt.** Hrsg. v. G. u. O. Giesler. Schriftl.: F. Stümcke. 4. Jahrg. Nr. 22.

Inh.: F. Giesler, die Pariser Theaterfasion 1901/1902. 2. — A. Windt, über den Stil in der Schauspielkunst. — P. Eggbau, Corona Schöner. — J. Bellest, ein französischer Wert über Grillparzer. — A. Korfier, Marie Coma-Manie. — P. Kock, die hamburger Theaterfasion 1901/1902. — L. Kellen, die Geneser der dramatischen Schriftsteller und Componisten. — F. Stümcke, Joseph Kuchler 2. — Hofkapellmeister August Kuchler 2. — F. Jellich, die Rechtspredung in Schiedsgerichtssachen des Deutschen Bühnenerrechts.

**Die Zukunft.** Hrsg. von M. Farden. 10. Jahrg. Nr. 47/48.

Inh.: (47) Kaiser und Kanler. — W. Hasbach, Socialismus und Effectarbeit. — B. Ernt, der Tod des Dichtinghahns. — Plutus, eine freiständige Gründung. — (48) Die Feinde des Kaiser. — F. Kleinwiedner, der Morgan-Tanz. — Willy Hellpach, Sänglingsheime. — F. Salas, Wipe. — G. Staragorpan, auf die Kunst! — Plutus, die Greibstalt. — Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

**Klein's Universum.** Uebl.-Red.: E. Pechsta u. 18. Jahrg. Heft 48/52.

Inh.: (48) J. Wichmann, die Patze. (Schl.) — A. U. Reichl, ein Wüstenkinder in Arabien. — J. Ziemer, der Streit meiner Frau. — M. Galm, Rinderbeständen auf der See. — Hermann Schöne, Dredener Matage 1849. (Schl.) — (49/52) G. Bradberger, Hüttenausch. — (49) G. Ziepel, Frauen als Hehrerinnen. — M. Lamm, ein Schritt vom Wege. — A. Taubert, schimmende Gommerscheiden. — G. Engel, die deutsche Reichspost. — Schenking-Präsident, Niederbassel. — (50) F. Merzli, Strandleben. — A. Trinius, ein Wüsten. — G. Wobed, ein Nilosau Renaud hundertem Oberstadt. — M. Gerschfer, ein Bild in die Unendlichkeit. — (51) M. Berg von Runtcher, siebenbürgische Bilder. — A. Schott, das Ueberraschende macht Glück. — G. Etop, künstlerische Porzellanverleib. — M. Karsten, weibliche Seidenen. — (52) G. Wobe, die Wüstenkinder. — Jof v. Neug, Vater oder



Die Woche. 4. Jahrg. Nr. 31. 32.

Abh. 141. Der von Puffballen in Waldern. — Sommerke. — Die Fahrt des Wintervergnügens. — Zährler und Wulf. — 31/52. R. Strauß, die neue alte Romane. — E. M. Wiedberg, die Kunst der ...

Allgemeine Zeitung. Verlag. 8. D. Halle. Nr. 181—191.

Abh. 181. Das Recht im römischen Eile. — Heilig, B. Rindfleisch, Virgile ... 182. J. Frey, Venus und Venus. — 183. H. Müller, die ...

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Verlag. Nr. 157/191.

Abh. 157. H. Kellenbach, zum 2. Weltkrieg tüchtigen Männerlangenerie. — 158. H. Müller, die ... 159. H. Müller, die ... 160. H. Müller, die ...

Deutsche Welt. Verlag. von J. Lang. 4. Jahrg. Nr. 46/48.

Abh. 46. J. Frey, Wahnworte an die deutsche ... 47. J. Frey, Wahnworte an die deutsche ... 48. J. Frey, Wahnworte an die deutsche ...

Dreißiger Anzeiger. Montag-Beilage. 2. Jahrg. Nr. 33/34.

Abh. 33/34. Ernst Pfeiffer, moderne ... 34. Ernst Pfeiffer, moderne ...

Tägliche Rundschau. Berlin. Unterhaltungsbeilage. Red. G. Haupt. Nr. 160—195.

Abh. 160. 171. 172. B. ... 161. ... 162. ... 163. ... 164. ... 165. ...

Abhandlung. — 1168. J. Zimmer, eine ... 1169. J. Zimmer, eine ... 1170. J. Zimmer, eine ... 1171. J. Zimmer, eine ... 1172. J. Zimmer, eine ...

Beilage zur Colonialpolitik und Colonialwirtschaft. 1902/1903.

Abh. 1. H. ... 2. H. ... 3. H. ... 4. H. ... 5. H. ...

Vopdrift-wissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das

Industrie. 8. H. v. Krull. 22. Jahrg. 8. H. 7/8.

Abh. Das Industrie in ... 7. H. ... 8. H. ...

Mitteilungen.

Wie mit einem ... zugegangenen ... plant ein, unter dem Protektorat ...

Die neue Komödie, „Der Herr Hofrat“ (Der ...)

Das Kommodi-Theater in Wien brachte ...

Im altindischen ...

In Halle wurde kürzlich ein ...



1902

# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt für Deutschland.

Nr. 18.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarne.

[3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig, Katalanische Str.

Erscheint zweimal monatlich.

20. September. 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Weger, G. v., *Erlebnis von Ahrh.* (267.)  
 Wlass, W., *Im Fohrlingmarg.* (285.)  
 Wobhart, J., *Die Borettitochter.* (285.)  
 Clifford, Mrs. W. K., *Woodside Farm.* (291.)  
 Crockett, R. D., *The Dark of the Moon.* (296.)  
 T. A. S., *Wälfjörður.* (294.)  
 Lindlage-Gampe, Joh. v., *Die verheiratete Kutse.* (294.)  
 Doyle, A. C., *The Green Flag and other Stories.* (296.)

Edwards, M. B., *Mock Beggars' Hall.* (291.)  
 Gabor, G., *Was beten Wirting in Jhgh.* (294.)  
 Frobenius, F., *Der Heiligenschein des Weibes.* (295.)  
 Harle, B., *On the Old Trail.* (298.)  
 Gwinner, D., *Welter Kraft.* (295.)  
 J. J. J., *Ein Schindl im Jahre 2002.* (294.)  
 Gschlinter, R., *Bergjonnenheim.* (291.)  
 Kraus, V., *Zur Fuge der Fische.* (294.)  
 Villanueva, S., *Bergjonnenheim.* (291.)

Merriman, H. S., *The Vejet Olive.* (285.)  
 Nathmann, R., *Ter Mann Eagen.* (285.)  
 Penberlon, W., *1 Crown Thee King.* (291.)  
 Savage, R. H., *In the Swim.* (296.)  
 — *The Mystery of a Shipyard.* (296.)  
 Schröder, Ed. G. v., *Geis Wehonen.* (285.)  
 — *Regina Petalina.* (285.)  
 Sahn, G., *Rumpel.* (285.)

Alle Rücksendungen erbiten wir unter der Adresse der Exped. v. Bl. (Katalanische Str. 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können eine Besprechung finden, die bei Red. vorgelesen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen des Herrn Verfasser anzugeben.

## Erzählungen und Novellen.

- Wschelner, Franz, Bergjonnenheim.** Märchen. Mit Zeichnungen von Franz Staßner. Berlin, v. J. Fischer u. Franke. (272 S. 8.) M. 4. 80.
- Wobhart, Jakob, Die Borettitochter.** Novelle. Leipzig, 1902. Dargel. (235 S. 8.) M. 2. 80.
- Frobenius, F., Der Heiligenschein des Weibes.** Chronik eines alten Träumers. Novelle. Gbd., 1902. (VI, 197 S. 8.) M. 2. 80.
- Jahn, Ernst, Kämpfe.** Eine Erzählung aus den Schwärzer Bergen. 2. Auflage. Zürich, 1902. Schöner. (233 S. 8.) M. 2. 50; geb. M. 3. 50.
- Josefni, Josef, Eine Schindl im Jahre 2002.** Sämtlichen Fischenzungen gewidmet. Dresden u. Leipzig, 1901. Pfersien. (229 S. 8.) M. 2. 50.
- Erhard, Emil, Das letzte Meeting in Jhghheim.** Aus dem Tagebuch eines Sportmannes. Berlin, v. J. Jantke. (122 S. 8.) M. 1.
- Lindlage-Gampe, Joh. v., Die verheiratete Kutse.** Leipzig, v. J. Müller-Mann. (126 S. 18.) M. 1.
- Edelmann, Miniaturbibliothek.** Nr. 70.

Sonnenknecht, feierliches, heilendes, jauchendes Licht, ja wahrhaftig, das ist das Element Wschelners, sein Kennzeichen, seine siegende Waffe. Es ist Sonne in ihm, unbeswingbare Lebenslust, strahlende Kampffreude. Jeden Stoff taucht er in den frisch sprudelnden Alpenquell seiner abgrundtiefer und doch kristallklaren Phantasie, durchleuchtet ihn mit den lebenswarmen Strahlen seines freudigen Herzens und alle Schwere wird ihm genommen, alles Irdische fällt von ihm ab, daß die reine unversehrte Poesie und entgegenleuchtet gleich der über Lenzegefäße lachenden Sonne. Aber auch der Schall sibt ihm im Nacken. Wie die Aprikossonne mit schmeichelnder Wärme ins Freie tritt und dann dem Volkensflöter vorgiebt und den Ostinand in schneidendem Wehn dem betäubten Wanderer um die Ohren sausen läßt, so läßt E. durch die frohgemuten Fabelchen seines vollen Dichterherzens die schneidenden Dissonanzen der Ironie und Satire schrillen. Doch wie die Aprikossonne schon im nächsten Augenblick wieder hinter der Wolkenwand hervorluchtet, so schießt auch bei ihm bald wieder die Freude am Schönen und Guten über den Born gegen das Falsche und Schlechte. Er kann wohl hier und da bitter werden, verbittert ist er nie;

dazu ist er eine zu kraftvolle, zu hoffnungsfreudige, zu sonnige, sagen wir geradezu zu deutsche Persönlichkeit. Deutsch ist seine warme Liebe zur Natur, sein tiefes Verständnis für ihre verborgenen Reize, deutsch sein echter Manneszorn gegen das Verwelckliche, lichtfeindliche Pfaffenlum, gegen den platten Unschlarfartskäufel des Dogmas, sei es nun auf kirchlichem, sei es auf naturwissenschaftlichem Boden gewachsen, deutsch ist sein Spott über allen Jopf und alles weltfremde, verdorrte Stubenbödertum. Diese Haupttriebskräfte seines dichterischen Schaffens mußten E. man kann sagen notwendig auf das Gebiet des literarischen Märchens führen, das einerseits der Phantasie keine Schranken setzt, andererseits schon seit der alten Tierfabel her der Ironie und Satire reichliches Feld gewährt. In dieser ihm darum so naturgemäßen Haltung hat er bereits mit seinen „Sonnenknecht“ sich erfreulich hervorgetan, hat er jetzt mit dem „Bergjonnenheim“ noch Vollendetes geschaffen. Es ist schwer, unter den reißvollen Geschichten dieser Sammlung eine Rangabstufung vorzunehmen. Die Palme möchte ich doch der prächtigen Vogelgeschichte „Monrepos“ zuerkennen. Aber auch der „Alpenrosentönig“, das heitere und doch so tiefe Märchen von dem Gaisbuben und Geisterher Tonl, der als Oberbefehlshaber der ganzen Heeresmacht des Alpenrosentönigs diesen aus der Bergjonnenheit des gelehrten Botanikers befreit und dem würdigen Ranke die Brille raubt, die wunderliche und nachdenkliche, mit schalkhaftem Witzweilen erzählte Geschichte von den „Eisenfäßen“ des Mathematikers und Statistikers Felix Lindenblatt, „Die Bergzugin von Mailand“, eine Arobelke um das Bild des alternden Juges ultra montes im germanischen Blut, die kulturhistorischen Augenbildsbilder „Der Wein“ sind voll frischer, leichtankelnder Poesie. Wegen die frühere Märchenammlung scheint sich mir das Talent E. noch vertieft und erweitert zu haben. Alles in allem eine erfreuliche Gabe eines echten Dichters, dieser Bergjonnenheim. Staffens Zeichnungen dazu sind eine sehr erfreuliche Zugabe. Die Ausstattung überhaupt ist des Verlags von Fischer und Franke würdig, nur hätte etwas mehr Sorgfalt auf den Druck verwendet werden dürfen, in dem einige Druckfehler lären.

Von ganz anderem Gepräge als Wschelner ist der Schweizer Jakob Wobhart, den man wohl literaturge-

schichtlich am possendsten zu Konrad Ferdinand Meyer stellt. Auch er ist ein nicht ungewöhnliches Frühtalent. Ist aber Weckleitners Begabung ursprünglich, so ist B.s Feld das Geschichtlich-Epische. In seiner „Varettlöcher“ führt er uns in das Bern des ausgehenden 18. Jahrhunderts, da das alte Regiment mit Schimpf und Schande vor dem Ansturm des revolutionären Frankreichs zusammenbricht. Von diesem dunklen Hintergrund hebt sich dann das tragische Geschick der letzten Varettlöcher ab, das der Fürsprach Kessler seinem Freunde Ludwig Enell und dem frühgestorbenen und frühvergebenen heftigen Dichter Georg Wächner erzählt. Eine Varettlöcher war im alten Bern „ein Mädchen, die ein Varet, das heißt einen Eih im Rale der Zweihundert in die Ehe brachte“. Eine solche Varettlöcher ist Julia Heibed, die dem ungeliebten Mann Walthard von Walbi, um den finanziellen Zusammenbruch ihres Hauses und den Tod ihres Vaters zu verhüten, gezwungen in die Ehe folgt, sich ihm aber fern hält und erst als Walthard im Kampf fürs Vaterland sein Leben läßt, ihm ihre an der Teilnahme an seiner Lebensarbeit herangereichte Liebe bekundet. Diese psychologisch sehr interessante Entwicklung ist mit viel Feinheit, die sich nie ins mitrostig Kleineliche verliert, dargestellt. Auch versteht es B. vortrefflich, das historische Colorit zu treffen und festzuhalten, und besunder tüchtige gestaltende Kraft in der Zeichnung seiner Menschen. Sie leben alle, das sich zu spät erst wirklich findende Paar, wie der durch die Schuld des Sohnes geliebte Vater Walthards und Julius Vater, der jammervolle Schwächling, wie der Präceptor Wegsam mit seinen lateinischen Broden und seinem Stricktramp. Auch die Nebenfiguren sind alle Menschen mit Fleisch und Blut. Mit welchem gewaltigen, geradezu an Gottfried Keller gemahnenden Humor ist der genußsüchtige Vorrer, der „Mauwurmel“, der seine Vetterchaft mit den vornehmen Familien Berns so trefflich zu nutzen versteht, hingestellt. Die Sprache ist kräftig und von einfach vornehmer Schlichtheit.

Ein beachtenswertes Buch ist „Der Heiligenschein des Weibes“ von Leo Trobenius. Es will mit Ruße gewonnen sein, wie der Verf. in einer für mein Empfinden etwas großspurigen Vorrede das auch verlangt. Es erschließt sich nicht so ganz einfach, was allerdings weniger seiner Tiefe als seiner ein wenig manieriert verzwickten Einleitung, die für meinen Geschmack allzu sehr auf Spannung gearbeitet ist, zuzuschreiben ist. In romantischer, namentlich im Eingang mit Wespenker- und Ziganerweilen allzu überhabener Form, behandelt die Novelle den uralten Gegenstand von Convention und Leidenschaft in der Liebe, um schließlich in eine Verherrlichung des Weibes als Mutter und Erzieherin auszufallen. In einer Nachschrift oder Variation wird das Problem dann noch einmal ganz gedrunen und legendenhaft und vorgeführt. Trotz der schon erwähnten Mängel wird man die doch auch im einzelnen sehr feine Arbeit als Ganzes erfreulich nennen dürfen, besonders wegen des tüchtigen sittlichen Kerns, der darin steckt und der in unserer Zeit der Modenarchiten unserer Hypermodernen und Frauenrechtlerinnen doppelt erfreulich ist.

Nach diesen künstlerisch wertvollen Erscheinungen nun noch einige Unterhaltungsliteratur. Ich beginne mit Ernst Baßn. Seine in zweiter Auflage vorliegende Erzählung „Kämpfe“ ragt trotz offenbar guten Willens nicht über dies Niveau hinaus. Es fehlt durchweg das Charakteristische. Die „Kämpfe“ sind konstruiert, nicht erlebt. Das tragische Ende Jni Webers ist weder in ihrem Charakter noch in ihrer Entwicklung begründet, ich möchte weiter gehen und sagen, es ist bei ihrer Entwicklung überhaupt unmöglich. Nur der systematisch arbeitende, ausklingende Verstand konnte

zu einem solchen der Geschichte gewaltiam aufgepfropften Ende kommen. Wie soll ein einfaches Mädchen, das wirklich liebt, dazu kommen, durch Selbstmord den Geliebten vor dem Gerwürfnis mit seinen Eltern zu bewahren? Auch die übrigen Figuren sind blutleer. Spuren und Ansätze von wirklicher Lebensbeobachtung zeigt allerhöchstens der alte Erker mit seinem starren Bauerntroß und Bauernhumor. Auch der Sprache fehlt das wirklich Belebte, der Charakter, sie ist Papierdeutsch. Alles in allem zweiter Rang von Gelesenem, kein Schaffen aus dem Leben heraus.

Joselini bietet uns in seiner „Schlacht im Jahre 2002“ einen ins Militärische übersehten stark verblühten Vellam, ohne jede tiefere Idee. Derartige Karik. oder Vorbilder, wie man sie nennen will, könnten doch höchstens in der Hand eines wirklichen Satirikers literarisch lebensfähig werden.

Erhard und Frhr. v. Dinklage endlich bieten für Leute, die auch ein Minimum geistiger Tätigkeit bei ihrer Erholung scheuen, durchaus anspruchsvolle Unterhaltungsliteratur, an der die Kritik nicht zu loben und nichts zu loben findet, man müßte denn gerade ihre vollständige Wohlunabhängigkeit rühmend hervorheben, was ja aber heutzutage auch schon etwas ist.

Aug. Gebhard.

## Dramen.

Dahn, Felix, Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in drei Bildern. Leipzig, 1902. Breitkopf u. Härtel. (28 S. 8.) 1.

Webel-Vörner, Hildegunde Emilie Elisabeth, geborene Gräfin von. Seine Madonna. Eiten-Gemälde in 4 Aufzügen und 5 Bildern. Jülich, 1902. Schmidt. (123 S. 8.) 2, 40.

Diesl, Regina Bertolina. Drama in 4 Aufzügen. Gtba. 1902. (79 S. 8.) 1, 60.

Gianeri, Otto, Heßer Kräfte. Drama in 4 Akten. Bonn, 1902. Georgi. (162 S. 8.)

Kraut, Matthias, Am Hochzeitsmorgen. Ein Familienereignis in 3 Akten. Gtba., 1901. (94 S. 8.) 1, 60.

Klittenstein, Heinrich, Kreuzsüßig. Ein Drama in 3 Aufzügen. Gtbergr., 1902. Winter's Universitätsbuchhandlung. (32 S. 8.) 0, 80.

Nordmann, Richard, Der blaue Dogen. Ein Stück aus dem Volksleben in 4 Akten. Berlin, 1902. Fontane & Co. (170 S. 8.) 2.

Penz, Leo, Die Wäge der Liebe. Eine psychologische Studie in Dialogform. Dresden u. Leipzig, 1902. Reigen. (180 S. 8.) 2, 60.

Berge, Elisabeth von, Heinrich von Kleist. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Dresden u. Leipzig, 1902. Reigen. (166 S. 8.) 2.

Von den neun hier aufgeführten Dramen, die ein Festspiel, etwas Volkstümliches, etwas Historisches und viel Robornes bringen, können nur die wenigsten Anspruch auf Beachtung erheben. Es ist erlauchtlich, wie viele Dramen noch immer geschrieben und vor allen Dingen verlegt werden, die doch von vornherein dazu verdammt sind, ein feierliches Buchdramendasein zu führen. Nur dem Drama von Leo Penz, das die anderen bedeutend übertrifft, möchte man die Eroberung der Bühne wünschen, und dem Volkshud des bereits mehrfach aufgeführten Nordmann wird dieser Erfolg vielleicht auch beschieden sein. Alle anderen werden, dem Weichen gleich, still im Verborgenen bläßen, so sehr sie auch mit der Bühne und dem Publikum liebäugeln.

Ich weiß nicht, ob Felix Dahn sein Festspiel, eine Huldbigung für den Großherzog von Baden, für einen bestimmten Zweck geschrieben hat oder lediglich seiner Neigung zu Jubiläum-Festspielen gefolgt ist. Es sei jedenfalls patriotischen Vereinen wärmstens empfohlen. Es feiert den

Großherzog als Kriegs- und Friedensfürsten, verherrlicht in einer regelrechten Schlacht die Verdienste der badischen Division im Kriege 1870/71, arbeitet kräftig mit dem Gesange der „Macht am Rhein“ und dem Heidelberger Schloß als Hintergrund, führt die Geschäfte, die Badenia, die Germania in persona auf die Bühne und läßt natürlich zum Schluß die Hüfte des Großherzogs mit einem Eisenkranz bekrönen. Fügt man noch bengalische Beleuchtung und einige Böllerschüsse hinzu, so muß das Festspiel, dessen Tanden von markigen Kriegerstimmen zu sprechen wären, eine mächtige Wirkung thun.

Tie an pilanten Entfaltungen leidende Gräfin von Wibel-Bérard „enthüllt“ auch diesmal wieder und zwar in „Seine Madonna“, der Geschichte der Entgleisung einer aus Rußisch-Polen in schwüle römische Künstleratmosphäre verlegten Dorfschönen, die Sittenkulande der römischen Aristokratie und in „Regina Bertolina“, Kame einer „Addio mia bella Napoli“ singenden „Primadonna“, die üblichen Liebesintrigen am Hofe einer kleinen katholischen Residenz. Die Stücke entbehren jedes literarischen Wertes, und die Theaterdirectoren werden nach der Verfasserin „Adressé zur Erlangung des Aufführungsrechts“ ebenso wenig fragen, wie die Schauspielerei nach den Vorschriften, die ihnen für ihr Verhalten „beim Applaus“ gegeben werden.

Recht ungleichwertig sind die Stücke von Hinnerk, Plant und Villenfeld. Hinnerk, doch wohl der Verfasser der im Jahrg. 1900, Nr. 1, Sp. 8. fg. b. Bl. besprochenen Romödien, führt uns das an einen Zeitungsstandal früherer Jahre erinnernde Drama eines Schwimmbades vor, der, katholisch getauft und erzogen, nach einem fragwürdigen Dasein als Agent, Ratscher und Kellner, durch Diebstahl in den Besitz der Papiere eines evangelischen Theologen gelangt ist, sich damit die Stelle eines Pastors in einer Stadt Norddeutschlands zu verschaffen verstanden hat, wo er wie ein Gott verehrt wird, und nun nach seiner Enttarnung seiner Gemeinde klar zu machen versucht, daß man zum Predigeramt nicht des Empaulens auf der Unversität bedürfe, sondern lediglich seiner Seele und seinem inneren Beruf nach von Gott zum Priester bestimmt werde. Man kann weder diesen Pastor Kraste, noch die anderen Personen des Stückes, das nebenbei an fürchterlichen Dingen leidet, ernst nehmen, und der Verf. hätte gut gethan, diesen Versuch in seinem Schreibstil zu verwahren.

Stofflich unbedeutend ist auch das „Familienergeißnis Am Hochzeitsmorgen“ von Plant, der das Thema vom Siege der Gattenpflicht über eine Jugendliebe recht kindlich behandelt; aber der jugendliche Autor verrät zuweilen Begabung für seine Charakterisierung seiner Personen und zeigt Gefühl für Bühneneffekte. Stofflich und technisch bedeutend reifer ist das Drama „Kreuzigung“ von Villenfeld. Es behandelt, ähnlich wie „Kraut“ in der Einleitung zu seinem Novellenbände „Ménages d'artistes“, die Frage, ob Künstler heiraten sollen, und beantwortet sie ebenfalls mit einem bestimmten Nein; denn die Ehe lähmt den Künstler und unterbindet seine Kraft. Frei muß sein, wer Großes schaffen will. So predigt der Rechtsanwalt Ratz seinem Freunde Heinz Dowa, der sich an einem Gemälde der Kreuzigung abmüht, und versucht, ihn von seiner Gattin loszureißen. Das Thema ist interessant und mit seiner Charakterisierung der widerstreitenden Personen durchgeföhrt, dürfte aber meines Erachtens in der Form der Novelle noch wirksamer sein.

Als hingewandte Schriftstellerin erweist sich auch mit diesem Volkstück „Der blaue Bogen“ die unter dem Pseudonym Richard Nordmann bekannte Oesterreicherin Margarete Langhammer. Das Thema entfällt der Sagh: „Ein subalterner

Beamter soll seine eigenen Gedanken haben. Dazu ist er nicht da! Aber fällt ihm doch ganz amtdwibrig etwas ein, so kann er ja zu seinem Amtsvorstand gehen und es ihm sagen!“ Der Rechnungsexecutiv Stämiger in einer Provinzstadt hat ein Elaborat über die allgemeine obligatorische Altersversicherung durch den Staat und zu deren Bedeckung eine neue Steuervorlage ausgearbeitet, für die sich indessen sein Vorgesetzter, der Finanzrat Schläber, und auch der Ministerialrat Schaumann durchaus nicht erwärmen wollen. Sobald dieser Schläber aber seine Berufung ins Ministerium erhalten hat, interressiert er den Minister für diese Angelegenheit von ihm erdachte neue Steuervorlage, und sie wird in der That im Parlament eingebracht. Unterdessen hat aber auch Stämiger eine Partei für seine Vorlage zu gewinnen gesucht, und der Kaiser will es, daß in derselben Sitzung des Parlaments, in der der Minister die neue Vorlage begründet und stolz über den guten Einfall sich niederlegt, Stämigers Elaborat als Dringlichkeitsantrag eingebracht wird. Der Betrag wird entdeckt, Blamage, Kravall und zwei blaue Bogen für den Minister und für den Baron Schläber. Freilich auch Pensionierung für Stämiger „für die eigenen Gedanken“. Mit großer Routine ist dieser Stoff der Ausbeutung der Subalternbeamten behandelt, und der Verfasserin sicherer Bühnenstil zeigt sich trotz vor allem im dritten Act, der uns in den Vorräum zum Sitzungssaal mit seinem bunten hastenden Leben führt, und in der wirksamen, echt volkstümlichen Scene, in der Stämiger den Baron Schläber nach der Entdeckung des Betruges stellt. Das schlägt ein! Dem „Volkstümlich“ zu Liebe hat die Verfasserin den Baron Schläber auch noch zum Verführer der etwas phantastischen Tochter Stämigers gemacht. Das ergibt eine die Haupthandlung gar nicht berührende, sie teilweise überwundene Nebenhandlung. Aber das ist der Boden, auf dem sich die Verfasserin besonders heimisch fühlt, und so ist denn das Milieu der Stämigerischen Familie ganz trefflich geschildert. Das Stück soll consicriert sein; es wird also, wenn es zur Aufführung gelangt, um so größeren Erfolg haben.

Das meiste Interesse hat mir Leo Venz mit seiner „Lüge der Liebe“ erregt. Der jugendliche Autor, der im bürgerlichen Leben Schwanzara heißt und dessen Versuch mit seinen dichterischen Reigungen wenig Verührungspunkte hat, ist früh an die Dreffentlichkeit getreten. Konnten auch nicht alle seine bisherigen poetischen Erzeugnisse vor einer strengen Kritik bestehen, so zeigte sie doch stets eine Begabung für scharfe Beobachtung und Stimmungsmalerei, jugendliche Frische, ein warm empfindendes Herz und zuweilen gelunden Witz. Diese Eigenschaften zeichnen seine neueste Schöpfung, die zugleich seine reifste ist, ganz besonders aus. Der Held, ein Schriftsteller und Dichter Dr. Ulrich Schumacher, sagt von sich selbst: „Es liegt ein sonderbarer Fluß auf mich, und ich nenne diesen Fluß die Lüge der Liebe.“ Ich bin ein Lügner in meiner Liebe, das soll heißen, ich bin nie bleibend wahr darin, ich finde nirgends eine Heimat für sie. Ich klopfe oft mit der främsten Absicht an, aber wenn mir die Pforte erschlossen war, trat ich nur ein, um auf's neue von einer qualenden Wunderschuld erfaßt zu werden. Solang ich Raft an einem Dingen hielt, habe ich wohl nie gelogen, aber die Rafflosigkeit blieb niemals lange fern, und alle Wahrheit endete als Lüge.“ Der Verf. darf sein Drama mit Recht eine psychologische Studie nennen. Er hat das Seelenleben seines Helden, der zwischen einer selten schönen und guten Wirklichkeit und einem tief in seinem Herzen wurzelnden Ideal hin- und hertaumelt, fein jergliedert. Er hat es glaubhaft gemacht, daß sein Held in blühendem Wahne die beste Blume niedertritt, weil er das Mädchen

gefunden zu haben vermeint, nach dem er sich wie ein Schwärmender gefühlt hat. Die schöne Wirklichkeit repräsentiert die Schauspielerin Helena Karlsen, und den sie umgebenden Kreis mit seinen mannigfachen Schauspieler- und Schriftstellerkennern hat der Verf. außerordentlich fein und mit viel Humor gezeichnet. Ebenso geschieht hat er die vornehme Gesellschaft, in der sein Held die Glorie der Wädchenseife erndet zu haben wähnt, mit ihren Schablonenmenschen und Scheitelassefforen abconterfeilt. Das Werk hat eine harte dramatische Kraft, die erprobt zu werden verdient.

Eine Sonderstellung innerhalb dieser neun Dramen nimmt das in Zamben geschriebene Kleist-Drama von Elisabeth v. Berge ein. Vier ältere geschichtliche Verdrämen derselben Verfasserin haben eine Aufführung nicht erreicht; dieses erst jetzt gedruckte Kleist-Drama ist am 24. November 1895 am Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. über die Bretter gegangen, ohne daß die Aufführung zu allgemeiner Kenntnis gekommen wäre. Das Werk reißt sich den bereits vorhandenen Kleistdramen von Karl Vebrich, Wilhelm v. Polenz und Otto Helmut Hopfen als viertes an und ist ein neuer Beweis, daß der Versuch, Kleist zum dramatischen Helden zu machen, nicht glücken kann. Die Verfasserin hat die geschichtlichen Thatfachen auf das freieste vermerkt: was sich in Wahrheit in der Zeit von 1801—1811 zugetragen hat, ist hier in die Jahre 1808—1811 verlegt worden. Die Familie v. Henge ist Kleists wegen nach Berlin übersiedelt, und der Dichter hat seiner Braut Wilhelmine als Dank für diese bewiesene Anhänglichkeit das „Räthchen“ geschrieben; Ulrike, eine überzeugte Frauenrechtlerin, ist den peniblen Rühmen entflohen; Henriette Vogel, eifersüchtig auf Wilhelmine wie Wilhelmine auf Henriette, hostet ihren Gatten und liebt den Dichter, ohne daß dieser es ahnt; Kleist greift nach der Schlagschloß von Aspern zum Schwert in Defekterien Diensten, verkauft es aber nach der Niederlage bei Wagram wieder mit der Feder und arbeitet am „Guiskard“; darob große Erbitterung bei dem alten Henge, der das Verdictnis löst, und tiefe Erschütterung bei Kleist, der den „Guiskard“ vernichtet und die „Hermannschlacht“ und den „Homberg“ schreibt; Ulrike veranlaßt Henge, den Bruder wieder ins Heer zu bringen, und der alte Henge hat in der That Kleists neue Anstellung als Hauptmann erwirkt, die er ihm selbst überbringt, die der Dichter aber ausschlägt; nach der Zurückweisung der „Hermannschlacht“ und des „Homberg“ und dem Mißerfolg der „Abendblätter“ beschließt der Dichter zu sterben, aber allein; Henriette, die sein Vorhaben errät, eilt ihm an den Mannes nach, erklärt ihm ihre Liebe und bittet auch um ihren Tod; als der Dichter ihr diesen letzten Dienst verweigert, springt sie in den See. Man sieht an diesen Proben, die sich noch mehreren lieben, daß ein freieres Schalten mit der Geschichte kaum möglich ist. Das soll kein Tadel sein; denn die gegenwärtigen Motive in Kleists Leben sind in historischer Treue kaum zu brauchen. Aber trotz aller dieser künstlerischen ist es der Kleists Empfindungsleben sonst jenseits sein nachspürenden Verfasserin doch nicht gelüßt, des Dichters geistige und dichterische Kraft, den Niedergang seines Seelenlebens und sein gewaltsames Ende glaubhaft und psychologisch notwendig erscheinen zu lassen. Und darauf kommt es allein an; mit literaturgeschichtlichen Kenntnissen und Thatfachen darf ein Kleist-Drama nicht abspielen. Ob überhaupt eine weibliche Hand fähig sein kann, den widerspruchsvollen Charakter, die scharfe, harte Mannlichkeit eines Kleist zu zeichnen? Jedenfalls sind der Verfasserin die Gestalten der Ulrike, Wilhelmine und Henriette weit besser gelungen als die Figuren Kleists oder auch Zenges und Adam Müllers. Ja, man darf zweifeln, ob selbst ein dem Dichter congenialer

Dramatiker das Leben Kleists zu einem wirklichen Bühnenstück zu verarbeiten imstande ist. Was traurig und tragisch ist, braucht noch nicht theatralisch wirksam zu sein, und ich bin der Ansicht, daß Kleist zum dramatischen Helden nicht taugt.

Georg Munde-Pouet.

## Amerikanische u. englische Erzählungen.

Harte, Bret, *On the Old Trall*. Leipzig, 1902. Taschenzt. (278 S. 8.) # 1, 60.

Merriman, Henry Seton, *The Velvet Glove*. Ebd., 1902. (286 S. 8.) # 1, 60.

Crockett, S. R., *The Dark 'o' the Moon*. Ebd., 1902. 2 vols. (280; 271 S. 8.) # 3, 20.

Savage, Richard Henry, *In the Swim*. Ebd., 1898. 2 vols. (284; 278 S. 8.) # 3, 20.

Dors, *The Mystery of a Shipyard*. Ebd., 1902. 2 vols. (302; 278 S. 8.) # 3, 20.

Doyle, A. Conan, *The Green Flag and other Stories*. Ebd., 1900. (304 S. 8.) # 1, 60.

Clifford, Mrs. W. K., *Woodside Farm*. Ebd., 1902. (303 S. 8.) # 1, 60.

Pemberton, Max, *I Crown Thee King*. Ebd., 1902. (263 S. 8.) # 1, 60.

Edwards, M. Betham, *Mock Beggars' Hall*. Ebd., 1902. (270 S. 8.) # 1, 60.

„On the Old Trall“ ist eine aus neun kurzen Erzählungen bestehende Sammlung, die man als einzig in ihrer Art bezeichnen dürfte. Wie der Titel andeutet, begreifen wir den Verf. hier auf bemselben alten Fußboden, den wir bereits unter seinem sicheren Weite so oft betreten und auf dem wir so viele eigenartige Abenteuer miterlebt haben. Die Personen und Lebensverhältnisse, die er behandelt, liegen den Beobachtungen und Erfahrungen der meisten Leser, sogar seiner eigenen Landsleute, fern, werden aber, der Wahrheit so getreu und mit solcher Kenntnis der Menschennatur dargestellt und die verschiedenen Stimmungen und stark ausgeprägten Seelenzustände so vollständig in Einklang mit den erfindenen Situationen gebracht, daß man sie während der Lectüre für historische Charaktere und wirklich geschehene Ereignisse halten muß. In den ersten Jahren nach der Entdeckung der Goldschätze vor Californien der Spielplatz für ein aus allen Weltteilen hindurchziehendes Gesindel, dessen Schurereien und Verbrechen sich zuerst überall bemerklich machten, aber diesen Robereien und Schmerzen traten bald ein Edelmuth der Besinnung und ernstes, ehrliches Streben zum Besseren entgegen und stellten denselben mehr als die Wage. Dieses kosmopolitische Menschengetöse in seinem alltäglichen Thun und Treiben lieferte dem Romanbildner einen reichhaltigen vielfältigen Stoff, den Bret Harte glücklich zu verwenden und vollständig zu beherrschen mußte. Leider bot ihm der Tod die Feder entzissen und seiner so erfruchtlichen und fruchtbareren schriftstellerischen Thätigkeit ein Ende gemacht.

„The Velvet Glove“ spielt in Spanien und schildert die von den Jesuiten geschmiedeten Ränke und ohne Bedenten begangenen Verbrechen, um die dort vor ungefähr dreißig Jahren zum Ausbruch gekommene Carlistische Bewegung zu unterstützen, den Präbidenten auf den Thron zu setzen und ihre eigene Herrschaft im Lande in dieser Weise zu befestigen. Die Erzählung fängt mit einem Mordmord an, den der Hauptverdrörer der Jesuiten, Gaspar Ron, anzettelt und ausführen läßt, um für sich und seinen Orden das große Vermögen des Ermordeten in Besitz zu nehmen.

Es scheint auch ganz leicht, diesen Schurkenstreich mit Erfolg zu spielen, denn der erschlagene Millionär hat nur zwei Kinder, einen Sohn, der als geistesbeschränkter, sonatich frommer Jesuitenwaise schon in der Gewalt der Ignatianer steht, und eine Tochter, die noch in der Klosterschule zu Pampelona von den „Schwestern des wahren Glaubens“ erzogen wird, die das junge, unerfahrene Mädchen ohne Schwierigkeit überreden können, sich der Religion zu weihen und auf die Erbschaft zu Gunsten der Gesellschaft Jesu zu verzichten. Uebrigens hatte der Vater, ehe er starb, einen Notar kommen lassen, sein Testament errichtet, den nur zum Werkzeug der Jesuiten dienenden Sohn enterbt und der Tochter Quanita sein ganzes Vermögen vermachte. Aber selbst bei dieser feierlichen letztwilligen Verfügung lassen ihn die Ordensbrüder nicht aus ihren noch seinem Gelde beschwebenden, sammeltreibenden Händen. Der angeblische Notar ist nur ein verketteter Mönch und von dem Inhalt oder sogar dem Vorhandensein des Testaments erfährt die Universalerin nichts. Zu ihrem Glück wird jedoch das fromme Vorhaben dem Eheime, Grafen Ramon de Sarrion, und seinem Sohn Marcos bekannt, die sich unverzüglich dazwischen legen und die nötigen Maßregeln treffen, um es zu vereiteln. Dies geschieht durch die heimliche Vermählung des Marcos mit dem lebenslustigen Wadisch, der auf den Vorfall bereitwillig eingeht und den Brautring als den höchsten Schutz vor dem Mannesfleier ansetzt. Die Heirat kommt der munteren Braut als ein guter Spaß vor und der Bütigkeit läßt diese den Umständen angemessene Auffassung des Gebodens gelten. Quanita kehrt in die Klosterschule zurück, wo sie ihre frühere Lebensweise forsetzt, als ob nichts geschehen wäre. Später, als man sie zwingen will, ohne Wissen ihrer Verwandten das Ordensgelübde abzulegen, kommt Marcos dazwischen, legt dem verblüfften und erzürnten Cosajo Mon die verlangten Urkunden vor und führt sie als seine Gattin heim. Auf die weitere Entwicklung der Handlung, die mit der Niederlage der Carlisten und dem Tode des heimtückischen und eingegeistigten Schurken Cosajo Mon endet, brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Die Wahl und Behandlung des Stoffes sind in hohem Grade zeitgemäß.

In „The Dark o' the Moon“ werden Begebenheiten aus dem Leben der schottischen Hochländer im 18. Jahrh. zur Darstellung gebracht. Der Verf., unter dessen Romanen „Cleg Kelly“, „The Stieck Minister“ und „The Kalders-besuchers“ hervorzuheben sind, kennt offenbar die Lebensverhältnisse und Leute, die seinen Geschichten zu Grunde liegen, auf das genaueste und weiß auch das innere Leben sowohl, wie die äußere Erscheinung der Gebirgsbewohner seiner Heimat anschaulich zu gestalten. In Bezug auf künstlerische Mäßigung läßt die Ausführung recht viel zu wünschen übrig; und dieser Mangel entspringt offenbar aus allzu harter Vorliebe für den Gegenstand, welche in ermüdenden Weitläufigkeiten sich bemerktlich macht. In dem vorliegenden Werke führt er eine Menge von Charakteren, Männer und Frauen aus verschiedenen Gesellschaftskreisen und eine herumziehende Zigeunertuppe vor. Sogar die Heldin der Erzählung ist ein schönes Zigeunermädchen, Joyce Jaa; ein vornehmer junger Herr verliebt sich in sie und sie erweist sich als seiner Liebe in jeder Beziehung würdig. Zum völligen Verständnis der Localausdrücke und des in den Gesprächen gebrauchten Dialektes wäre ein Glossar recht dienlich.

„In the Swim“ ist ein slang-Ausdruck, der so viel oder in der Mode bedeutet; man sagt auch „quite the swim“ oder dem Zeitgeschmack gemäß, was das „Alles mitmachen“ oder così fan tutti in sich schließt und die zum gesellschaftlichen

Erfolg nötige Verfahrungsart vorschreibt oder wenigstens andeutet. Der Roman, der diesen Titel führt, beschäftigt sich mit dem sogenannten „high life“ in Newyork und den oft bedenklichen Krößen und Hoffen, die in den dortigen vornehmen Kreisen gebräuchlich sind und für Eberfeld gehalten werden, um Reichtum, Ansehen und andere Zielpunkte des persönlichen Ehrgeizes und Familienfolges zu erreichen. Die Schreiberin ist ziemlich schwätzig und der Dialog etwas schablonenartig, dürfte jedoch den Bildungsstufen und Geistesgaben der Charaktere entsprechen und deshalb künstlerisch berechtigt sein. Der Verkehr mit solchen Personen ist jedoch, in der Literatur wie im Leben nichts weniger als erbaulich und unterhaltend. Man lernt Bösen- und andere Spieler kennen, die mit Leidenschaft in Stocks und reichen Gebirgen speculieren. Die herrschende Gesinnung ist nicht besonders edel, aber am Schluß ist alles, wie es sein sollte: die Tugend siegt und die Liebenden finden in der Ehe Glück und Zufriedenheit.

„The Mystery of a Ship Yard“ von demselben Verf. wimmelt voll diplomatischen Intriguen und allerlei betrügerischen Anschlägen, die von Amerikanern, Engländern und Russen angezettelt und ausgeführt werden, wobei jeder bestrebt ist, die politische Oberherrschaft und vor allem das Handelsmonopol in Ostasien, namentlich in der Manichurei an sich zu reißen. Zu diesem Zweck wird die „Amoor Navigation Company“ gegründet. Der Amerikaner, der in Verbindung mit dieser Schiffsfahrts-Gesellschaft steht, spielt in der Geschichte eine eigentümliche und ziemlich dunkle Rolle und ist eigentlich der Agent des russischen Generalconsuls in San Francisco, in dessen Auftrag er sich nach Rußland begiebt und von dem er neben anderen Vorstritten die folgende zur Warnung dienende Anweisung erhält: „In Rußland mißtraue allen Männern und besonders allen Frauen, denn die russische Dame ist die bezauberndste, eingegeistigte Teufelin auf Erden, die polnische Deliria natürlich immer ausgenommen.“ Dieser Rath scheint ihm jedoch nicht viel gelossen zu haben, sonst hätte er sich nicht so leicht ins Netz der reizenden circassischen Prinzessin Comé Chilloff locken lassen. Recht bezeichnend für die Aufrichtigkeit der Engländer und ihre Liebe für „fair play“ sind die Worte des Artillerie-Offiziers Berry, der dem Amerikaner sagt „wir verachten jede hinterlistige Handlungsweise“, während er sich gegen ihn verschwört und einen Spion ihm nachgehen läßt, der ihn gewisser geheimer Papiere berauben soll und sich vor einer Noththat nicht scheut, um dieses Ziel zu erreichen. Im ganzen ist die Handlung sehr verdickt und die Durchführung leidet an einer Weitläufigkeit, die abspannen und ermüdend auf den Leser wirkt. Auffällig und sprachlich anstößig ist der Mißbrauch des Hülfszeitwortes „will“ „shall“, ein großer grammatischer Fehler, dessen sich gebildete Persönlichkeiten der Handlung in den Gesprächen öfters schuldig machen.

Wie A. Conan Doyle richtig bemerkt, ist es nicht leicht, dem Inhalt einer aus mehreren kurzen Erzählungen bestehenden Sammlung ein gleichartiges Gepräge zu geben, aber in dem vorliegenden Bändchen hat er ein Tüpfelndes Novellenstück zusammengestellt, die verwandte Stoffe, den Krieg und den Sport, behandeln und verschiedene Abenteuer zu Wasser und zu Lande mit vollendeter Meisterhaftigkeit beschreiben. Die Zeichnung der Charaktere sowie die Erfindung und Durchführung der Situationen zeugen von lebendiger Phantasie und großer künstlerischer Ausgestaltungskraft und außerordentlich scharfer Beobachtungsgabe. Die Vorgänge werden gewiß alle Leser lebhaft interessieren, obwohl vielleicht manche Leserinnen daran aussetzen haben wird, was Catherine Morland, die naive Heldin in Jane Austens

»Northanger Abbey, an dem Inhalt der Geschichte überhaupt zu tadeln findet: Könige und Päpste, die sich mit einander janken, Schlächten und Schanden auf jeder Seite, Ränner, die lauter Taugenichtse sind, und fast gar keine Weiber.

Mrs. Cliffords Roman ist zuerst unter dem Titel »Margaret Vincent« erschienen, der jedenfalls weniger passend ist als »Woodside Farm«, denn die Geschichte spielt zum größten Teil auf einem Bauerngut in der Landwirtschaft treibenden Grafschaft Sussex. Ein junger Mann, der seine theologischen Studien an der Exford University vollendet hat, verlobt sich mit der Tochter eines Bischofs und nimmt eine ihm von seinem voraussetzlichen hochwürdigen Schwiegervater verliehene Pfarstelle an; bald aber verwirrt er die anglikanische Kirchenlehre und veröffentlicht einige freireligiöse Schriften, in welchen er sich zum Agnostizismus bekennt. Diese Abweichung von der Rechtschaffenheit und öffentliche Befanntschaft seiner neuen Meinungen werden von Freunden und Verwandten als arge Sünden verachtet; und der Abtrünnige wird fast als ein Verbrecher betrachtet; die Verlobte wendet sich von ihm ab und in den Londoner Gesellschaftskreisen, denen er angehört, werden ihm die meisten Thüren vor der Nase zugemacht. Da er nicht die geringste Aussicht hat, in der Stadt vorwärts zu kommen und eine seinen Geistesgaben und seiner Erziehung entsprechende Berufstätigkeit zu finden, geht er auf Reisen und dann zieht er sich aufs Land zurück, wo er mit einem kleinen von seiner Mutter erhaltenen Jahresertrommen anzukommen hofft, was ihm auch durch Sparsamkeit gelingt. Dort heiratet er eine ihm in gesellschaftlicher Beziehung und an Bildung weit untergeordnete, aber eheligmäßige und charaktervolle Witwe und Besitzerin eines kleinen Gutes, mit der er ein glückliches Leben führt. Der Lebensakt der einzigen Tochter dieses Ehepaares bildet den Mittelpunkt der Handlung. Es werden uns natürlich viele andere Persönlichkeiten vorgestellt, die alle gut gezeichnet sind, darunter die fromme, hartköpfige Halbschwester Hannah und die gemeinen Intriganten Frau Rakeman und ihre Tochter Rena.

Mag Bemerton's neueste Prosaabingung ist ein quasi-historischer Roman, der den Aufstieg des Thomas What unter der Regierung der »blutigen« Maria, Königin von England, behandelt. Die Persönlichkeiten sind größtenteils erdichtet, wie z. B. der Feld der Erzählung, Roy von Colverton und seine Gattin, Lady Barbara von Olerton, die ihm »zum König krönt mit den Juremen ihrer Liebe«. Nicht jeder Ehemann läßt sich ruhig von seiner Gemahlin trösten oder würde den ihm so aufgesetzten Kopfschmerz mit Stolz zur Schau tragen.

Eine anschauliche und treue Darstellung des Landlebens in einem abgelegenen Bezirk Englands, wo die Leute an alten Sitten mit großer Zähigkeit festhalten und altmodische Weltanschauungen für heilige Ueberlieferungen halten, enthält »Mook Beggars« Hall. Das stattliche Herrenhaus liegt auf einer kleinen Anhöhe von der Landstraße etwas entfernt und kommt den Bettlern und Landstreichern ungewein verlockend vor, aber der Gelbbettel der wohlhabenden und sonst gutthätigen Bewohner derselben bleibt für solches Gefindel stets verschlossen; daher der Name: Spott-Bettler-Saal. Die Personen, welche das Interesse des Lesers besonders in Anspruch nehmen, sind ein recht schönes Mädchen, die uneheliche Tochter eines reichen Gutbesizers, und dessen Nefte, ein gutmütiger, aber unsäuer junger Mann, der seiner Familie zum Verdrusse ein zweifaches Leben führt. Schließlich rettet er das von ihm geliebte Mädchen aus den Händen eines vornehmen Wüstlings, heiratet die unschuldige, aber wegen dieses Abenteuer einigermassen verdächtige

»Priss« und wandert mit ihr nach Amerika aus, einem Lande, das schon lange in englischen Romanen zu einem bequemen Niederlassungsort auserehren sind für Charaktere, die in der Heimat unmöglich geworden sind und, als nicht mehr brauchbar, verschwinden müssen.

E. P. Evans.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3905/3906.

Cont.: — 3905. Matthew Arnold. — The Welsh wars of Edward I. — Dixon's history of the Anglican church. — Maeterlinck's new book. — Annals of the Seymours. — Mr. Davidson's last poem. — An American history of Greek literature. — A new edition of Dyer's modern Europe. — New novels. — American history. — Philological books. — Theological literature. — School-books. — Canadian history. — American translators. — Norwegian books. — Our library table. — List of new books. — The return to nature. — »Wasted fires.« — The »Journal des Savants.« — The grave of Chaucer. — An Italian list of English monasteries. — »This world is but a vanity.« — The first book printed by Europeans in the east. — The coming publishing season. — The Hohenzollern candidature. — Literary gossip. — The climates and baths of Great Britain. — American ornithology. — 3906. The life of Dumas. — A new edition of Chambers's English literature. — Archbishop Rotheman. — Prague. — The Hostmen of Newcastle. — A new life of Tolstoy. — Berachya Nakdan. — A new history of France. — The Alfred Milenary. — Personally conducted. — New novels. — Recent verse. — Books on the far east. — The Patent and Close Rolls. — Ecclesiastical literature. — Books on Greek philosophy. — Our library table. — List of new books. — Tristan's song. — The new English Academy. — The marriage of the duke of Clarence. — The Rev. Dr. Angus. — »A Janior English grammar.« — The coming publishing season. — The »Heroica.« of Philostratus. — The Hohenzollern candidature. — Literary gossip. — Young's manual of astronomy. — The discovery of Australia, and the name America. — Roman Africa. — Notes from Rome.

Deutsche Revue. Prog. von J. Gießler. 27. Jahrg. September.

Inh.: Mepler, der bemauerte russische Frieden und die Abtötungstrag. — Ulrich v. Seifitz, Denkmalstätten bei Genesio und Amalold Albrecht v. Seifitz. (Fort.) — R. Mann, München. — Fürst Baltsazar Czeretzi, das Grabmal Janczeczki XI. — E. Pfaundler, Wunder und Geistesführung. Vom Standpunkte des Naturforschers. — G. v. Below, die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828—1834. Briefe des Generals v. Wrangel. — Aug. Sagenbach, die Entwicklung und der heutige Stand der Redebenen- und Reigenstücken und die Beziehungen zu anderen pflanzlichen Gesteinungen. — H. v. Brandt, Carl Hebel. — Max Georg Schmidt, ein Stammholz und der transtürkische Palastbau. — Franz Polzka, eine Wanderung durch die arabischen Monumente Kairo's. — v. Mühlentzsch, Eisenbahnabfertiger und Selbstkaiser.

Neud und Süd. Eine deutsche Monatschrift. Prog. von Paul Emdan. 26. Jahrg. September.

Inh.: A. C. Giler, die Geige Bolters von Ulpi. — Hans Emdan, Canabere's Jubelgedächtnisreden. — H. Reiffers, Gedichte. — H. B. Krauß, Gabriele Reuter. — Schickel, Romanen. (Sch.) — H. v. Gottschall, die Frauen im Leben von Nikolau Renan. — H. Dübler, der Schlaf als Prinzip der Regenerationsenergie. — Ilse Benzig, Ibra. — Gddy Deutb, Eselchen.

Die Heimat. Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landschaftsdenkmale in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 9.

Inh.: Schwandratsheim, deutsche Heimatkunst I. — F. Lange, über ehemalige Städte in Holstein. — F. Arfstedt, die erste Schwämmischele unterer Schleswig-Holsteinschen Nordseeküste. — Wiffert, Volksmärchen aus dem sächsischen Holstein.

Der Jäger. Monatschrift für Gemälde und Kunst. Progr. G. Jehr. v. Grotzsch. 4. Jahrg. Sept. 12.

Inh.: Peter Pollegger, ein Bild von emigen Dingen. — Max K. H. K. Jepsen, Gemälde. 28. August 1892 bis 18. Juli 1896. — Karl Eddler, aus Eth. Vag. K. K. Jepsen. (Sch.) — G. Schürer,



die „Überlieferung“ in sprachgeschichtlichen Fragen und was Mittel der Arbeit ist (Chrestomachie in Italien). - **W. Kreis**, die Reichs- und Provinzial- (101) u. Jung- der Sozialismus im fünften Heft. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - **W. G. Krüger**, Wagners und Goethe. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Tägliche Rundschau. Berlin. Unterhaltungsbeilage. Abt. G. Nr. 21.**

Nr. 196-207.  
 Das Buch (1902/3) **Reiz** und **Caroline**. Was unsern nach Romer- und englischen Mitarbeitern. - **W. B. Wagners**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Zeitung. 1902. Nr. 176/192.**

Nr. 176) **Empfohlen** **Heldens**, das neue Schicksal in England. - **W. G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Woge. Wiener Wochenchrift. Hrsg. von G. B. Zentgraf. 6. Jahrg. Nr. 36/37.**

Nr. 36) **Das** **Weltliche** **Wagners**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Zeit. Hrsg. J. Singer, R. Dufour u. G. Ranner. 32. Bd. Nr. 413/14.**

Nr. 413) **Sozialdemokratische** **Prolegomena**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Zeit. National-soziale Wochenchrift. Abt.: Paul Schachtel. 1. Jahrg. Nr. 49/50.**

Nr. 49) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Hilfe. Hrsg. G. Ranner. 8. Jahrg. Nr. 36/37.**

Nr. 36) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Dreierlei Ausleger. Romane-Beilage. 2. Jahrg. Nr. 36.**

Nr. 36) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Kunst. Ueberblick über die Fortschritt und Bewegungen auf dem Gebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst.**

Hrsg. von G. B. Zentgraf. 6. Jahrg. Nr. 37-38.  
 Nr. 37) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum. 6. Jahrg. Nr. 48/49.**

Nr. 48) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die oberen Schichten. Wöchentliches Unterhaltungsblatt für alle Stände. Abt. B. 1. H. 1902. Nr. 24/24.**

Nr. 24) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Jahrbücher Zeitung. Abt.: Franz Reich. Nr. 3068/89. (119. Bd.)**

Nr. 3068) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Ueber Kunst u. Meer. Deutsche Kultur Zeitung. Berlin. Abt.: F. Schachtel. 88. Bd. 4. Jahrg. Nr. 49/50.**

Nr. 49) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Die Woge. 4. Jahrg. Nr. 33/36.**

Nr. 33) **Die** **Wagners** **und** **Caroline**. - **G. Götting**, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (102) G. Wagners, die merkwürdigen Untersuchungen des Mittelalters und die englische Dichtung in der Zeit der Reformation. - (103) R. Paul, Göttingische. - **J. G. Götting**, Vermehrte Fortsetzung des dem Rango-Cardinalen. - **W. B. Wagners**, zwei französische Feinde. - **W. B. Wagners**, Fortsetzung des Buches.

**Mitteilungen.**

Ein neues Volksblatt in vier Akten von Richard Cromwell und Leo Walter Stein, **„Geschwister Kent“**, erlebte im Apollotheater zu Nürnberg seine Uraufführung und wurde dem Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Im Hochtheater zu Wiesbaden wurde eine neue Offiziersoper, **„Eckstein“**, von Franz v. Czerning aufgeführt und erzielte lebhaften Beifall.

Ein neues vieractiges Eulentendrama, **„Ein verlassenes Mädchen“**, von Max Rißfeldt trat im Theaterviertel zu Hamburg bei der ersten Aufführung Erfolg davon.

Das neue vieractige Schauspiel, **„Der Jüngling“**, von R. Vogel erlangte bei seiner Uraufführung im Berliner Lustspieltheater nur einen Achtungserfolg.

Im Stadttheater zu Mainz fand eine neue Operette, **„Die schlaueste Linie“**, von G. B. Zentgraf und Leo Walter Stein bei den Vorführungen bei der ersten Aufführung freundliche Aufnahme.



# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 19.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarnke.

[3. Jahrgang,

Verlegt von Edward Kocanariak in Leipzig,  
Kistenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

4. October 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

L'Auteur de 'Amis et Amoureux' et Maurice de Walleffe, *Mater Dolores*. (301.)  
Fohrmann, Wigen. *Ö. Dramatische Werke*. I. (306.)  
Tommaso, R. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)  
Guth, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)  
Koch, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)  
Koch, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)  
Koch, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)  
Koch, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. (301.)

Höder, P. D. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)  
Hiltz, P. *Legter Hiltz*. (301.)

Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)  
Commerlat, H. *Strell*. (302.)

Alle Buchbesprechungen erbiten wir unter der Adresse des Verlegers, E. Kocanariak, Kistenstraße 18, alle Briefe unter der des Herausgebers (Kaiser Wilhelmstr. 59). Nur solche Werke können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir stets den Namen des Verlegers anzugeben.

## Roman.

Compta, Georg Hiltz, v. *Gacilie von Sarrayn*. Roman. 2 Bde. Berlin, 1902. Rentant & Co. (295 u. 336 E. 8.) 10; geb. 12.

H. u. v. Z.: *Deutscher Adel um 1900*. Teil 3.

Derf., *Traum im Süden*. Gbba., 1902. (166 E. 8.) 2; geb. 3.

Folens, Wih. v. *Wurgelsader*. Roman in 2 Bdn. Gbba., 1902. (281 u. 282 E. 8.) 8; geb. 10.

Johelitz, F. v. *Die Freiherren*. Ein Roman vor 100 Jahren. 2 Bde. Gbba., 1902. (271 u. 368 E. 8.) 8; geb. 10.

Guth, W. *Der Kampf um die Geoplypennide*. Eine Geschichte und Beschichten aus dem Leben eines Jagunars. 2 Bde. Heilbronn, 1902. Winter. (III, 441 und III, 440 E. 8.) 6; geb. 8.

Höder, Paul Col., *Legter Hiltz*. Eine Wintergeschichte. Leipzig, 1901. Hiltz. (267 E. 8.) 3; geb. 4.

Gutheil, Arth., *Angelos Bild*. Roman. Leipzig, 1901. Grubel & Sommerlatte. (270 E. 8.) 3; geb. 4.

Innerhalb eines Jahres hat Georg Freiherr von Compta die stattliche Bände auf den Markt gebracht, von denen nicht einer Anspruch auf die künstlerische Bedeutung machen darf, wie sie seinen „Sohnen von Geyer“ oder seinen „Eysen“ auszeichnet. Wohl nicht ohne Absicht fügte der Verf. seiner „Gacilie von Sarrayn“ den empfehlenden Untertitel „Deutscher Adel um 1900, dritter Teil“ bei, um sie von vornherein seinen eben genannten Meisterwerken ebenbürtig zur Seite zu stellen. Vergebliches Bemühen! Waren die beiden ersten Adelschilde rungen wirklich Kulturbilder von großem Zuge und weitem Horizont, so ist dieser dritte Teil nur ein gewöhnlicher Familienroman geworden, dessen Geschehen rein zufällig „von Adel“ sind, im übrigen aber ebenso in jedem braven Phälisterrömchen mitspielen könnten. Des näheren auf die Fabel eingesehen, hat zur Zeit wenig Zweck; Compta ist ja schon wieder um zwei Bänder weiter und die leuchtende große Menge hat die „Gacilie von Sarrayn“ längst verschlungen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß in diesem Romane, wie so oft bei dem hochbegabten Verf., recht wertvolle Plünde vergaben sind. Die Exposition ist vorzüglich und auch weiterhin fehlt es nicht an Höhepunkten Comptaschen Könnens. Ja, es hätte vielleicht nur wenig Mühe gekostet, um aus dem saute

de mieux selbstlosen „Tanten Gacilie“ einen Typus von universaler Bedeutung zu schaffen. Doch anstatt diesen Charakter mit rastloser Liebe immer kraftvoller herauszugestalten, zieht es Compta sehr bald wieder vor, mit allerlei billigen Illusionschilde rungen und oberflächlicher Stizentkunst Seiten auf Seiten zu füllen, um sich am Ende ganz zu verlieren. Der mächtige Strom verläuft schließlich wie ein Wühlstein im Sande. — Ueber den „Traum im Süden“ ist noch weniger zu sagen. Die Erzählung behandelt die Episode einer vergeblich ausgeführten Jugendliebe zwischen einem norddeutschen Agrarier und seiner einflussigen Jugendgeliebten, aus der mittlerweile eine weisse Wredame geworden ist. Das harmlose Geschehen, das übrigens vom Verlage recht geschmacklos ausgefattet ist, liest sich stellenweise ganz amüsan; das ist aber auch alles, was man mit gutem Gewissen zu seinen Gunsten vorbringen kann.

Von Compta zu Folens, den beiden jetzt häufig zusammengeannten Schriftstellern, ist dieses Mal ein weiterer Sprung. In den Dresdener Salons spricht man gern bei Erwähnung der modernen Literatur von Folens und Compta wie bei der klassischen Literatur von Schiller und Goethe. Man disputiert wohl auch mit Vorliebe darüber, wer der Größere von beiden sei. Meines Erachtens sind beide kaum mit einander zu vergleichen, da sie grandiosschwebende Ziele verfolgen. Compta, der mit französischer Leichtigkeit gestaltet und noch leichter componiert, hat seine Freude an tastlosen Schildern, er will unterhalten, will auch die große Menge wirken mehr durch die Fülle und Verschwiegenheit der Motive und Charaktere als durch künstlerische, ethische oder gar philosophische Vertiefung des Einzelnen. Folens ist bei weitem schwerfälliger, germanischer und gründlicher. Er ringt mit seinen Menschen, mit seinen künstlerischen Ueberzeugungen, vor allem mit seinen Problemen. Man hat bei ihm fast immer das Gefühl, einem echten Dichter gegenüber zu stehen, dem es heiliger Ernst mit seinem Schaffen ist, der etwas los werden muß, was ihm sonst den Atem benimmt, der in erster Linie die Absicht verfolgt, sich selbst mit den Dingen, Personen und Gedanken auseinander zu setzen und erst in zweiter Linie an das Publicum denkt, das übrigens bei ihm auch gar nicht immer auf seine Kosten kommt, zumal in den letzten Jahren. Auch Folens ist längst in den Fesseln fast aller

unserer heutigen Schriftsteller verfallen, er schafft zu hastig und veröfentlicht Unausgereiftes. Mit seinen ersten drei großen Romanen, dem „Pfarrer von Breitenborn“, dem „Mütterbauer“ und dem „Grabenjäger“ hat sich der lausitzische Dichter einen Ehrenplatz in der modernen deutschen Literatur gesichert. Man mag im einzelnen über die darin behandelten Probleme denken, wie man will, man mag zugeben, daß in keinem der drei Werke eine wirklich befriedigende Lösung erzielt worden ist, aber es sind doch Werke aus einem Guß. Seitdem ist Polenz jedoch unsicher geworden und hat, leider viel zu schnell, drei weitere Romane veröfentlicht, die mit ihren Vorgängern keinen Vergleich aushalten können. Das oberflächliche Urteil der Tageskritik war nun schnell bei der Hand und erklärte: Polenz hat sich eben ausgeschrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eigentlich nur solche Schriftsteller sich schon in jungen Jahren aus schreiben, die sich selbst wiederholen, d. h. ein ihnen geläufiges Thema gern wieder behandeln oder ein von ihnen gut beherrschtes Gebiet nicht gern verlassen. Polenz verrät sich schon dadurch als Dichter von größerem Range, daß er stets nach Neuem auskifcht und fast mit jedem Buche aus neue die literarischen Wetterpropheten verläßt. Die Naturalisten und Heimatkünstler meinten: Er habe eben sein Specialmilieu, seinen heimatlischen Nährboden, verlassen, und da könne die Strafe natürlich nicht ausbleiben. Darauf läßt sich verschiedenes antworten, einmal daß Polenz in seiner Darstellungstechnik noch immer ein wackelhafter Naturalist ist, fernerhin daß die ersten drei Romane auch nicht richtige Heimatkunsterke waren, und daß endlich große Kulturromane unmöglich samt und sonders auf dem fargen Boden der Oberlausitz spielen können. Im Gegenteil, der Dichter müßte den Lausitzer und den Großgrundbesitzer in sich noch weit mehr überwinden, um die rechte Universalität des großen Romanciers zu erriden. Einem Werke gegenüber wie dem vorliegenden Literatenroman „Burgelodder“ scheint ein solcher Mat zunächst sehr absurd. Und doch möchte ich behaupten, aus dem tiefgründigen, z. T. erregenden Stück Leben, das hier geschildert wird, hätte sich etwas ganz anderes machen lassen, wenn der Autor nicht mit dem Blick des Provinzialen das gesellschaftliche und künstlerische Treiben des Residenz, nicht mit dem Auge des vornehmen Quäntisten das qualvolle Ringen eines entgleiten Wahrheitsstretzers betrachtet hätte. Und dennoch liegt in der Schilderung der inneren Entwicklung des Selben Fritz Berting, der in der kurzen Zeit seiner tragischen wilden Ehe eine geistige und ethische Läuterung durchmacht, der Hauptwert des nicht gerade sympathischen, aber ernstgemeinten und durch und durch ehrlichen Buches. Die Frage nach den sittlichen Konsequenzen eines solchen Verhältnisses wird durch die gelungenste Gestalt des Romans, durch den schwäbischen Kritiker Dr. Rehmfin, energisch angeregt, aber nicht beantwortet. Der Dichter zieht es vor, durch den Tod des Mädchens den Conflict auszuhalten, aber nicht zu lösen. Die Folge davon ist freilich, daß man am Schluß nicht eigentlich das beruhigende Gefühl hat, der Stürmer Berting ist nun ein ganzer Mann geworden, einer der Männer, wie sie die Zukunft der deutschen Literatur unbedingt braucht. Das übliche Fragezeichen der Modernen schließt auch hier das Buch. — Ein besonderer Vorzug des gedankenreichen Werkes ist sein Gehalt an praktischer öfthetischer Weisheit. Zur Technik des künstlerischen Schaffens liefert hier Polenz eine Reihe höchst interessanter, teilweise natürlich recht subjectiver, vielleicht aber darum doppelt wertvoller Beiträge. Der literarische Feinschmecker wird überhaupt bei der Lectüre auf seine Kosten kommen, denn auch eine Menge bitterer Wahrheiten und ergößlicher Satiren auf unser heutiges Literaturlieben

würden die Darstellung. So entwickelt z. B. S. 127 der vorzüglich larricirte Verleger Weißbleicher seine literarischen Ansichten folgendermaßen: „Hat es irgend welchen Sinn, an einem Roman lange zu küßeln und zu feilen? Das Publicum will ja gar nichts künstlerisch Rollenbetes. Etwas Neues, Ueberausendes, Verblüffendes ist die Hauptfache. Auf die Feinarbeit im Einzelnen zu achten, hat der heutige Leser nicht mehr die Geduld. Darum erscheint es Zeit- und Kraftverschwendung, wenn ein Autor lange an seinem Werke herumbohrt. Haushälterlich sein mit den Mitteln, ist ein wichtiges Handwerkselement. Ein Gedanke genügt für ein Buch; kommt einem beim Schreiben ein neuer, so notiert man sich den für das nächste. Auf diese Weise kann man im Jahre ganz gut seine zwei, drei, ja vielleicht sogar vier Romane schreiben. So wird man populär, bekommt einen Namen. Müßelos geht das, man muß nur fleißig sein. Oetonomie vor allem! Die Redame besorgt der Verleger. Dann verdient man spielend einen Paufen Geld.“ Vergleichlichen Ausführungen sind im „Burgelodder“ nicht selten, sie lesen sich gut, nur kommt dem Leser zuweilen der fatale Gedanke: „Wer im Glashaufe sitzt, sollte eigentlich nicht mit Steinen um sich werfen.“ Polenz ist gewiß kein Dmptede und wird hoffentlich auch nie einer werden, aber seine letzten Bücher schmieden doch gelegentlich auch ein wenig nach dem Weißbleicherischen Rezept. Noch unbehaglicher wird dem kritischen Leser zu Rute, wenn Polenz über Selbstkritik, Kunstmittel und Schaffensmaximen recht goldene Weisheiten zu Tage fördert. Unwillkürlich steigt da die bitterböse Frage auf: Warum, verehrter Dichter, folgst du denn selber den Weisungen nicht, die du als richtig und heilsam erkannt hast? Mit eindringlichem Ernst spricht zu z. B. I, S. 161 fg. vom Durchsehen und Ueberarbeiten, und bei den mancherlei Ungleichheiten im eigenen Werk drückt du ein, ja mandmal beide Augen zu! Wie richtig erkennst du II, S. 47 das indirecte Charakterisiren als wichtiges Geheiß der Erzählerkunst, und doch charakterisierst du selbst immer wieder direct! Wie prächtig verheißt du z. B. I, S. 14 fg. das Wesen des großen Poeten zu schildern; ja, aber warum willst du deine schönen Worte nicht in Thaten umsetzen und selbst der Dichter werden, der du kraft deiner Gaben und deiner Erkenntnis recht wohl werden könntest. Warum, Wilhelm von Polenz, bleibst du wie dein hochtalentierter, im Grunde aber arbeitsger Herr innerlich in der künstlerischen wie sittlichen Halbheit, äußerlich in der qualenden Mißere des einseitigen Naturalismus heden und erhebst dich nicht in die reinen Höhen des gefunden ethischen Romans, von universalem Interesse, den unser Volk gerade von dir, dem kraftvollen, mutigen Dichter des „Pfarrers von Breitenborn“ erwartet? Ja warum? Ein Mann, der das Publicum mit Pfaffen abspießen will, dem es nicht heiliger Ernst um sein Schaffen ist, setzt nicht an den Schluß eines solchen durch und durch subjectiven und darum doppelt ethischen Romans: „Nuch er war mit dem Gedanken ausgezogen, das Leben sei ein Fest, welches man nur zu genießen brauche; aber es war mehr. Herr bekam das Leben erst, wenn es von seinem Träger gestaltet wurde. Ein neues Gefühl wuchs in ihm heran, Ehrfurcht vor dem großen Ethos des Daseins. Die Geheße des Seins mußte der Mensch anerkennen und sich ihnen unterwerfen, sonst glich er einem steuerlosen Schiff auf hoher See. Berting war auf nichts stolzer als auf sein Künstlertum. Aber das Gottesgnadentum des Dichters wurde nur dem fruchtbar, der sich diese Würde verdiente. Dichten und Leben steht in innigem, unzertrennlichem Zusammenhang. Alles echte Dichten ist ein geheimnisvolles Reimen von tief aus dem Inneren quellenden Gefühlen, ein Ueberfließen von erlebten Dingen.“

Die übrigen der vorliegenden Romane sind von feiner künstlerischen oder auch nur literarischen Bedeutung. Sie sind samt und sonders sogenannte „Unterhaltungsware“ oder derber ausgedrückt „Lehrbücher“, allerdings von sehr verschiedener Qualität und Quantität. Jeder von J. Obelitz erzählt auf den 600 und einigen Seiten seiner „Freibeuter“ eine phantastisch-romantisch-grawifische Geschichte aus den Tagen des alten Berlin zwischen 1789 und 1806. allerlei zweifelhaftes Revolutionsgeschwätz trieb sich damals in deutschen Landen umher und bietet noch heute für Schauromane dankbare Sujets, wie „die Freibeuter“ zeigen. Auch Willibald Alexis hat bekanntlich in seinen großen Romanen „Kathe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Jegrim“ von solchen Abenteuerern Notiz genommen, aber was der große Romancier nur für den historischen Hintergrund und das Epochenwert verwendete, das stellt der kleine Unterhaltungsfabrikant in den Vordergrund, in die Hauptbanalung. — Max Eyth führt seine Leser in romantische Gegenden, um sich ihr Interesse und ihren Dank zu verdienen. Das gilt seit den Tagen des seligen Gerslöder bis auf die heutige Zeit des leider noch sehr lebendigen Max auch als ein erprobtes Geschäftsmittel. Ich würde das letztere System sogar vorziehen, denn eine abenteuerliche Reiseschichte ist immer noch hibender als ein unheimlicher Schauroman. In diesem besonderen Falle spricht außerdem für Eyth gegen Obelitz, daß er sehr viel besser erzählt, sein Gebiet zehnmal besser beherrscht und außerdem einen gar nicht üblen Humor besitzt. „Der Kampf um die Utopopyramide, eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs“ kann man also mit ziemlich gutem Gewissen empfehlen, man langweilt sich trotz der 881 Seiten keinesfalls, thut seinen Nerven keinen Schaden, wird sogar von Zeit zu Zeit recht herzlich lachen können. Also, was will man mehr? Für die meisten Leute ist das die einzig brauchbare, ja ideale Literatur. — Paul Oskar Höder ist an Fruchtbarkeit sogar einem Dmpteda noch überlegen, so hat er z. B. im Jahre 1900 nicht weniger als fünf Romane veröffentlicht. Welche Reihenummer die vorliegende „Wintergeschichte“, betitelt „Lehter Filt“, trägt, weiß ich nicht, eine besonders „feine Nummer“ ist es jedenfalls nicht. Wie der Titel andeutet, handelt es sich um die leichtsinnig begonnene Liebesaffäre einer schönen zur Erholung in einem Wintercurort weilenden Salondame mit einem jungen Galan; durch den unerwarteten Tod der Helbin erhält die Erzählung einen interessanten tragischen Anflug. Als Lectüre für jüngere und ältere Damen, in und außer Kurorten, ist die Geschichte durchaus empfehlenswert, die pädagogische Wirkung ist mir allerdings nicht ganz ausgemacht. — Der Roman „Angelos Bild“ aus der Feder des Leipziger Arztes Arthur Gutheil ist leider noch eine Nuance dürriger als der Hödersche, der wenigstens flott geschrieben ist. Es ist eine der vielen Künstlergeschichten, die kein Künstler schrieb. Der Analleffect ist nicht ganz neu, es ist wieder einmal die wiederträgliche, hinterlistige Vernichtung eines wundervollen Kunstwerkes. Weißt werden die Bilder zerhackt (d. h. in der Literatur, im Leben ist mir noch nie dergleichen vorgekommen), hier wird das Verbrechen mit Schwefelsäure ausgeführt, noch dazu in der Riffenverpackung. Das ist allerdings eine ganz abgefeimte Gemeinheit. Das ist geradezu wissenschaftlich raffiniert! Und trotz alledem ist der Roman jeterbenlangweilig.

Herrn Anders Krüger.

## Moderne Dramen.

**Romanig, Karl.** Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen. München, 1902. Allgemeine Verlagsgesellschaft. (100 E. 8.) 2. 25.

**Sommerlad, Fritz.** Streit. Ein Zeitstück in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, 1902. Vierjen. (179 E. 8.) 2. 50.

**Tomasetz, Ernst.** Die Tragikomödie der Fuchsfrauen. Erstes Teil. Die Fuchsfrauen. Ein Drama in drei Aufzügen. Wien, 1902. Koenig. (114 E. 8.) 2.

Dem waderen Tiroler Dramatiker und Novellisten Romanig (geb. 1851 zu Sterzing) hat vor fünf Jahren der Salzburger Professor Jos. Gahner einen größeren Werkkreis in Deutschland zu werden versucht; ich glaube nicht mit großem Erfolge. D. hat in seinen früheren Dichtungen wie in seinem neuesten Drama nichts, was dem Tagesgeschmacke entgegenkommt, ja im „Idealisten“ verspottet er sogar die modernen literarischen Richtungen. Aber bei näherer Beschäftigung lernt man den Verfasser der dramatischen Trilogie „der Tiroler Freieistampf“ (1885—97) wegen mancher guten Eigenschafien schätzen. Er erinnert an die schlicht einfache und so sympathische Art seines Landsmanns Pichler und wie Pichler ist er mehr für die erzählende als die dramatische Gattung begabt. Auch sein „Idealist“ würde in der Mischung von Städten und Tiroler Bauern eine bessere Novelle geworden sein; indessen mutet auch die dramatische Darstellung des Widerstreites zwischen der Keigung zum gelehrten Berufe und der Liebe zur Tochter des Bauernwirtes, die nur wieder dem Wirt und Landmann die Hand reichen darf, freundlich an. Die Bauern sind gut geschildert, die Literaten absichtlich caricirt und der Theaterdirector allzu edel gehalten. Die Sprache ist frisch und natürlich, die Verwebung des Inhalts der um den Preis weitestfernden Komödie in die eigenen Schicksale des Liebespaars recht geschickt durchgeführt. Diese Kunst weiser Präfigation, die an dem etwas altdäuerischen Tiroler Idealisten erfreut, hat Sommerlad in seinem Zeitstück durch Auftragung der stärksten Farbenreichte verdrängt. Der Agitator, welcher die wohlbezahlten Arbeiter zum „Streit“ verhetzt, thut dies um seines persönlichen Vorteils willen. Er verführt die hübsche Arbeiterstochter, löst sich vom Fabrikanten für Beilegung des Streits zahlen und macht sich, wenn die Not aus höchst gestiegen ist, feige aus dem Staube. Die Arbeiter selbst erscheinen als brutale Thoren. Das ist weder nach dem Leben geschildert noch in der Artmut der sich hinstellenden und wiederholenden Scenen irgendetwie dramatisch wirksam, sondern ein ganz verfehlter, unbedeutender Versuch, durch sociale Schlagworte und socialdemokratisch-feindliche Tendenzen ohne jede dramatische Begabung Effect zu machen. Socialpolitische Fragen spiegelt auch die phantastische Tragikomödie Tomasetz wieder. Das aus Not sich empörende Volk und die den guten, alten König täuschende Hofgesellschaft gehen zugleich im Ausdruck der Clemente unter, aus dem einzig die miltbäufige Königtöchter Charitas und der von neuen, dem Gemeinwohl dienenden Schiffen planende Baumeister sich retten. Die Symbolik ist wohl deutlich, aber das Ganze ohne poetische Behaltungskraft und ideemant, so daß man an diesem ersten Teile des als Cytus entworfenen Wertes schon genug haben möchte.

Max Koch.

## Lyrik.

**Baquet, Alfons, Lieder und Gesänge.** Berlin, 1902. 6. 200. (VII, 129 S. 8.) M. 2.

Neue deutsche Lyriker. Hrg. u. eingel. v. Carl Busse. 1. Bdchen.

**Höfß, Adolf, Sternschnuppen.** Gedichte. Gd., 1902. (VI, 149 S. 8.) M. 2.

Daff. 2. Bdchen.

**Fuchs-Rordhoff, Felix von, Ringendes Leben.** Dichtungen. Hamburg, 1902. Janfien. (134 S. 8.) M. 2; geb. M. 3.

**Dem Rhein entlang.** Ein Liederbuch. Mit Musikbeilagen. Jülich, 1902. Verlag des Verlegers Göttingen. (130 S. 4.) M. 1.

Unter dem Titel „Neue Deutsche Lyriker“ beabsichtigt Carl Busse eine „an keine Zeit und Zahl gebundene“ Folge neuer Gedichtbücher herauszugeben, von der er sich, nach den mehr als pönegrischen Gefeilsbriefen zu den ersten beiden bislang erschienenen Bändchen zu schließen, einen ziemlichen Erfolg verspricht. Aber diese beiden Bücher scheinen mir nicht gerade geeignet, dem Unternehmen ein allzu günstiges Prosopop zu stellen. Es sind fast durchweg Verse, die sich nicht sehr über den Durchschnitt erheben. Sie tragen weder das Gepräge vollendeter Schöpfungen, noch weisen sie hervorragende Entwicklungsmöglichkeiten auf. Vorläufig gilt für sie bestenfalls noch das von Busse in der Einleitung zu dem ersten Buche „Lieder und Gesänge“ von Alfons Baquet citierte Wort der Grimms, das sie ihren Kinder- und Hausmärchen nachredeten (ungeachtet es Busse nur auf einige in ihrer äußeren Form nicht ganz einwandfreie Gedichte P.s angewandt wissen will), „daß sie zwar schon die selbigen glänzenden Augen hätten, während die anderen Lieder noch schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt seien“. P. ist nicht unbegabt, aber er muß noch viel Selbstguth üben, vor allem die fremden Einflüsse überwinden und sich vor Reminiszenzen in Acht nehmen. Es ist einem ja heute nicht eben leicht gemacht, seine eigene Wort zu finden, aber ein ehrlicher Kerk, der das gute Streben hat, schlägt sich mit seiner Part durch alle Leuzel, wenn er zu Gott will, wie das heute deutsche Wort sagt.

Einen ungetrübteren Genuß hat man von Adolf Höfß „Sternschnuppen“, obwohl auch hier das Vollwertige oft neben sehr Minderwertigen steht. Die Sprache dieser Verse ist naturwüchsig und schlicht und hat in der Lebhaftigkeit und Frische ihrer Bilder und Sinnbilder viel mit der Sprache des Volksliedes gemeinsam. Zu weit nur scheint mir P. zu gehen, wenn er mitunter bodenständige Worte und Wendungen des Volksliedes („ichlohweiß“, „Treuhaube“ u. A.) in seinen Sprachschab herübernimmt. Verealt, süßlich und sehr manieriert wirken hente Ausdrücke wie „Buntvogelein“ oder „Gelbweigelein“. Als eines der besten Gedichte des Bändchens erscheint mir:

### Rendevous.

Niederwimmeln und bröckelnde Stein,  
Knoblich, klirrende Bügel —  
Ueber dem Duf und über dem Echo  
Surren geschwehelter Flügel.

Stand ein Izum im Golde und Wind,  
Kannte ich nimmer vergessen:  
Ein schwarzhaarig Gefellnd  
JA darunter gesehen.

Waren die Haare so schmal wie die Nacht,  
Die ich verhielt mit dem Kinde,  
Und die Lippen so wunderhaft  
Und so schwer voller Gänge . . .

Ungeschrieben hätte das Buch „Ringendes Leben“ von Felix v. Fuchs-Rordhoff bleiben sollen. Es enthält sehr viel billige Alltagsweisheit; sehr viel feine Gesährchen, welche in abgetraugten Wortgewändern prunken, die ihnen zu lang

und zu weit sind; sehr viel unwahre Sentimentalität mit Seufzern, Thränen und rührseligen Interjectionen und ein ganzes Heer von Oberankstirichen.

Unter den Anthologien, die uns das letzte Jahr besichert hat, wird das Liederbuch des Verlegers Göttingen „Dem Rhein entlang“ nicht unerwähnt bleiben dürfen. E. F. Meyer, Rordhoff, Kinkel, Feine, Frey und viele Andere, die den prächtigen Strom besungen haben, sind mit ihren besten Gaben vertreten; da wir schon verstreut sind die Gaben des Volkes: deutsche, holländische und italienische Weisen. Es wird einem beim Lesen dieses Buches ganz warm ums Herz und man freut sich der bunten Pracht, die alle Sinne mit Schönheit füllt: der blühenden Gelände, der trotzig aufragenden Burgen, des gesunden kräftigen Menschenschlags und all des sagenumwobenen Jaubers den Rhein entlang.

Max Fleischer.

## Französische Romane.

**L'Autour de l'Amitie Amoureuse** et **Maurice de Waleffe**, **Mater Dolorosa.** Neuvième Edition. Paris, o. J. (1902). Calman Lévy. (402 S. 8.) Pres. 3, 50.

**Vanyope, Gustave, Claire Fantin.** Brüssel, o. J. (1902). Ballet. (308 S. 8.) Pres. 3, 50.

Frau Comoute de Rouy (denn sie ist die Verfasserin der Amitie Amoureuse, und es wäre schade, den Namen der großen Dichterin dem Publikum vorzuenthalten) und der bis dato gänzlich unbekannt Herr Maurice de Waleffe haben sich associiert, um die französische Romanliteratur, die wahrlich nicht gerade arm an unerquicklichen Stücken ist, um ein Product zu bereichern, bei dessen Lectüre man wirklich in Verlegenheit gerät, ob man sich mehr über die Verwerflichkeit des Problems, die Abwesenheit der Darstellung oder die fische Geschmacklosigkeit ärgern soll, die in der Wahl des Titels liegt. Das Thema des Buches ist kein geringeres als die verbrecherische Liebe zwischen Mutter und Sohn. Dieser erbauliche Vornuss bietet dem würdigen Verfasserspaar den dankbarsten Stoff zu einem endlos ausgepönnenen Briefwechsel, den es im Namen der traurigen Helden mit sichlichem Behagen executiert. Die phrasenhafte Versteigenheit und hysterische Lieberreizeit des Tones trägt auch nicht dazu bei, die widerliche Fabel genießbarer zu machen. So ist es kein Wunder, daß der unglückliche Leser erleichtert aufatmet, wenn der liebende Sohn der ins Kloster geschickten Mutter S. 397 die ersteiliche (d. h. für den Leser ersteiliche) Mitteilung macht: Je baise le revolver qui me vient de toi et j'introduise hardiment cette clé dans la serrure du néant.

Einem solchen Nachwerk gegenüber wirt der Roman Vanyopes doppelt wohlthuend. Nicht als ob er ein Reizwerk wäre: über das Maß einer guten Durchschnittsleistung ragt er nicht hinaus. Aber die gesamte Lebensauffassung und der sittliche Ernst des Autors machen einen ungemein sympathischen Eindruck. Die Geschichte, die uns V. erzählt, ist einfach genug. Claire ist seit zwölf Jahren mit dem Ingenieur Pierre Fantin verheiratet. Sie liebt ihren wadern Mann, der mit herzlicher Neigung an ihr hängt, ist eine treffliche Hausfrau und sorgsame Mutter. Dennoch ist sie nicht völlig glücklich. Die behaglichen, wenn auch bescheidenen Verhältnisse, in denen sie lebt, sind ihr zu eng. Sie träumt von einem Dasein in Glanz und Reichtum, voll Luxus und Raffinement, was sie ihre Jugendfreundin Hermance, die Gattin eines reichen Fabrikanten, führt. Mehr und mehr gewinnen diese Träume und Wünsche Macht über sie; sie drohen schließlich das Glück ihrer Ehe

zu führen. Pierres hellem Bild bleiben die inneren Kämpfe seines Weibes nicht verborgen; mit Sorge empfindet er, wie die Gedanken Claires, ihr selber unbewußt, sich immer weiter von ihm entfernen. Vergessen sucht er ihr zu Hülfe zu kommen; es gelingt ihm zwar, sie auf Augenblicke ihrem Willen zu entreißen; aber ihre Sehnsucht ist stärker als ihr Wille, die sie Zwangsvorstellungen nehmen die Träume sie immer aufs neue gefangen. Das Beispiel der leichtlebigen, gewissenlosen Freundin übt einen immer härteren Einfluß auf sie aus. Schon berührt ihr Fuß den Rand des Abgrunds; doch die Liebe zu Pierre, die Stimme des Gewissens retten sie in der Stunde der Gefahr vor dem Fall. Die seelische Erschütterung dieser Stunde führt eine Krise herbei, die den Beginn der Genesung bedeutet. Die schwere Erkrankung des jüngsten Kindes, die ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt und ihr keine Zeit zu gefährlichen Träumereien läßt, der Zusammenbruch des vielbelebten Glases der Freundin, dessen innerer Hohlheit ihr die Katastrophe ersprechend offenbart, das Gehen eines Arbeiterfreis, das ihren Blick von den heimlichen Sorgen um seine eigene Zukunft ablenkt; das alles trägt dazu bei, den Heilungsproceß zu fördern. Die volle Genesung aber verbannt Claire der sorgenden Liebe des Gatten, der mit zarter Schonung und mildem Ernst die Verzogene tröftet, die Ermattende stärkt, die Strauchelnde stützt und so die angstvoll Suchende mit unermüdbarem Geduld auf dem Wege vorwärts führt, der aus dem Lande irdischer Träume ins Reich der Wirklichkeit und der werththätigen Liebe führt.

W.

## Handbücher.

**Spermanns goldenes Buch der Weltliteratur.** Eine Handtabelle für Jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von Eduard Berg, Graf Braunwetter u. s. w. Berlin u. Stuttgart, 1901. Spermann. (1430 Nr. 8.) Geb. 1.6.

**Kürschners Jahrbuch.** Kalender, Wert- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, Leipzig, Gießen, 1902. Hüllger. (916 S. 8.) Brosch. 1.

Jedes der beiden Bücher hat seine besondere Aufgabe. Die Aufgabe des goldenen Buches, schnell und einigermaßen richtig zu orientieren, halte ich für gelöst; diejenige des Jahrbuchs, die ungleich schwerere, den noch ungeklärten Stoff eines kaum verflochtenen Jahres übersichtlich zusammenzustellen, dürfte der richtigen Lösung noch entgegenstehen. Welche Fälle des Interessantesten und Brauchbaren in Wort und Bild, in Schilderung und Kritik ist hier zusammengehäuft und doch wird kaum ein Leser (trotz des dankenswerten alphabetischen Inhaltsverzeichnis) sich in diesem Labyrinth wirklich gut zurecht finden. Bei Vollenbung fehlt dem Buche noch eine übersichtliche Einteilung, noch die Einbeziehung einer klaren Grundidee. Welchen Eindruck muß es z. B. auf den denkenden Leser machen, wenn er unmittelbar hinter einem wissenschaftlich-kritischen Artikel eine höchst untröstliche Verlegenheitspreisung von allerlei nicht durcheinandergewürfelten Werken lesen muß. Das empfindet der gebildete Leser als stilllos im höchsten Grade, auf den ungebildeten wirkt es verwirrend. Ähnliche Dinge finden sich zur Genüge im Jahrbuch. Also für 1903 den Wunsch: mehr Ordnung, mehr Klarheit! Wissenschaftliches und Unterhaltendes sollte gescheiden, namentlich der Angezeigte möglichst für sich gesondert werden. Auch wäre es wünschenswert, daß der Redacteur seine Mitarbeiter nenne, wie es bei dem goldenen Buche auch geschieht.

H. A. Kr.

## Verschiedenes.

**Bohrmann-Niegn, Heinrich. Dramatische Werke.** 1. Band. Wien, 1901. Gesellschaft für graphische Industrie. (384 S. 8.)

Der erste Band, in dessen Vorwort der Herausgeber über sein Zusammenarbeiten mit Julius Nigri berichtet, enthält drei nicht bloß dem Stoffe, sondern auch ihrem poetisch-dramatischen Werte nach sehr verschiedene Stücke. Bei der historischen Tragödie in vier Aufzügen „Der letzte Babenberg“ (Wien 1870) konnte sich Bohrmann-Niegn auf die Zustimmung Grillparzers berufen, der selber schon 1809 „ein historisches Schauspiel: Friedrich der Streitbare von Oesterreich“ hatte schreiben wollen. Schon aus Grillparzers ausgeführter Eingangsszene ist ersichtlich, daß Frangepani auch bei ihm eine größere Rolle als Sündenfried zwischen den fürstlichen Gatten spielen sollte, wie B. N. sie ihm zugewiesen hat. Der Einfluß von Grillparzers „König Ottokar“ magt sich in der österreichischen Historie des jüngeren Wiener Dramatikers stark, aber nicht unvortheilhaft bemerkbar. Margaretha, mit deren Scheidung von Ottokar Grillparzers Drama beginnt, tritt im „Letzten Babenberg“ als Nebenfigur auf. Zwisch der fürstlichen Gatten, hochachtungsvoller Sinn des vom Glück verwöhnten Herzogs erinnern ebenfalls an Grillparzer. Die scharfe Sprache des Dichters gegen die Hofenkaufen dürfte im reichsdeutschen Sprachgebiet wenig Anklang finden. Ueber durchschnittliches Mittelgut geht diese historische Drama nirgends hinaus, während B. N.s Künstlerdrama, sein vieractiges Schauspiel „Beethoven“ hinter dem Durchschnittpunkt zurückbleibt. Gewiß hätte Ritterwurzer, für den ursprünglich die Beethovenrolle geschrieben war, damit Bühnenerfolge erzielt. Aber weder in Beethovens getäuschter Liebe noch in seinem Siege über heimliche Intriguen, weder in seiner Unterredung mit Haydn noch in seiner Ausöhnung mit dem verkannten Hummel ist mehr als Geschichte, aber ganz äußerliche theatralische Noth. Als das Beste der drei Stücke erscheint das dreiactige Lustspiel „Mistralen“. Ein verarmter österreichischer Graf und eine reich italienische Erbin, deren Vater ein etwas dunkler Ehrenmann war, finden sich nach Ueberwindung des gegenseitigen Stolzes und Mißtrauens in Liebe zusammen. Regis italienische Uebersetzung des Lustspiels „bestand sich durch viele Jahre auf dem Spielplan der Eleonore Duse“.

Max Koch.

**Thikötter, D. theol. Julius. Neue Hymnen.** Nebst Briefen Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck. Bremen, 1902. Nöcker. (84 S. 8.) 1, 50; geb. 2, 50.

Seiner im Jahre 1888 unter dem Titel „Hallelujah“ erschienenen Sammlung lateinischer und deutscher Hymnen, die eine freundliche Aufnahme fand, hat der Verf. „Neue Hymnen“ folgen lassen. Ihre Zahl ist monatslanger geworden. Enthielt die erste Sammlung mit wenigen Ausnahmen geistliche Lieder, so bilden diese zwar auch in der neuen Sammlung den Kern, aber patriotische und gesellige Lieder sind an ihrer Seite getreten. Neben der Weihnachts-hymne, dem Marienlied, dem Hymnus vom heiligen Franz und dem Hymnus auf die heilige Theologie stehen Lieder zur Melanchthoneier und zu Ehren des Philologencongresses und der Naturforscherversammlung in Bremen, steht ein Lied von der deutschen Nation und eines von den afrikanischen Buren. Auch die Königin der Niederlande, rosa sino spina, wird gefeiert, und den Beschluß bilden eine Anzahl von Hymnen, die der Verf. dem Fürsten Bismarck bei verschiedenen Gelegenheiten widmete. Daß sich der Alte im Sachjenwalde daran aufrichtig und herzlich gefreut hat, beweisen die beigegebenen, teilweise individuell gestalteten

Dankschreiben. Und in der That kann man mit ihm sagen, daß Thilotters Hymnen Beweise geben „von der beneidenswerten Herrschaft über den Sprachschatz der Latinität“, und wenn wie Bismard an diesem „die Freude unterloren ist“, der wird auch mit Freude Ths. Hymnen lesen. Während in der früheren Sammlung sämtliche Hymnen auch verdeutscht wiedergegeben wurden, hat der Verf. diesmal nur einem Teil (z. B. den Bismardliedern) eine Uebersetzung beigegeben. Er mag in verstärktem Maße empfunden haben, was er damals im Vorwort sagte, daß „die deutsche Uebersetzung den Rhythmus des Lateinischen nie ganz wiedergeben kann“, und weiter wird hinzugekommen sein, daß der Humor zumal der Thilottier gerade im lateinischen Gewande die Wirkung übt, die ihm in der deutschen Wiedergabe vielleicht nicht in der gleichen Weise beizubringen würde.  
O. Kr.

Hardy, E. J. *Love, courtship, and marriage*. London, 1902. Chatto & Windus. (285 S., Gr. 8.)

Obwohl ein Geistlicher, hat sich Hardy als literarische Specialität — die Frauenwelt ausgeklüht, und er bleibt ihr dauernd treu. Am besten ist er in jaßlosen Auflagen verbreitetes Erftlingswerk „Verheiratet und dennoch glücklich“, das auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Ebenfalls verdeutscht wurden seine weiblichen Bücher „Die Kunst, Mensch zu sein“ und „Liebes- und Ehegeschichten berühmter Männer“. Ferner schrieb er u. a. „Die fünf Talente der Frauen“ und loben legt er uns ein neues Frauenbuch auf den Tisch: „Liebe, Werbung und Heirat“. Und man muß sagen, daß H. seine Specialität ebenso abwechslungsreich wie amüfant zu gestalten versteht. Er besitzt eine ganz eigenartige Begabung für die geistreiche Verteilung und Verarbeitung anekdotischer Materialien, und stets wird bei ihm jedes einzelne Capitel zu einer abgeschlossenen, unterhaltenen, belehrenden, anziehenden Klaunder. Auch in dem vorliegenden Buche behandelt er einen Stoff von allgemeinstem Interesse (das thut er überhaupt immer) in flotter, feilsender Schreibweise und mit vielen humoristischen Schlaglichtern. Hier die verlockenden Titel der elf Capitel: Jünger Liebestraum; Hofmannen und Hütren; die Waf; Werbung; Verlobung; Hochzeit und Hütterwoden; das erste Jahr der Ehe; verheiratet und doch verliebt; „Ich bin nicht in der Lage, zu heiraten“; Liebe und Monte Carlo; eine Solbatenehe. Die beiden letzteren sind ergötzender Natur. Freunden einer gefunden und leichten englischen Lectüre sei das Werkchen bestens empfohlen!

L. K.—.

### Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3907/3908.

Cont.: (3907.) The siege of Delhi. — Irish printing in the seventeenth century. — The ecclesiastical court of Whalley. — Victorian prose. — A Suffolk parish. — A Jewish encyclopedia. — New testament criticism. — Philip James Bailey. — Mathilde Blind's „Madame Roland“. — The Stuart papers. — The president's address to the British Association. — (3907/08.) New novels. — Our library table. — The congress of orientlists. — The coming publishing season. — (3908.) Industrial and agricultural Ireland. — Manchester sessions in the seventeenth century. — Dionysius of Halicarnassus. — Theatrum and its manors. — Finance and money-making. — Medieval romance and folklore. — Greek Plays. — Historical manuscripts commission.

Deutsche Kunstdruck. Hrsg. v. J. Hedenberg. 28. Jahrg. 12. Hft. Inb.: Alte Hefen. Zwei Capitel aus vergangener Zeit. — Otto Bremer, die Lebensanschauung Theodor Storms. — Aus Zuerchen.

Briefe von O. Wilmann. (1873-74.) Mit Einleitung und Schlußwort von G. Bart. (Schl.) — G. Sacher, Miliärer Kämpfe um das Aufführungsrecht der Zartheit. — A. Zhum, die ältesten Reimschriften. — A. Bauerer, Marie Bonifac und der Sturz Papestons. — G. Gerlach, der Ausbruch der Pentagone Belde auf Ratinique. — M. v. Brandt, coloniale Schmerzen. — G. Kaff, der Ehrenblätter. — Die Deutschen in Pennsylvania. — Walther Gensel, ein Welt über die Caricatur.

Deutsche Monatschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Hrsg. von Jul. Scheyer. 1. Jahrg. 12. Hft. Inb.: Hans Hoffmann, der Dicht. — A. v. Werner, ein gemaltes Spiel. Gedichte eines Gleichnisses. — Gern. Gurliitt, Christentum und Kunst. — A. v. Frensdorf, Josephine Schell, die Mutter des Dichters. (Schl.) — H. Lampe, deutsche Antelinsche am Panama- und Nicaragua-Canal. — Karl Schellert, Bemerkungen über bildende Kunst. — D. Siebert, Friedrich Nietzsche und sein letzte Werk. — O. Binck, wie ich Kaiser Wilhelm-Band erwarb. (Schl.) — A. Koch, Goethe und Bismard und vorbildlich aus in Bezug auf Verleumdung. „Was unserm Volk not ist“. — E. Schermann, Gohinac und die Gohinac-Verurteilung. 1892. 1900. bis 1901. — R. Peters, im Gohland des Mittelraums. — E. Schmidt, die Stellung der Kunst zur modernen Literatur. — Erich Schaefer, deutsche Kunstauffstellungen (Düsseldorfer, Karlsruhe, München) 2.

Werb und Sch. Eine deutsche Monatschrift. Hrsg. von Paul Einbau. 26. Jahrg. October.

Inb.: A. Alberti, Kunst Romanichlung. — Aub. G. nér, aus der Zeit meiner Wanderjahre. — E. Johnson, Walter Vater. Autorisierter Uebersetzung von Veritta Franz. — G. Franz, die Jobb. — Th. Reibig, im Spätherbst. — Hans Einbau, Albert Heißend. — Gräfin Martha Bredt, in ihren Armen. Frei nach dem Italienischen des A. G. Bunt bearbeitet. — Walter Carow, die Weltbauischen Theat.

Oesterreichische Monatschrift für den Orient. Hb. von N. von Kochert. 28. Jahrg. Nr. 8.

Inb.: Die wirtschaftliche Entwicklung Aftas. — Wirtschaftliches aus Ägypten. — Landwirtschaftliche Verhältnisse im Nilgait Brussa. — Das neue Territorium von Hongkong im Jahre 1901. — Die Ausfuhr von Getre 1901.

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrg. Heft 12.

Inb.: G. Ghiasi, das pathologisch-anatomische Museum der medicinischen Facultät der k. k. böhmischen Universität in Prag. — A. v. Ledenstedt, Lebensdauer, Altersschwäche und Tod. — Friedrich Gajetz, neue Auffassungen und Methoden bezüglich der Kräftebewegungen der Pflanzen. — Job. Gab, die Lehre vom Gleichgewichtsdenken und der Anteil deutscher Arbeit in Böhmen an ihrer Entwicklung. — A. K. Hüller, bautechnische Prinzipien. — O. G. Laube, Erhaltung der Naturdenkmäler. — G. E. Herzog, inwiefern ist es möglich, die Physiologie von der Psychologie sprachlich zu trennen? — A. Cypriater, die wissenschaftliche Erörterung des Lustprinzips der Erde auf Vegetationen und durch Luftschichtansichten. — G. Mellich, über das Verhalten des fleischlichen. — Gedichte. — Ratungsgeschichtliche Volksmärchen aus Deutschböhmen.

Der Türmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Hrsgbr. G. Hirt. v. Grottsch. 5. Jahrg. Heft 1.

A. d. Inb.: J. Reinte, der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. — Timm Kröger, ein Liebhaber. — Job. Gaulte, das Schönheitssproblem. — Ed. Engel, das Subj und der Kreislichkeit. Zur Psychologie der franz. Dichtung. — W. Pfeiffer, der Schiltag des kleinen Erich. — Gedichte. — R. Ewald, Kunst und Leben.

Die Schweiz. Hb.: Otto Basser. 6. Jahrg. 9. Hft.

A. d. Inb.: Jakob Wehant, durch Schmeizern emp. Revell. (Zorf.) — Hugo Wilmann, Kämpfergeschichten aus dem alten Griechenland. — G. Keffler, Hans Sandeuter. — Leon v. Lincauc, im Rebel. Roman. (Zorf.) — O. Bigler, die drei höchsten Pflanzungstaunen. Geogr. (Zorf.) — Jastelle Kaiser, die Sinne. Revell. — Adolf Kufsch, französ. Kabin. Revell. — J. Jegerlehner, aus den Wälder Thälern der Borge und der Naviagen.

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums aller Orten und aller Zeiten. Hrsg. v. P. Langhans. 1. Jahrg. Heft 3.

Inb.: Ernst Paffr, die statistische Ermittlung der Deutschen. — G. Hüller, nationale Anforderungen an Atlanten und Verbrüder der Erdkunde. — A. Sanjan, alte Ortsnamen der cimbriischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner. — E. Korbi, das Deutschsein in Ungarn nach der Zählung von 1900.







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 20.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarndt. [3. Jahrgang.

Verlegt von Edward Weverand in Leipzig,  
Koblenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

18. October 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

d'Annunzio, G., La Novella della Pescara. (320.)  
Barbiera, R., La Principessa Belgiojoso. (170.)  
Ved. E., Kinder des Volkes. (314.)  
Ferrero, O., Giulio Cesare. (221.)  
Fontane, Th., Cuntz. (346.)  
Gosw. H., Die Rheinländer. (317.)  
Japp, H., Rhodör. (313.)

Ranff, J., Ter Ferroque. (318.)  
Strind, A., Giovanni. (319.)  
Verrill, E. v., Lord Sommerfrische. (314.)  
Welling, G. W., Ter Schagheber. (319.)  
Steinmetz, F., Stramm. (321.)  
— Ter frim Müller. (323.)  
— Die Freigitter. (313.)

Steinmetz, F., Eine Hebe Weib und jehn andere  
Kloster. (323.)  
— Ein liden Gschick. (324.)  
— Strickend. (321.)  
— Heiert ihm nach. (323.)  
Wagner, G., Fran Jffe. (314.)  
Zapp, H., Die Wesen von Duhrau. (313.)

Alle Bücherbestellungen erhitlen wie unter der Überschrift des *Organ*, S. 10. (Koblenstraße 18), alle Briefe unter der bei *Verlagsgesellschaft* (Kaiser Wilhelmstr. 29). Nur solche Briefe können eine Besprechung finden, die der Red. vorgelegen haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir beim Namen des Herrn Verleger anzugeben.

## Moderne Romane.

Zapp, Arthur, Die Grafen von Budyenau. Dresden und Leipzig, 1901. Picares. (269 S. 8.) # 3.

Wod, Alfred, Kinder des Volkes. Berlin, 1902. Fontane & Co. (145 S. 8.) # 2.

Verfall, Karl v., Lord Sommerfrische. Gdb., 1902. (312 S. 8.) # 4.

Wagner, Georg, Fran Jffe. Ein paar Jahre Frauenleben. Gdb., 1902. (328 S. 8.) # 3, 50.

Jaffe, Robert, Rhodör. Berlin, 1900. Griebenach. (422 S. 8.) # 5.

Fontane, Theodor, Cuntz. Stuttgart und Berlin, 1902. Cotta Nachj. (383 S. 8.) # 3.

Den drei ersten der vorliegenden Romane ist das gemeinlich, daß sie in Wahrheit nur leichte Unterhaltungsliteratur sind, wahrscheinlich aber den Anspruch erheben, „moderne Romane“ im engeren Sinne des Wortes zu sein. Sie geben sich den Anschein, als ob sie an der Lösung von Fragen mitarbeiten, welche uns das gegenwärtige Stadium der sozialen und kulturellen Entwicklung stellt. Bei Japp sowohl wie bei Wod ist die vorgeschickte sociale Tendenz ein abgegriffener Gedanke, dessen allgemeine Wahrheit kein Mensch mehr bezweifelt. In seiner oberflächlichen Gewandtheit, die erst gar nicht den Versuch irgend welchen Einbringens in den Stoff macht, besetzt sich J. mit dem Satz, daß ehrliche Arbeit den Aristokraten nicht schändet. Darf man sich ja bei diesem Autor von vorn herein nur auf literarische Fabrikware, die darauf ausgeht, die Reugier untergeordneter Leser zu fangen, gefaßt machen, so strotzt die Handlung ganz besonders von unwahrscheinlichen Geschehnissen und Zufälligkeiten und nähert sich bedenklich dem Criminalroman schlimmster Sorte. — Wod, der schon anerkennenswerte Leistungen hinter sich hat, vermittelte uns jetzt die verblüffende Reuzigkeit, daß es auch unter den kleinen und einfachen Leuten gute Menschen giebt. Ueber Japp erhebt er sich insoweit durch das reibliche Bemühen, mit dem er wieder das breite Volksleben einer gewissen Kleinstadt zu zeichnen sucht. Dabei ist manches gut getroffen, neben viel Schwablonenmäßigkeit und gemadht Volkstümlichkeit, Rührigkeit. Doch sind die „Kinder des Volkes“ weniger ein authentischer Roman, als vielmehr bloß eine Reihe dra-

matisch belebter Massenbilder und Dialogszenen, die durch das Schicksal eines Fabrikmädchens lose mit einander verknüpft werden. Zum Schluß wird die verklärte und leidende Tugend durch eine glückliche Heirat besetzt.

Im Gegensatz zu derart billiger Alltagsweisheit benutzt Karl v. Verfall die exquisiten Früchte des gewagteren zeitgenössischen Denkens und Träumens zur effectvollen Drapierung einer bunten und wechselfreudigen Geschichte. Handlung, Schauplätze und Figuren dieser Geschichte sind so raffiniert und vielfältig, daß ich mich auf eine kurze Skizzierung gar nicht einlassen kann. Sie würde sich auch nicht verdienen, da alles ohne jede Vertiefung und mit viel Routine knapp erzählt, gefaßt und beschrieben, aber nichts glaubwürdig dargestellt und geschildert wird. Die Figuren des Romans bleiben eben Figuren, sie sind nicht zu lebenswarmen Menschen geworden, denen wir innerlich näher treten könnten. P. hat also wieder eine Probe seiner von der Tageskritik schon oft hervorgehobenen Fertigkeit gegeben, „moderne Probleme geschildert zu angenehmen Unterhaltungsromanen zu verwenden“. Aber sind solche Erzählungen eine Literaturart, über die wir uns freuen können? Ich glaube nicht, am wenigsten vom Standpunkt der „modernen Probleme“ selbst. Denn es giebt einen unerquicklichen Eindruck, wenn die Ergebnisse des grüblerischen Ringens stiller Denker von der höchsten Macht ausgebetet und zu „angenehmer Lectüre“ verbrüht werden. P. berührt sich in dieser Geflogenheit übrigens etwas mit der Ida Boy-Ed. Doch Ida Boy-Ed nimmt dem Gedanken gleichwie die akademische Färbung, sie popularisirt ihn, indem sie ihn in kleinere Maßstäbe umsetzt und an gut bürgerlichen Beispielen für das Verständnis weiterer Kreise zurecht macht. Darin steckt immer noch Kunst. P. dagegen bläht das Problem zu phantastischen Dimensionen auf und declamiert viel in hochtrabenden Schlagwörtern, so daß nur Theaterplenderei zu Stande kommt. Daß dabei manch richtige und kluge Bemerkung mit unterläuft, soll nicht verkannt werden.

Gehen wir von Verfall zu Wosner und den folgenden, so überschreiten wir die breite Grenze, die den bloßen Unterhaltungsdreier und Erzählungsdramenwerker vom ersten Künstler scheidet. Hier lassen sich die nächsten beiden Bücher zusammenfassen. In so fern sie nämlich die psychologische Analyse in den Vordergrund rücken und in der Technik streng nach der Methode der gewissenhaften Be-

obachtung vorgehen, sind sie beide wirklich moderne Romane. W. ist kein starkes, aber ein gutes und feines Talent. Das zeigen bereits „Seine Liebe“ (1899) und „Einer von den zu Vielen“ (1900). Er versteht die psychologische Analyse mit leichtem Geschick zu handhaben. Regelmäßig die Dimplebe ist er in beobachtender und berichtender Objektivität bei seiner Darstellung nur scheinbar unbeteiligt. Ein persönliches Mitleiden begleitet sie, das sich aber an Stelle von Dimpledas schroffer Härte und Kraft zum Teil als Wehmut, zum Teil als liebenswürdige Ironie äußert. Und diese wehmütige Liebenswürdigkeit gemacht wieder etwas an den Dramatiker Schnitzler. W.'s neues Buch schildert, wie ein einfaches und niedliches Frauchen, das in die Kreise der „Gesellschaft“ geraten ist, zu einer berechnenden Glädzlägerin wird, ohne sich dessen recht bewußt zu sein. Ihre Natur befähigt sie dazu, und die Umstände bringen es nun mal so mit sich. So kommt es, daß sie trotz zunehmender Verelienheit nie ihre Keivität verliert. Die Charakteristik dieser Frau, sowie die ihres Mannes, ist klar und zum Greifen lebendig. In einer bescheidenen Art weiß W. den Stoff kunstfönnig abzugrenzen. Er giebt nicht zu viel und nicht zu wenig, und doch spürt man keine componierende Absicht. Das ist zurückhaltende und geschickte Erzählerkunst, die aber mehr aus dem geschulten Intellekt, als aus dem sinnenden Einbildungskraft kommt und keinen Anspruch auf große Bedeutung erheben darf.

Wenn in Wosners Erzählung die analysierte psychologische Entwidlung Selbstzweck war, so bildet sie in Jaffes „Ahasver“, der außer dem Fontane der einzige Roman großen Charakters in der vorliegenden Sammlung ist, das vorherrschende Mittel zur Verförperung eines culturell-hisiorischen Gehaltes. Das gemüthvolle und gebankenreiche Buch untersucht das Judenproblem. Ein junger begabter Jurist und Nationalökonom leidet unter seinem Judentum und fñhlt eine warme Sehnsucht nach der Zugehörigkeit zur deutschen Stammeart, die er als die edlere empfindet. Da er nicht Renegat sein will, verständigert er die Taufe und meint durch die Herausgabe eines bedeutenden wissenschaftlichen Wertes, das ganz von nationaler Gesinnung getragen ist, die idell und moralisch völligste Gleichberechtigung im eingeborenen Volke zu erlangen. Sein Streben erfüllt sich nicht, die kalt ablehnende Haltung antisemitischer Kritik jagt den Erbitterten zu seiner Klasse zurück, von der er doch nie ganz loskommen konnte und wollte; und nachdem er sich schon vorher in natürlicher Reaction vorübergehend dem Zionismus zugewandt, aber bald dessen blutleere Pönanstift eingesehen hatte, findet er schließlich in seiner nunmehr gefäßigten und ruhig schauenden Persönlichkeit Halt und Frieden, und das jüdische Familienleben wird ihm ein stilles Glück bieten. Die Zergliederung dieser seelischen Erlebnisse und Schmerzen ist überaus sorgfältig und in der Sorgfalt von einer experimentierenden Umständlichkeit, die auf die Einwirkung ausländischer Vorbilder hinweist. Eben so umständlich ist die unter bizarren Begleitern und Wildern leidende Erzählung der welt-schmerzigen Handlung, welche aus allerhand kleinen Begebenheiten zusammengesetzt ist und sich häufig auf Kosten der epischen Wichtigkeit in culturphilosophischen und sonst abstracter Betrachtungen verliert. Aber wir lernen eine Menge interessanter Menschen und Verhältnisse kennen, und so trösten wir uns immer wieder über die sich mandomal einstellende Eintönigkeit. Das Leben der verschieden jüdischen Kreise in Berlin und der Provinz Posen ist anschaulich und mit Liebe, doch ohne jede Beschönigung, in ursprünglicher Frische dargestellt, so daß der Roman gewissermaßen als eine Art deutsch-jüdischer Feinaktus anprñht. Da er in stolzer Resignation endet, bringt er trotz der vielen Theorie, die

er in sich hat, keine neue Antwort auf die Judenfrage; und der eigentlich ungelöste ethisch-psychologische Conflict des Helden käme vielleicht in einer knappen und geschlossenen Form zu wirksamem Ausdruck. Vor der fleißigen und ehrlichen Arbeit des Verfs muß man jedoch aufrichtigen Respekt haben.

Nachlässen Fleiß und peinliche Methode will ich aber gern missen, wenn dafür der klare Blick des Dichters auf die Leiden einer Seele fällt. In „Cuitt“, das jetzt, ungefähr ein Jahrzehnt nach dem ersten Erscheinen (1891) in zweiter Auflage herausgekommen ist, ging Fontane an die Gestaltung eines einzelnen Menschenbafens, das durch eine völlige psychische Wandlung bedeutsam wird. Somit stellt er sich andere Aufgaben als die, an denen er sonst jeht bestes Können erwiesen hat: die weisterblichste Wiedergabe norddeutscher Zustände und einer ganzen Menschenart, besonders der berlinisch-märkischen. Anfangs spielt der Roman im Niesengebirge. Ein Wildbibel, voll eigenwilligen, troigigen, doch im Grunde gutartigen Temperamentes, erschleicht den gehalten Förster. Bei der Verhaftung entwischt er nach Amerika. Jahre lang irrt er im wilden Westen umher, und immer verfolgt ihn das Bild seiner That, der todwunden, langsam sterbende Mann im einsamen Hochgebirge. Zuletzt landet er müde in einer Remonienengemeinde, und er wird sanft und bemüht; ein Glück, daß der Ausgeföhene und Ruhelose sich nie hat träumen lassen, winkt ihm, unter guten Menschen ein ein ruhiges und sicheres Leben mit einer geliebten Frau. Doch er mag dieher Wirklichkeit kaum trauen, denn das Bild ist nicht gewichen. Man denkt an den gleichen Verbrecher im Parathustra Niesengebirge: „Ein Bild machte diesen gleichen Menschen gleich. Gleichwüßig war er seiner That, als er sie that: aber ihr Bild ertrag er nicht, als sie gethan war. Immer sah er sich nur als einer That Thäter.“ Kurz vor seines Glüdes Erfüllung führt er bei einem Unternehmen hülfsbereiter Nachfenselebe in den Bergen ab und stirbt langsam und einsam unter genau denselben Umständen, wie der Förster. Das ist die Sühne seiner Schuld. Der Parallelismus in der Todesart der beiden (die Tageskritik hat er zum Teil stuzig gemacht) ist wie eine rächende That des Fatums, dessen drohende Hand der gehete Mann immer auf seinem Scheitel fühlte. Damit erhält der Roman eine eigenartige geisterhafte Kraft, die leise an Sturm erinnert. Diese Kraft wirkt um so mehr, als F. auch hier nicht seine vorzügliche Art aufgegeben hat, bei allen noch so traurigen und ernsten Situationen mit nächsterem Realismus und gutmütiger Satire das Komische zu beobachten. So sind die seltenen und verworrenen Menschentypen in dem Remonienensparckause mit wenigen Strichen köstlich charakterisiert, wennschon gerade durch manche dieser Menschen und überhaupt durch die amerikanischen Schicksale des Helden die Erzählung einen Stich ins Abenteuerlich-Romanhafte bekommt. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß die Anlage des Ganzen positive Fehler hat. Zum Beispiel erfahren wir gar nicht, wo der Held nach Amerika gelangt ist. Er ist plötzlich da, obwohl zuerst ausdrücklich betont wurde, daß die Vorstadt der Polizei bei seiner Verhaftung einen Suchdurchzug unmöglich gemacht hat. Ferner ist überflüssiger Weise das Leben einer Berliner Watsfamilie an die Haupthandlung loder angeheftet, als ob es den Dichter mit unübersteiglicher Naturgenialität in das altpreussische Writen löge. Sogar in dem Remonienensorke Rogatz-Gebirge, Indianenterritory U. S., thut sich ein schmödriges Ehepaar hervor, das aus der Kremerer Gegend kommt. Und so ist auch dieser Roman ein unwillkürliches Seichen, wie fest Fontanes Kunst in seiner Heimat wurzelt.

Karl Hoffmann (Charlottenburg).

## Erstaufführungen.

- ✓ **Worzi, Maxim, Die Kleinbürger.** Schauspiel in 4 Akten.  
(Erste Aufführung am Festspieltheater in Berlin am 6. September.)
- ✓ **Kauff, Joseph, Der Heerohme.** Ein bürgerliches Drama in 5 Aufzügen.  
(Erstaufführung in Wiesbaden; Aufführungen im Leipziger Alten Theater am 13. September und am Festspiel-Theater in Berlin am 20. September.)
- ✓ **Keuling, Carlot Gottfried, Der Schatzgräber.** Udenwalder Bauern-Komödie in drei Akten.  
(Erstaufführung am Deutschen Theater 20. September.)

Gorzi's Bühnenwert ist ein deutlicher neuer Beweis für den ausgeprägt epischen Charakter seiner Begabung. Er selbst hat es sich gefügt, daß „Die Kleinbürger“ kein Drama sind, und er hat dem Werke deshalb ursprünglich den Titel „Vier Szenen aus dem Hause Bekhemensons“ gegeben, ein Verlegenheitsstitel vielleicht, aber auf jeden Fall bezeichnender als der irreführende Name Schauspiel. Für die Psychologie des Dramatikers ist die Art, wie Gorzi's bisher ausschließlich auf die epische Anschauungs- und Darstellungsweise eingestellte Phantasie sich mit dem Stoffe abfindet, sehr bemerkenswert. Nicht der Conflict ist es, was ihn in erster Linie anzieht, wie das beim edlsten Dramatiker der Fall sein muß, nicht das individuelle Schicksal als Symbol des Allgemein-Menschlichen, sondern die Menschen haben für ihn vor allem Wert als sociale Typen, denn G. hat mehr vom Kulturhistoriker in sich als vom Künstler, obgleich ihm niemand die Gabe abprechen kann, Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten; aber er weiß diese Menschen nicht zu einander in einseitige Beziehung zu bringen. In seinen Romanen reißt sich Scene an Scene, Gestalt tritt neben Gestalt, eintönig wie die Wellen eines trägen Flusses ziehen die Ereignisse vorüber. Es fehlt G. der Zug ins Große, der die Massen des Stoffes mit starker Hand meistert, und so war es vorauszusetzen, daß er dramatische Qualitäten nicht besitzen würde. „Die Kleinbürger“ geben diesem Vorurteil recht. Ein Dramatiker hätte mit sicherem Instinct dasjenige Motiv aus dem Stoffe herausgegriffen, das einen dramatischen Conflict in sich barg, das Motiv des Kampfes zwischen Jugend und Greisentum, Freiheitsdrang und Tyrannei, Unenblichtigkeitssehnsucht und nüchternen Beschränkung. Aber es kam G. nicht so sehr darauf an, das Schicksal der Kinder darzustellen, die im Gefängnis des stumpfsinnig-despotischen Vaterhauses langsam untergehen, als das treue Bild dieses Fäulnisraumes zu geben, mit allen seinen Inzessen, mit all dem Hin und Her von Wünschen und Begierden, mit all der faulen Begabtheit und Selbstzufriedenheit, mit all der Dummheit und Beschränktheit, mit all der Lebenslust und all dem fruppelosen Genießen der Lebensgüter, mit all der Schwächlichkeit, die sich in Sehnsucht erschöpft, ohne die Kraft zur befreienden That zu besitzen. Das aber ist wie und nimmer ein dramatischer Stoff. Und so erhalten wir denn wohl ein mit künstlerischer Anschaulichkeit gegebenes Kulturbild, nicht aber ein Kunstwerk, von dem wir nun einmal die Geschlossenheit der Form verlangen müssen. Ich will nicht sagen, daß G. die erstaunliche Fülle des Stoffes, die er in sich aufgenommen hat, unverarbeitet darbietet. Das individuelle Gepräge fehlt nicht; aber er tritt seinen Stoffen nicht rein als Künstler gegenüber, sondern in erster Linie als Gesellschaftsphilosoph. Nur daraus erklärt sich sein ungenügender Erfolg. Auf die große Menge wirkt immer nur das Stoffliche, und in diesem Falle hat in Kaufmann die Echtheit des Bildes, bei uns die Neuartigkeit des Stoffgebietes den Erfolg gemacht. Zweifelloß wird G.'s Bedeutung bald genug, wenn der erste Kauf

verloren ist, erheblich tiefer eingeschätzt werden, und ebenso steht sich G. selbst im Licht, wenn er für die Bühne schreibt, die ihn hindert, seine eigenste Begabung zu entfalten. In seinen „Kleinbürgern“ hat allenfalls die Breite seiner Darstellung und der Mangel eines einseitigen Aufbaus noch den Wert eines charakteristischen Elementes, weil auf diese Weise der Eindruck des trostlos eintönigen Lebens im Hause Bekhemensons noch verstärkt wird; aber noch stärker wäre die Wirkung gewesen, wenn G. den Stoff von vornherein episch angefaßt hätte.

Kauff hat den Stoff zum „Heerohme“ seinem vor Jahresfrist erschienenen Roman „Kärrelief“ entnommen. Der Titel des Romans giebt den lockenden Auf der Schiffdrossel wieder, die ihre Liebesstrophen singt, als der junge Priesterseminarist Bilm Verhage in verführerischer Juninacht dem großen Naturgebot der Liebe gehorcht und wider die Satzungen der Kirche, die ihn mit Leib und Seele sich zu eigen verlangt, mit dem Mädchen, das er seit frühen Kindheitstagen liebt, mit Hannede Wegdag, die heilige Liebesheute feiert. „Kärrelief“, der Auf der Drossel, ist es auch, der dem Dichter beim Besuche seiner Heimat ursprünglich die ganze traurige Mär von der Liebe Bilm Verhages und Hannede Wegdags wieder vor die Seele zaubert, und mit ihr zugleich die ganze Geschichte seiner eigenen Kindheit. So ruht es wie milde Berührung über der retrospektiven Schilderung der Ereignisse, die wir im Roman an uns vorüberziehen sehen, und ganz von selbst tritt neben die beiden Liebenden eine lange Reihe anderer Gestalten, die in der Kindheit des Erzählers und zum Teil auch in der Geschichte von Bilm und Hannede eine Rolle gespielt haben. Und die Art, wie der Dichter das Bild der Vergangenheit erleben läßt, der liebenswürdige Humor auf der einen Seite, die schmale Tracht der erötischen und der Glanz der Natur Schilderungen auf der anderen Seite, die köstliche Charakteristik der Kleinstadt und ihrer Originale sind weitere Elemente, die nur der Roman enthalten konnte. Wer diesen kannte, dem machte es nicht gerade Freude, als er hörte, L. habe ein Drama aus dem Roman geformt. Wenn auch der Conflict, der dem Titel zufolge („Der Ohme“) nennt man am Niederrhein die zum Colbat verdamnten Priester) im Mittelpunkt stehen mußte, der Kampf der natürlichen Jugendtriebe gegen die strengen naturwidrigen Kirchensatzungen, genug dramatische Wirkungsmöglichkeiten in sich enthielt, so mußte man doch fürchten, daß die Erinnerung an die so durchaus epischen Bestandteile des Stoffes dem Dramatiker sich hinderlich erweisen würde. Diese Befürchtungen haben sich denn auch als berechtigt herausgestellt. „Der Heerohme“ ist trotzdem ein wirksames Bühnenstück, aber da den Gestalten des Dramas durchweg das breite und tiefreichende physiologische Fundament fehlt, auf das sie der Epiker stellen konnte, so machen die Vorgänge des Dramas oft einen äußerlichen Eindruck, und die Gestalten erscheinen in ihrem Handeln nicht immer verständlich. Vor allem bleibt uns leider die Gestalt des jungen Heerohme im Drama fern; wir sehen ihn (und von allen anderen Gestalten gilt ungefähr das gleiche) nur ganz flach im Relief. Er erscheint uns als ein Phantasm, und wir können mit ihm kein tragisches Mitleid empfinden. Ebenso wenig verstehen wir den Vater Hannedecks, der im Roman den Heerohme durch einen Schlag mit dem schweren Golzschuh auf den Kopf für die ganze Zeit seines Lebens zum geiltigen Krüppel macht und selbst vom Schlage getroffen wird. Im Drama trifft er den Heerohme zu Tode und geht dann selbst, sich dem Gerichte zu stellen. Aber man lernt ihn zu wenig kennen, um ihm eine solche wilde That zuzutrauen. Ein Mangel ist es auch, daß der Patriotismus, der für Bilm

im Roman eine sehr starke Triebfeder ist, im Stüd mehr als Auspug erscheint und ihm nicht recht erlaubt wird. Die köstlichen Epischenfiguren des Romanes, vor allem Bitze Pittienmitt, der Barbier, Schweineflesch und Leichenbitter, kommen im Drama wenig zur Geltung. Kurz, so sehr man dem Dichter den starken Bühnenerfolg gönnt, so bebauert man es doch, daß er den Roman mit seinen intimen Schönheiten in die grelle Bühnenbeleuchtung gezogen hat. Die Sprache ist oft noch recht papieren, was aber leicht abzustellen ist.

Es ist nicht gerade ein Meisterwerk, „Der Schatzgräber“, dieses neue Stüd des fleißigen Dönnwälder Dichters, dem, wie Max Halbe, nach seinem Erstling („Der Mann im Schatten“) sein bester Erfolg mehr beizumessen war, aber es ist auch bei ungenügender Prüfung kein Grund, es entrüstet abzulehnen, wie es die Besucher der Premiere zum Teil thaten. Bei der zweiten Aufführung geschah denn auch nichts dergleichen, sondern man nahm das Stüd unter heiterem Lachen hin. Reulung holt seine komische Wirkung aus demselben Gebiet wie Angengrüber in den „Kreuzschreibern“; es ist der zum ehelichen Faßten verurteilte und zugleich nach Liebe schmachtende Mann, der die Kopfen der Unterhaltung zu bestreiten hat. Und die Sache wird dadurch noch lustiger, daß der Ehemann sich in seiner Dummheit selbst zum Faßten verurteilt hat und die junge Gattin nicht minder liebesbedürftig ist als er. Es handelt sich um einen Dönnwälder Bauern, der sich von einem Hausfreund-Mispiranten hat aufreden lassen, in seinem Ader Ruhe ein Schag und, um diesen würdig heben zu können, müsse er eine Zeit lang teusch und züchtig leben. Er selbst aber, der rothaarige Intrigant, hofft durch diese eheliche Faßtenzeit das junge Weib seinen eigenen Wünschen willfährig zu machen. Das gelingt ihm nun fast, aber, wie so oft, gräbt sich der Alkuschane selbst die Grube, in die er fällt. Seine Entlarvung ist recht geschickt herbeigeführt. Der berbe Schluß hat etwas vom Volkstümlich an sich: der Schurke wird in einen großen Sad geworfen und 24 Stunden in den Schweinefleschen gesperret. Volkstümliche Verbtheit hätte im übrigen das Stüd recht wohl noch mehr vertragen können, denn im ganzen ist es etwas nüchtern-pebanisch. Mehr Farbe, mehr Blutwärme, das ist es, was der Stoff verlangt. Die Gestalten des Bauern und der Bäuerin sind ziemlich lebensvoll gesehen und gegeben, wogegen der Intrigant nach der Schablone des Theaterbösewichts gezeichnet ist.

Gustav Zieler.

## Italienische Literatur.

**Oriani, Alfredo, Olocausto.** Palermo, 1902. Remo Sandron.

(267 S. 8.) L. 5.

**d'Annunzio, G., Le Novelle della Pescara.** Mailand, 1902.

Treves. (466 S. 8.) L. 4.

**Barbiera, Raffaele, La Principessa Belgiojoso.** Ebd., 1902.

(436 S. 8.) L. 5.

**Ferrero, G., Giulio Cesare.** Mailand, 1902. Treves. (562 S. 8.)

L. 5.

Die gänzliche Abwesenheit jedweden sittlichen und moralischen Gefühles, die Unfähigkeit, den Grund ihrer geistigen Verkommenheit überhaupt zu ahnen, so schilbert Oriani das elende Lebensbild zweier Frauen in abfärender Weise in seinem Klar und gleichmäßig durchgeführten, aber nicht-befremdender schmerzlichen Roman. Die Mutter, in ihrer Jugend das Spielzeug der Männerwelt, findet im Alter es ganz natürlich, auch ihrer Tochter diesen Weg zu weisen.

Vielleicht hat diese mehr Glück als sie. Die Tochter, in dieser Atmosphäre aufgewachsen, findet nicht die Kraft der Weigerung in sich, wenigstens instinktmäßig zwei Gefühle, die Liebe oder die Gewohnheit zur Mutter und die Natur des kaum reifen Mädchens, einen schwachen Kampf mit einander bestehen. Sie unterliegt dann den Folgen des Opfers. In der Beobachtung der Kontraste, in dem kumpfsinnigen Entleeren des unglücklichen Geschöpfes liegt der Schwerpunkt dieses in der Behandlung einer der tiefsten Nachtseiten des menschlichen Lebens leider sehr wahr, aber sehr unerquicklichen mit Jotalischer Offenheit geschriebenen Buches.

Auf eine Inhaltswiedergabe des Romanes oder besser Skizzenbandes von d'Annunzio braucht hier nicht eingegangen zu werden, da auch bei uns seine Schreibweise genügend bekannt ist. Einen höheren Wert haben sie, weil sie als Documente der Entwicklungsgeschichte des vielseitigen Mannes gelten müssen, sind es doch meistens Producte früher Jugend. Sie fähren Bilder aus dem Leben und Treiben seiner engeren Abzuzugheimat vor, da wo die Pescara zu Füßen des Gran Sasso sich ins Adriatische Meer ergießt, und erlauben, zu beobachten, wie sein acutes Empfindlichkeitsgefühl ihn auch schon damals angetrieben hat, die geringsten Dinge in unendlich mannigfaltige und eigenartige Details zu zerlegen, von allen Seiten zu studieren und sich zu eigen zu machen und in ihren innersten Kern einzudringen. Gerade dieses alles in sich Aufnehmen und Bearbeiten ermächtigt ihn dann, seinen späteren Werken die in sich selbst abgeschlossene, von der eignen Vollkommenheit überzeugte Gestalt zu geben. Wenn nun in diesen Romanen der divino Gabriele mit wahrer Vorliebe beim menschlich höchsten, den körperlichen Gebrechen, verweilt, so ist das eine heisse Gefühle für den arglosen Leser, aber wir sind nun einmal in die Verhältnisse hineingeraten, und in einer solchen sieht es nicht immer sonder aus. Wir wollen jedoch noch einen Augenblick darin verweilen, weil sie auch andere Dinge zeigt. Wer die Francesesca da Rimini gesehen (und dazu kann ich nur raten) wird sich erinnern, daß die bilderreiche Sprache der handelnden Personen bis zu den unbedeutendsten hinab ein eingehendes Studium der ganzen mittelalterlichen Literatur voraussetzt, welche hier mosaikartig wiedergegeben ist. Eine Mode gewordene Beschäftigung der sich dafür Interessierenden ist, des Dichters Arbeitstisch schon bei seinen Lebzeiten daraufhin zu durchsuchen. So ist nachgewiesen, daß die Verpottung des Aristoteles durch den Spielmann einer Novelle Saccettis entnommen ist, während die Moralegebote des ersteren in den Sammlungen des Francesco da Barberino sich finden; die Tötung des Faßten entlehnt einer Erzählung des Novellino, die Anspielung auf den Basilisop dem Bocaccio, das Lied der Smaragdi den griechischen Inseln. A continuare!

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der politischen Wiedergeburt Italiens giebt Barbiera in seiner Lebensbeschreibung der Prinzessin Cristina Belgiojoso Trionzio, dieser demokratischen Aristokratin, welche durch ihre phantastische Schönheit, Abenteuer, Extravaganzen, besonders aber durch ihre glühende Vaterlandsliebe und unerfäpssliche Opferfähigkeit in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wenn man das politische Leben des Italiens der Jetztzeit damit vergleicht, so fällt auf die Figuren der merkwürdigen Frau und ihrer Zeitgenossen, welche Leben und Paße für nichts achteten und ihr ganzes Wollen einsetzten für ein Ziel, ein fast melancholischer Glorienzug. Der Verf., welcher in zwei anderen Büchern, dem „Salon der Gräfin Rasini“ und „Figuren aus dem 19. Jahrhundert“ auch andere Seiten jener Zeit

belaucht, die durch Studien unverdrossenlich oder seltener Familien-Memoiren und Briefe eine große Anzahl Notizen hervorgezucht, welche ein ziemlich klares Bild des geistigen und gesellschaftlichen Lebens dieser lombardischen Sturm- und Tragerepöle wiedergeben, in welcher sich nun das Leben der Belgiojoso wie ein Roman anläßt. Geistreiche Frau im Umgang mit den hervorragendsten Künstlern und Gelehrten, Reichsverwalterin in Verbindung mit den politisch Verbundenen, Diplomatin am Pariser und Zürcher Hof, lässige Amazone an der Spitze ihrer neapolitanischen Freischär, harmherzige Schwester, Schriftstellerin und Wortführerin für die Rechte der Frau, Gezierte die muselmännische Welt durchwandern, kurzum, ein Charakter, unerschöpflich in seinen Einzelheiten, niemals aber kleinlich.

Der zweite Band (vgl. Jahrg. 1902, Nr. 17, Sp. 272 b. W., Band 1) der von Ferrero bearbeiteten römischen Geschichte umfaßt das Leben eines größten Mannes, Julius Cäsar. Auch hier tritt die kritische Untersuchung vor der physikalischen Analyse zurück und so darf es nicht wunder nehmen, wenn wir mit einem ganz anderen Julius Cäsar bekannt gemacht werden, als wir von unserem Rommenen her gewöhnt waren. Bei diesem ist der große Römer in erster Linie der vollendete Staatsmann, der, seine Zeit begreifend, der allgemeinen und individuellen Entwicklung des Menschengeschlechts die Wege vorgezeichnet, welche es hinfort zu gehen hat, während Fe. bemessen die Hauptgesetzmäßigkeiten für eine solche Rolle abspriht und nur einen äußerst genialen Menschen, der alles andere als politisch gebildet war, stehen läßt. Dem einmal angenommenen Princip des Verf. nach sind er und seine Zeitgenossen nur die blinden Faktoren. Man wird zugestehen müssen, daß diese moderne Art, die Weltgeschichte zu erklären, auch noch eine Anzahl anderer Auffassungen zuläßt, und das hat vielleicht die herbe italienische Kritik veranlaßt, diesem neuesten Historiker zuzurufen, er solle aufhören, Parodien der römischen Geschichte zu schreiben.

Federico Brunswick.

## Sienkiewicz-Übersetzungen.

Sienkiewicz, Henryk. Sturmhut. Historischer Roman. Deutsch von Clara Hillbrand. 3 Bände. Leipzig, 1901. Grotzmann. 451, 480 u. 415 S. Gr. 8., Geb. M. 13, 50.

Def., Der kleine Ritter (Von Wolodyjowski). Historischer Roman. Deutsch von Dr. A. Schwensfeld. 2. Aufl. Gdb., 1902. 571 S. Gr. 8.) Geb. M. 6.

Def., Die Kreuzritter. Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Uebersetzt von W. u. A. Eillingner. 3. Aufl. von J. Schwanhäutl. 1. Band. 3. Aufl. 2. Band. 1.—5. Aufl. Gieseler-Verlags-Büch. a. 96., 1901. Weininger u. Co. VI, 352; 600 S. Gr. 8.) Geb. M. 5 u. M. 7.

Def., Und siehe Brod und zehn andere Novellen. Mit dem Bilde des Verfassers. Gdb., 1901. 551 S. Gr. 8.) M. 5.

Def., Am lichten Gehäbe. Roman. Uebersetzungen von E. Frosowig. Berlin, o. J. Zante. (136 S. 8.) M. 1.

Def., Vergeltung. Roman. Uebersetzt von R. A. Hauff. Gdb., o. J. (147 S. 8.) M. 1.

Def., Folget ihm nach! Drei Erzählungen. Uebersetzt von G. Hillbrand. Wien, Verlag, 1901. (135 S. 8.) M. 2.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die gewaltige Romantrilogie aus der polnischen Geschichte des 17. Jahrhunderts die bedeutendste Leistung ist, die wir Henryk Sienkiewicz verdanken. Weder vorher noch nachher hat er die hier erklommene Höhe zu erreichen vermocht. Auch auf den deutschen Leser werden die grandiosen, flammendurchglühenden, blutgetränkten Schilderungen einer wilden Zeit voll Kampf und

Leidenschaft ihre Wirkung nicht verfehlen; die fremde Welt, in die ihn der Dichter führt, wird ihm bald anziehen, bald abstoßen, immer aber in atemloser Spannung halten. Dem polnischen Leser bedeutet die Trilogie mehr: sie ist ihm eine nationale Epöpe, das goldene Buch des polnischen Volkes, das die Zeiten tieferster Ermüdigung und höchsten Heldentums, schmachträchtigen Verrats und hingebendster Vaterlandsliebe in farbenreichen Bildern vor sein Auge zaubert; das die Ahnen der stolzen Adelsgeschlechter der Gegenwart aus dem Grabe, darin sie 300 Jahre geschlossen haben, zu neuem Leben erweckt, sie noch einmal mit blander Wehr für Polens Ehre und Polens Ruhm zum Kampfe ruft. Nicht die phantastischen Abenteuer eines fahrenden Ritters erzählt der Dichter, er kündigt das Schicksal eines ganzen Volkes: was Wunder, wenn sein Werk das Herz dieses Volkes gewonnen hat, wenn er selbst ihm zum nationalen Helden geworden ist.

„Mit Feuer und Schwert“, der erste Roman des Cylsus, ist auch zugleich der bedeutendste. Er erzählt von den Kämpfen Polens mit den Dörben der Tataren; sein Mittelpunkt ist Johann Strzemißki, einer der Helden von Scharols, sein Schauplatz die weite Steppe. Die „Sturmflut“ schildert den Schwedenkrieg; sie berichtet von der Buße, die Herr Kamizy auf sich nimmt, weil er den todesigen Worten des Verräters Kobajiwil Vertrauen geschenkt und das Schwert gegen das eigene Vaterland geführt hat, das er über alles liebt. Durch unerhörte Heldentaten sühnt er die Schuld, befreit Tschernochow, rettet den König und führt zum Volke die schöne Alexandra Willewicz heim, die einst den abtrünnigen Sohn des Vaterlandes von sich gestoßen hatte. Der Roman erreicht nicht die Wirkung seines Vorgängers; seine umerstosene Breite und die endlose Wiederholung von Heldentaten und Abenteuern, die einem Karl May Ehre machen würden, ermüden den Leser. Weit höher steht der letzte Roman, der die Zeit des Türkeninvasions behandelt. Wie Herr Wolodyjowski, der kleine Ritter, sein Mädchen gewinnt; wie Wärbögen die Wente Wjas, des Sohnes von Zuhaj-Wey wird, durch ihre Gesteigegegenwart und Unerkrodenheit aber auf wunderbare Weise den Klauen des Räubers entkommt; wie ihr Gatte Kamienicz gegen den Ansturm der Türken behauptet und sich lieber unter den Trümmern der Citadelle begräbt, ehe er gleich den übrigen vor dem Sultan die Waffen streckt, das alles packt den Leser und hält ihn im Banne, bis das letzte Wort verklungen ist. Ein wirkungsvolles Finale bedient die Leidenfeier des kleinen Ritters:

„Die anwesende Menge räumte sich und bukkete, wie dies gewöhnlich vor der Predigt geschieht; dann verhumete sie und aller Augen richteten sich auf die Kanzel.

Da erstanden von der Kanzel Trommelwirbel.

Die Zuhörer waren erschaut. Der Pfarrer Kaminski schlug die Trommel wie zum Sturm. Möglich war es, daß es einhüllend ertönte. Wieder ein Wirbel — ein Ritter; dann warf Kaminski die Schlägel auf den Boden der Kirche, erhob beide Hände zum Himmel und rief:

„Herr Oberst Wolodyjowski!“

Ein trampelnder Ecker Bärchens antwortete ihm, es ward entseßlich drüden in der Kirche . . .

Der Pfarrer aber rief von neuem:

„Um Himmel, Herr Wolodyjowski, der Sturm bricht los — in den Krieg! — der Feind ist im Lande — und wir greifen nicht zu den Waffen, zu helfen nicht das Schwert, du bleibst nicht zu Ruh . . . was ist dir geschehen, Krieger? Hast du der alten Zugend vergessen, daß du uns allein in Harm und Angst zurückläßt?“

Die Brust der Ritter bedete und ein allgemeines Weinen erfüllte die Kirche . . . . . Das Pfarrer rief rief die eigenen Worte fort. Sein Gesicht war bleich, seine Stirn mit Schweiß bedeckt, seine Stimme bedete. Ihn rief der Schmerz um den kleinen Ritter hin, der Schmerz um Kamienicz, der Schmerz um die Republik . . . . . und er schloß seine Rede mit dem Gebet:

„O Herr, die Kirchen werden sie in Menschen verumwandeln und den Hecan singen, wo bisher das Evangelium gepredigt wurde. Du

hast und in Leid versinkt, Herr, du hast dein Antlitz von uns gewandt. . . . Unersichtlich, Herr, sind deine Wege! Herr wird den Tritten legt Wiederstand leisten? . . . Wägiger Vater, verlass und nicht, errette uns dein Erbarmen, schide uns von Verteiliger herab, schide den Ueberwinder Rahmens herab! D. laß ihn hierher kommen, laß ihn unter und treten, daß er die gesunkenen Herzen erhebe! Ende ihn herab, o Herr!"

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung an der Pforte, und in die Mitte trat der Selman Sobisti. Aller Augen richteten sich auf ihn und ein Schauer schüttelte die Menschen. Er schritt mit stürzenden Schritten auf den Katsajit zu, maßbändig und gemalt, mit den Sägen eines Löwen. Eine Saat geranzter Hymne folgte ihm. „Salvator!" rief ihm der Priester mit prophetischer Deutlichkeit zu.

Sobisti kniete am Katsajit nieder und beugte für Wolodjostwid Gerte. —

Die Verlagsabhandlung hat sich dadurch ein entschiedenes Verdienst erworben, daß sie dem deutschen Publikum diese großartige Schöpfung zugänglich gemacht hat. Preist ihr dem deutschen Leser gegenüber auch die nationale Bedeutung, versehen diesen auch manche Sätze wilderster Grausamkeit, verstimmt ihn die Häufung greller Effekte, der Mangel psychologischer Vertiefung, treten die Umrisse der literarischen Vorbilder mitunter allzu deutlich hervor, alle Schwächen und Mängel verschwinden vor dem einen unfehlbaren Vorgang: Sienkiewicz versteht zu erzählen. Und das haben leider Gottes unsere modernen Autoren fast ganz verlernt.

Der Trilogie gegenüber sollen die Kreuzritter stark ab. Dem Buche fehlt der große Zug. Die virtuellen Schilderungen können dafür nicht entschädigen, denn ihnen geht der Reiz der Neuheit ab. Wir haben sie früher bei S. schon ebenso gelesen, nur in ein bißchen anderen Worten. Auch ist der Roman von einem so wilden Deutschenhaß durchdrungen, daß man sich bißig wundert, wie ein deutsches Publicum daran keinen Anstoß zu nehmen scheint. Gewiß, der deutsche Orden ist um die Wende des 14. und 15. Jahrh. nicht eben der Spiegel ritterlicher Tugenden gewesen; aber der polnische Abel jener Zeit repräsentiert auch nicht gerade die Mäße der Rittertugend. Es wirkt schließlichs grotesk, wenn der Dichter nicht mitleid wird, die Liebergelegenheit polnischer Festung über deutsche Verkommenheit zu preisen. Reinlich berührt auch die Neigung zum Ausmalen von Grausamen, darin sich S. nicht genug thun kann. Diese Freude am Grausamen ist jedenfalls kein Zeichen verfeinerter Cultur. Daß der Roman trotz seines Umfangs den Leser in Spannung hält, ist immerhin ein Beweis der Kunst zu fabulieren, die dem Dichter eigen ist.

Viel erfreulicher wirkt der Sammelband, den der gleiche Verlag unter dem Titel „Uns lebe Vrot“ herausgegeben hat. Er enthält Manches, das schon früher überlegt war; die Erzählungen sind, wenn Reich nicht irrt, bevor sie gesammelt wurden, in der Alten und Neuen Welt erschienen, einem diegelesenen katholischen Familienkath, dessen Herausgeber Karl Muth, der Veremundus-Broschüren, ein begeisterter Vorkämpfer des polnischen Dichters ist. Von den Erzählungen des Buches wirkt die erste, die dem Bande den Namen gegeben hat, in ihrer ergreifenden Schicklichkeit am stärksten: sie enthält die Tragödie armer polnischer Auswanderer, die in Amerika elend zu Grunde geht. Wertvoll ist auch die Geschichte von der schönen Hania, die umfangreichste Novelle des Buches. Die letzte Skizze „Folgen wir ihm nach“ spielt in der Zeit Christi und ist offenbar ein Parergon des weltberühmten Romans Quo vadis. Sie liegt auch in einer Uebersetzung Clara Fiedlerbrands vor; leider ist jedoch die Correctur höchst fieberlich besorgt worden, denn es erscheint darin wiederholt ein „Scrapum“ und sogar ein „Centauri“ Rufus hat eines Centurio Rufus. Die „Erinnerungen eines Hauslehrers“, im selben Bändchen, erzählen die rührsame Geschichte eines kleinen polnischen Gymnasiums,

ber an der mangelhaften Beherrschung der deutschen Sprache zu Grunde geht. Im Original war ursprünglich der russische Accent die Lebensfrage, bis die russische Genjur eine andere Diagnose stellte. Wir Deutschen sind nicht so empfindlich und überlegen getrost, was der russische Genjur vorkommt.

Der kleine Roman „Am lichten Gestirne“ erzählt die Geschichte eines Mannes, der sich noch zur rechten Zeit aus den Händen einer berechnenden Ruffete rettet. Das Wächlein kann seinen Anspruch auf Bedeutung machen. Farum die Novelle „Vergebens“, eine Schilderung aus dem Krieger Studentenleben, nochmals überlegt ist, obwohl sie für 20 Pfennig in Reclams Universalbibliothek zu haben ist, entzieht sich dem Verständnis.

W.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3909/3910.

Cont.: 3909. Principles of class teaching. — The origin and propagation of sin. — Sport and politics in the east. — An early history of Ireland. — Hannibal's passage of the Alps. — Historical books and records. — Publications of the S.P.C.K. — Norwegian literature. — After the new Berlin fragment of Sappho. — The Hohenstollern candidate. — The mystery of Tilsit. — The coming publishing season. — Medical literature. — Astronomical notes. — The British archeological association at Westminster. — (3909/10.) New novels. — Our library table. — List of new books. — The library association at Birmingham. — Literary gossip. — (3910.) Sir Edward Blount's reminiscences. — Dr. Brude's history of Egypt. — Frederic Harrison on Ruskin. — A new theory of mind. — Selected memoirs of Casanova. — Juvenile literature. — Modern theology. — Emile Zola. — Unpublished letters from Tolstoy. — John Latet. — Messrs. Ellis & Elvey. — „History of the parish of Buxhall“. — „A Papal Bull“. — The autumn publishing season. — Entomological literature. — The Langbank errand. — Anthropological notes. — Studies in Irish epigraphy.

Deutsche Revue, Hrg. von R. Pfeiffer. 27. Jahrg. October. Inh.: A. Klett, Rubel v. Bennigsen. — Mile Kremnis, die Diplomatin. Skizze. — Ulrich v. Eiseh, Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stoich. (Hofst.) — W. Mang, über die Geelenbindeit. — A. v. Aken-Kintel, Johanna Rinke's Glaubensbekenntnis. — R. Zugmual, über Epilepsie. — Aut. v. Gottschall, Erinnerungen an Heinrich Heine. — F. Pittica, über Viebig und das Arbeitsfeld des Chemikers. — G. Janßen, Großherzog Peter von Oldenburg und die schicksalshöfentlichste Frage. — E. Müller, die Dombauung Sakajitais.

Deutsche Monatshefte, Hrg. v. J. Kadenberg. 29. Jahrg. 1. Hft. Inh.: E. Fly Schubin, Resignam peccatorum. Roman. — K. Durbach, der molische und der geistliche Walther. — R. Raibet, aus Strauß' Jugentzeit. — Ed. Wertheimer, die geplante Einführung des Pringen von Parma. — E. v. Willenbruch, das alte Haus am Behenke. — Aut. Einbau, der Berg Hühner. — G. Schen, die bevorstehende Reform des hohen Schulrechts in Frankreich. — A. Gaudrath, Kennat Seminaristen-Briefe. — Waslav Krievag vermisste Aufsätze.

Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien. Nrb. 1. Jahrg. 23. Jahrg. Nr. 12.

A. v. Jnh.: E. Gersik, Bilder aus der Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens. (Mit Abb.) — F. Karter, meine Begegnungen mit Bichon.

Deutsche Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, Hrg. von Jul. Lehmann. 2. Jahrg. 1. Hft.

A. v. Jnh.: G. Jhr. v. Comptea, „Grieken“. Novelle. — G. Schmeller, Entstehung, Wesen und Bedeutung der neueren Armeeverfassung. — Bild. v. Karter, persönliche Erinnerungen an den Aeltemarshall Wesen von Helise. — Aut. Guden, das Bildungstreiben des russischen Lehrerbundes und seine nationale Bedeutung. — Peter Kolligier, die Familie ohne Autorität. — G. Bickelmann, unser Kaiser und der Kaiser. — A. Gaudrath, der Eig. Scheibel. — G. Kaufmann, der Ultramontanismus und das Deutsche Reich. — Geinr. Scheibel, im Verest. — W. Gölter, Germin Kolde.

Hefermann's Illust. deutsche Monatshefte. Red.: W. Glaser v. H. Düfel. 47. Jahrg. Nr. 1. October 1902.

A. d. Joh. v. Hermann, Ludwig von Holmann. — G. Jahn, v. Comptel. 46. 1. — W. Kirchbach, die Ehegeschichte und das Vikaratsamt. — Käthe Schimäder, die französischen Universitäten. — G. v. Willdenbruch, das Wunder. — K. v. Arz, Konstantin am Abend. — W. Segeter, Daniel Klingemann. — 1. Willk. Kretschel, Baaren und das Bagnereite. — G. v. Below, der erste dreinägige Landtag der preussischen Monarchie.

Die Kultur. Halbmonatsschrift. Hrsg.: E. Eimshewig. 1. Jahrg. Heft 7.

Inh.: Wolf v. Schierbrand, der Einfluss des Mittelalters auf America. — Th. Muelis, die Colonisation in ethnologischer Betrachtung. — G. Biermann, über Italien und seine moderne Kultur. — E. Erdmann, die staatlichen Aufgaben für das höhere Schulwesen. — Paul Wenget, der Prophet. — A. Drews, Karambrant als Revisor. — Hans v. Rablenberg, Ulrike Däumgen, eine lebende Eiche.

Literarische Werte. Monatschrift für schöne Literatur. Red.: A. Fehr. 4. Jahrg. Heft 1.

Inh.: A. v. Kralic, das Samstagsproblem. — M. v. Glesener, der Weltbild. — Deutsche Zeit. — E. Kiedgen, neue Sport. — G. Holtzoff, E. Stenowicz und seine historischen Romane. — Dr. Willram, die Bestatin. Epische Gedichte.

Das literarische Echo. Hrsg.: Josef Gittinger. 4. Jahrg. Nr. 24.

Inh.: Erich Schläpfer, der Weg zum Ruhm. — A. Brunnmann, Olve Schreiner. — Ernst Jentsch, Komödien-Dramen. — Josef Stad, weltliche Literaturgeschichte. — M. Ebdorn, W. Fiedl, und der Kunstliteratur. — Selma Eißler, Dichter zur Frauensicht. — Karl Streckler, die Kräfte im Meer.

Internationale Literaturberichte. Red.: Det. Webel. 9. Jahrg. Nr. 19.

Inh.: Hans Ar. Jred, Jüngdeutschland im neuen Lichte. — A. R. Z. Zeiss, E. Jacobovitz nachgelassene Erzählungen. — G. W. Erdmann, kritische Essayengänge. 13.

Deutsche Stimmen. Halbmonatsschrift. Red. Erich Vierbaum in Berlin. 4. Jahrg. Nr. 13.

Inh.: C. Haupp, der deutsche Katholikentag in Mannheim. — F. Nappert, das bayerische Schulgesetz vom 28. Juni 1902. — Urgebühren der Flottenmänner. — Gabrielus, Befreiung der französischen Armee. — Karl Erdtsen, Galicopolitische Kriegerleben. — Das Personalwesen in der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung. — Alice Saterom, die deutsche Frau im Exil. 1.

Das freie Wort. Red.: Max Henning. 2. Jahrg. Nr. 13.

Inh.: Die Jagd nach Beziehungen. — W. Hannauer, von der Nachhilfe des Lehrenden. — F. Lang-Ribenfeld, die Armee des schwarzen Papstes. 1. — A. D. Will, Witwold als Reactionär. — A. Reichel, Begriff und Aufgabe der „Masse“. — Arthur Fünzig, Fortschritte in der Ausbreitung des Buddhismus im Indien und im Westen.

Die Zukunft. Hrsg. von M. Harden. 11. Jahrg. Nr. 1/2.

Inh.: 1. M. Pestel, wie Konflikte entstehen. — K. Jentsch, Neues von Kalliste. — F. Weizer, auf dem Strigten Berge. — G. Brandes, französische Säuler. — K. Schaeffer, der Künstler als Demagogues. — Rob. Feßler, der fernsteher Tennisch. — Plutus, Jellinek. — (2.) Jola. — F. Hellerich, Jola als Kunstkritiker. — A. Strindberg, Das Leben der Etrurie. — Paula Winkler, der Hente. — Plutus, America! Weltmel.

Dichterschimmen der Gegenwart. Hrsg. v. Leo Zepf von Heimbach. 17. Jahrg. Heft 1.

Inh.: Gedichte. — Gd. Krebs, Pappi Leo XIII. als Dichter. — A. Jacobi de Gabri, Erlaubung. Ein Glimmerbild.

Deutsche Dichtung. Hrsg.: A. G. Franzen. 32. Bd. Heft 10/11.

Inh.: (10.) Melanion von Niloson Senau. — (11.) R. G. Franzos, zum Capitel: seine in Frankreich. 1. — 33. Bd. Heft 1.

Inh.: Eine deutsche Metadie. Eine Aufgabe von Karl Emil Franzos in Berlin und Antworten von Paul Heyse in München, Gustav v. Willdenbruch in Berlin, Wilhelm Jenzon in München, Rudolf v. Weltzschall in Leipzig, Adolf Willbrandt in Rostock, Ferdinand v. Saar in Wien, Richard Dehmel in Hamburg-Blanken-

see, Karl Buzis in Berlin, Guard v. Hartmann in Berlin, Prof. Dr. Adolf Hundt in (Bergrg. Kanton in Heidelberg, Paul Einbau in Berlin und Prof. Dr. E. Stage in Freiburg. — Dr. Karl Schumann und Ernst Schulze. Mit ungedruckten Briefen Karl Schumanns.

Meclan's Universalium. Chr.-Red.: G. Pestkau. 19. Jahrg. Heft 6.

Inh.: A. v. Kündensboom, zum andern Ufer. (Fortf.) — Max Schädler, Zimmerblumen der alten Zeit. — D. Wünder, letzte Liebe. — E. Kaiser, Reue von den Dornen. — Ulric Solte, handwirtschaffliche Plaudereien. Kaffe und Tee. — A. von Wendtsbuch, Jägerleben.

Documente der Frauen. Hrsg. v. Marie Lang. 7. Band. Nr. 12.

Inh.: Gisa Haase, unter Ueberl. — Tony Reilen, über das Leben der Schauerromane. — Paul Friedrich, Besetz Guittieri als Geschichtsw. — E. Stöckh-Kunzich, Postei. (Zd.)

Wiliär-Wochenblatt. Red.: v. Jrobel. 87. Jahrg. Nr. 85/88.

Inh.: (85/88.) Personal-Veränderungen. — (86.) Ein englischer Neglerer über das Inanemerkennen der Wafengattungen. (Zd.) — Reue von der österrrich-ungarischen Wehrmacht. — Die Aufbarmachung der Erfahrungen des subatitanden Krieges. — (85/86.) Die dreiährigen Etadementänderungen im Wiliärbürojo Petersburg. — (86.) Ein Überblick in Schiffsbau. Reue von französischen Heer. (Mit Etage). — (86 u. 88.) Die Kriegerindustrie auf der Industrie- und Ausstellungsausstellung Wilteloro 1902. — (87.) Das Dekonsumproble. Eine Studie am zweiten Teil des Jahresages 1870/71. — Künstliche Versuche mit Hestillblausen im Keldstrie. — Die neuen Kriegskräfte für das Heer. — Die dreiährigen Männer der italienischen Armee. — (88.) Wachen über das Schicksal mit Maschinen gewehren. (Mit Abb.) — Erfahrungen über das neue Angrißverfahren am Schluß des Ausbildungsjahrs. — Beifelt zum Wiliär-Wochenblatt. Hrsg. von v. Jrobel. 1902. 10. Heft.

Inh.: Däma, über die volkswirtschaffliche Bedeutung der allgemeinen Wertschiff. — Diederseffer, Wirtung der Hauptartikel neuen Angriß einer besichtigen Verbesserung. (Mit 2 Etigen.)

Novas Antologia. Riv. di lettere, scienze arti. Anno XXXVII. Fasc. 739.

Somm.: A. Chiappelli, l'ultima parola di Herbert Spencer. — R. M. Marcollo, Principio Una. — L. Anselmi, Verat. — A. G. Barilli, notizie letterarie. — N. Colajanni, la politica doganale dei socialisti tedeschi. — R. Lovini, in repubblica Argentina e la sua odiera critica. — A. Strachberg, Kilmu. — Epio Joviti, al congresso d'Inola. — M. Pilo, una nuova concezione dell'etico. — Di un nuovo vaticano appenninico per l'alta Italia. — F. Psa, Giuseppe Garive.

Die Nation. Hrsg. von Th. Barth. 19. Jahrg. Nr. 82.

Inh.: G. Wollan, der Zartenstein. — F. Zierowert, der erste heutige Baustein. — Paul v. Gligdi, angloamerikanische Verhältnisse. — R. Zölling, die Beschleunigung der Güttverschiff. — R. Grine, Wiecombe Jund's neuer Roman. — F. Will, der Preisrichter. — 20. Jahrg. Nr. 1.

Inh.: Th. Noeth, der letzte Tramp in Epiel. — Graf Alexander Kreisler über die Kriegerleben der Krieger. — G. Wollan, Emile Jola. — Paul v. Gligdi, angloamerikanische Verhältnisse. — W. Dombas, Kinnel die läbliche Bevölkerung in Lendland zur M. P. O. Zelleisen. — Geopolitische Epikuren. — R. E. Scavica, der Zaun im Licht.

Die Grenzboten. Red.: J. Grunow. 61. Jahrg. Nr. 40/41.

Inh.: (40.) Nach dem Ausrücken. — Sommer und Winter. — Jörn Hill und Nies Obel. — (40/41.) Sage Paracel. — G. Wollan, Emile Jola. — (Fortf.) — Von einer Weltreise. 1. Die Wasserpolitik der Engländer bei der Genöpen in den Alpen. 2. Wirkung und Unzulänglichkeit der Weiten über die anteren Wasen. — Wüster Wüster. — Geopolitische Epikuren. — (41.) Die weltwirtschaffliche Sage Angsten. — Wüster. — Fern. Erdmann, Wirtungsbildung und Verneuerschickliche der Wüster. — Jah Wüsterfeld, des Prechers Hauptes von Wüster, Noeth über seinen Bericht bei 40/41 bei Noeth auf der Reise Spenn.

Die Gegenwart. Hrsg. von Rich. Kordhaußen. 62. Bd. Nr. 40/41.

Inh.: (40.) G. Wollan, die Wüsterleben am Wüsterfeld. — Carl von Bruchhausen, England und die allgemeine Wertschiff. — G. Wollan, Wg. Fernand comar Tardin. — J. Hestheim, zum Kinnel der Weiten Wissen und das Wirtungsbild. Geopolitische Epikuren. — (41.) Die weltwirtschaffliche Sage Angsten. — Wüster. — Fern. Erdmann, Wirtungsbildung und Verneuerschickliche der Wüster. — Jah Wüsterfeld, des Prechers Hauptes von Wüster, Noeth über seinen Bericht bei 40/41 bei Noeth auf der Reise Spenn.

Das Land. Beifchrift für die sozialen u. volkswirtschafflichen Angelegenheiten auf dem Lande. Hrsg. v. E. Schatz. 11. Jahrg. Nr. 1.

A. d. Joh. Die Organisation der Landarbeit auf dem Lande. — Hoff, die Welt- und Wüsterbildlichkeit des Wüsteren Trampwesen. — Die Wirtungsbildung auf dem Lande.

Allgemeine Zeitung. Beilage. Hrsg. v. C. Dulle. Nr. 216-227.

Inh.: (216.) Die bayerische Weltwirtschaff im 2. Jahre ihres Fortschritts. — Was Jollies. 3. — (217.) Welche Wüsterer, die Tage der Wüsterer im den





# Die schöne Literatur.

Beilage zum literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Hr. 21.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Barnde.

[3. Jahrgang.]

Berlegt von Edward Wenner in Leipzig,  
Hohenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

1. November 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Weller, J., Das Oel. (133.)

Werner, R., Aufgebote der Liebe. (134.)

Widmann, G. v., Die Waise. (135.)

Wolff, R., Schöne Frauen. (136.)

Wolff, G., Die Waise. (137.)

Wolff, G., Die Waise. (138.)

Wolff, G., Die Waise. (139.)

Wolff, G., Die Waise. (140.)

Wolff, G., Die Waise. (141.)

Wolff, G., Die Waise. (142.)

Wolff, G., Die Waise. (143.)

Wolff, G., Die Waise. (144.)

Wolff, G., Die Waise. (145.)

Wolff, G., Die Waise. (146.)

Wolff, G., Die Waise. (147.)

Wolff, G., Die Waise. (148.)

Wolff, G., Die Waise. (149.)

Wolff, G., Die Waise. (150.)

Wolff, G., Die Waise. (151.)

Wolff, G., Die Waise. (152.)

Wolff, G., Die Waise. (153.)

Wolff, G., Die Waise. (154.)

Wolff, G., Die Waise. (155.)

Wolff, G., Die Waise. (156.)

Alle Abbestellungen erlösen wir unter der Adresse der Exped. d. Bl. (Hohenstraße 18), alle Briefe unter der des Herausgebers (Keller-Wilhelmstr. 29). Nur solche Werke können eine Erwähnung finden, die der Red. vorgelegt haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir die Namen unserer Verleger anzugeben.

## Frauen-Romane.

Winterfeld-Wornow, G. v., Deutsche Frauen in schwerer Zeit.

Roman aus den Jahren 1806—1812 nach alten Familienpapieren und Ueberlieferungen. Berlin, 1902. Jante. 203 S. 8. M. 4.

Wolff, G., Die Waise. Roman. 2 Teile in 1 Bande. Göttingen, 1902. (124; 204 S. 8.) M. 4.

Wolff, G., Die Waise. Roman. 2 Teile in 1 Bande. Göttingen, 1902. (207; 217; 204 S. 8.) M. 10.

Wolff, G., Die Waise. Roman. Berlin, 1902. Göttingen. (302 S. 8.) M. 6.

Wolff, G., Die Waise. Roman. Dresden, 1902. Pflaum. (339 S. 8.) M. 3.

Wolff, G., Die Waise. Roman. Berlin, 1902. Jante. (475 S. 8.) M. 6.

Von den oben angeführten Frauenromanen ist der erste eine harmlose historische Erzählung, durchweg von jenem bekannten patriotischen Geiste und jener bekannten moralischen Tendenz, die in unzähligen Erzählungen für die reifere Jugend wiederkehren und bona fide als ein höchst wertvolles Erziehungsmittel ausgegeben werden. Der Patriotismus besteht darin, daß alle Dinge in maiorem patriae gloriam durch die vorzögevolle Optimismus der so gar nicht moralischen und so gar nicht gutmütigen Wirklichkeit des grauenhaften Lebens gegenübertritt, mit jenem Optimismus, der dann, durch die persönlichen bitteren Erfahrungen enttäuscht, so oft in einen ebenso grundlosen Pessimismus umschlägt. Es bildet sich im Leser die Ueberzeugung aus, daß im Leben schließlich doch Alles zum Besten sich kehrt, daß hinter allen Leiden und Enttäuschungen so eine Art allgemeinen Menschheits-Weihnachtens steht, wo die Standhaften belohnt werden und jeder Hans seine Grotte heimführt, worauf dann alles eitel Freude und Seligkeit ist. Große Probleme, wie es das Liebe- und Eheproblem sind, anzuschneiden und statt sie der ernsthaften Lösung entgegenzuführen, nur die Rück-

sicht auf den sogenannten befriedigenden Schluß maßgebend sein zu lassen, das ist eine Sünde gegen die Wahrheit des Lebens, eine Sünde gegen den heiligen Geist. In einem großen Teile unserer Frauenliteratur herrscht auch heute noch der Geist der alten Tante, die kein schöneres Geschäft kennt, als unter halb salbungsvollem, halb lästern-schämigem Lächeln die lieben Nagelein in den lodenden Garten der Ehe zu bugisieren. Die an zweiter Stelle angeführte Erzählung ist ein treffliches Beispiel für einen solchen leichteren Romanroman mit dem obligaten Gesange der Weihnachtsgel und allgemeiner Verhöhnung am Schluß. Da ruferenotes Leben! ... Eine ausgeprägte Persönlichkeit schaut und aus diesen Wägern auch nicht mit den leichten Zügen entgegen.

Etwas mehr Persönlichkeit hat Emmy Köppel. Sie will wenigstens mehr als den Durchschnittsroman geben. Aber vorläufig gärt noch alles wild durcheinander in ihr. Ihr Stil ist schwülstig und in seiner Knappheit höchst motiviert. Sie geht beständig auf den Lebensspigen. Die Requisiten sind oft die des blutigen Colportageromans. Aber es zeigen sich doch auch an manchen Stellen Spuren echten Temperamentes und Züge von eigener Beobachtung und treffender Charakteristik. Das Culturbild, das dieser im modernen Elsaß spielende Roman darbietet, hätte freilich unendlich viel farbenreicher, mannigfaltiger und tiefer sein müssen, inmerhin ist aber die Zeichnung dieser noch tief in französischen Sympathien stehenden Industriellenkreise von einem gewissen kulturgeschichtlichen Werte. Bisweilen berührt die Sprache des Buches direct komisch; so wenn die Erzählerin französische Broden in den Dialog streut und unmittelbar dahinter die deutsche Uebersetzung giebt, selbst bei den alltäglichen Redewendungen.

Zu einer anderen Gattung der Frauenromane gehört das Buch von Lisa Weise „Anfreie Liebe“. Hier haben wir die Frau, die sich in jeder Beziehung, in jedem Worte als die moderne, allezeit gebildete Frau geben will. Gott, was weiß diese Frau alles! Was hat sie gelesen! In der Kunstgeschichte, in der Archäologie, in Literatur, Philosophie und Rationalökonomie weiß sie Bescheid, und mit Hilfe der modernen Psychologie entschließen sich ihr die letzten Geheimnisse der menschlichen Seele. Keinen Augenblick bleibt man in Ruhe, immer wieder wird man durch eine geistreiche Bemerkung, einen Gedankenblitz, ein Paradoxon auf-

geführt. Ihre Menschen haben eine unangenehme Virtuosität, sich selbst zu analysieren. Man charakterisiert die Art dieses Buches vielleicht am besten, wenn man es ein unliebenswürdiges Buch nennt, unliebenswürdig vor allem, weil ihm die Unbefangenheit des Empfindens und des Schaffens fehlt, und weil ein Zug der Selbstüberhebung in ihm liegt.

Ganz im Gegensatz zu Lisa Weise, die mit ihren Verstandesvorzügen zu kollektieren scheint, sucht Emmy von Egiby in „Ise Weibers“ vor allem die Gefühlswerte in der subtilsten Weise zur Geltung zu bringen. Sie bemüht sich, die intuitive, instinktive Natur der Frau und das im eigentlichen Sinne Weibliche im Fühlen der Frau in seinem geheimen Leben und Wirken zu zeigen. Der Grundinstinct im Leben der Frau ist für sie der Mutterinstinct, der Trieb zum Kinde. In Ise Weibers, der Titelfeldin dieses Romanes, in der übrigens die mit allen Vorzügen des Weibes und der Seele ausgestattete Schablonenromanheldin der Marcktpoche trotz allen modernen Anknüpfen, wie in den meisten Frauenromanen, wiederkehrt, hat sich dieses Mutterverlangen in eine Art von mythischem Cultus verwandelt, der ihr ganzes Sein beherrscht und gegen den sie sich in langen inneren Kämpfen erst die Erkenntnis der Liebe zu ihrem Gatten erkämpfen muß. Das Problem ist eigenartig und zugleich aus dem Leben der Wirklichkeit gegriffen, in der diese Ise Weibers viele Schwestern hat: aber um diese durch ungeliebte Augenbeiflüsse zu kraußstem Empfinden erzogene Frauengestalt darzustellen, durfte die Verfasserin ihr nicht zu nahe treten. Gerade dieses Empfinden giebt uns aber der wie auf Stelzen einherstreichende Stil der Verfasserin. Es liegt in diesem Stil noch ein gut Stück von dem schwärmerischen Ueberchwang, den junge Mädchen im gegenseitigen Verkehr bekunden, zugleich auch etwas von der Kollerette mit dem „nervösen Feingefühl“ der modernen Frau und von dem bewußten Aesthetismus der Kunstigen von Beruf. „Ise Weibers“ ist mit einem Worte ein manieriertes Buch. Es ist nicht aus der unmittelbaren Anschauung geboren, sondern das bewußt-gestrichelte Konstruieren hat seinen guten Teil daran. Die reichen Gaben, über welche die Verfasserin ohne Zweifel verfügt, werden sich am besten entfalten, wenn Emmy v. Egiby sich größerer Einfachheit und Unmittelbarkeit befleißigt und nicht übermäßig tiefinnig zu sein sich bemüht. Noch weniger klar als die Gestalt Ise löst sich aus dem Dämmernebel die des Mannes, Klaus Wobeler, der noch mehr wie Ise vom Romangebilden allen Schlags an sich hat. Als reiner Typus des Mannes neben Ise, der Abstraction des Frauenalters fesselt, hat er zu wenig bestimmte, scharf ausgeprägte persönliche Züge, als daß wir mit ihm empfinden könnten. In der Art, wie er Ise von der Kunst zum Leben zurückholen will, brückt sich kein unmittelbares Empfinden aus, sondern auch bei Klaus ist alles auf Schrauben gestellt und man wird nicht den Eindruck los, als wäre er.

Gegenüber dieser Mischung von romanhafter Schablone, ausgefädeltem Empfinden und Originalitätsjucht berührt Clara Wiebig's neuer Roman „Die Nacht am Rhein“ in seiner gefunden Kraft, die nichts als Leben darstellen will, äußerst sympathisch. In Clara Wiebig lebt eine echt künstlerische Gestaltungsfreude. Unablässig ringt und formt sich in ihr das Erlebte, Vergangenes und Gegenwärtiges in bunter Abwechslung, am leichtesten aber gestaltet sie doch immer wieder Menschen ihrer rheinischen Heimat, aus der sie sich immer wieder neue Kräfte holt. Von den verschiedenen socialen Epären gelingt ihr die Schilderung des Kleinbürgerhandes am besten. Der neue Roman trägt diese beiden Merkmale an sich: vom rheinischen Kleinbürgerleben entrollt er ein lebensvolles Bild, und dieses Bild ist so echt, daß jedem

alten Düsseldorf das Herz im Reibe lacht, und er mit behaglicher Freude zu allen Einzelheiten befähigend sein zu kann. Die Echtheit des Art- und des Zeitbildes ist aber in diesem rheinischen Roman nicht nur Weibens, Mittel zum Zweck, sondern sie ist das eigentlich Wertvolle und auch der eigentliche Zweck des Wertes. Nicht das Einzelgeschick, das wir von der Wiege an durch ein ganzes langes Leben voll Freud und Leid verfolgen, ist der eigentliche Inhalt der „Nacht am Rhein“ und die Heldin des Romanes, die wir auf ihrem Lebenswege begleiten, ist nicht die eigentliche Heldin. Die Stadt Düsseldorf selbst ist die Heldin des Buches, das einer der wenigen kulturgeschichtlichen Romane des letzten Jahrzehnts ist, die diesen Namen wirklich verdienen. Das Kulturgeschichtliche ist nicht der Hintergrund eines Einzelgeschicks, das von ihm seine rechte Beleuchtung ertheilt, sondern umgekehrt, in dem Einzelgeschick lernen wir das Empfinden der Zeit begreifen. Der Wandel der Zeitanschauungen, das Vordringen des fräutigen preussischen Geistes in das leuchtige Düsseldorf, das sich aus dem behaglichen Kleinstadtschlummer in den rauhen Sturmjahren 1848, 1866 und 1870/71 allmählich selbst zum Wachbewußtsein ruft und in mächtigem Vorwärtstreben nun zur blühenden Großstadt geordnet ist, verfolgen wir auf Schritt und Tritt mit vollendetem Anschaulichkeit. Nur aus einer ganz persönlichen Erfahrung, aus einem Engverwachsenen mit diesem Boden konnte eine solche Anschaulichkeit und Echtheit des örtlichen und des jeweiligen zeitlichen Empfindens hervorgehen, dessen Treue namentlich im ersten Teile des Romanes, in der Schilderung des kleinstädtischen Pfahlbürgerthums uns Bewunderung abnötigt. Später hat die Dichterin sich leichter gemacht und mehr die Tagesereignisse geschildert als ein künstlerisch abgeklärtes, anschauliches Bild des Zeitempfindens gegeben. Das Schicksal der Familie des preussischen Feldwebels Kinte, der aus dem großen Königsberg, der Geburtsstadt des kategorischen Imperativs, in die Stadt des leichtfertigen Laisser aller verlagert ist, bildet den Spiegel, in dem wir das Vordringen der Zeit beobachten. Es ist eine Prachtgestalt, dieser nüchterne pflichttreue Mann, der das Leben so verteuert erst nimmt und der Vergnügungslust seiner rheinischen Frau mit ihrem Anhang ebenso fremd und feindselig gegenübersteht wie dem katholischen Bekenntnis seiner neuen Heimat. Er ist die Verkörperung altpreussischer Arbeitseifers, altpreussischen Pflichtgefühls und altpreussischer Königstreue. In dem Conflict, den seiner Tochter Josefine Liebeli mit dem Leutnant v. Clermont, dem Sohne seines alten Majors, ihm aufspringt, weiß er, der sich im tiefsten Herzen entsetzt fühlt, keinen Ausweg als die rettende Kugel. Und wie wenig macht die Tochter ihm im späteren Leben Schande! Bei aller rheinischen Fröhlichkeit doch das rechte Kind des Vaters, arbeitsam und brav, dem Leben fest ins Auge schauend, was es auch Schweres bringt, und ein Herz voll warmer Vaterlandsliebe. Immer und immer wieder wird dieser Ton angeschlagen, und immer wieder bringt auch der Ton der stolzen Bewunderung der rheinischen Heimat durch, die sich so mächtig herausarbeitete und deren Anschaffung (Krapp!) wir mit erleben. Eine große Reihe lebensvoll gezeichneter Gestalten stehen neben der Familie des Feldwebels Kinte, und die Art und das Werden eines jeden sehen wir bedeutungsvoll durch die Zeitemstände berührt. Wir sehen Pfaffen, die ganz in den engen Verhältnissen der alten Zeit wurzeln und sich nicht in die großartige Entwidlung der neuen Zeit finden können, und wir begegnen umgekehrt anderen, die mit scharfem Blick die neue Zeit erkennen und ihre Ideen kraftvoll in Taten umsetzen. Wir erleben im wahren Sinne des Wortes den Wandel der Zeiten mit. So ist Clara

Wiebigs „Nacht am Rhein“ ein Stück preussisch-deutscher Kulturgeschichte im besten, lebendigsten Sinne des Wortes, dicitur nicht vom Geiste historischer Forschung, sondern wiederbepiegelt im Geiste einer Dichterin. Es läßt sich freilich nicht verschweigen, daß in der zweiten Hälfte, namentlich gegen Ende, die sorgfältigere Durcharbeitung, die künstlerische Umklopfung des Stoffes, oft vermischt und mehr dem bloßen Unterhaltungsbearbeitungsbedürfnis Rechnung getragen wird. Es fehlt da die individuelle Färbung, die uns eine Dichterin vom Range Clara Wiebigs schuldig bleibt. Aber der Roman hat Partien (und diese überwiegen), die wir zu dem Besten rechnen müssen, was uns Clara Wiebig bisher beschert hat.

(Gustav Zieler.)

## Schwänke und Lustspiele.

- ✓ **Lungenbach**, Felix Ludwig, Erbhft. Schwann, München, 1902. Bayerisches Nationalhaus. 64 E. 8.) M. 0, 75.
- ✓ **Salzer**, Fritz, Die Gesellschaft Plumm. Satire in zwei Akten. München, 1902. Reinhardt. 64 E. 8.) M. 1, 50.
- ✓ **Rähle**, Karl, Die Heirat des Herrn Cornelius. Schwank in drei Akten, teilweise nach einem älteren französischen Stoffe. Leipzig und Dresden, 1902. Pietsch. 82 E. 8.) M. 1, 50.
- ✓ **Adler**, Friedrich, Don Gil. Komödie in drei Akten nach dem Motive der Liebe de Molina. Stuttgart u. Berlin, 1902. Gotta. 110 E. 8.) M. 2.

Das alte komische Motiv der Testamentsklausel, die von dem Erben Verlobung fordert, ist in Lungenbachs Schwank so dert und unnatürlich verwertet, daß jedes Wort über diese Nichtigkeit eigentlich zu viel ist. Dagegen ist Salzers Satire auf die Art, wie Verärthmeiten entstehen und Reclame gemacht wird, mit scharfem Humore sehr unterhaltsam ausgeführt. Der amerikanische Director Plumm verschafft dem überall zurückgewiesenen Dichter Franke den ersten Ruf, die Gunst des Theaterdirectors; aber dem ehelichen Hans Franke wird die durch die Society Plumm, Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, fabricierte Berühmtheit widerwärtig und er übernimmt die profanische Leitung einer Fabrik, wie seine Frau es von Anfang an gewünscht hat, eben weil es ihm mit der Poesie Ernst war. Rähles Schwank, in dem ein neu vermählter Gatte sich der zudringlichen Freundschaft der beiden Männer zu erwehren hat, mit deren Frauen er vor seiner Ehe Verhältnisse hatte, geht in keiner Weise über die gewöhnlichen Durchschnittsposten hinaus. Ganz andre Bedeutung kommt natürlich der neuen Probe von Fr. Adlers Ver suchen, zu ältere spanische Lustspiele der Bühne der Gegenwart zurückzugewinnen. Gerade jetzt, da durch Hofstad und Judas ziemlich unerwartet Vers und Reim in modernen Lustspiel wieder Geltung erlangt haben, ist die Erinnerung an den Erfolg, den einstens Schreyvogel mit seiner Bearbeitung von Moretos „Donna Diana“ erzielte hat, ganz natürlich. Mit seiner Bearbeitung von Calderons „Hombre pobre todo es traza“ als „Zwei Eisen im Feuer“ (1900) hat Adler bei den Lesern wie auf den Bühnen Beifall gefunden, und er läßt nun Tirso de Molinas „Don Gil de las calzas verdes“ folgen, von dem G. V. Dobyn schon 1841 im ersten Teile seiner „Spanischen Tramen“ eine Uebersetzung geliefert hat. Den beiden von Adler ausgewählten Mantel- und Regenkönnen steigt ebenso wie Judas „Jovlingsschwärzer“ eine Abart des alten Menagen-Motivs zu Grunde. Das Scherzhafte der von ein- und derselben Person gespielten Doppelrolle reizert sich, wie wir aus Shakespeares „Was Ihr wollt“ wissen, noch beträchtlich, wenn es ein

weibliches Wesen ist, das bald als Mann bald als Mädchen auftritt und andere Mädchen in sich vertiebt macht. Tirso de Molina hat, wie Graf Schad berichtet, in mehreren seiner Stücke Mädchen in Männertracht auftreten lassen, um sich an einem treulosen Liebhaber zu rächen und ihm die neue Geliebte abspenstig zu machen, wie dies ja auch bekanntlich Rosaura in Calderons „Leben ein Traum“ mit Erfolg thut. In „Don Gil mit den grünen Hosen“ findet Schad das Thema am glänzendsten behandelt, und in der That ist der Witzvorrat bei Tirso genial durchgehend. Für unsere Bühnen ist das Original schon wegen des fortwährenden Szenenwechsels nicht brauchbar, aber Adler hat bei seiner Umarbeitung etwas viel geospirt und nicht sehr glücklich Eigenes hinzugethan. Die „Zwei Eisen im Feuer“ haben das Calderonsche Gepräge einheitlicher bewahrt als der zweite Versuch, der wenigstens bei der vergleichenden Lesung neben dem Original etwas matt erscheint, die Zuschauer aber, die ja solchen Vergleich nicht anstellen, immerhin gut unterhalten dürfte und inzwischen auch thatsächlich bereits erfolgreich über mehrere deutsche Bühnen gegangen ist.

Max Koch.

## Ausgewählte poetische Werke.

- Dehmel**, Richard, Ausgewählte Gedichte nach dem Inhalt geordnet. Erstes bis fünftes Lauen. Berlin, o. J. Schuster u. Köhler. (164 E. 8.) Kart. M. 1.
- Hendel**, Karl, Aus meinen Gedichten. Buchdruck von Sibus. Zürich, o. J. Hendel u. Co. 78 E. 8.) M. 1.
- Schaffheitin**, A. Krüpfers Erntegang. Mänlichen Geistes gemindert. Berlin, 1901. Reichenow. 198 E. 8.) M. 3.
- Reiner**, Otto von, Ausgewählte poetische Werke. 1. Band. Gedichte. 2. Auflage. 2. Band. Dämmerung. Eine Dichtung. 2., verbesserte Auflage. 3. Band. Erträumte Liebe. Ein trübsamer Roman in vier Büchern. Berlin, 1902. Janke. (135; 110; 116 E. 8.) M. 2.
- Deemüde**, Leo von, Höhenluft. Ausgewählte Gedichte. Heiligenstadt, 1902. Gerber. 108 E. 8.) Oct. M. 5.

Neuerdings mehren sich die Fälle, daß Dichter, die verschiedene Sammlungen herausgegeben haben, eines Tages ihre ausgewählten Dichtungen erscheinen lassen. Das ist für das Publicum erfreulich; denn besonders ei der Fall, mit der unsere moderneren Dichter ein Bündchen dem anderen nachjagen, kommt kaum die Kritik, geschweige das Publicum nach, und wer will aus Tausenden von Sammlungen und Hunderten von Gedichten sich die besten herausuchen! Ob es gerade ein gutes Zeichen für die Dichter selbst ist, könnte man bezweifeln. Denn eigentlich sollten die Dichter nur ausgewählte Gedichte herausgeben, und wenn sie aus so und so viel Sammlungen nur ein Bündchen auswählen, so liegt darin das Eingeständnis, daß sie manches haben drucken lassen, das minderwertig ist. Freilich ist damit noch nicht gesagt, daß nun unter allen von ihnen ausgewählten Gedichten nichts minderwertiges sei; denn die Dichter selbst find in der Regel nicht gerade die unparteiischen Kritiker ihrer Gedichte. Aber man darf wohl annehmen, daß sie kritische Freunde bei der Auswahl fragten; und darüber, was von ihren Gedichten alter und neuer Zeit für ihre ganze Persönlichkeit und ihre ganze ethische und ästhetische Entwicklung das Wichtigste ist, hat doch zuletzt der Dichter selbst das beste Urtheil. Fragt sich nur, ob der Dichter eine Persönlichkeit ist; denn nur in diesem Fall, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Dichter ist, wird seine Auswahl eine besondere Anziehungskraft ausüben; im anderen Falle wird man auch eine Auswahl zum übrigen legen.

Beginnen wir mit Richard Dehmel, der seine Gedichte diesmal „nach dem Inhalt“ geordnet hat. Was das heißt, ist mir freilich nicht klar geworden, ebensowenig, nach welchen Grundfragen er ausgewählt hat. Es steht hinterbunt alles unter einander, D.ische Schönheiten und D.ische Dunkelheiten und Selbstanklagen, und auch das dümmste Gedicht aus „Hilfsbeuge“ fehlt nicht. Wenn man diese Gedichte gelesen hat, so glaubt man dem Dichter:

Lebte Gedichte, meine braune Geliebte,  
kennst du dir noch viertausend und einige dichten  
an Einem Nachmittag

und sicher hat er bei der hohen Stellung, die man ihm merkwürdiger Weise angewiesen hat, auch mit der Fortsetzung recht:

und die würden meine vielen betribten  
neuen deutschen und neueren jüdisch-deutschen  
jüdischen Brüder sicher fürchten rühmen.

D. macht sich das Dichten fürchtbar leicht: er fragt rein gar nichts nach Form und Rhythmus und läßt sich hundertmal den Gedanken und den Fortschritt des Gedichts einfach durch den Reim diktieren, der ihm fast immer eine Verlegenheit ist. Ich will aber gern glauben, daß D. so dichten muß, wie er dichtet; denn ein guter Teil dieser Gedichte ist nicht gemacht, sondern ist offenbar seiner inneren Welt entsprungene, die nun eben einmal anders ist als die anderer Leute. Freilich, den Menschen möcht ich sehen, dem in der D.ischen Welt wohl und freudig zu Mut würde; man ist vielmehr froh, wenn man aus diesen wunderlichen Irrgärten von Iyrisch wunderbarer Fülle, Kopf und Abgeschmacktheiten glückselig wieder heraus ist. In seinen besten Gedichten allerdings ist doch wahre Lyrik, wenn oft auch in wunderlicher Form und für Menschen mit natürlichem Verständnis und Gefühl schwer verständlich. Ich stelle zwei beziehende Zehmer einander gegenüber, die in den bisherigen Sammlungen nicht enthalten waren:

#### Stimme im Dunkeln.

Es klagt im Dunkeln irgendwo.  
Ich möchte wissen, was es ist.  
Der Wind klagt wohl die Nacht an.  
Der Wind klagt aber nicht so nah.  
Der Wind klagt immer in der Nacht.  
In meinen Ohren klagt mein Blut,  
mein Blut wohl.

Rein Blut klagt aber nicht so fremd.  
Rein Blut ist ruhig wie die Nacht.  
Ich glaub', ein Herz klagt irgendwo.

Ob das ein Iyrisches Gedicht, ob überhaupt ein Gedicht ist? Wie anders dagegen:

#### Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht in einer Wassenniede —  
was haben die hier zu thun?  
Sollt heimlich der Friede  
hintern Hause am Bache ruhn?  
Dampf fallen die Hämmer im harten Laft:  
Angepakt, Angepakt,  
die Arbeit muß zu Ende!  
Und das Eisen glüht, und das Wasser rührt,  
und wenn der Schwach die Klänge auftritt,  
glänzen die schwarzen Hände.  
Aber manchmal blüht ein rußig Gefäß!  
Stül nach dem himmeltau blühenden Strauß,  
dann scheint, eine Stimme klagt hinterm Haus:  
vergiß mein nicht!

Daß Karl Henckell's ausgesprochene Begabung auf dem Gebiet der sozialen Lyrik liegt, zeigt auch diese Auswahl. Soziale Bilder, meist in der scharfen Beleuchtung des Häßlichen, der freilich stark durch allgemeine Menschenliebe gedämpft

erscheint, nehmen die Hälfte des Buches ein. Viel die Seele bereicherndes ist freilich in diesen Gedichten nicht, und selbstman nimmt sich das schöne Gedicht „Trugnachtag“ aus:

Rein Vieh das tollt wie Sonnengold,  
Dem Vortriebs des Dalens hold.  
Wenn weiter erblüht die Nacht,  
Hilf' ich zur weiten Sternennacht,  
Gedämpften Haas mit' ich Streit  
Und Wankhaniel.

Wo kanzes Gind Lust zerhört,  
Schwemmt' ich und schluch' ich zualempört.  
Weh, wenn mein Auge Keil erblüht!  
Ich schlage, daß der Dusch erlöret,  
Der Schwelber schmilzt mein Klang zu Schup,  
zu Schup und Trup.

Wo einer waud von Kampf und Pein,  
Trugnachtag, da trübt' er ein!  
Fried, wie der Duan von Bergen quält,  
Wieb Kratt und Weibslaut klar und mit!  
Wief Wönnen in der Kaufker Schep,  
Schlag schmelch und lo!

Rein trösten wird diese sociale Lyrik niemand, am wenigsten die Glenden der Erde, aber erbittern und Haß schüren; Höhenlust weht nicht darin, aber da und dort doch etwas, das an das Herz des Harten zu poden vermag, auch manches knurrig-schnurrige, das ergötzt. Der zweite Teil der Sammlung enthält Lyrik; wenig davon geht unmittelbar aus Herz. Neben modern Brünstigem drängt sich wertwürdigere manches Altfränkische herein, oft sogar im Ausbruch („als der angenehmen Säure wir gemeinsam ausgesprochen“, „Die Sonne siegt, der Nebel weicht — Ereignis voll Unzünden“, „Meine Geliebte küßt über die Berge, Siehe sie springt wie das flüchtige Wild“ u. dgl.). Aber das Altmodische ist nicht das schlechteste und oft voll Anmut, mehr als das frampfhaft nach dem neuen Stil Modellerte; einzelnes ist fein und zart Iyrisch und geht auch in die Tiefe.

Ein offenbar verbittertes Gemüt ist Schafheitlin, wie sein „Iyrischer Erntegang“ an nicht wenigen Stellen zeigt. Grollend hat er sich aus Deutschland zurückgezogen und lebt in Italien:

Immerfort dießelbe Veit,  
Die als Antwort du gewinnst:  
„Ja, Sie kommen jetzt mit Veit?  
Lieber fort, wech Hingezinnst!“  
Wir für unser Teil, wir schäben  
Ueber alles Veit;  
Aber Deutschland ist dormalen  
Nicht der rechte Markt für sie.“

Et so bleibt mir denn gemogen!  
Sei, Italien, mir treu,  
Bis ich Deutschland wiederfinden  
Aus dem Schlamm der Barbaren.

Und an anderer Stelle ruft er Deutschland zu:

Reiß, Germania, du Haas der Fremde Reiz?  
Doch warum schalst historischer Dastandst?  
Willst du folgen, so schlag  
Homer-Hellen, Schären-Greiz!“

Ich meine, wir haben das lange genug gethan, und es ist für die deutsche Poesie nicht viel erprießliches dabei herausgekommen. Aber der Hellenengeist war wenigstens klar; bei S. wirbeln allerlei krause Gedanken und verärgerte Stimmungen meist in ziemlich schlechten Versen durch einander. Am meisten geht ihm das Herz auf und wohlklingende Verse entströmen ihm, wenn er Italiens Lob singt, nicht bloß in dem ganz letzten Teil „Römische Eden“, sondern auch sonst. Aber auch heineische Klänge wie im „Juppil am See“ fehlen nicht; daneben harmlos Iyrische Naturfestigkeit und halbIyrische Gedankendichtungen.

In drei kleinen Bänden legt uns Otto von Leizner seine „Ausgewählten poetischen Werke“ vor; der erste enthält Gedichte, die zwei anderen lyrisch-epische Dichtungen: „Dämmerungen“ und „Erträumte Liebe“. Die lyrischen Gedichte beweisen, daß L. zwar ein bedeutendes Formtalent besitzt, daß ihm aber die meisten Döne echter Lyrik verfallen sind. Da ist doch viel bloß Nachgeschaltetes und Nachgedichtetes, und die Worte „Lieber im Volkston“, welche die Gedichte aus jungen Jahren deden soll, macht die abgegriffene lyrische Scheidenmünze, die hier ausgegeben wird, nicht zu Gold. In den „Tagebuchblättern“ aus späterer Zeit, die den Hauptteil der Sammlung bilden, wächst der Dichter zwar inhaltlich, und es spricht eine immer mehr reisende Persönlichkeit zu uns; doch hat man fast nirgends den Eindruck, daß der Dichter dichten mußte. Es geht alles glatt von der Oberfläche herunter und in den waterländischen Gedichten drängt sich sogar bare Prosa in die dichterische Form hinein. Auch in den lyrischen Einlagen der beiden lyrisch-epischen Dichtungen ist viel äußerliche Lyrik, obgleich der Gehalt der Dichtungen im ganzen ein tiefer ist. Ein wirklicher Dichter durfte doch eigentlich nicht Gedichte „auswählen“ wie

Ich ste hier  
Dein Bild vor mir;  
Ja nichts ist tauge,  
Das Aug' in Auge  
Ziel, tief gesenkt,  
An dich nur denkt  
Mein Herz.

oder

Mein Herz begann zu beben  
Was mit geheimem Widen  
Mich sagte Schmach an:  
Ich will sie nicht erpinnen,  
Es will mir nicht gelingen,  
Was immer denken dran.

Und dergleichen ist vieles darin, auch noch in dem neuesten, dem lyrischen Roman: „Erträumte Liebe“. L. pflegt in dem Briefkasten der Romanzeitung über derartige Talentproben so böse Bemerkungen zu machen, daß es für ihn gefährlich ist, sie selbst zu geben. Der feinste Geschmack und die umfänglichste Bildung neben dem trefflichsten Charakter, drei Dinge, die wir an dem Menschen L. rühmen, machen eben noch lange nicht einen Dichter. Der muß geboren werden. Ueber das Unbegabene, das eine gewisse dichterische Unzulänglichkeit schafft, wo man Bedeutendes ermarket, bin ich denn auch bei den beiden Gedankendichtungen nicht ganz hinweggekommen, so sehr mich die Dichtungen selbst, insbesondere „Dämmerungen“, angezogen haben, so manche einzelnen Gedichte in ihnen mich innerlich bewegt und so manche glänzende Schilderung ich bewundert habe.

Von ähnlichem dichterischen Kaliber wie Leizner, vielleicht ist's noch etwas leichter, ist Leo van Geemlede. Man braucht nur sein Einleitungsgebiicht: „Meine Weise“ zu lesen, und man weiß, daß man es hier nicht mit einem bedeutenden Dichter zu thun hat. In Begabung liegt hauptsächlich auf dem Gebiet der religiösen Dichtung und zwar in katholischer Form. Das hindert aber nicht, daß nicht wenige seiner religiösen Gedichte rein christlich sind und sich mit dem, was jetzt an religiösen Gedichten auf protestantischem Boden hervorgebracht wird, fählich messen kann, ja es vielfach übertrifft. Zwar die Gedichte, die das Lob Windhorsts, des Centrums u. dgl. singen, wird ein nicht katholischer Leser mit lächelnd auf die Seite legen, aber an seinen erbaulichen Gedichten, die nicht nur in der Ableitung „Erbaulichkeit“ sich finden, kann sich ein evangelischer Christ gerade so gut erbauen, wie ein Katholik, und diese Gemeinsamkeit im Höchsten, was ein Christenbergs kennt, ist bei der Kampfstellung beider Kirchen ein erfreuliches Zeichen. Freilich steht

die religiöse Dichtung unserer Zeit überhaupt auf einer sehr geringen Höhe, so daß es gerade nicht schwer ist, zu den besseren religiösen Dichtern zu gehören. In weltliche Gedichte, die sich mit ganz anderen messen müssen, ragt in keiner Weise über das Gewöhnliche empor.

Richard Weitbrecht.

## Japanische Dramen.

Japanische Dramen. Uebers. von Karl Florenz. 2. Aufl. Leipzig, 1901. Amelang. IV, 38 u. 39 Bl. m. farb. Abb. in Japan. Ausstattung 8.) In Karton. # 6.

- 1) Terakoya oder die Dorfschule. Historisches Trauerspiel.
- 2) Anago. Ein romantisches Schauspiel.

Der Titel des ersten Stückes bezeichnet den Schauplatz der ereignisreichen Handlung, deren geschichtlichen Hintergrund eine Begebenheit vom Anfang unseres 10. Jahrh.s bildet; sie verherrlicht die in der japanischen Volksecke so tief wurzelnde Lehnstreue. Der Basall eines verbannten Ministers, dessen ganzes Geschick dem Untergang geweiht ist, hat den Sohn seines Herrn getötet und in einem abgelegenen Dorfe eine Schule errichtet, wo er den Knaben als seinen eigenen mit anderen Jünglingen des Ortes aufzieht. Das Geheimnis wird aber verraten und das Leben des Kindes nur dadurch gerettet, daß ein anderer, dem Scheine nach bisher untreu gewesener Basall nebst seiner Gattin ihren gleichaltrigen Sohn, den sie über alles lieben, untergeschoben. Vergeblich ist, daß das Kind selbst weiß, es geht dem Olyertob der Lehnstreue entgegen. Das Werk eröfnet am die Mitte des 18. Jahrh.s. Wer es liest, wird begreifen, wenn Florenz in der Einleitung mit treffenden Worten von einer Mutterherstellung des Stückes sagt: . . . es „gehört zu dem Erchätternbsten, was je eine Bühne der Welt gelehrt hat. Kein Auge bleibt dann trocken, auch Europäer werden davon tief ergriffen. Denn wie sehr der bis auf die äußerste Spitze getriebene Olyermut der Basallentreue in seiner fast grotesken Wildheit unsere feinaren Gefühle auch verletzen mag, so können wir doch vor der packenden Tragik der Handlung, vor dem sanatsischen Heroismus der Charaktere unter mißfällendes Herz nicht verziehen.“

Von den 16 Acten des zweiten Wertes giebt F. den 14. wieder, welcher den Höhepunkt bildet. Die unerwägliche Treue der Liebe ist es, die hier verherrlicht wird. Ein feindseliges Geschick trennt plötzlich die beiden Liebenden. Die Titelfeldin Anago, die „Blühende Morgenwinde“, wie sie nach der Blume heißt, flieht aus dem heimatischen Hause, um dem ihr von den Eltern bestimmten Gatten zu entgehen, in welchem sie den Geliebten nicht wiedererkennt, da dieser durch einen höheren Rang einen anderen Namen erhalten hat. Das Liebeslied singend, das er gedichtet hat, wandert sie nun von Provinz zu Provinz, ohne ihn zu finden. Die Thänen über das Leid der Trennung lassen sie schließlich erblinden. Erst dann führt der Zufall den Geliebten, der ebenso vergeblich ihren Spuren gefolgt ist, endlich in ihre Nähe. Eine wunderbare Wiederherstellung des Augenlichtes tröst das Glück des getreuen Paares.

Das Buch zeigt äußerlich dieselben Vorzüge japanisches Krepp-Papier mit stimmungsvollen farbigen Zeichnungen, die bei Vespredung der vorhergehenden „japanischen Dichtungen“ zu rühmen waren (vgl. Folge 1901, Nr. 22, Sp. 895 fg. d. lit. Uel.). Auch in diesem Falle geöhrt F. volle Anerkennung für die ansiehende Uebersetzung, durch die er dem abendländischen Leser diese eigenartigen, die japanische Volksecke so treu spiegelnden Dichtwerke mit gewohntem Kunstsinne vermittelt. Nachod.

## Verschiedenes.

**Dilly, G. Die schlaflose Nacht.** Leipzig, 1901. Pinitisch. 349 S. Gr. 8. # 3; geb. # 4.

Der Verf. giebt uns in fortlaufender Folge für jeden Tag eines Jahres erbauliche Betrachtungen, dazu bestimmt, unsern Sinn in schlaflosen Nächten auf das Einzige zu lenken und uns dadurch zu erheben oder zu trösten. Er meint, daß man gut thue, auch die schlaflosen Nächte als eine Gabe Gottes anzusehen, die benützt und nicht ohne weiteres bekämpft werden solle, mit andern Worten sich zu fragen, ob nicht die Schlaflosigkeit einen Zweck haben könne und solle, und dann auf die leise Stimme zu hören, die in solchen Stunden vornehmlicher als sonst spreche. Alle Vorzüge, welche die drei Bände „Glück“ deselben Verfassers auszeichnen, große Belesenheit in der religiösen, philosophischen und schönen Literatur, Gemüthsreife und logisch betriebene Darstellung, weitherziger Sinn und Weltersfahrung, sind auch in dem vorliegenden Buche vereinigt. Ein Register vermisst man. Die fremdsprachlichen Stellen sollten bei einem Erbauungsbuch auch in Uebersetzung geboten werden.

1. **Berliner Kalender 1903.** Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Mit 12 Monatsbildern aus Berlin zur Zeit des Grossen Kurfürsten von Georg Hartmann. Redaktion: Konservator Prof. Dr. Georg Voss. Berlin. Fischer u. Franke. 34 S. Gr. 8. # 1.

2. **Thüringer Kalender 1903.** Herausgegeben vom Thüringischen Museum in Eisenach. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann. Redaktion: Prof. Dr. Georg Voss. Konservator der Kunstdenkmäler Thüringens. Eld. 40 S. Gr. 8. # 1.

Ihren mannigfachen Verdiensten um die künstlerische Ausstattung unserer Literatur hat die richtige Verlagsabhandlung von Fischer und Franke in Berlin durch die vorliegenden beiden Veröffentlichungen ein neues hinzugefügt. Der Berliner Kalender (1) zeichnet sich nicht nur aus durch seine stiftvolle Einrichtung im allgemeinen, und im besonderen die schön Bilder von Bartholus aus der Zeit des Großen Kurfürsten, denen ein Text aus der Feder angelegener Fachmänner, mit Abbildungen, angehängt ist, er hat sich ein höheres, über den bloßen praktischen Nutzen und das geschmackvolle Neuere hinausreichendes Ziel gesetzt: er will, wie G. Voss in einem der Aufsätze sagt, das Interesse an der Erhaltung der alten Berliner Bauwerke in den weitesten Kreisen erwecken. Das ist „das Ziel, welches sich der Verein für die Geschichte Berlins unter Leitung seines ersten Vorsitzenden, des Landgerichtsrates Dr. Béringier, gestellt hat.“ „Manch neues Zeichen unserer vaterländischen Kunst wird hier zum ersten Male veröffentlicht.“ Es ist zu wünschen und auch anzunehmen, daß der Verein mit diesem geübigen Buch seinen anerkennenswerten Zweck nicht verfehlen wird. Gleich ausgezeichnet durch Inhalt und Form ist der Thüringer Kalender (2). Die Zeichnungen, darunter eine Anzahl von Rathsfürern Thüringens, sind von Ernst Liebermann, der Text größtenteils von verschiedenen als hervorragenden anerkannten Fachmännern her. Uebrigens hat dieser Kalender schon einen Vorgänger, der vorliegende Jahrgang ist bereits der zweite. Wärdten beide Kalender ihr großes und dankbares Publikum finden: der ortreue Inhalt und die künstlerisch vollendete Ausführung, in der die Druckerei von Breitkopf und Härtel ganz Hervorragendes geleistet hat, verdienen bei dem erlauchtesten deutschen Preise ein solches Vollant. Nicht nur wer in Berlin oder Thüringen heimisch ist, sondern ein jeder, der auch für einen so notwendigen Hausgegenstand eine vornehme und anmutige Form vorzieht, wird seine Freude an ihnen haben.

**Armand, Josef, Sechs Stränder aus dem Garten meiner Jugend.** Gedichte. Dresden, 1899. Biersen. VIII, 144 S. 8. # 2. 50 geb. # 3. 50.

**Nieronyms, Karl, Lebendige Kraft.** Gedichte. Berlin, 1902. Mittler u. Sohn. VIII, 158 S. 8. # 1, 60; geb. # 2. 75.

**Lepele-Remmer, G. von, Germania.** Berlin. Frotzen. 277 S. 8. # 3.

**Somnus, Theodor, Elegien und andere Gedichte.** Gannstadt, 1902. Keigel.

**Wolfram, Erwin, Irrlicht und Sonnentanz.** Dresden, 1901. Pierson. VIII, 148 S. 8. # 2; geb. # 3.

**Burmle, Alfred von, Im Bogen und Träumen.** Gedichte. Dresden, 1902. Biersen. VII, 129 S. 8. # 2; geb. # 3.

**Müller-Waldenau, Walter, Das sah wir! Uebersichten moderner Frauen.** Ein Erläuterndes der Buchführung mitgeteilt. Berlin, v. J. Moderner Berliner Verlag. 102 S. 8. # 1.

## Zeitschriften.

**The Athenaeum.** 1902. Nr. 3911-3912.

Cont.: (3911/3912) New novels. — Our library table. — List of new books. — The autumn publishing season. — 3911 South American climbing by Sir Martin Conway. — The inner and middle temple. — The correspondence of Cicero. — The present literary deluge. — Oriental literature. — France and Denmark. — Canon Rawlinson. — The English domicile of Berachyah the fabulist. — Alexander Sutherland. — History of the parish of Buxhall. — Early French wood-engraving. — The Derbyshire archaeological society. — The preservation of Castro monuments. — The exhibition of decorative art at Turin. — 3912. Mr. Dobson's side-walk studies. — The strength of the people. — The black police of Queensland. — Sir Alfred Lyall on Tennyson. — New work on Latin syntax. — Classical philology. — Juvenile literature. — The Hottelien tercentenary festival. — Lionel Johnson. — The Sigurd cycle and Britain. — The exhibition of the guild of Handicraft. — Henry Syer emwing.

**Die Heimat.** Monatschrift des Vereins f. Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: Schwandauerheim, deutsche Heimatkunst. 2. — E. Lubbe, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. 2. — O. Lov, der alte (schleswig-holsteinische) Canal. — Wilke, Veltmären aus dem östlichen Holstein. — Meyer, plattdeutsche Redensarten beim Rautenpfeifen.

**Deutscherische Monatschrift für den Orient.** Red. von H. von Hecker. 28. Jahrg. Nr. 9.

Inh.: Sven Sedins letzte Forschungsreise. — Das Bektirgebiet. — Der XIII. Orientalistencongrès in Hamburg. — Währungs-, Waag- und Gewichtserleichterungen in Bagdad und Basrah.

**Die Kunst.** Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur u. Kunst. Hrsg. v. D. Cederströmschen Ges.-Bücherei. 3. Jahrg. 8. Heft.

A. v. Inh.: Dühring's Kritik, moderne Einwürfe gegen die christliche Moral. — Rich. v. Muth, zur Würdigung Friedrich Schellings nach alterer Gyarzen bei Wiener Theater und Epigramen. — Jozef Zich. v. Helfert, Erlebnis und Urmeinungen. IV. Die große Unterrichtsreform. 4. — Thomas Wehofer, Bischof Wilhelm Keilner.

**Die Kunst.** Halbmonatsschrift. Hrsg.: E. Zimchowsky. 1. Jahrg. 5. Heft.

A. v. Inh.: J. Kreuzer, nationaler Socialismus. — D. Erdmann, die russischen Parteien vor das höhere Schulwesen. — G. v. Prütz, Altes Wasserpfeifen-Rosen. — E. Winter, das antarktische Problem und die deutsche Subpolarexpedition.

**Die Schweiz.** Red.: Otto Waser. 6. Jahrg. 10. Heft.

A. v. Inh.: Jakob Hoffhart, durch Schmerzen empor. (Schl.) — J. Jegerlechner, aus dem Walliser Thälern der Berge und der Raingeme. (Schl.) — Adolf Wulfsch, fünfzig Reblen Novelle. (Fortl.) — G. Hagmann, Altkantons-Schulden im Anhangenstrom. — Von v. Zinska, im Welt. Roman. (Fortl.) — Theodor Curtius, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. — G. Bigler, die drei schönen Hasliungsjahren. (Zage. (Schl.) — G. Hauser, ein Stück Alt-Zürich. — Die päpstliche Schweizergarde und ihre Kaplane.







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 22.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Zarndt. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig.  
Eichenstraße 18.

Erscheint zweimal monatlich.

15. November 1902.

Preis jährlich 6 Mark.

Who, J. Giesem. (348.)  
D'Hausville, G. Die Waise von Ville. (350.)  
D'Hausville, P. Die Waise von Ville. (350.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)  
Barrie, J. W. Der kleine Förster. (348.)

Jacobs, W. W. Al Sanwich Port. (344.)  
James, R. W. The Political Freeman. (353.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
— Angeln. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)  
Jegoroff, G. Legenden und Erzählungen. (348.)

Grass, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)  
Graf, W. Riccardo Joannes Leben und Abenteuer. (350.)

Alle Bucherweisungen beziehen wir außer der Kasse bei C. P. H. (Hühnenstraße 18), alle Briefe außer der bei Herrn Schneider (Keller Wühlstraße 29). Kurz gefasste Werte können eine Besprechung haben, die bei der Kasse vorgelesen haben. Bei Correcturenangaben über Bücher bitten wir sehr den Namen des Herrn Verlegers anzugeben.

## Uebersetzungen ausländischer Erzähler.

Zischkoff, Anton. **Der schwarze Wüch** und andere Erzählungen. Deutsch von G. Berger. Mit Buchstempel von F. Heine. Leipzig, 1901. Wapke. (95 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Deri, **Eine kuschelnde Frau** und andere Erzählungen. Deutsch von G. Berger. Mit Buchstempel von F. Heine. Leipzig, 1901. (95 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Deri, **Das ständliche Kunstwerk**. Humoristische Geschichten. Ganz autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Wladimir Gyanifom. Buchstempel von J. Friedländer. Leipzig, 1901. Diercksch. (231 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Anton Zischkoff. **Gesammelte Werke**. Band 2. **Wenkenhoff**, Josef Baron. **Ein Uebermenschen**. Leben und Gedanken des Herrn Giesemann v. Pöhlitzsch. Ganz autorisierte Uebersetzung aus dem Finnischen von H. W. Segel. 2. Auflage. Stuttgart, 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. (324 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Die, **Jonas**. **Wenn der Vorhang fällt**. Aus der Komödie des Lebenden. Roman. Berlin, 1901. Lenzler. (219 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Deri, **Die Wächter**. Roman. Ganz berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Mathilde Mann. München, 1901. Langen. (202 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Die, **Brent, Zambor, Roselle**. Ganz berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von G. H. W. Segel. Gtd., 1901. (175 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Hausen, **Knut**. **Die Stimme des Lebenden** und andere Novellen. Gtd., 1901. (143 S. 12.) **1**; geb. **1**, 50.

Lang, **Evan, Gerthe Jander**. Roman. Ganz berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Gtd., 1901. (273 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Jegoroff, **Galma, Legenden und Erzählungen**. Ganz autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Marie. Mainz, 1901. Kuchheim. (III, 300 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Deri, **Angeln**. Uebersetzung aus dem Schwedischen von Rati C. H. W. Segel. Stuttgart, 1901. Roth. (135 S. 12.) **1**; geb. **1**, 50.

Topelins, **Jadarias, Ausgewählte Märchen und Erzählungen**. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Dr. Josef Bach. Mit Illustrationen der schwedischen Originalausgabe und 1 Bildnis des Verfassers. Göttingen, 1901. Brunner. (IV, 223 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Reichenham, **Bernar v., St. Georg und der Drache**. Novellen. Uebersetzung aus dem Finnischen von G. E. T. Leipzig, 1902. P. Germann Nachf. (145 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Who, **Juhani, Giesem**. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Finnischen von G. E. T. Leipzig, 1902. (144 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Waltimati, **Die Abenteuer des kleinen Walther**. Uebersetzung aus dem Friesländischen von Wilhelm Eyck. Mit Vor- und Nachwort des Uebersetzers. 2 Bände. München i. B., 1901/2. Brant. (XXIV, 440; XI, 547 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Gespernd, **Leid, Stille Kraft**. Roman. Ganz berechtigte Uebersetzung von Maria Wangstein. Dresden, 1902. Witten. (303 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Warrnat, **Frederik**. **Die Schiffbrüchigen** aus den Chinesen-Inseln. Reichthümliche Erlebnis eines Rintes. Deutsch von F. Heydag. Mit 26 Abbildungen von Aug. Braun. Leipzig, 1902. Wapke. (VIII, 432 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Worris, **William, Knud und Kirgenland**. Ein Jutanjörroman. Ganz autorisierte Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Paul Selliger. Leipzig, 1901. P. Germann Nachf. (302 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Barrie, **J. W., Der kleine Förster**. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Barnowick. G. Fischer-Verlag-Berlin, 1899. Kunge. (343 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

Berns, **Mathilde, Riccardo Joannes Leben und Abenteuer**. Roman. Ganz berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von W. v. W. Segel. München, 1901. Langen. (331 S. 8.) **1**; geb. **1**, 50.

D'Hausville, **Gebrüder**. **Die Romane der Elise**. Roman. Berlin, 1902. Risch.

D'Hausville, **Barben, Giesem**. Aus dem Spanischen übersetzt von Hedda und Arthur Roetter-Brud. Berlin, 1902. Barb. (210 S. 12.) **1**; geb. **1**, 50.

Als ich den mächtigen Haufen dieser 23 Bücher vor mir liegen sah (Uebersetzungen aus acht verschiedenen Literaturen), da pädte mich wieder einmal ein gelindes Grauen vor dem Eifer unserer Uebersetzungswütigen Verleger. Sicherlich hat unser deutsches Volk von je her ein ganz besonderes Interesse für die Literatur und Kunst fremder Völker gezeigt, aber

gerade in den letzten Jahrzehnten hat dieses Interesse eher ab- als zugenommen. Zweierlei Gründe dürften dafür maßgebend gewesen sein: einmal hat die Kenntnis fremder Sprachen in Deutschland sich sehr beträchtlich erweitert, so daß Bücher fremder Literaturen viel mehr in der Ursprache gelesen werden; zweitens ist infolge des Ueberangebotens der deutschen Verleger mit billigen und schlechten Uebersetzungen zum Teil ganz obscurer Auslandsliteratur eine allgemein fühlbare Uebersättigung eingetreten. Auch weiß jeder funktive Thebaner sehr wohl, daß die Herren Verleger vielfach aus nichts weniger als idealen Beweggründen ihr Capital gerade in Uebersetzungen anlegen. Fremde Autoren kosten wenig oder gar nichts und allerlei Männlein und Weiblein, die ihr kümmerliches Brod durch sobriermäßiges Uebersetzen verdienen müssen, sind unter dem heutigen Bildungsproletariat übergenug zu finden. Das Angebot übersteigt die Nachfrage noch immer bei weitem, die Löhne können also unter Umständen bis auf ein Minimum herabgedrückt werden. Die unausbleiblichen Folgen dieses umfangreichen Uebersetzungsbetriebes sind offenbar und werden immer härter empfunden: Erstens wird dem Nationalbewußtsein unseres Volkes geschadet. Der Durchschnittsdeutsche demunderte stets das Fremde mehr als das Eigene und redet sich heutzutage gar zu schnell ein, daß mit der deutschen Literatur wenig Ehre einzulegen sei. Soll sich doch die Zahl der Uebersetzungen rein literarischer (nicht wissenschaftlicher oder technischer) Werke aus dem Deutschen in fremde Sprachen zu den Uebersetzungen aus fremden Sprachen ins Deutsche verhalten wie 1 zu 20. Zweitens werden die literarisch wertvollen, wirklich congenialen Uebersetzungen bei uns von Jahr zu Jahr seltener. Mit der feigen, billigen Massenfabrikation mag ein Mann von gebiegener literarischer und ästhetischer Bildung nicht mehr concurriren, da gründliche und oberflächliche Arbeit doch nur ein und denselben Marktwert haben. Die dritte und verhängnisvollste Folge unserer Uebersetzungsüberschwemmung ist endlich die vorwiegende Benachteiligung unserer deutschen, namentlich jüngeren Autoren. Die Verleger, die für ein Erstlingswerk auch nur ein mäßiges Honorar zahlen, sind zu zählen. Selbst diejenigen, die für das Wert eines schon halbwegs bekannten Schriftstellers einen seiner Arbeit entsprechenden Betrag vergüten, sind nicht häufig, außer wenn der Autor bereit ist, seine Dichtung in Unterhaltungsblättern oder Zeitungen auszuschlachten zu lassen.

Drei mißliche Fragen drängen sich also unwillkürlich bei Betrachtung dieses Stoffes von Uebersetzungen auf: 1. Wie viele dieser Bücher würden wohl bei unsern Liebhabern übersetzt worden sein? 2. Welche dieser Uebersetzungen sind wirklich gut zu nennen? 3. Wie viele dieser Werke und Werken hätten in Deutschland einen Verleger gefunden, wenn ihr Autor nicht ein Ausländer wäre?

Mit einer bestimmten Zahl darauf zu antworten, ist kaum möglich, aber jedenfalls dürfte die Zahl sehr niedrig stehen. Die bizarren Nichtigkeiten des Russen Anton Tschekhoff würden sicherlich nicht in Betracht kommen, sie sind nur von pathologischem, allenfalls auch culturhistorischem, aber von poetischem Interesse. Ich meine, der Wortkultus ist bei uns schon schlimm genug, ein Tschekhoffcultus, wie er ebenfalls Mode werden will, muß beinahe lächerlich wirken.

Der Pole Weyssenhoff schildert in seinem „Uebersenschen“, Herrn Siegmund von Poschilski, einen internationalen Typus mit vielem Geschick und großer Beobachtungsfähigkeit, aber er hat unserm deutschen Volk, im Gegensatz zu seinem größeren Landsmann Sienkiewicz, nichts Neues oder Eigenartiges zu sagen. Geschichte Mager haben wir Deutsche selbst genug und übergenug, wir wollen Dichter kennen lernen.

Der Norweger Jonas Lie war ein solcher, als er seinen „Hellsøer“ schrieb, jetzt ist er schon längst ein Berufsromancier geworden, der nicht besser und nicht schlechter ist als viele unserer deutschen Zeilenschreiber. Von den beiden vorliegenden Romanen ist „Wenn der Vorhang fällt“ (sonderbarer Titel) der minderwertige in Gehalt und Uebersetzungsweise, die „Wägen Mächte“ gehören dagegen in seine frühere, bessere Zeit; nur leidet die Ausgabe Maßhilde Manns an schwer leitender Schrift.

Die Novelle „Hauber“ aus der Feder des jüngeren Lie (Wert ist der Kette von Jonas) hat sehr wenig zu bedeuten, gar nichts endlich die pilanten Sagen und Sagenchen, die Knut Hamjun, der Verfasser der grandiosen „Fugner“-Studie, unter dem Titel „Die Stimme des Lebens“ zusammengefaßt hat.

Die tragische Alltagsgeschichte von der rotthaarigen „Gertha Lunder“, die der Däne Eben Lange mit guter Technik erzählt, bietet für jeden, der mit dem nordischen Naturalismus einigermaßen bekannt geworden ist, ebenfalls nichts Neues.

Dagegen spricht aus den Werken Selma Lagerlöfs immer wieder eine Persönlichkeit, die uns Deutschen nicht sonderlich sympathisch, aber meistens geistvoll und immer eigenartig erscheint. Ihre „Legenden und Erzählungen“ sind und gehören nicht gerade zu den besten Werken der phantastisch-mythologischen schwedischen Lehrricht, während die ergreifende Geschichte „Jugend“ ihrer prachtvollen „Gösta Berlings Saga“ nahezu gleichzeitig genannt werden darf. Leider ist die Uebersetzung Karl Oberländer's nicht ganz zufriedenstellend.

Frau Alfshild Agrell (Stig Stigson) reicht zwar an ihre große Landsmännin in der Schilderungskunst nicht heran, aber die meisten ihrer Geschichten „Aus dem Norden“, vornehmlich „Enoch, der Frostmann“ und „Tora“ sind pathend und voll Lebenswahrheit. Daß hier wie fast bei allen nordischen Dichtern Mystik und Ethik sonderbar verknüpft ist, darf nicht befremden.

Ob die Auswahl der „Märchen und Erzählungen“ des berühmten schwedisch-finnischen Dichters Zachris Topelius, der erst 1898 im 80. Lebensjahre gestorben ist, besonders glücklich genannt werden darf, wage ich nicht zu entscheiden, da ich weder die „Läsning för barn“, die Hauptquelle dieser Märchen, noch seine anderen Werke kenne. Für unsere deutschen Kinder dürften jedoch die meisten dieser Geschichten, wie sie hier vorliegen, zu sonderbar und gesucht sein. Von dem naiven Humor, von der bei aller Phantastikfülle verblüffenden Einfall der Andererseitsigen Märchen ist Topelius weit entfernt. Erwachsene dürften eher bei der Lectüre des Buches auf ihre Kosten kommen.

Bei dem nächsten Buche scheint dem Verleger oder dem Uebersetzer ein Verbum untergelaufen zu sein. E. Stine will nämlich die Novellen „Et Öreg und der Drage“ von Berner v. Heidenham aus dem Finnischen übersezt haben. Nun ist es zwar nicht selten, daß ein Finnländer, wie eben noch Topelius, in schwedischer Sprache, der Cultursprache Finnlands, schreibt, aber ein Schwede wie Heidenham schreibt sicherlich nicht finnisch. Im übrigen sind weder die sogenannten Novellen Heidenhams, darunter ein merkwürdig confusos Dramalet „Der Weissger“, noch die Uebersetzung Stines von besonderem Wert.

Bei dem Roman „Einam“ des wirklichen Finnländers Juhan Vso, Heubonny von J. Brodfeld, ist wenigstens das Original von literarischem Wert, obwohl für Brodfeld, der als der tiefste und nationalste unter den jüngeren finnischen Dichtern gilt, die Uebersetzung einer seiner dramatischen Worthausromane sicherlich bezeichnender und für uns daher dankenswerter gewesen wäre als diese Stimmungsg-

novelle, die wohl zu Unrecht als Roman bezeichnet worden ist.

Ueber den genialen Holländer Multatuli (J. Douve Deker) ist an dieser Stelle schon manches ehrende Wort geschrieben worden. Wilhelm Spöhr, der berufene Multatuli-Übersetzer (übrigens auch der berufenste Leberfeger unter allen bis hier Genannten) hat als 6. und 7. Band seiner sorgfältigen und schönen Ausgabe den eigenartigsten und poetisch wertvollsten Roman des verstorbenen holländischen Dichters oder richtiger Denkers „Die Abenteuer des kleinen Walthers“ erscheinen lassen. Ueber das gebaltvolle Werk läßt sich nicht in wenigen Worten urteilen, es läßt sich nur der Wunsch ausdrücken, es möchten sich recht viele wirkliche Leser finden für dieses Buch, das nicht leicht zu lesen, aber des Lesens und des Studierens reichlich wert ist. Das Vorwort, in dem H. Spöhr sich sehr temperamentvoll mit einem andern sogenannten Leberfeger, namens Dr. Karl Wisthe, der angehenden ein scrupelloses Verbalhörner dieses Multatulischen Meisterwerkes ist, auseinandersetzt, liest sich zwar auch nicht übel, wäre aber besser fortgelassen worden. In eine vornehme Musterausgabe paßt eine solche handfeste Polemik nicht.

Der jüngere Landsmann Multatuli's, Louis Couperus, ist auch ein Romantiker, aber von ganz anderem Schlage wie Deker. Seine beiden Hauptwerke „Rajastät“ und „Werdobored“ sind bereits ins Deutsche übertragen. Der vorliegende Roman „Stille Kraft“ ist kein sonderlich charakteristisches Buch und wirkt in der schlechten Uebersetzung der Gräfin Bengtsein auch nicht sympathischer.

Unter dem Titel „Die Schiffbrüchigen auf den Chincho-Inseln“ verbirgt sich Frederic Marryat's Buch „The little savages“, das dessen Biograph David Hannay folgendermaßen beurteilt: The little savages ist das zum Teil originellste Werk Marryat's. Es liegt etwas Schauerliches in der Schilderung eines Kindes, das auf einer öden Insel geboren wird und dort aufwächst an der Seite eines Schurken, der es brutal behandelt. Die natürliche Wildheit des Tieres im Menschen entwickelt sich ungehindert in ihm und M. zeigt poetische Kraft in den Szenen, in denen der Knabe die vom Blitz bewirkte Zerstörung und Hilflosigkeit seines Gefährten merkt und sich nun mit kalter Unbarmherzigkeit gegen ihn empört. Aber das Ende der Geschichte hält nicht, was der Anfang versprochen hat; sie wird lehrhaft, leidet an Wiederholungen und wird endlich geradezu ermüdend.“ Der deutsche Leberfeger Prof. Dr. L. Freitag polemisiert mit Unrecht gegen dieses sachliche Urteil des Engländers. Warum, ist leicht erklärlich, weil kann seine Uebersetzung eigentlich überflüssig wäre. Und sie dürfte in der That zu entbehren sein, selbst wenn sie besser und weniger professorenhaft in ihrem deutschen Stil wäre. Für deutsche Kinder ist das Buch, das außerdem durch 25 geschmacklose Abbildungen entsetzt wird, sicherlich nicht geeignet.

Der Zukunftsroman von William Morris „Neues aus Argindenland“ ist eine englische Social-Utopie vom Schlage der berühmten Bellamy'schen Schrift „Im Jahre 2000“ und zwar so spezifisch englisch, daß nicht allzu viele deutsche Leser dabei auf ihre Kosten kommen werden, obwohl es ein geistvolles Buch ist. Das ist eben der Nachteil des Ideenwerkes gegenüber den Schilderungen realen Lebens.

Gerade das nächste Buch, der Roman J. M. Barrie's „Der kleine Pastor“ führt diesen Unterschied recht anschaulich vor Augen. Auch dieses Werk ist durch und durch englisch oder richtiger schottisch, aber es führt dem Leser ein greifbares Stück warmen Lebens vor. Die Menschen bei Morris sind schmerzhafteste Träger gewisser Ideen und phantastischer Vorstellungen ihres Verfassers, bei James Matthew Barrie sind es Wesen von unserm Fleisch und Blut, und zwar nicht

nur die padenden Hauptgestalten des little Minister, Gavin Dishart, und der stillen Pseudobogenerin Bobbie, der prächtigen glaubensstarken Mutter, sondern die ganze puritanische Klatschafengesellschaft von Thoms. Ja, ich stelle nicht an, diesen „kleinen Pastor“ Barrie's, den M. Barnewick auch mit Liebe und Sorgfalt überetzt hat, nächst Multatuli's „kleinem Walthers“ als das wertvollste dieser 23 Bücher zu bezeichnen, obwohl das im vorliegenden Falle nicht allzu viel zu sagen scheint.

Die romanische Literatur ist dieses Mal besonders scharf vertreten. Der Journalistenroman Kathilde Schroas „Riccardo Joannes Leben und Abenteuer“ reicht kaum an den Durchschnitt ähnlicher deutscher Miteurromane, und auch von dem symbolistischen Schwulst, wie ihn der vielgeleitete Psycholog und Patholog Gabriele d'Annunzio in seinen „Jungfrauen vom Felsen“ vorführt, haben wir zur Zeit in Deutschland genug und übergenug. Wir können unsere Portion kaum verbauen, wozu also auch noch importieren!

An dem Schauerroman Barbey d'Aurevilly's „Fimbrina“ (das Original heißt sehr viel bezeichnender „una historia sans Nom“) ist mit Ausnahme der wigen und geschmackvollen Ausstattung wenig zu loben. Gebda und Arthur Koeller-Braun haben sich freilich Mühe gegeben mit ihrer Uebersetzung, aber den prädelenden Reiz des französischen Stils ist in deutscher Sprache wiedergegeben ist fast unmöglich; und ohne die pilante Grazie und die tede Ironie des Originaltextes wirkt eben das inhaltlich sehr unbedeutende Werk unnatürlich, ja bisweilen unsinnig.

Herrn Anders Krüger.

## Lyrik.

Bayer, Carl, Gedichte. Berlin, 1902. G. Dunder. (171 S. 8.) M. 3.

Ott, Arneb, Gedichte. Mit einem Bilde des Verfassers. Berlin, 1902. Gostane u. Co. (200 S. 8.) M. 3.

Winkler, Dietrich, Gedichte der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Titelblatt von H. Kolbe. München i. B., 1902. Bruns. (VII, 46 S. 8.) M. 0, 75.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus früher Welt. Gedichte. Mit dem Bildnis des Dichters. Zürich, 1901. Schönb. (308 S. 8.) M. 2.

Aus den Werken, die Dr. Carl Bayer, Professor der Chirurgie an der Deutschen Universität in Prag, unter dem Gesamttitel „Gedichte“ veröffentlicht hat, spricht jene lyrische Persönlichkeit, die von dem Wesen W. S. ausströmt wie ein magisches Fluidum. Desungeachtet stehen die Verse nicht auf jener Höhe, auf der wir sie gerne lesen möchten, um den Eindruck der Ausgeglichenheit und Vollendung zu empfangen und von einer harmonischen Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben sprechen zu können. B. ist von seinem Berufe als Arzt und Lehrer so erfüllt, daß er der Dichtung, die wie eine liebe Freundin sein Leben begleitet, nur die Mußstunden seines Doppelberufes widmen kann. Aber in diesen stillen Stunden der Weisheit giebt er sich ihr ganz, und nichts vermag ihm die reine Schöpferfreude, die er dabei empfindet, aufzuwiegen. Was man auch in seinen Werken oft die letzte poetische Seele mißt, man man sich denken, daß ihm oft die jedem höher entwickelten empfindsamen Menschen angeborene Fähigkeit, den Zauber, der in die Dinge gebannt ist und ihre tödliche Seele zu sein scheint, zu erkennen, den richtigen Silberbild für die Schönheit der Form erfassen muß, so wird man sich doch auch nicht verhehlen können, daß gerade in dieser naturwichtigen Arbeit, die oft auf das künstlerische Raffinement

verzichtet, um eine reine schlichte Wirkung zu erzielen, auch ein bewußt geübtes künstlerisches Princip liegt, und wird sich von Versen wie etwa den folgenden gerne gefangen nehmen lassen:

Staurt Nebel rieselt leise  
Und der Tag nicht dümmrig müd;  
Immer enger wird's im Kreise,  
Näher rückt, was sonst sich miß.

Und die Rube rückt die Blide,  
Rückt die Herzen aneinander  
Zu dem süßen Augenblicke,  
Den für sich die Liebe fand.

Purpur glüht um's Bangenrücken  
In der Eelen Funkenstein,  
Traulich wie'd im Dämmerlütchen —  
Und der bleiche Tag nicht ein.  
Staurt Nebel rieselt leise . . .

Die „Gebichte“ von Arnold Dt sind in der Form höher zu werten. Sie scheinen Bausteine zu einer philosophischen Weltanschauung, die sich in das Gewand des Liebesleidet, weil es sich höher schätzen läßt, als das wassende Faltentleid der Schiene. Es sind melodische Mythen, die man fast classisch zu nennen versucht wäre, wenn man nicht den Pulsschlag der Moderne in ihnen zu spüren vermeynte. Und doch sind es wieder keine „modernen“ Gedichte. Sie sind angewandt vom Gang der neuen Zeit, gehen aber noch die alten Weise. Aus dieser Zwitterstellung erklärt sich viel anscheinend Unbeutbares und Rätselhaftes, das in ihnen lebt und weht. Sie tragen die Prägung aller Lebensangstadien. Morgenrot einer neuen Sonne blinzelt schon in ihnen, aber noch steht die verbleichende Sichel des alten Mondes am Himmel. Sie sind mit Herzblut geschrieben, mit dem Blut eines warmen süßenden Herzens, das voller Fragen und Ähnungen ist und voll beseligender Aufklarheit; sie sind wie ein Frühling, der von der Ernte träumt und doch auch wie ein Herbst, dessen goldene Früchte von Erfüllung lüften. Das Alpha und Omega seiner künstlerischen Forderungen nennt uns D. selbst in seinem „Sonett“:

Wiederum wie die Welt sei dein Gedicht . . .  
Die Blide ähnt, wenn längst die Form zerfallen.  
Dein Banner aus, willst du die Welt gewinnen,  
Die blaugrüne Farbe deines Herzens tragen.

Das Dichtungen zeigen, daß diese Worte ein Bekenntnis sind. Als Probe diene:

Zwischen zwei Nächten.

Un're irdischen Gebichte,  
Für das Weltall Augenblicke,  
Weh'n dahin wie Schall und Schaum.  
Aus der Nacht sind wir geboren,  
Wehen in die Nacht verloren —  
Und dazwischen schweigt ein Traum.

„Cantilenen der Einsamkeit“ von Ottokar Winichy ist ein ganz modernes Buch, zumindest hat es alle Fehler der Moderne. Doch hat es auch seine Feinheiten. Manche Gebichte sind von einer Innigkeit und Herzenswärme, von einer Schlichtheit und Tiefe des Empfindens, die wünschen ließen, daß sie nicht vereinzelt ständen, wie z. B. die Strophe aus „Liebesgeflüster“:

Dann will ich dein süßler Abend sein,  
Daß du verwunderst dich finden sollst.  
Daß du des Tages trennende Pein  
Wie längst Gedächtnis empfinden sollst.

Eugen Suter meisters „Klänge aus stiller Welt“ ist im großen und ganzen das Buch eines begabten Dilettanten. Feingebachtet kann es nicht unermüdet bleiben, denn es enthält manches Echte, groß und schön Gedachte und ge-

währt einen Blick in das Gemüthsleben der Taubstummen. Der Verf., selbst einer dieser Unglücklichen, kennt jeden ihrer heimlichen Wünsche, ihre stille Resignation, ihre Weltverlorenheit und ihre Glünderlangen. Darum ist er auch der Interpret ihres Seelenlebens.

Max Fleischer.

## Englische u. amerikanische Erzählungen.

Woods, Margaret L. *Sons of the Sword*. 2 vols. Leipzig. 1902. Tauchnitz. (286; 287 S. 8.) # 3, 20.  
Hornung, Ernest William, *The Shadow of the Rope*. Ebd., 1902. (296 S. 8.) # 1, 60.

Hopkins, Tighe, *The Silent Gate*. Ebd., 1902. (271 S. 8.) # 1, 60.

Wells, H. G., *The First Men in the Moon*. Ebd., 1902. (287 S. 8.) # 1, 60.

Benson, E. F., *Scarlet and Hyssop*. Ebd., 1902. (280 S. 8.) # 1, 60.

Jacobs, W. W., *At Swanwich Port*. Ebd., 1902. (287 S. 8.) # 1, 60.

Holdsworth, Annie E., *Great Lowlands*. Ebd., 1902. (287 S. 8.) # 1, 60.

Lyall, Edna, *The Hinderers*. Ebd., 1902. (262 S. 8.) # 1, 60.

Cotes, Mrs. Everard, *Those Delightful Americans*. Ebd., 1902. (270 S. 8.) # 1, 60.

James, Bushrod Washington, *The Political Freshman*. Philadelphia, 1902. Bushrod Library. (569 S. 8.)

Wie aus dem Titel ersichtlich ist, handelt es sich in „Sons of the Sword“ hauptsächlich um Kriegsthaten und zwar um Vorgeben aus verschiedenen Frühjahren des Kaisers Napoleon, der natürlich eine hervorragende, aber nicht besonders ehrenvolle Rolle dabei spielt. Die Handlung geht meistens in Spanien vor sich, nachdem Joseph Bonaparte seinen Einzug als König in Madrid gehalten hatte und ihm von der Junta als Herrscher geschuldet worden war, und stellt die Ergebnisse einer reisenden jungen Engländerin dar, die in ein Oberst der französischen Armee sich verliebt und dessen Werbung durch allerlei Umstände und Zwischenfälle der abenteuerlichsten Art hingehalten wird. Schließlich findet die Hochzeit in einer Klostercapelle statt, scheint jedoch nur eine scheinliche und deshalb nicht gesetzliche Vollziehung der Ehe zu sein. Er geht sogleich fort, um einen Feindzug mitzumachen, fällt in der ersten Schlacht und die jungfräuliche Braut kehrt mit ihrem Bruder nach England zurück. Offenbar aus der gegenwärtigen Sucht nach historischer Romanen ist diese Profabildung entworfen, in der die Verfasserin sich wohl durch die Mode hat verleiten lassen. Es ist schade um die ungewöhnliche Schöpferkraft, die sie an solche Zwitterdinge verschwendet.

Hornung hat als Dichter einen starken Hang zu den Schattenzeiten des gesellschaftlichen Lebens und schilbert mit Vorliebe die räuberischen Schöfe der Menschenerbe in ihrem Thun und Treiben. Im Gebiete der Criminalgeschichte ist er ein Schriftsteller von seltener Erfindungsgabe und Gestaltungskraft und ein anerkannter, sogar unübertroffener Meister in der Gattung des Romans, in welcher Schurken und Verbrecher aller Art das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen. Die Darstellung dieser traurigen Zustände und die Zeichnung der Charaktere zeugen von großer Welt- und Menschenkenntnis und sind auch in künstlerischer Beziehung ganz vorzüglich; sie dürften gleichfalls zur Sittenverbesserung beitragen, obwohl die Lectüre kaum versehen wird, den Leser mit Wehmut zu erfüllen. Eine Frau wird

des Gattenmordes angeklagt und, obwohl freigesprochen, steht sie noch immer vor der Welt in Verdacht, das Verbrechen begangen zu haben, so daß sie gleichsam unter dem »Schatten des Galgenstricks« ein recht unangenehmes Leben führt. Was sie zu leiden hat, wie sie die Geringschätzung und Verhässlichkeit der selbstgerechten Standesgenossen und die Hobeit des Pöbels ertragen muß, wird mit psychologischer Wahrheit geschildert. Selbst der Herr, der sie in Ehegung nimmt und heiratet, tut es nur, um sie zu besitzen, obwohl er später von ihrer Unschuld überzeugt wird und sie schätzen und lieben lernt. Das Beständnis des im Sterben liegenden Mörders reinigt sie schließlich von der ihr zur Last gelegten Schuld und stellt ihre Ehre wieder her.

In mehreren bemerkenswerten Schriften wie »An Idler in Old France«, »The Man in the Iron Mask« und »The Dungeons of Old Paris«, hat Tighe Hopkins die vor einigen Jahrhunderten in Frankreich herrschenden Sitten und Gebräuche, Lebensgewohnheiten, Kulturverhältnisse und allgemeinen Weltanschauungen recht anschaulich geschildert; in dem zweiten der oben erwähnten Bücher hat er versucht, das alte Rätsel der eisernen Mäule zu lösen und in dem dritten beschreibt er die Bastille, Conciergerie und andere Kronfesten und Gefängnisse des alten Paris und die in ihren Zellen verübten Grausamkeiten. Freilich beruhen diese Werte nicht auf selbständigen Quellenforschungen, aber der Verf. hat die Ergebnisse der von verschiedenen Historikern angestellten Untersuchungen mit Einsicht und Fleiß benutzt und in klarer Anordnung und übersichtlicher Form zur Darstellung gebracht. In »The Silent Gate« werden ähnliche Stoffe dichterisch verwendet und in einer Sammlung von elf kurzen Erzählungen künstlerisch verarbeitet, welche einzelne Begebenheiten aus dem Leben der Sträflinge in dem berühmtesten Gefängnis »Nowgato« mit ergreifender Lebendigkeit und Treue und eigenartigem Humor behandeln.

Wells hat in der ausgedehnten Geschichte eines Radfahrers, »The Wheels of Chance«, den Beweis geliefert, daß er Stoffe aus dem alltäglichen Leben dichterisch zu verwerten versteht. Er scheint jedoch eine besondere Vorliebe für Schöpfungen der reinen Phantasie zu haben, deren Handlungen sich in der fernsten Zukunft oder auf anderen Planeten entwickeln, wo er seine Einbildungskraft ungezügelt walten lassen kann, wie z. B. in »Tales of Space and Time«, »The Time Machine« und auch zum Teil in »The Platner Story and Others«. Die letztgenannte aus 17 Geschichten bestehende Sammlung führt uns neben den wunderbarsten Hirngespinnnen, Meisterfereien und pseudopsychologischen Rätseln einige humoristische und satirische Darstellungen aus dem wirklichen Leben vor, wie z. B. in der Isthmiden »Eine untypographische Liebesgeschichte« genannten Erzählung. In »The Modern Vain« der Hauptcharakter, der eitle und empfindsame Dichter Aubrey Bair, wird als »eine glückliche Mischung von Kelt und Teuton« bezeichnet, obwohl B. in seinem Werte »Anticipation« behauptet, es gebe nicht und habe auch nie eine feltische oder eine teutonische Rasse gegeben. Ueber einen so großen Widerspruch bei einem Schriftsteller, dessen Vorstellungsvermögen sich stets in das Ueberwundängliche verläuft, dürfte man sich nicht wundern. In dem vorliegenden Roman »The First Men in the Moon« wird über die erste, glücklich ausgeführte Reise nach dem Mond und die Ergebnisse der dort angestellten Untersuchungen berichtet. »The Great Lunar« oder Oberherrscher des ganzen Mondes ergreift auch die günstige Gelegenheit, seine Wissbegierde zu befriedigen und fragt die sonderbaren Ankommlinge nach den Sitten und Gebräuchen der Erdbewohner. Was ihn am meisten in Erstaunen setzt, ist zu erfahren, wie viele

Leute Kriege führen, die Länder gegenseitig mit Feuer und Schwert verwüsten, Menschen massenweise töten und auf solche Gräueltaten stolz sind. In dieser Beziehung stehen die Seleniten auf einer weit höheren Kulturstufe als die irdischen Menschen.

Den neuesten Prosadichtern scheint es vor allem darauf anzukommen, einen auffälligen und anziehenden Titel für ihre Schriften zu finden, und es ist ihnen einerlei, ob derselbe in irgend einem inneren Zusammenhang mit dem literarischen Inhalt steht oder nicht. Als ein Beispiel dürfte man »Scarlet and Hyssop« anführen. Die Farbe und das Gewürztraut haben weder mit einander, noch mit der Erzählung etwas gemein, es sei denn, daß »Scharlach« sich auf die leichtsinnigen und lasterhaften, »Hyssop« dagegen auf die im Geruch der Tugendhaftigkeit stehenden Persönlichkeiten bezieht, aber auch diese sinnbildliche Anwendung, wenn die Erklärung richtig sein sollte, ist jedenfalls sehr gekünstelt und gezwungen. Es ist ferner in der Ordnung, daß der Scharlach vor dem Hyssop steht, denn hier, wie in der Mehrzahl der neuen englischen Romane, welche sich in den höheren Gesellschaftskreisen Englands bewegen, scheint die Unstiftlichkeit den Vorrang zu haben und die Hauptrolle zu spielen. Selbst die Tugend liebende Lady Alston, die trotz aller Versuchungen unsträflich wandelt und ihre seltene Standhaftigkeit in dieser Beziehung dem Glanzen an Gott zuschreibt, ist nicht frei von gewissen Anzeichen der Frivolität in ihrem Verkehre mit dem früheren Geliebten und dadurch zum Teil an dem Gebrauch des Gatten schuld. Hauptsächlich ist die vornehme Welt jenseits des Kanals nicht so charakterlos und unstiftlich, wie sie vom Verf. geschildert wird.

»At Sunwich Port« ist noch eine der vorzüglichsten Seemannsgeschichten, in welchen Jacobus sein eigentliches Element gefunden hat. Diesmal sind es zwei Schiffsoffiziere, die in dem Seehafen, wo sie wohnen, einen Lauf mit einander anfangen und so halbsittig werden, daß er allem Anschein nach als Erb- und Stammtum auf die Nachkommen übergehen wird. Sie haben jedoch die Allmacht der Liebe nicht in Betracht gezogen und sich darum in Betreff der Fortdauer der Heiratschance in der Form einer erbliden Familienlehre glücklicherweise verredet. Zwei Jugendgenossen, ein Sohn auf der einen und eine Tochter auf der anderen Seite, fallen eine feste Neigung zu einander, vermählen sich und stellen die alte Freundschaft zwischen beiden Familien wieder her. Die Zeichnung der Charaktere und der Gefühlstimnungen ist ebenso meisterhaft wie die Darstellung der eigentümlichen Lebensverhältnisse und humoristischen Situationen.

Den Stoff zu »Great Lowlands« liefert der Lebenslauf eines jungen, zuerst unverehrlichen Pfarrers, der als Seelenhirt einer Nonconformisten-Kirchengemeinde in einem entlegenen Landstrich Englands seines wichtigen Amtes wartet. Es ist ein zorniger und eiferfüchtiger Gott, dem er dient, und alles Mißgeschick und Glend hat er für ein von diesem wachsamem, unbarmherzigen Gott gefälltes Strafurteil wegen möglicher Sünden und Pflichtvernachlässigungen, selbst wenn man sich derartiger Vergehen oder Veräumnisse nicht bewußt ist. Dieser düsteren Glaubenslehre entsprechend ist die in der Erzählung vorwaltende Gemütsstimmung ungemein freudenlos und trübselig, selbst die Liebesgeschichte des Geistlichen leidet an dem allgemein herrschenden bedrückenden und ähnerlich bekommenen Seelenzustande, der oft rührend und ergreifend mit psychologischem Scharfsinn dargelegt wird.

Imperialistische Völlerei und ihre Parteigenossen, die den wahren Fortschritt der Nation eher zurückhalten als befördern und auf die Kulturentwicklung des Volkes hemmend einwirken, werden uns in »The Hindlers« vorgeführt und

ihr verhängnisvolle Strebfamkeit beurteilt. Die Verfasserin gehört zu der feinen, farfchenden Minorität der Engländer, die den fübäfrifanifchen Krieg für ungerecht und unnützlich gehalten haben, aber nicht im Stande waren ihn zu verhindern. Ausnahmeweife wird derfelbe auch in einer Freigebit verdammt, denn die englifchen Gefäßlichen haben in der Regel ihr Möglichftes gethan, um die Kriegsfamme zu zünden und das alles verbrechende Feuer von neuem zu fchüren. Einer der Charaktere, Sir Chriftopher Hope, „das Mufter eines Patrioten“, fagt von John Bull, er fei ein guter Kerl, aber fehr geneigt zu stolpern und allen, die ihm in den Weg kommen, auf die Behen zu treten, wenn er fich in großer Eile vorzubringen lücht. Wir wollen hier nur auf den Hauptwurd des Romans hinweifen, ohne auf die Einzelheiten näher einzugehen. Daß eine nette Liebesgefchichte einen guten Teil der Handlung ausmacht und fich zur Befriedigung der Betreffenden entwickelt, läßt fich wohl vorausfehen.

Vor vielen Jahren veröffentlichte Mrs. Edward Cotes, eine geborene Sara Jeannette Duncan, unter dem letzten Namen den Roman „An American Girl in London“, in dem das amerikanifche Fräulein von ihrem Standpunkt aus die Londoner gute Gefellfchaft, wiewohl englifche Lebensverhältniffe und Eigentümlichkeiten mit großer Schärfe und Unfangenheit beobachtet und beurteilt. Nun erhalten wir in dem vorliegenden Roman „Those Delightful Americans“ einen Gegenwurf oder eine Art Fortfetzung in der entgegengefehten Richtung, insofern als ein Engländer mit feiner Frau nach den Vereinigten Staaten reist und über feinen dortigen Aufenthalt berichtet. Die Verfasserin, eine Amerikanerin, kennt England ebenso genau wie ihr Vaterland und fchildert die Eindrücke der Reifenden mit großer Lebendigkeit und vielem Humor.

„Freshman“ bedeutet in der burfchifolten Sprache „Zuch“, ein fonberbarer und eigentlich recht ungerimter Gebrauch des Wortes, der das äußerfchlechte der Tiere zum Sinnbild der Unreife und Unreifigkeit macht. „The Political Freshman“ ist also der Keuling in der Politif, dessen Laufbahn in den Vereinigten Staaten mit genauer Kenntnis der dortigen Zustände recht anfehulich gefchildert wird. Er ist ein hochbegabter, hinreißender Redner und aufrichtiger, handhafter Reformler, der von Vergleichen und Verhöhnungen und Rüdfichten auf das Parteinterreff nichts wiffen will, wo es fich um Grundfäße handelt. Seine Freigebit in dieser Beziehung wird auch mit glänzendem Erfolg gekrönt, eine Wefolgung der Redlichkeit und Treue, die in der amerikanifchen Politif selten vorkommt. Die Zeichnung der Charaktere ist vorzüglich. Eine erdgeigige, herzlofe Kolette und gemeine Intrigantin, die felbst in der amerikanifchen Damentwelt eine Ausnahme bildet, ist Annie Dight, die, um ihr Ziel zu erreichen, nach Belieben in Dünmadt zu fallen pflegt. Keußerlich fomisch ist die Befchreibung einer ärztlichen Beratung bei einem solchen erfhauelten Anfall. Einen erfreulichen Gegenfatz zu dieser Mänfemacherin bildet die fchöne und vortreffliche Ethel Joyce, die der eheliche und angenehme junge Politiker liebt und heiratet.

E. P. Evans.

### Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3913/3914.

Cont.: (3913) The emperor Charles V. — The heart of Japan. — The scientific study of English poetry. — Marival's reminiscences. — Roman public life. — Books on the war. — Parodies. — Historical manuscript commission. — The grave

of Chaucer. — „Big words“ and „Boasting“. — The preservation of Cairo. — (3913/14) New novels. — Our library table. — List of new books — The Sigurd cycle and Britain. — Literary gossip. (3914) A journey to England, 1761—62. — New light on the Mormons. — The pope as poet. — M. Meyer's Guillaume le Marchal. — Juvenile literature. — Etymology of „Palque“. — Henry Lonelich the skinner. — Etymology of „Boast“. — A beaver hat. — The art of Walter Crane.

Deutsche Neuze. Hrsg. von A. Fleischer. 27. Jahrg. November.

Inh.: v. Reß, Erinnerungen an meinen Berufsleben. 5. — F. Klett, Rudolf v. Arnim und die Grafen. — B. Ortel, und amplexus... Novelle. — Ulrich v. Grolz, Drunfingstein bei General und Amiral Albrecht v. Grolz. (Hrsg.) — J. Franz, der Mond und seine Werte. — F. Reuland, zum Gedenken von Bening. — J. Giacetti, der Adelstift der Comdie Francaise. — Ad. Kaufmann, über Gillespie. — Kotte, über Abwägungen des Wertes deutiger Herr. — G. v. Below, die polnifche Frage in Preußen in den Jahren 1828—1834. Briefe des Generals v. Wrangel. (Hrsg.) — F. Felicit, Parifer Blüthe. 4. Emil Jola. — Der Dilettantismus in der Politif. — Karl Hind, das große Eftablisfement-Baconifche Geheimnis. — J. Giovanni Cabolini, Erinnerungen an Garibaldi.

Deutsche Rundschau. Hrsg. v. J. Kobner. 29. Jahrg. 2. Hft.

Inh.: D. Schubin, Refugium peccatorum. Roman. 2. Buch. (Hrsg.) — Emma Ribbed, eine Anabeterfuchtigheit Kaiser Friedrich III. — R. Bretz, Diatribe. — K. Wurba, der württembergische und der gefchichtliche Wälder. (Hrsg.) — G. Flaboff-Perjeune, zur Entwicklungsfchichte Hypothesen Zaines. — Rub. Einbau, der Berg Altes. (Hrsg.) — Ab. Frey, Arnold Böcklin. 1. Aus Arnold Böcklins Werken. — Wolf v. Schirbrand, der imperialifche Gedanke in Amerika. — Marie Rauff und der Sturz Napoleons\*. — Wilh. Böfche, eine verglichende Grläube.

Deutsche Monatschrift für das gefamte Leben der Gegenwart. Hrsg. von Jul. Schömpert. 2. Jahrg. 2. Hft.

Inh.: G. Fret, v. Ompteda, „Frieden“. Novelle. — A. Wagner, die deutlichen Reichs- und Landesherrn in ihrer Zusammenfassung. 1. — W. Aden, über den derzeitigen Stand der Gewandtheit. — W. Grotz, der Sieg Scherers. (Hrsg.) — G. Rufffchütz, alte Selbstkritik und modernes Parentulum in unfer Dufanf. — F. Et. Chamberlain, über Dilettantismus. — G. Kaufmann, der Ultramontanismus und das Deutsche Reich. 2. — W. Kirchbach, die Deutschen in Ungarn. — Was und not tut: Johannes Rintke, Gottedkenntnis; Alfred Biefe, Beziehung statt Verachtung. — E. Schmidt, das Dreyerleben der Gegenwart.

Deutsches Monatschrift für die gefamte Cultur. Hrsg. von Graf v. Henningfchrod. Nr. 1 u. 2.

Inh.: (1/2) B. Rigmann, Emanuel Geibel politifch-patriot. Dichtungen. — Jret. Tannich, Probleme des Bedrückens und der Strafe. — Werner Eombart, das deutliche Volkstum in feiner Bedeutung für Deutschlands Wirtschaftleben. — (1.) Otto Pfeilerer, die Grenzen der Staatswirksamkeit auf religiöfem Gebiet. — Theob. Pipp, von der Individualität und ihrem Rechte. — G. v. Alten, 100 Jahre am Nil. — G. Gurllit, profantifche Kunst. — Gb. v. Hartmann, Perfönlichkeit und Schicksal. 1. Schicksal meiner Philosophie. 2. Meine Stellung zum Christentum. — Graf von Bosenfch, Ultramontanismus und Socialdemokratie. — Arthur Dippe, Dyer und gefunder Menschenverftand. — Aus dem Aufdenbuch von Epifkopos. — 2. Joh. Keupfer, der Volkshullehrer aus der Univerfität. — F. Ervards, auserliche Kunftausstellungen 1902. — F. E. Kirchhof, Jörn Upl als Aftronom. — Carl Duffe, Regier Berch.

Die Heimat. Monatschrift des Vereins v. Pflege der Natur- und Landeskunde in Schlefien-Gefchle. Hamburg u. Lübeck. 12. Jahrg. Nr. 11.

Inh.: Hansen, zur Gefchichte der Perfonennamen in Schlefien-Gefchle. — Kammerhoff, Johann v. Wittenbrant. — Seigt, Hensburg um das Jahr 1600. 1. — Philippfen, einige fetteine Nothellen in der deutlichen Nothzeit. — Jensen, Märchen aus Nothfchland.

Werb und Gäh. Eine deutliche Monatschrift. Hrsg. von Paul Einbau. 26. Jahrg. November.

Inh.: A. Kabetit, Kunst Remanendigung. (Hrsg.) — Albert Seiderich, Georg Hirtfeldt. — Gb. v. Bamberg, die ältre Aufsführung der „Mara Stuart“. — F. W. Jäger, Oberdenfchrift als internationales Berhandlungsmittel. Eine Ertze ältre und neuerer vergrößerter Verfaße. — F. Jacobfen, zur Sprachwiffenfchaft.







# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 23.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Sarau. — 19. Jahrgang.

Berlegt von **Edvard Wennerin** in Leipzig.  
Eisenbahnstr. 11.

Erscheint zweimal monatlich.

→ 6. December 1902. ←

Preis jährlich 6 Mark.

Agrati, A. La Vita Nuova. (376.)  
Arcauer, O. H. Ovid's (374.)  
Brandstein, W. D. Welt. (371.)  
Wieland, G. Sagen. (367.)  
Fraudagi, U. Der Wächler. (365.)  
Gourab, H. O. Von Amie Zala bis Georg Sump-  
mann. (374.)  
Wajchell (367.)  
Palazzo, O. Dogo il Divorzo. (375.)  
Zemlin, F. S. Roman. (378.)

Drummond, W. H. Johnie Corriveau and other  
Poems. (378.)  
Gatti, A. L'Uccello di Monzù. (374.)  
Politzer, H. u. V. G. Maria's Kerman. (370.)  
Lemcke, K. K. Cavallo Re Creation. (378.)  
Wetterling, W. Donna Emma. (367.)  
Waller, G. K. Die drei Götter Sagen. (368.)  
Ortensi, U. Il libro di Poemi. (376.)  
Paves choisis des Grands Ecrivains. (376.)  
Pages choisies des Auteurs contemporains. (370.)

Völkl, H. Kugelmiltz Gedichte. (371.)  
— Völske'sche. (374.)  
Rossi, O. G. Quando il sogno è fatto. (375.)  
Schubert, H. u. G. M. Die Kunst der Musik. (366.)  
Schiffelberg, G. H. v. Ulrich v. Hutten's (366.)  
Gedichte-Nachdruck. V. Dir Kultur der weiblichen  
Personen. (371.)  
Stralun, V. Gedichte. (373.)  
Wolfermann, J. Der Wächler. (361.)  
Widert, U. Der jüdische Knecht. (366.)  
Widert, U. v. König's (371.)

Alle Abbestellungen erbitten wir unter der Aufsicht der Exped. v. Bl. (Eisenbahnstr. 11), alle Briefe unter der des Herausgebers (Ritter-Platz 23). Nur solche Briefe können eine Besprechung haben, die der Red. vorgelegt haben. Bei Correspondenzen über Bücher bitten wir nicht den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Wassermanns „Aloody“.

Wassermann, Jakob, Der Wächler. Roman. Berlin, 1902. 6. Hef. (500 S. 8.) 1/2 M.

Vor zwei Jahren machte Wassermanns „Geschichte der jungen Renate Fuchs“ (vgl. Jahrg. 1901, Nr. 6, Sp. 233 d. Bl.) bekanntlich ziemlich Aufsehen. Sein neuestes Buch „Der Wächler“ rundet sich seinem ideellen Gehalt nach mit der „Renate Fuchs“ bis zu einem gewissen Grade zu einem Ganzen, das die Reime einer eigentümlichen Weltanschauung in sich trägt. Darum ziemt sich eine besondere Betrachtung.

Nicht mit Unrecht hat man die Wächler Figuren mit den Gestalten der Romantik verglichen, den ewig Wandernden, Suchenden. In dem dunklen Drange nach irgend etwas Göttlichem war die junge Renate aus der sozialen Gebundenheit hinausgeschritten, und wie im Traum ging sie immer herab, durch den Schmutz des Lebens, der doch ihr Innerstes nicht verdecken konnte, bis sie bei dem sterbenden Agathon Geyer endlich Befreiung fand. Agathon Geyer lehrte sie, daß man immer gütig sein und durch die große Güte alles in sich aufnehmen und erlösen und daß man nicht in den Städten wohnen solle. Und ihren Sohn soll sie rein erziehen „wie Parzifal, fern von Allen“. In einem übertragener Sinne wurde der junge Held des „Aloody“ zum Sohn der Renate Fuchs. Wie Parzifal wuchs er auf, fern von Allen. Aber der Jüngling jagt unter die Menschen, die blaue Blume zu suchen; und da er sie suchte, vergaß er die blaue Blume, und unter den Menschen verlor er sich selbst.

Der reichen Frau Anzorge hat ein schweres Eisenbahnunglück ihren Mann entzissen. Unter dem erschütternden Eindruck dieses Ereignisses steht sie vor der Kultur auf ein mehrjähriges Landgut, wo sie in vollkommener Zurückgezogenheit ihren kleinen Sohn erzieht. So lebt Arnold Anzorge die ersten zwanzig Jahre seines Lebens losgelöst von aller sozialen Gebundenheit. Was Agathon Geyer propheetisch gefühlt hatte, und was am Ende der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“ in derklungenem Wunsch von dem „neuen Geschlechte“, das stark war durch die Bestimmung zur Liebe“,

erhofft wurde, das wird bei Arnold Wirklichkeit: die reine Güte, die in ihrer Stärke bei fremdem erlittenen Unrecht die fremde Schuld als eigene empfinden läßt. Was das aber bei Agathon klares und reflectierendes Wissen, so ist es bei Arnold ein naives Gefühl, dem der unerklärliche Zwang einer Naturkraft eignet, und das sich bestimmungslos in Handlungen umsetzt, — der instinctive Glaube an eine ursprüngliche Gerechtigkeit, für deren Aufrechterhaltung er sich mit kindlichem Stolz verantwortlich macht. Bei dem ersten größeren Anlaß nimmt dieser ethische Instinct Arnolds die Form einer aufrichtigen Leidenschaft und einer gefundenen Begeisterung an. Einem jüdischen Hausierer des Dorfes wird nämlich die halberwachsene Tochter in ein Nonnenkloster entführt, damit sie Christin wird, und alle auf rechtmäßigem Wege unternommenen Versuche zur Befreiung des Kindes scheitern; denn an dem Mauern des Klosters hat die Macht des katholischen Staates ein Ende. Da Arnold das Wissen um die Dinge und Menschen selbst, versteht er nicht, daß etwas anderes in der Welt herrschen könne als Gerechtigkeit, und er meint, wenn es nun doch nicht der Fall wäre, so müßte es leicht sein, ihre Herrschaft zu bezwingen. So will der durch den Tod der Mutter selbständig Gewordene in die Stadt gehen, um nach der Wirklichkeit der Verwirklichung seines Ideals zu suchen, an das er unbeeugsam glaubt.

Er kommt zu seinen Verwandten nach Wien, in eine alte Kultur. Arnolds Vormund und der Bruder seiner Mutter, Friedrich Bornome, ist in der Hauptsache zu derselben Erkenntnis gelangt wie Agathon Geyer. Nur mangelt ihm die Kraft zum Glauben an das Bessere in ihm selbst. Er begnügt sich mit dem Tadel vor dem Bestehenden und Schweigt in müder Resignation. In seinem Kneffen begegnet ihm nun ein Mensch mit einer Geschlossenheit und Wahrheit der Seele, die unbenutzt und Eckt ist. Es erfährt ihn eine Liebe zu Arnold, die an die Gehrtucht vor einem Felsland grenzt. Er befährt ihn in seinem Idealismus und sagt ihm, was zu seiner großen Leidenschaft müsse praktische Bildung des Geistes treten, wenn er etwas erreichen wolle, und dazu brauche es Kultur. Doch seine Forderung müsse sauber

bleiben, seine Seele rein; das sei eben die Probe. Aber Arnold besteht die Probe nicht. Die Stadt, die kulturelle Ueberfesterung und Fassigkeit des städtischen Lebens, die Kultur überhaupt, das ist der Moloch, der die sittliche Kraft und herbe Einheit seines Lebens verzehrt. Stufenweise und peinlich wird an seinem Benehmen die Veränderung geschilbert, die mit ihm vorgeht; wie sich sein Gerechtigkeits-sinn zum richtenden Pariaertum wandelt, wie er langsam der nervösen Lebensgier verfällt, in der sein Wahrheits-gefühl und seine Güte erstickt, so daß er gar nicht mehr recht weiß, was er in der großen Stadt gewollt hat.

Vornehmlich an seinem Verhältnis zu den Frauen wird das Schwanden seiner Reinheit deutlich gemacht. Denn das Geschlechtsleben ist ein Gebiet, auf dem der von jünger Begierde Gepadte bis zur Verschlagenheit und Gewalttätigkeit egoistisch werden kann. Bei unserem jungen Naturburschen wächst nun aus diesem Trieb eine scrupellose Selbstsucht hervor, welche der alle eheliche Neigung schlüssigen Wirkung des urbanen Stoffes entgegenkommt. Aus selbstgefälliger Laune wird er ungerecht und beleidigend gegen die treuereinnende Geliebte. Sie verläßt ihn, um ihn sich selbst zurückzugeben. Aber er hat sich selbst schon verloren. Schließlich kommt es soweit, daß er der jungen und soletten Frau Vorromeos in die Kette geht. Durch einen Falsch ertappt Vorromeo die Weiden. Der größte Schmerz quält den unglücklichen Mann. Aber er schweigt weiter, der Schmerz macht ihn blöde. Um den Unbequemem los zu werden, rät ihm der Kette in gebankenloser Gemeinheit, auf sein eigenes mährisches Landgut zu ziehen. Vorromeo gehorcht, um Arnold das große Unrecht zu beweisen, das er an ihm getan. Denn er ahnt das Furchterliche. Und das Furchterliche kommt, in dem er erstickten toten Einsamkeit wird der übererhöhte Mensch irrinnig. Arnold liest zurückgelassene Tagebuchblätter Vorromeos, die ihm die niedrige Frau zeigt. Da stehen Worte wie diese: „Jede Handlung entbehrt der Wahrheit und der Echtheit und also auch des fortbauernen Wertes, die nicht pflanzenartig auf dem Boden der unbewußten göttlich-personlichen Güte gewachsen ist. . . . Aber Arnold, welches Rätsel! heißt diese Einheit der Person. . . . Niemand bedeutet etwas, der nicht diese unschuldige Einseitigkeit des Wesens bewahrt hat. . . . Arnold wird nie, hoffentlich nie, der moralischen Tyrannei der Gesellschaft unterliegen, nie wird er ihre Trangsale spüren, nie wird seine Gerechtigkeit zur Willkür werden. Damit laun ich mein eigenes Leben ruhig beiseite legen.“ Arnold wird es klar, wie er sich an sich selbst vergangen hat. In feierlicher Erregung reißt er nach dem Gut und sieht dort den ganzen Jammer, den er verschuldet. Alles wird ihm klar und auch das Eine: seine Schuld wird erst dann nicht mehr sein, wenn er selbst nicht mehr ist. Er erschießt sich. So weicht er sich selbst zum Menschenopfer, das der Moloch fordert zur Erlösung. Denn aus dem Opfer „erwacht das Bessere wieder und bleibt unschuldig im Raum, bis es einen neuen Leib findet“.

Der Umwandelungsprozess in Arnolds Charakter ist gewissermaßen zwischen den Zeilen einer überaus anschaulichen Schilderung realer Dinge zu lesen. B. hat die Fähigkeit, mit der Liebergabe einer nebenfälligen Keuschheit das innerste Wesen eines Menschen bloßzulegen, so daß er in scharfen, beinahe monumentalen Conturen charakterisiert wird. Die Figuren erscheinen gleichsam überlebensgroß, und ihre grauwähe Deutlichkeit hat etwas Agarthides und Beängstigendes, Drohendes. Gesteuert wird diese Wirkung durch den ruhigen, chronologischen Ton, in dem die Erzählung gehalten ist. Wie aus einem Aufsatze, den B. einmal über „die Kunst der Erzählung“ veröffentlicht hat (Neue Deutsche

Rundschau, Jan. 1901, S. 82 ff.), mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, hat er sein Darstellungsvermögen an dem Vorbild Tolstois geübt.

Ohne Frage stehen die Gedanken, die B. durch den Roman ausdrückt, ebenfalls unter Tolstois Einfluß, die Kulturverneinung und Verherrlichung des primitiven Landlebens, Gedanken, in denen Rousseaus Erziehungsideal und Naturgefühl wiederholt noch mehr nachwirken als bei Tolstoi, obwohl dieser bedeutendste lebende Erzähler als Denter keineswegs Anspruch auf Originalität machen darf. In der Ausgestaltung, welche B. der eben Gemähten des von Rousseau erkundeten Urmenschen zur „göttlich-personlichen Güte“ gegeben hat, zeigen sich entschiedene Schopenhauer'sche Anklänge, die allerdings in Nathans Briefen klarer zu Tage treten als hier. Ihre Auffassung als eine Art persönlicher intuitiver Erkenntnis, die Lehre von der Solidarität des Schuldgefühls, und die dunkle Idee der Erlösung, das sind Elemente aus dem IV. Buch der „Welt als Wille und Vorstellung“. Die Schopenhauer'sche Trostlosigkeit und Tolstois Astele und Sinnenförmigkeit hat B. indessen nicht übernommen. Dafür hat er einen seltsamen mythischen Glauben an die geistigste Wirklichkeit positiver ethischer Werte; und wenn dessen letzter Sinn auch mehr geahnt als gedacht ist, so verrät sein Gepräge immerhin die selbständige Dichternatur. Dieses symbolische Ingedringt ist hier angestrengter in die Materie hineingearbeitet als bei der „Renate Fuchs“, wo die schwärmerische Verlogenheit der Schlusscapitel in seinem gesunden Verhältnis zu der übrigen Realität des Romanes stand.

Nichtsdestoweniger geht dem „Moloch“ das unmittelbar Kadende der „Renate Fuchs“ ab. Den Grund sehe ich darin, daß das Schicksal der jungen Renate eine persönliche und zugleich typische Concrettheit hat, die dem Lebensgang Arnolds mangelt. Er ist aus abstrakten Begriffen in das wirkliche Leben hineincontruiert.

Beide Romane schildern die Tragik des Idealismus, der eine die Tragödie des idealistischen Mannes, der andere die des idealistischen Weibes; denn im Grunde ist auch die „Geschichte der jungen Renate Fuchs“ eine Tragödie. Der Idealismus des Weibes drängt nach dem Manne. Das Leben, das von unserer Kultur und ihren sozialen Gesehrungen getragen wird, beträgt diesen Idealismus. Das ist ganz natürlich. Denn immer wird der subjective Idealismus der Einzelpersönlichkeit an dem objectiven Factor der nacten Wirklichkeit zerfallen. Insofern das Motiv der „Renate Fuchs“ nicht über den Interessenpielraum der Einzelpersönlichkeit hinausreicht, ist es von nur beschränkter Bedeutung, und das umso mehr, als die Form jenseit weiblichen Idealismus ganz und gar durch die Auffassungsweise unserer Zeit bedingt wird. Der „Moloch“ beansprucht eine mehr allgemeine Gültigkeit. Denn der Idealismus des Mannes drängt nach dem Wirken in einem allgemeinen und sozualen öffentlichen Sinne. Da nun das Leben innerhalb unserer Kultur den männlichen Idealismus, der auf diese selbst hinielt, zu Schwanden macht, so erhält das Motiv jene schlechthin kulturfeindliche Wendung; und zwar geschieht das, indem der Kultur solche Begriffe wie Gerechtigkeit und Wahrheit als Dinge von ursprünglicher Geltung und apriorischer Realität gegenübergestellt werden. Thatsächlich sind sie aber etwas Gewordenes und Producte des denkenden Hirns. Die schlendende Güte und das so sehr entwickelte ethische Partzgefühl, in denen sie sich offenbaren sollen, leben (hinsichtlich der Gemähten) eine vorhergegangene hohe Geistesbildung und Gemüthsverfeinerung voraus, die ohne städtische Kultur gar nicht denkbar wären. Das ist der Fehler. Er bringt es eben mit sich, daß der männliche Idealismus, an

dem der Wert der Zeitkultur geprüft wird, in eine falsche Form kommt. Arnolds „Einkauf“ wäre vielleicht nicht verdoeben, wenn er seinen Wirkungstriebe in Tüchtigkeit, deren Schwerpunkt in ihm selbst ruht, und ein klar geschautes Lebenswerk umgesetzt hätte, statt utopischer Träumerei nachzugehen. Denn der Charakter unserer Zeit ist Energie, und ihr Persönlichkeitsideal ist nicht der ethische Christenlehre, sondern der arbeitende Mensch. Über übertragen ins Geistige, besonders Aristokratische: der Schaffende. Diesen Punkt verkennt W. Die meisten Gestalten des Romanes sind ja geistige Feindschneider, aber seine geistigen Arbeiter; blasierte Genies, die wohl kaum die Eigenart culturellen Wesens repräsentieren dürften.

So ist der „Moloch“ eine tiefe und künstlerisch sehr wertvolle Dichtung, deren innerer Voraussetzungen jedoch meines Erachtens ein großer Irrtum sind.

Karl Hoffmann (Charlottenburg).

## Historische Romane und Novellen.

**Brandvogel, Garry, Der Nachfolger.** Ein Roman aus Byzanz. Leipzig, 1902. Hermann Roth. (29 S. 8.) 4.

**Räder, Gustav Adolf, Als die Mütter starben.** Roman. Berlin, 1902. Jans. (276 S. 8.) 2. Colletion Jant.

**Schlitzegesch, Carl Felix von, Ulrich von Lichtenstein.** Novelle. Dresden, 1902. Dohm. (310 S. 8.) 4. Die Bismarckische. Band 2.

**Wichert, Ernst, Der zerbrochene Krummstab.** Novelle. Dresden u. Leipzig, 1902. Reimer. (164 S. 8.) 2.

**Kobant, Arthur von, Clementine von Welfen.** Ein Zeitbild aus den Jahren 1718 und 1719. Jannstrud, 1902. Wagner. III. (310 S. 8.) 2, 40.

**Tiroler Roman.** Band 7.

**Weißbren, Carl, Köpfer.** Eine Schloßbildung. Illustrationen von Eduard Thöns. München, 1902. Langen. (229 S. 8.) 5.

**Gesend, Michael Georg, Weisheit.** Ein Königroman. I. u. 2. Teil. In 1 Band. (227; 186 S. 8.) 6.

Meine relative Vorliebe für den historischen Roman und seine Lebensschöpfung hat durch die eben angeführten Bücher gerade keine Verstärkung erfahren. Etwas wirklich Bedeutendes befindet sich nicht darunter; die Spreu dagegen ist ungebührlich stark vertreten. Garry Brandvogels byzantinischer Roman aus dem 9. Jahrh. gehört da noch entschieden zu den besseren Leistungen. Er zeigt nicht nur Geschick in der Führung der Handlung und bringt uns lebensvolle Persönlichkeiten vor Augen, sondern erweckt auch das Gefühl, daß die berichtigten Vorgänge ungefahr so in dem Byzanz jener Tage sich ereignet haben können, wie denn in der That das Gerippe der Handlung geschichtlich ist. Sowohl Kaiser Michael mit seinen rohen Instincten wie seine Geliebte Eudokia Angarina; der einfache Hofrecht Vasili, der zum Oberhallmeister und schließlich zum Kaiser emporklimmt, nicht minder als seine erste Frau Katja und der halb im Hintergrund bleibende Felsberr Heibrodur wirken durchaus natürlich. Vor allem aber lernen wir das Welt-samte, was wir erleben, verstehen, nämlich wie aus der erzwungenen zweiten Ehe Vasilis mit Eudokia, gerade von der Zeit an, wo er diese zu lieben beginnt, sich allmählich ein immer furchtbarereres Machehnen gegen Michael entwikkelt, dem er doch äußerlich alles verbannt; der Vorgang, der ihn zum Raifermörder und dann selbst zum Kaiser macht, ist überdies derartig, daß er allein schon genügt hätte, einen heißblütigen Menschen zu jener schrecklichen That zu bringen.

Wiel schwächer, vor allem langweiliger ist G. W. Müller's

Roman, der uns, ungefahr um die gleiche Zeit spielend, ins alte Island versetzt. Dem Andenken Schreffels geweiht, ist er doch eher in der Art Dahms geschrieben; nur wird der hinreißende Schwung, über den dieser bei all seinen Fehlern gebietet, recht unvollkommen erreicht. Tagagen feiert die betrübliche Sentimentalität, die aus wortreichen Nordlandsreden wohl gar Schönrheder macht, wieder beträchtliche Orgien, und an dieser inneren Unwahrscheinlichkeit schreit für den seiner empfindenden Leser die Wirkung so fort! immerhin Talent verratenden Buches.

Bei Schlitzegesch's „Ulrich von Lichtenstein“, der übrigens eher Roman als Novelle ist, empfindet man wenigstens eine Langeweile. Der Ritter aus der Zeit des ausgehenden Minnesangs ist jedenfalls eine interessante Gestalt. Freulich aber wirkt S. lebendiges Culturbild mit seiner Häufung von Liebesthätigkeit und Selbsterniedrigung der Männer, mit seiner aus bitterer Menschverachtung geborenen scheinbaren Unnahbarkeit einer Frau, die dann, als sie sich von einem Manne verschmäht sieht, gleichfalls von Liebesraerei erfaßt wird und sich von ihr zu den schrecklichsten Unthaten fortreißen läßt, keineswegs. Die lichtereren Blöde sind nur sehr spärlich eingelagert; die teufeliche Frau des Lichtensteiners kann doch kaum dazu gerechnet werden. Die einzige wirklich erfreuliche Gestalt des Buches ist der Ritter von Taurers; dem aber ist ein schrecklicher Tod beschieden. S. scheint zum Teil die Vorstellung von der „guten alten Zeit“ bekämpfen zu wollen, und dazu ist seine Novelle in der That geeignet.

Anders natürlich wirkt das wohl letzte Buch Ernst Wicherts, die historische Novelle aus dem 14. Jahrh. „Der zerbrochene Krummstab“. Sie behandelt in reizvoller Weise das Motiv des Frenglaubens in Verbindung mit dem Schicksal des Abtes Johannes von Dargun. Der versucht nämlich die „Dre“, ein schönes junges Mädchen, der Beurteilung durch den Herzog von Wiedenburg zu entziehen, aber nicht weil er überhaupt den Frenglauben für einen Wahn hält, sondern nur weil er in diesem Falle von der Unschuld der Angeklagten überzeugt ist. Ist doch Margret, die ihren Degenrus als mütterliches Urteil überkommen und durch eigene Schuld verurteilt hat, wie der Abt zuletzt offen gesteht, seine Tochter. Die Entwicklung ist geschickt durchgeführt. Der Titel erklärt sich daraus, daß der Abt nach dem schrecklichen Tode seines Kindes nur noch die Aufgabe löst, Frieden zu stiften zwischen dem Herzog und Abt und Königen von Döbernan, die die wirklichen Schuldigen gegen ihren Landesherren waren, um dann sein Amt niederzulegen und seinen Abtsab, dessen er sich nicht mehr wert fühlt, zu zerbrechen.

Die nun noch rüdfständigen Werke haben sämtlich den Fehler, daß in ihnen der geschichtliche Stoff zu rasch zu Tage liegt und daher eine Art Beschleibsalg zwischen Geschichtsschreiber und Kunstwert zu Stande kommt. Kobants Tiroler Roman ist außerdem im Stil so unerträglich breit, daß eine Besprechung darüber im Stile des Autors entsprechend langweilig ausfallen würde. Ich will daher lieber darauf verzichten, unter freudigem Dank dafür, daß ich Band 1—6 dieses Cylus nicht auch zu lesen brauche. Als charakteristisch für den Verf. sei nur hervorgehoben, daß sich sein Streben nach actenmäßiger Richtigkeit sogar bis auf die vorkommenden Kellnerinnen erstreckt, und daß er oft feinsten Stellen aus dem Historiker der von ihm behandelten Begebenheit citiert. Wie beweisenwert sein Humor ist, beweißt der Umstand, daß er sich S. 47 bei allen Trägern des Namens Rayr entschuldigt, weil er einer fomiichen Persönlichkeit (natürlich der geschichtlichen Wahrheit entsprechend) diesen Namen beilegt.

„Bliebtrens „Aspern“ steht natürlich höher; aber es ist eben auch kein Kunstwerk. Meist gibt er reine Schlachtschilderung, nur daß er sie häufig phantastisch ausschmückt. Freilich werden auch die handelnden Persönlichkeiten, als Mittelpunkt der reichlich vergötterten Napoleon, charakterisiert; aber das würde doch auch ein Historiker gelhan haben. Der Stil ist durchaus nicht tadellos, an mehreren Stellen gesucht leger; die Illustrationen finde ich schauerhaft.

Was M. G. Conrad in seinem König Ludwig-Roman geleistet hat, entspricht der Stellung, die er im literarischen Leben der Gegenwart beanprucht, gleichfalls recht wenig. Auf keinen Fall bietet er einen wirklichen Roman, sondern nur eine (nicht gerade kunstvoll) Wahrheit mit Dichtung mischende Charakterisierung Ludwigs II von Bayern, neben dem, in der ersten Hälfte, nur noch Richard Wagner eine nennenswerte Rolle spielt. In wirklich künstlerischer Behandlung ist der Stoff überhaupt noch nicht reif; die behandelten Ereignisse sind noch zu frisch in aller Erinnerung, als daß die Poesie mit der notwendigen Freiheit sie gestalten könnte. Auch scheint es mir, als ob die letzte Hälfte in des Königs unseliger Entwicklung, die immer unverhüllter hervortretende Wahnsinn, etwas plötzlich auftritt und daher nicht recht überzeugend wirkt. Dazu macht sich vielfach eine störende Breite geltend. Wenn das Buch trotzdem streckenweise interessiert, so ist das in der Hauptsache das Verdienst, es immerhin dantbaren Stoffes, wenn ich auch nicht bestreiten will, daß manche Partien sehr wirksam erzählt sind, ich verweise z. B. auf die Schilderung von Bülow's Kavierverspiel (S. 115 fg.).

Edmund Lange.

## Erstaufführungen.

- ✓ **Maeterlind, Maurice, Monna Banna.** Tragedie in drei Aufzügen. Uraufführung am Théâtre de l'Oeuvre zu Paris. Erste Aufführung in deutscher Uebersetzung von Dypell-Bronikowski Ende September gleichzeitig am Münchener Schauspielhaus und am Breslauer Lehr-Theater, dann am 8. October in Berlin am Deutschen Theater, seitdem an fast allen größeren Bühnen Deutschlands.
- ✓ **Solländer, Felix, und Petrar Schmidt, Adernmann.** Tragische Komödie in drei Akten. Erstaufführung am 29. October im Kleinen Theater („Schall und Rauch“) in Berlin.
- ✓ **Bernstein, Max, D'Mail.** Schauspiel in vier Aufzügen. Erstaufführung am Deutschen Theater in Berlin am 1. November.
- ✓ **Widenbruch, Carl von, König Lauris.** Tragedie in fünf Aufzügen. Erstaufführung am Königl. Schauspielhaus in Berlin am 11. November.

„Monna Banna“ ward bei seiner ersten Berliner Aufführung mit lebhaftem Beifall aufgenommen, jedoch war der Erfolg keineswegs von solcher Stärke, daß man damals hätte voraussetzen können, „Monna Banna“ würde ein Zug- und Cassenstück werden. Und nun liegen die Dinge heute so, daß Dr. Krahn, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, noch nie ein Stück geliebt hat, das in gleicher Weise Abend für Abend das Theater und die Cassé füllte. Wer einmal eine Psychologie des Erfolges schreiben will, wird diesem Erfolge gegenüber schweren Stand haben. Natürlich haben nicht die künstlerischen Qualitäten diesen Erfolg gemacht, sondern irgendwie ist die Massen-Suggestion im Spiele. Ob es nun der pikante „Beigeschmack“ der Haupt-situation ist, ob der Snobismus, der in Maeterlind jetzt, ob dieser Dichter steht, über den man als Tiphher und Tisch-dame zu plaudern verstehen muß, wieviel dann weiter der Erfolg selber am Erfolge Anteil hat — denn es giebt einen Erfolg des Erfolges! —, das zu entscheiden ist hier nicht

meines Amtes, ein Hinweis auf den außergewöhnlichen Cassenerfolg des Dramas aber war notwendig. Sehen wir uns nun das Werk selbst genauer und mit nüchternen Augen an.

Schon als Maeterlind begann an seinem neuen Drama zu arbeiten, giebt es, daß er diesmal sich ganz anders geben werde als bisher. Statt der Fabelzeiten und Märchenländer von früher habe er diesmal Zeit und Ort bestimmt umgrenzt, und statt der in lauter Sentenzen gerlesenen unbestimmten Nebelgestalten wolle er, wie jeder andere Dramatiker, fest umrissene Persönlichkeiten auf die Bühne stellen. Kurz, er habe eingesehen, daß, wie Alles in der Welt, auch die Bühne ihre bestimmten Gesetze habe, und daß diese Gesetze beachten müsse, wer mit Aussicht auf Erfolg in Pisa, spiele und den feststimmenden Titel führe „Monna Banna“, was bald als eine hypokritische Umwandlung von Madonna Gioanna erklärt ward. Man hörte aucherner, daß das Werk in der That gänzlich von den übrigen Bühnenwerken verschieden sei, daß es keinen symbolistischen Inhalt habe, sondern sich begnüge, ein sehr wirksames Theaterstück zu sein. Es ward auch behauptet, „Monna Banna“ sei nur geschrieben, um für Maeterlinds junge Frau, die von der Oper zum Schauspiel übergegangen war, eine dantbare Rolle zu schaffen; es jähle also quasi in der Entwicklung des Dichters nicht mit. Die Auf-führungen in Paris und in Teutschland brachten nur wenig Klärung. Die Behauptung von der vollständigen Wandlung des Dichters lehrte immer wieder.

Nun wird aber niemand, der die Seele des Menschen für einen Organismus hält, ernstlich glauben, daß eine dichterische Psyche plötzlich ganz unerwartete Aeußerungen von sich giebt, daß ein Dichter Werke veröffentlicht, zu denen die verbindende Brücke von seinen früheren Schöpfungen her gänzlich fehlt. Man hat gerade bei Maeterlind diese Behauptung schon einmal aufgestellt: die Philosophie seiner Aphorismensammlung „La sagossa et la destino“ wurde als das unmittelbare Gegenteil seiner früheren philosophischen Anschauungen in „Le trésor des humbles“ ausgegeben. Wie aber eine nähere Prüfung ergibt, daß das spätere Buch nur Reime zur Entwicklung bringt, die das frühere bereits enthielt und der scheinbare Widerspruch nur in einer Unklarheit des Denkens im ersten Werke lag, so ist auch „Monna Banna“ nicht, wie man beim ersten flüchtigen Lesen ohne genauere Kenntnis des Dichters glauben könnte, ein ganz neuartiges Werk. Wer sich in Maeterlinds Denk- und Anschauungsart einmal verhaselt hat, der wird vielmehr auch in „Monna Banna“ wohlübertrauten Gedanken begegnen.

Bei der Knappheit des Raumes muß ich mich mit Andeutungen begnügen. Der äußere Inhalt ist schnell erzählt. Prinzival, der Felshauptmann im Golde von Florenz, hält Pisa eng umschlossen. Große Not herrscht in der Stadt, die jeden Tag den Sturm erwartet. Da winkt plötzlich Rettung durch den Feind selbst. Er sendet durch Marco Colonna, den greisen Vater des pisanischen Commandanten, der sein Gefangener war, die Botenschaft an Pisa, daß er selbst der hundertenden Stadt reichen Proviant und reiche Munition schicken wolle, wenn eine Bedingung ihm erfüllt würde: wenn Madonna Gioanna, die schöne Frau Guido Colonnas, in der nächsten Nacht nur mit einem Mantele bekleidet, zu ihm kommen und sich ihm zu eigen geben wolle. Der Rat, den Marco schon vor seinem Sohne diese grausame Bedingung vorgetragen hat, hat die Entscheidung Gioanna selbst überlassen. Guido rast natürlich, als er die Schmach

vernimmt, aber Gioianna erklart sich in starrem Ernste zu dem Opfer bereit. Der zweite Act bringt die Zusammenkunft Prinzivalli's und Gioiannas und zugleich eine Erklärung (freilich keine durchaus überzeugende) für des Fethhauptmanns absonderliches Begehren: er liebt seit seiner Kindheit Gioianna, und diese erkennt bald in ihm den Jugendgeliebten wieder. Und seine große Liebe, von der sie nach langem Jögern endlich glaubt, daß sie mehr ist als die bloße wilde Leidenschaft, weckt auch in ihrem bisher schummernden Herzen die große Liebe, die sie noch keinem Manne geschenkt hatte, denn für Guido empfand sie nur Dankbarkeit und Freundschaft. Die große Liebe aber giebt ihr adelnde Weisheit über die Beiden aus, und Gioianna scheidet aus dem Bette Prinzivalli's so rein, wie sie gekommen ist. Doch sie geht nicht allein, sondern ihr folgt Prinzivalli, dessen Leben plötzlich durch florentinische Spione in Gefahr schwelt. Der dritte Act sieht die beiden unter dem Jubel der von Hunger und Sorge befreiten Pflauner in die Stadt einziehen, aber Gioianna findet weder beim Volke, noch auch bei ihrem Gatten mit ihrem Berichte Glauben, so sehr sie ihn auch ansieht, denn der Glaube an sie sollte der Pfaffenstein seiner Liebe sein. Da greift sie schließlicly zu Rüge: Ja, Prinzivalli habe sich brutal sein Recht genommen, sie aber habe ihn durch List mit nach Pisa hineingelockt, und nun verlange sie ihn als Beute für sich allein, um jener Rache zu fählen. Und siehe da, jetzt glaubt man ihr. Und sie erhält den Schlüssel zum Kerker des Gefangenen, und sie wird ihm in der nächsten Nacht die Kerkerthüre öffnen und mit ihm fliehen, um irgendwo an seiner Seite das Leben der großen Liebe zu leben. Nur Marco Colonnas greife Weisheit hat das Spiel durchschaut. Er weiß, daß sie wahr sprach, als sie der Rüge schuldig ward, und sog, als man ihre Worte für wahr hielt. Und er spricht zu diesem schlanken und verwirrenden Auswuchs des Conflictes die weisheitsvolle Deutung: „Ja, ich vertheile Banna . . . Ich vertheile Deine Rüge . . . Du hast das Unmögliche vollbracht . . . Es ist gerecht und ungerecht wie alles, was wir thun . . . Und das Leben behält Recht . . .“

Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des Werkes, dem man Unrecht thut, wenn man ihm den symbolischen Charakter abspricht. Es ist mehr als bloß ein wirkungsvolles Theaterstück, sein Wert liegt in der Anschauung vom Verhältnis des Menschen zum Schicksal. Maeterlinck's Dramen lesen sich sämtlicly wie Commentare zu seiner Philosophie; die einzelnen Stadien seiner Entwicklung spiegeln sich jeweils in ihren dramatischen Schöpfungen wieder: der dumpfe Glaube, daß der Mensch willenlosig Spielzeug des Schicksals sei, lebt in den ersten Dramen wie im »Trésor des humbles«, der befreiende Glaube an die Güte und Liebe, die dem Menschen die Thore zum Reiche der Unendlichkeit öffnen, ein Glaube, der schon in einigen Capiteln des Trésor und dann in »La sagesse et la destinée« sichtbar wird, leuchtet uns aus »Aglavaine et Selysette« entgegen. Hier nun in »Bonna Banna« haben wir das dramatische Corrolat zu jener heroischen Weltanschauung, in die »La sagesse et la destinée« ansüudet und die eine dem blämischen Dichter eigentümliche Mischung deterministischer und indeterministischer Elemente darstellt. Für diese Anschauung ist der Mensch sowohl Unterthan wie Herr des Schicksals und dieses ist sowohl subjectiv wie objectiv. Der echte Vertreter dieses Maeterlinck'schen Schicksalsglaubens ist Prinzivalli, der einmal von der Schicksalsstunde sagt: „Ich, ihr Opfer, ich, der ich sie im Wissen trage.“ Der einzige Leister, den der Mensch in diesem Wirrwarr entdekt, ist die Ueberzeugung, daß das Leben Recht hat und daß der Mensch im Stande ist, die Absichten des Lebens zu erkennen, Banna

und Prinzivalli haben erkannt, was das Leben mit ihnen vor hat, und sie gehen ohne Jögern, ohne Scrupel freiwillig den Weg, den sie gehen müssen. In der Verständigung dieser ultra-moralistisohen Weltanschauung erkenne ich den Wert, den dieses Drama für Maeterlinck selbst hat. Seinen Kunstwert vermag ich nicht so hoch anzuschlagen. Die Charaktere sind, wenn man genau hinsieht, wie überall bei Maeterlinck fast alle nur bläusere Verständiger bestimmter philosophischer Tiefen. Der alte Marco ist der bekannte weisheitsvolle Greis, der an jener Stelle der Weisheit angelangt ist, wo jeder Mensch bei richtiger Erkenntnis des Lebens stehen sollte, und Guido, sein Sohn, ist der Vertreter jener tugendhaften Menschen, die immer nur das Nächstliegende sehen und nie über den tieferen Zusammenhang der Dinge nachdenken. Daß Maeterlinck, wenn er ein Menschenpaar darstellen wollte, das unbekümmert um Gesetz und Moral seinen eigenen Weg geht, auf die Zeit der Renaissance verfallt, ist leicht verständlich, daß aber Banna und Prinzivalli, die sich zu ihrem Handeln erst durch eine lange Unterhaltung über die Kraft der wahren, großen Liebe entschließen, in ihrem Reichum an Worten und Sentenzen keineswegs als typische Renaissancenaturen gelten können, was ohne Edeu ausgeprochen werden. Daß das Drama zu stark nach Theaterwirkungen strebt, scheint mir sein geringster und am meisten entschuldigbarer Mangel. Seine Vorzüge liegen in den irisohen Partien, in maeterlinck'schen Schönheiten der Sprache, die wie immer bei Maeterlinck reich an phantastischgehaltigen Bildern ist, und in der seinen Psychologie der Frau, deren reinsten Typus Bonna Banna selbst darstellt.

Die tragische Komödie »Adermann« ward anonym aufgeführt, was um so auffällender ist, als Felix Kolländer namentlich in den Berliner Literaturkreisen durchaus kein Fremder mehr ist, im Gegenteil dort sehr viele Sympathien besitzt. »Adermann« aber ist, wenn ich nicht irre, sein erster Schritt auf die Bühne und deshalb mag er, zumal das Genre neu ist, das schühende Bistier der Anonymität vorgezogen haben. Der Anteil des schon mehr bühnenerfahrenen Volthar Schmidt wird sich auf die bühnentechnische Arbeit beziehen, die trotzdem noch überall den Anfänger verrät. »Adermann« ist die sehr breit und mit peinlicher naturistischer Sorgfalt ausgeführte Charakterstudie eines geizigen alten Junggesellen, der aber nicht von der lomisohen Seite gesehen ist, auch nicht in moralisierend-litirischer Absicht dargestellt wird, sondern als eine im Grunde tragische und nur äußerlich lomisoh wirkende Erscheinung. Leider vergeblich der Verf. zwei Acte damit, den Alten auf demselben Fleck nur in etwas veränderter Beleuchtung vorzuführen, und spart Entwicklung und Katastrophe für den letzten Act auf. Der Stoff giebt freilich dem Dramatiker wenig Gelegenheit zur Entfaltung spezifisch dramatischer Wirkungen. Adermann ist durch das Leben zu dem harten, schreuen, peinig genauem Manne geschmiebet worden, als den wir ihn seinen armen Verwandten gegenüber handeln sehen. Er hat aber aus seiner zretretenen Jugend durch die Kämpfe des Lebens hindurch sich noch immer die Sehnsucht nach Glück bewahrt, und zugleich hat sich mit zunehmendem Alter in ihm mit der Startheit einer fixen Idee der Kunst festgesetzt, sein Vermögen einem Liebeserben zu hinterlassen. Die junge bläusche Tochter seiner Wirin, die immer sehr nett zu ihm ist, ein lebensfähiges frisches Ding steht ihm wohl an, und eines Tages hält er bei der Mutter, die selbst gern Frau Adermann geworden wäre, um das Wädel an. Nach langem Sträuben giebt erst die Mutter, dann die Tochter nach. Im dritten Act sehen wir dann Adermann nach mehrjähriger Ehe als glücklichen Vater. Sein Herzen-

wunsch nach einem Erben ist erfüllt, und in dem Vaterglück findet er Ertrag für das Eheglück, das ihm freilich nicht geworden ist. Seine junge Frau hat in der Ehe, die für sie das Müßigen einer heissen Jugendliebe bedeutet hatte, alle bösen Instinkte ihrer Natur freie Bahn gelassen und ihrem Manne das Leben zur Hölle gemacht. Noch mehr aber, — sie hat ihn von Beginn an betrogen, und ihr Kind hat nicht ihn zum Vater. Diese Tinge, von denen alle Welt munkelt, erfährt Adermann erst spät und dann auch nur tropfenweise. Die letzte Enttäuung aber kommt ganz unerwartet. Der dritte Act gewinnt sein dramatisches Leben aus diesen Motiven, und er enthält einige Szenen, die Holländers können aus einer Achtung gebietenden Höhe zeigen. Er erreicht es, daß wir in der That das Tragische des Charakters empfinden und die Ueberzeugung gewinnen, daß er unter dieser Enttäuung zusammenbrechen muß. Aber Adermann begibt nicht etwa einen Mord oder tötet sich selbst, — seine Natur reagiert seinem Charakter entsprechend; der Haß gegen die Frau, die ihn so schamlos betrogen und die sich auf den Besitz seines Geldes gespielt hat, wenn sie ihn unter die Erde gebracht hat, dieser Haß äussert sich in raffinierterer Art: Adermann wirft, während ihr schon die Krallen des Wahnsinns paden, sein ganzes Vermögen unter teuflischem Lachen in den Ofen, und seine Frau, die mit ihrer Mutter gerade jetzt ins Himmel tritt, sieht sich einem Tobjüchtigen gegenüber. Dieser Schlußact ist auch, einige technische Unbedorflichkeiten abgesehen, dramatisch befriedigend, und die Katalopse, die, so folgerichtig sie ist, doch unerwartet kommt, wirkt erquickend. So ist „Adermann“, das freilich einen Vorsteller von größtem Können verlangt, immerhin eine beachtenswerthe Erscheinung.

Vernstein hat sich die alte Geschichte von der Liebshat zwischen Zimmerherrn und Wirtshausknecht zum Stoff genommen und hat sich so ziemlich treu an seine Muster gehalten; nur die Schlusswendung mutet etwas eigener an; die freudige Haß, mit der der junge Mann die Bräute betritt, die ihn aus dem Lande der Jugendthorheiten in das Land des nüchtern-praktischen Handelns führen soll, das Bestreben, den schon beginnenden Ueberdruß an dem Verhältniß zu dem Mädel aus einer niedrigeren Classe zu verdeden, das sind Dinge, die Vernstein selbst geichant, nicht nachgesprochen hat. Er selbst aber legt den Hauptnachdruck auf die scharfe Auseinandersetzung zwischen dem Vater, der als Mensch, als Vater und als hoher Beamter sich in gleicher Weise verpflichtet fühlt, den Sohn vor Thorheiten zu bewahren, die nicht wieder gut zu machen sind, und dem Sohn, der mit jugendlichem Ungestüm die „Rechte des Herzens“ verteidigt. Hier spricht der Jurist in Vernstein, dem Münchener Rechtsanwält, und der Dichter kommt natürlich zu kurz. Der Ehre einer Aufführung im Deutschen Theater wäre das Drama ohne Vernsteins persönliche Beziehungen wohl kaum gewürdigt worden. Es ist durchaus ein Stück zweiten Ranges.

Widenerbruchs neues Drama hat bei der Uraufführung ein ganz eigentliches Schicksal gehabt: bei den Besuchern des Parquets und der ersten beiden Ränge begegnete es respectvoll-höflichem Beifall, der deutlich bekundete, daß man der Dichtung kalt gegenüber stand; hingegen stimmten die oberen Ränge dem Dichter mit tüchtigem Leidenshaft zu. Die Kritik dagegen lehnte das neue Werk ziemlich einmütig ab. Mit gutem Grunde, denn weder steht Widenerbruch seinem Stoffe als ein Dichter gegenüber, der überall nur das Ewig-Menschliche an Menschen und Gesinnten zu gestalten sucht, noch ist die Tragödie einheitlich und übersichtlich componiert. Widenerbruch ist und bleibt der Dichter der großen Geste und des großen Wortes, der durch den Schwung

seiner Rede und den wirkungsvollen Aufbau seiner Szenen vielleicht für den Augenblick darüber täuschen kann, daß seinen Menschen unter dem pruntenen Gewand ihrer Rede sein Herz schlägt oder daß ihre Empfindungen ins Unnatürliche überhitzt sind. Unter den zahlreichen Personen, die der Zettel seines „König Laurin“ aufweist, ist auch nicht eine einzige, deren Glück und Leid wir als unter eigenes mitempfinden könnten. Die Wotendägnin Amalajunta und der junge Gote Amalrich, der sie anbetet, sind Wesen, die beständig in irgend einer Pose dasitzen und deren Leben nichts enthalten als Worte, Worte, Worte. Weder als Vorkämpferin für das Recht der Frau, noch als Fürstin von weltumspannendem Streben, noch als liebendes Weib kommt uns Amalajunta nah. Und Amalrich nun gar ist nichts als ein schöner Theaterjüngling. Theodora, die wilde Geliebte Justinians, ist dem Menschlichen schon näher, aber in der großen Scene mit Justinian, wo sie den weiblichen Schwächling dazu bringt, ihr die Kaiserkrone zu verprechen, und ihn verpflichtet, Amalajunta, der er bereits seine Hand versprochen hat, aufs schwerste zu kränken, werden die Saiten der Leidenschaft schließlich überapant und die Wahrheit des Empfindens wird verlegt. Justinian endlich ist in seinem unablässigen Schwanken zwar menschlich glaublich gezeichnet, so wenig er auch dem historischen Justinian entsprechen mag, aber der Dichter ist nicht bis an die Wurzeln des Charakters gegangen, den er nicht einfach schildern, sondern zu dessen Art er irgendwie, sei es als Satiriker, sei es als Tragiker, Stellung nehmen mußte. Vor allem aber: dieser Justinian ist gar nicht jener „König Laurin“, den der Dichter einzustandenermaßen darstellen wollte, d. h. nicht die Wertkörperung zwerghafter List, die über die reine und redliche Kraft siegt, wie König Laurin, der Zwerg von Spannenlänge, aber Zwölffußenerhöhe, über den Reden Dietrich von Bern beinahe den Sieg errangen hätte. Dieses Motiv hat Widenerbruch in Wahrheit fallen lassen, wenn er auch zum Schluß es scheinbar wieder aufnimmt. Infolgedessen ist das Drama so uneinheitlich, denn der Kampf der beiden Frauen, Amalajunta und Theodora, um den einen Mann tritt als herrschendes Motiv zwei Acte lang in den Vordergrund, und das Laurin-Motiv kommt in den anderen Acten nicht mit der Kraft zur Geltung, die nötig gewesen wäre. Den Entschluß der Amalajunta, mit deren Charakteristik die ersten Acte ausgefallen sind, dem Justinian ihr Reich anzubieten, und ihre Ueberlistung durch den schlaunen byzantinischen Kanzler lassen uns ganz kalt. Kurz, man stößt nirgend auf etwas rundweg Wohlgegendes.

Gustav Zieler.

## Ausländische Lyrik in Uebersetzungen.

Bequer, Gustavo Adolfo, Gedichte. Uebers. v. L. Darapsky. Leipzig, 1902. Heitmann. (44 S. 8.) M. 1, 60.

Verlaine, Paul, Gedichte. Eine Anthologie der besten Uebersetzungen, hrag. v. Stefan Zweig. Mit einem Portrait des Dichters von Felix Vallotton. Berlin und Leipzig, 1902. Schuster u. Löffler. (124 S. 8.) Broch. M. 1.

Petőš, Alexander, Ausgewählte Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer. Leipzig, 1896. Haessel. (333 S. 8.) Broch. M. 3; geb. M. 4.

Dora., Poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Breslau, 1902. Schottländer. (1108 S. 8.) Broch. M. 4.

Von den nachstehend zu behandelnden Werken gehören je zwei, die „Gedichte“ von Bequer und Verlaine und die „Wörter“, „Uebersetzungen“ von Sponer und Steinbach zusammen. Die ersteren, weil sie romanische Dichter mit

germanischem Blute in den Adern (was hier durchaus nicht nur bildlich zu verstehen ist) zu Verfassern haben; die letzteren wegen der interessanten vergleichenden Studien, auf die sie hoffen lassen, da die eine Uebersetzung von einem Landsmann des großen ungarischen Dichters befohrt ist, dem sich die sprachlichen Schönheiten des Textes inniger, intimer, schleierte entfalten, seine Uebersetzung zu einer gewissen nationalen und typischen machen müssen und ihr erhöhten Persönlichkeitswert verlieren, die andere Uebersetzung von der Hand eines gewandten Bildners des deutschen Verleses von unergleichlicher Sprachgewalt zeugt und sich stehend lieft wie ein gutes deutsches Buch.

Die Verse des spanischen Dichters G. A. Becquer sind von einer seltenen Schlichtheit und Tiefe und haben viel Ähnliches mit dem deutschen Volkslied und der sinnfälligen Lyrik Heinrich Heines. Sie tragen deshalb einen neuen Ton in die farbentunte Pracht des spanischen Liedes. „Statt der Worte“, schreibt der Hrsgbr. in der Vorrede, „suchte B. die architektonische Linie, die je schärfer und ruhiger, desto befriediger wirkt. Von der Welt der Formen ging sein künstlerisches Empfinden aus. Die Plastik blieb Ausgang und Grundbedingung für seine Schöpfungen.“ Versungend und trotz der vielen äußeren Ähnlichkeiten mit Heine, der ein unermlüchlicher Formtechniker war, ist die Sprache B.s nicht das, was man in bildnerischer Sinne eine „schöne“ Sprache nennen möchte. Dem widerspricht schon der naive-kindliche Ueberschwung B.s, der sich von Gefühlen kritillos leiten, von Leidenschaften, die befreiende Wirkungen hätten auslösen können, und von Entzeten, die seine Seele nicht läutern konnten, verwirren ließ, so daß ihm nie ein Gedicht künstlerischer Selbstgewinn sein konnte. Auch fehlt ihm der freie große Blick in die Welt, die stolze Selbstherrlichkeit, die ägische Selbstironie und das lobende Herz Heinrich Heines. Näher steht er in Empfinden und Ausdruck dem Venezolaner Abigail Lozano, doch ist auch diese Verwandtschaft weniger eine geistige als eine principielle, in den äußeren Bedingungen für eine verwandte Auffassung von Welt und Leben gelegene.

Von einer größeren literarischen Bedeutung und auch dem deutschen Empfinden in menschlicher und künstlerischer Wertung congenialer ist die Lyrik des Paul Verlaine, der einen Markstein und Wendepunkt in der französischen Lyrik von der kalten Ordrie und Unnahbarkeit hellenischer Plastik und Architektur im Vebau zu der sanfterzitternden Musik verschwebender Rhythmen bedeutet. Unsere Besten haben Nachdichtungen versucht. Diese Uebersetzungen sind aber grobentlichs Stüchwerk geblieben, weil trotz der muster-giltigen Verdeutschungen einzelner Gedichte eine Gesamt-uebersetzung, die nur einigermaßen Anspruch erhob auf umfassende Wiedergabe dieser vielfestaltigen und wieder-tigen und in ihrer Unvergleichlichkeit doch wieder naive-primitiven Kunst, ein ausschließlich ihrem Dienste gewidmetes Lebenswert erfordert hätte. Deshalb ist es als eine überaus glückliche Idee zu bezeichnen und freudig zu begrüßen, daß der Wiener Lyriker Stefan Zweig, selbst ein überaus fein empfindender Verfeiner und feinfühligster Sprachgewandter Uebersetzer, an die Herausgabe einer Verlaine-Ausgabe ging, die die besten Uebersetzungen in einem schmalen Bande vereinigen sollte. Dadurch daß er sich für sein Werk der Mitarbeiterschaft der anerkanntesten Uebersetzer Verlaines verscherte, ist es ihm gelungen, eine Mutter- und Meisteruebersetzung, die die vollkommenste Psychognomie des französischen Originals aufweist, mit all ihren verschwiegen heimlichen Intimitäten, welche sich dem Kenner zauberhaft entschleiern, zugleich aber ein bleibendes Document deutscher Geistesarbeit, nicht zum geringsten aber auch seiner eigenen stolzen Thatkraft zu

schaffen. Denn man braucht sich nicht vorzustellen, daß die Herausgabe einer solchen Zusammenstellung von Uebersetzungen ein Werk mühsiger Stunden ist, etwa eine angenehme Nebenbeschäftigung an langen Winterabenden. Sie erfordert mehr Kritik und Kenntnis des Originals und eine abstraktere Erfassung seiner typischenzüge als eine eigene Uebersetzung, bei der es mehr oder weniger nur auf die Anbindung der eigenen Note mit der Individualität des Originals und eine sprachlich getreue und künstlerisch-vollendete Wiedergabe ankommt.

Diese beiden letztgenannten Eigenschaften guter Uebersetzungen kennzeichnen im hohen Grade die beiden Völli-uebersetzungen. In Verösischkeit drängten sich drei Culturen zusammen, die hellenische, die ihm atavistisch von der Schule her im Blute lag, die moderne westeuropäische und die junge, nach allen Sternen greifende, erdbrüchige Kultur seines Volkes. Er hat viel Ähnlichkeit mit seinem engeren Landsmann Lenau, der in deutscher Sprache dichtete, und mit Heine. „Es ist kein Zweifel“, schreibt Steinbach, „daß sich Lenau mit einzelnen Bildern und Metaphern, die er derselben Heimat entlehnt, dem Ungarn tief ins Herz gingen und ihn die düstere Farbermischung mitgeteilt, die auch er in vielen seiner schönsten Gebichte verwendete.“ Mit Heine verbindet ihn die ungeheure Verstehtnis, über die er verfügt, das Erfassen des Typischen in alltäglichen Situationen, der naive Blick in das lächmende Alltagsgetriebe, das kleine Naturen unter feinen Rändern zermalmt, große aber zu der tragischen Selbstironie und Selbstentfaltung führt, die jenen seltsamen Zwiespalt in Heines Leben getragen. Verösi war eine großangelegte, im tiefsten Innern wahrhaft kindliche Künstlerleere. Er glaubte an sich und seine Sendung: „die Welt oder doch jene Nation zur Freiheit und Glückseligkeit erziehen zu müssen.“ — Beide Uebersetzungen sind wertvoll. Die von Steinbach ist umfangreicher und umfassender und bildet einen wahren Homöschaf. A. v. Spener lehnt sich innig an sein Original an und wird deshalb und auch aus dem Grunde, weil ihm die und da verzeihliche Magarismen unterlaufen, ein bißchen steifeiten. Im großen und ganzen ist aber auch seine Uebersetzung vorzüglich zu nennen.

Max Fleischer.

## Italienische Literatur.

Gatti, Angelo, *L'Orecchio di Dionigi*. Mailand, 1902. La Poligrafica. (364 S. 8.) L. 3.

Bossi, G. de', *Quando il sogno è finito . . .* Turin, 1902. Roux u. Viarengo. (362 S. 8.) L. 3.

Deledda, Grazia, *Dopo il divorzio*. Ebd., 1902. (261 S. 8.) L. 3.

Ortensi, Ulisse, *Il libro del Poemi*. Ebd., 1902. (275 S. 8.) L. 2, 50.

Agresti, A., *La Vita Nuova*. Ebd., 1902. (168 S. 8.) L. 4.

Gut genähst ist der Titel des Buches von Gatti, „Das Ohr des Dionys“, und wirklich, wenn wir diese 18 Zwiesgespräche zwischen Menschen der verschiedensten Lebenslagen und Alter und die sie bewegenden Interessen lesen, so ist es, als läßen wir an einem solchen verborgenen Orte und überhörten alle die Heimlichkeiten, welche dieselben beschließen, vom Wachen des jung erwachenden Herzens und seinen Aspirationen bis zum letzten Schlage des von der Welt Abschied nehmenden. Nun haben aber leider die Gemeinheit und die Dummheit der böte humana einen überwiegen-den Einfluß auf ihre Denkweltweise, und so ist es weniger

des Verfs. Schuld, wenn das rein Menschliche in seinen Erzählungen die Ueberhand gewonnen hat und sich in unerquicklichen Rundgebungen zeigt. Dafür entschädigen aber wieder andere Handlungen, welche in eine bessere Atmosphäre versetzen, wie Arme Leute; einfache Herzen; Tage, welche nie wiederkehren; vergangene Zeiten. Vorzuwerfen wäre G., daß viele seiner Personen für ihren Stand ein zu gebildetes Italienisch reden; hier wäre ein wenig Dialekt angebracht gewesen.

Eine sogenannte Schicksalstragödie spielt sich im neuesten Werke von Rossi ab. Es ist nur zu menschlich, daß wir mit Vorliebe dem Schicksal alles das zur Last legen, was gewöhnlich unsere eigene Schuld hervorgerufen hat. Auch hier wäre ein anderer Ausgang möglich gewesen, wenn der Held, ein junger begabter Künstler, seine Leidenschaften besser in der Gewalt gehabt hätte. Er hat sich bei stückiger Belantheit in ein Mädchen verliebt, welches dann, ohne kein Gefühl zu ahnen, später die Frau seines Vaters gemorden ist und glücklich mit demselben und ihrer Stief-tochter auf dem Lande lebt. Er ist dann in die weite Welt gegangen, findet bei seiner Heimkehr die Schwester als Verlobte eines Mannes, von dem er weiß, daß derselbe ihrer nicht wert ist. Nun bricht die Katastrophe im friedlichen Hause los. Während der Vater den Bräutigam verabschiedet, vergißt sich der Sohn und klagt die Stiefmutter über seine Verhältnisse ihr gegenüber auf, worüber nun ersterer dazu kommt. Der im tiefsten Herzen verwundete Mann weilt dahin, und wenigleich die alte Harmonie auch scheinbar wieder hergestellt wird, die Ruhe in der Familie ist vorbei. Der Tod des Vaters zerstreut sie in alle Winde. — Es gehört Talent dazu, einen solchen Gegenstand reißvoll zu behandeln, aber dafür ist de Rossi als Meister bekannt. Schon die Form, diese menschliche Tragödie von einem Freunde des Künstlers erzählen zu lassen, ist ein genialer Gedanke und der Aufbau ist sehr geschickt geleitet. Sehr menschlich sind die Charaktere, aber weshalb Künstler immer so unzurechnungsmäßig in ihrem Thun und Treiben geschildert werden müssen, übersteigt meine Begriffe. Neben dem Genie hat doch der gesunde Menschenverstand auch noch Platz.

Auf die talentvolle Schriftstellerin Grazia Deledda habe ich im Jahrg. 1901, Nr. 16, Sp. 90 u. Bl. schon aufmerksam gemacht. Ihr neuer Roman „Nach der Ehescheidung“ nimmt als Thema an, daß die beabsichtigte Verleugung, welche in Italien den Leuten die Köpfe heiß macht, definitiv in Kraft getreten sei. Er spielt auf Sardinien, dessen Land und Leute die Dame gründlich kennt, und hat eine einfache Handlung. Ein junger verheirateter Bauer wird wegen eines angeblichen Mordes auf die Galere geschickt. Seine Frau leidet, durch ihre Mutter angepöbel, die Lösung ihrer Ehe ein und heiratet wieder; jedoch, im höchsten Grade unglücklich, wirft sie sich, als ein Sterbender den Mordfall eingesteht, in die Arme des Wiederfreigegebenen. Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, von einem recht ungebildeten Volke eine besondere Auffassung solcher Fragen zu verlangen. Dasselbe nimmt es mit der Heiligkeit dieses Dogmas überhaupt nicht so genau und wird ein Liebetreter dessen höchsten instinzmäßig mit dem Messer rächen. Im übrigen folgt es einfach den Vorschriften der Kirche, und da dieselbe die Evidenz ohne geistlichen Segen ebenso verdammt wie die Ehescheidung, trotz bestehender Staatsgesetze, so sind eben beide für das Volk eine Todssünde. Vielmehr giebt das Thema der Verfasserin Gelegenheit, wieder eine äußerst lebhaft Schilderung derselben mit einer großen Anzahl ihm eigentümlicher Züge und Nebensarten zu geben, die einen Einblick gewähren, ich will nicht sagen, in das Geistesleben, vielmehr in die Ge-

bräuche und Denkungsart dieses verlassenen Vollsammes, an welchem der Fortschritt vorüber rauscht, ohne es einen Schritt weiter zu bringen, und höchstens ein paar schlechte Instincte stärker entwickelt hat.

Ortenzi hat sich an eine Uebersetzung der schwierigen Gedichte des Amerikaner Poe herangewagt; ich wage gewagt, denn es ist wohl nicht zu leugnen, daß die knappe sorgfältig gemessene Sprache des Dichters mit ihrer meisterhaften Alliteration ein fast unüberwindliches Hindernis für die italienische Sprache abgeben muß. Es wäre daher wohl richtiger gewesen, den Leser mit ein paar Worten zu be- nachrichtigen, daß er hier nichts anderes als eine genaue Wiedergabe des Inhalts zu erwarten habe, und daß Versmaß, Rhythmus und Reim diesem Zweck geopfert werden mußten. Passende Beispiele dafür sind The Raven, wo der Trochäus anstatt adhäufig fast eine doppelte Zahl aufweist, die Declamation gänzlich unmöglich geworden ist und das unheimliche überübliche Nevermore seinen Charakter gänzlich eingebüßt hat im gelben Mai più! Besser geht es nicht in The Hells, wo eine schnell auf und absteigende Wiederholung dieses Wortes den Eindruck des Rütens hervorrufen soll, während in diesem Sinne mit dem Worte Camparo nichts anzufangen ist. Es muß einen wundern, daß D. selbst die Notwendigkeit einer solchen Erklärung nicht eingesehen hat, wo er doch Poes Philosophie der Composition des erstgenannten Gedichtes mit abbrückt. Wegen die Wiedergabe der Gedichte läßt sich nichts sagen: sie ist recht gut; ebenso die Biographie des unglücklichen Poeten, in welcher auch der bekannte erste veruemerbarische seines falschen Freundes Rufus Griswold gedacht wird.

Das wunderbare Geständnis der Liebesnot, „La Vita Nuova“ von Dante mit Illustrationen nach Gemälden des berühmten Präfazisten Dante G. Rossetti liegt in schöner Ausstattung vor mir. Im Vorwort giebt Agresti eine klare Entwidlung des Malers und eine Erklärung des Entstehens und der Ausführung der einzelnen Bilder. Weitere Worte sind hier überflüssig.

Federico Brunswick.

## französische Anthologien.

Pages choisies des Grands Ecrivains. Alphons Daudet. Avec une introduction par Gustave Toudouze. Paris, 1901. Collin. Frs. 3, 50.

Pages choisies des Auteurs contemporains. Paul Bourget. Avec une introduction par Gustave Toudouze. Edda, 1901. Frs. 3, 50.

Die dankenswerthe Göttinger Sammlung ist um zwei Bände bereichert worden, die wohl gerade in Deutschland den Lesern willkommen sein dürften. Die Auswahl ist gut getroffen und legt den Leser in den Stand, sich ein Bild von der Entwidlung der Schriftsteller zu machen. Den unermüdlichen Liebestand aller Anthologien, Bruchstücke zu bieten, haben natürlich auch die vorliegenden Bände nicht entgegen können, doch macht er sich wenigstens nicht allzu fühlbar bemerkbar. W.

## Aerschiedenes.

Conrad, Michael Georg, von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne. Leipzig, 1902. 8. Hermann Rasch. (153 S. 8.) M. 2.

In der Widmung an den Restor deutscher Dichtkunst, Hermann Allmers, stellt der Autor in ungewohnter Weise



die Gesichtspunkte fest, unter denen er ein neuestes, bewegtes Capitel der Geschichte der Kunstbegriffe, nicht etwa nur der Dichtkunst allein, betrachten will. Die Philosophie Nietzsches gilt ihm als der theoretische, die Kunst Josas in Frankreich, Richard Wagners in Deutschland als der praktische Ausgangspunkt der revolutionären Bewegung einer jungen, krafterfüllten Generation, welche einen „Bauernkrieg in Naturalismus“, eine gesunde Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit, dem ewigen Jungbrunnen idealen Schaffens herbeiführt hat. Er bemüht sich bei seinem reizvoll durchgeführten Verjache, die Notwendigkeit und Nützlichkeit der tosenden Bewegung eines verlassenen Selbstjahrsübers zu erweisen, auf des Altmeyers Goethe Birtfelkenntnis: „Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann die Wirkung und bemühe mich, sie treu und unerfälscht wiederzugeben. Das ist das ganze Geheime, was man Orientalist zu nennen beliebt.“ Conrad ist ein diegeisterter, nach allen Seiten aussehender Kenner der Verhältnisse, Jahre lang hat er in Italien und Frankreich gewohnt, „Rundgänge durch Spanien, Portugal, Belgien und England“ unternommen und sich dabei bewußt, die ganze Welt durch das einfarbige Glas localpatriotischer Beschäftigkeit oder einzelner Autoritätsdoctrinen zu betrachten; er findet mit weitmännlicher und überlegener Einsicht aus dem großen Heerstrom Besucher und Unbesucher die Führer heraus und erkennt, daß aus dem Sturm und Drang sich tropalodem die wirklich künstlerische Kraft los- und feigerungen hat, die herrliche Entfaltung hoffen läßt. Gegeistert ruft er aus: „... Wie stand über Nacht alles Heimatliche in Aste! Und in weiter Fer bestrahlte die Sonne Herrliches und still Naives, aus der Heimatgeschichte in lieblicher Kraft Gebornes — Schöpfungs-wunder der Dichtung...“ Conrad gibt keine systematische Geschichte der Kunst seiner Zeit, will sie auch nicht geben. Er bringt seine als subjectiv betonten Überzeugungen, aber keine leichtfertigen, sondern nach gründlicher Gewissensforschung erzählten. Er sagt dies ausdrücklich: „Ich will mir das ganz einfach die Geschichte der Literatur und Kunst der letzten zwanzig Jahre, soweit ich persönlich dabei gewesen, möglichst unterhaltsam erzählen und mich nur gelegentlich mit den Ideen etwas intimer auseinandersetzen, die ich als besonders charakteristischen Niederschlag unserer Zeit, d. h. der von mir miterlebten Entwicklungs-Spanne von ein paar Jahrzehnten, empfinde.“ Die treffende, burleskos-joviale Art der Darstellung paßt sehr gut zu dem flotten Tempo des Beobachtungsanges, in dem der Verf. den Leser durch die Dichtung führt. Das Büchlein ist ein charakteristischer Beitrag zur Erkenntnis des Geistes moderner Kunst.

Karl Fuchs.

Schulze-Naumburg, Paul, Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Mit 133 Illustrationen. Buchdruck von J. V. Cisarz. Sechstes Tausend. Leipzig, 1902. Diederichs. (122 S. 8.) 4.

Man kennt die ganze Literatur über diesen wichtigen Gegenstand und kann getroßt behaupten, daß diese Schrift des bekannten Malers und Kostümbilders die beste über denselben ist, in hygienischer, künstlerischer und literarischer Hinsicht ein Meisterwerk. Mit sachlichem Ernst, aber in frischer, anregender Schreibweise und mit Hilfe zahlreicher angemessener Illustrationen giebt er gegen die Unsinnsigkeiten der üblichen Frauenkleidung und die gesundheitsgefährlichen Auswüchse der „Mode“ zu Felde, seine Ausführungen sind mit einer Fülle geistvoller Bemerkungen würzend. Das Buch bildet nicht nur eine genussreiche Lectüre und eine wertvolle künstlerische Leistung, sondern auch eine bedeutende ethische und gesundheitsliche That. Es verdient, in recht vielen Auf-

lagen Verbreitung zu finden, dann kann es großen Nutzen stiften. So herzlich freudig hat noch niemand über diese Dinge geschrieben. Hervorhebung verdient auch die glänzende Ausstattung, die der Verleger dem Werke gegeben hat.

L. K.—r.

Lemeke, Ernst Eduard. Creation Re-Creation. Orange, New Jersey, 1901. Privately Printed. (162 S. 8.)

Der Inhalt dieses hübsch ausgestatteten Büchleins besteht aus deutschen, englischen und französischen Originalgedichten und Uebersetzungen, von denen aber die deutschen die Mehrzahl bilden. Der Dichter erfreut sich einer seltenen Beherrschung aller drei Sprachen. Das bedeutendste französische Erzeugnis seiner Muse ist eine „Réponse à M. François Coppée“, der einen Gruß an den Kaiser Friedrich III kurz nach dessen Thronbesteigung im Jahre 1888 richtete und ihn bat, Elsaß und Lothringen an Frankreich zurückzugeben. Diese Antwort ist recht nett geschrieben und paßt genau zu den betreffenden politischen Umständen. Von den lyrischen Gedichten Alfred de Musset's hat er mehrere überetzt, darunter „Les Nuits“, in welchem der Franzose den Höhepunkt seines Schaffens erreichte. Seine patriotische Gesinnung als Deutsch-Amerikaner und seine Liebe zu „beiden Vaterländern“ kommen in den begeisterten Versen zum Ausdruck, die den achtzigsten Geburtstag Bismarck's feiern.

E.

Drummond, William Henry, Johnals Courtess and other Poems. With Illustrations by Frederick Simpson Coburn. New York and London, 1901. Putnam's Sons. (161 S. 8.) Doll. 1, 36 oder 5 Sh. nett.

Dr. Drummonds im gebrocheneu Englisch der französischen Landbewohner Canadas verfaßte Gedichte zeichnen sich durch große Meisterhaftigkeit in der Behandlung dieser vollständigen Form, sowie durch zarte Empfindung, feinen Humor, lebendige Auffassung und treue Darstellung der betreffenden Lebensverhältnisse aus. Wenn wir nicht irren, war sein erster dichterischer Versuch auf diesem Gebiete „The Wreck of the Julio Planto“; darauf folgte sein Hauptwerk „The Habitant and other French Canadian Poems“ und „Phil-o-Kams Canoe and Madeleine Vercheres“; die zwei letzteren Dichtungen sind auch in das vorliegende Bändchen aufgenommen worden. In sechs Stücken der Sammlung läßt er die ziemlich buntschneidige Mundart fahren und bedient sich der englischen Sprache. Die Illustrationen zeugen von künstlerischem Talent und passen zu dem Text ganz vortrefflich.

E. P. Evans.

Dominik, Hans. Ramern. Erstes Kriegs- und Friedenjahr in deutschen Truppen. Mit 26 Taf., 150 Abb. im Text und 1 Uebersichtskarte. Berlin, 1901. Mittler u. Sohn. (VIII, 315 S. 8.) 11.

Das Buch schildert in gewinnender Weise das dortige Leben und Treiben der Europäer wie Eingebornen und dürfte so in weiteren Kreisen das Verständnis für coloniale Fragen fördern. Man kann sich so recht mit des Verf.'s Motto „Wie gefunden und empfunden, unumwunden ist's erzählt“ einverstanden erklären. Daß die Photographie uns das Verständnis jener Gegenben mit der so gänzlich verschiedenen Lebensweise näher bringt, ist erfreulich. Derartige Bücher müssen gesehen werden, um den eigenen Reiz zu erklären, welchen sie auf den Leser ausüben, und die Begeisterung zu fühlen, welche dem Verf. die Jahre hindurch in der Fremde besetzte und ihm schließlich die Feder in die Hand drückte, um Anderen von dem Durchlebten Kunde zu geben.

### Zeitschriften.

**The Athenaeum.** 1902. Nr. 3915/3917.

Cont.: (3915) Mr. Oman's history of the Peninsular War. — Mr. Escoffier on the house of commons. — The book of Cereno. — Juan of Arc. — (3915/17) New novels. — (3915.) Egyptological books. — Country life. — The clergy and theology. — (3915/17.) Our library table. — List of new books. — (3915) Swift's political tracts. — The wife of Warren Hastings. — Héroclippe Moreau. — (3915/17.) Literary gossip. — (3915.) The new volumes of the Encyclopaedia Britannica. — The royal society's catalogue of scientific papers. — Walter Crane's earliest drawing. — Eugène Moutz. — (3916) Creighton's historical essays and reviews. — Dr. Fairbairn on the philosophy of the Christian religion. — The writing of Mr. Cunningham Graham. — Plays by Mr. Bridges. — A supplement to Hain's bibliography. — Psychology and philosophy. — Juvenile books. — The Gowrie arms and the Gowrie conspiracy. — B. F. Stevens's 'Catalogue Index'. — The vicincent of Rome in 'Morle Arthur'. — An early Irish service-book. — The coal-fields of Scotland. — 'The art of Walter Crane'. — (3917.) A foreign favourite at court, 1812—34. — Reminiscences of Bismarck. — A history of English militarism. — The identification of Huchown. — Translations. — Hebrew and Syriac. — Mr. G. A. Henty. — The translator of 'The Grail'. — Mrs. S. T. Baxter. — Chaucer's Knight's Tale'. — Bengal, 1756—7.

**Monatsblätter des wissenschaftlichen Club in Wien.** Red.: Felix Karrer. 24. Jahrg. Nr. 1.

Inh.: N. Schram, zur Geschichte der Zeitmessung und Stundenabmessung.

**Zeitschrift.** Monatschrift für die gesamte Kultur. Hrsg. von Graf v. Heintzeberg. Nr. 3.

Inh.: S. Th. Wackerb, von Jenaud nach Jenaud. Neue Mitteilungen aus Jip Reuters Leben und Schaffen. — G. Servard, europäische Kunstausstellungen 1902. 2. (Schl.) — Laura Froh, die Tage im Rindstein. — J. Kaffan, das Wesen des Christentums. — G. Pfeiffer, England nach dem idiosinkrischen Kriege. — W. Friedrich, neue Kunst. — Willy Rath, Jola, der Naturalismus und wir.

**Deutsche Zeitschrift für Politik und Weltwissenschaft.** Literatur und Kunst. Hrsg. von E. Wachter. 5. Jahrg. Heft 1/2.

Inh.: (1.) G. Friedrich, Renaissance. — R. v. Strang, die reinliche Gesellschaft und die römische Papstkirche im preussischen Staat. — Der Orden der Hermannsöhne. — (1/2.) E. Wolff, das Deutlichkeit der Eibentüger Sachsin. (Schl.) — (1.) A. v. Pegg, die religiöse Bedeutung der Gelonsianen Ralis des Wögen. — G. Jhr. v. Welsgen, Weimar als Dvort nationaler Literaturfestungen. — R. Hndd, Schwanzprotokoll. Ein Ahrberer Bericht. — E. v. Kunnert, die Geimat. — G. A. Kegerer, zur Kunst unserer Tage. 2. Band Thema. — Max Jhr. v. Wüchshausen, Kaiser Maria Thise. — 2.) R. v. Strang, die jüngste Dutenpolitik. — Aricicia, die russische Wettereausfuhr und der Jollaris. — Eine deutsch-wöslische Beieinigung. — B. Vielhaber, zur religiösen Frage. — Henry Garcelman, eine voraussetzungsfreie Erkenntnistheorie. — W. Jhr. v. Wüchshausen, Emil Jola. — 2. Kellen, zur Beschämung der Beaterentfaltung. — F. Andler, Provinzialkunst. — G. Franz, Aristokrat Ludwig Wögen, seine Bedeutung und seine Schichten 1. — E. Wolff, die Entwicklung des deutschen Kunststils im 19. Jahrhundert. — E. Grollfann, vöslische Volksdichter.

**Orientalistische Monatschrift für den Orient.** Red.: von R. von Koeberl. 28. Jahrg. Nr. 10.

Inh.: Maroffo. — Das Wüchsbüchel. — Die wirtschaftliche Lage in Bagdad.

**Der Farmer.** Monatschrift für Gemüt und Geist. Hrsgbr.: E. Jhr. v. Wetthuf. 5. Jahrg. Heft 2.

Inh.: Jhr. v. Rost, was kann und die Philosophie sein? — 2. Krüger, ein Undebinger. — Erzählung. (Fort.) — Carl Busse, Wilhelm Hauff. Zur kundenrischen Wiederkehr seines Weltzustandes. — Gbr. Rogge, die Idealie und das Leben. — G. Engel, Emil Jola und sein Wert. — J. Poppenberg, vom Erhabenem zum Rührerlichen. — W. Gnsel, Kunst und Kunstgewerbe in Berlin. — E. Wüchsch, künstliche Erzeugung echter Obstweine. — Aus dem Seelenleben der Vogel. — J. Blauenburg, Politik und Sittlichkeit im christlich-sozialen Blick. — R. Eörd, die Entstehung der Pseudomut. Ein Beitrag zu ihrer Psychologie.

**Westermann's Kunzt, deutsche Monatshefte.** Red.: Ab. G. Lafet u. G. Düffel. 47. Jahrg. Nr. 2. November 1902.

Inh.: G. Jhr. v. Ompteda, Sili. (Schl.) — W. Wilhelm, Wall Whitman. — A. Seelenwöste, die Realienrisse und ihre Rauno. — Rich. Jozemann, Plate. — Wüch. Gegerler, Daniel Klinghammer. (Fort.) — Feing Krieger, vom Bosporee bis zum Persischen Meerbusen. — Hugo Pflüger, Zeitgenosse und Zeitgenosse in ihrer Genieung. — G. Wüchsch, D. A. Kerkow, im Schatten. Reichte. — Irene Gerdes-Wolff, das Krieseich. — W. Deberner, Wilhelm Busch.

**Die Kultur.** Halbmonatschrift. Hrsgbr.: E. Eimchowig. 1. Jahrg. Heft 10.

Inh.: R. Jenisch, der verborgene Kern des Zeitschrifts. — G. Sandauer, die neue Weltanschauung. — W. Kerpas, Wilhelm Hauff und die modernistische Romanistik in Deutschland. — G. Wüchsch, das antarktische Problem und die deutsche Südpolarexpedition. — Der junge Jola.

**Monatsblätter für deutsche Literatur.** Hrsg. von Albert Barnack. 7. Jahrg. 2. Heft.

Inh.: G. Eimard, aus Dricien Theodor Storm. — G. v. Hartmann, G. v. Treubner-Zelmann, R. Weller, R. Kernerhof. Bilder. G. Tuenstein. G. Jhr. v. Wüchshausen, das Weibemind des geistigen Schöpfens. — A. Schaab, das Nadelgefühl in unserer Poesie.

**Das literarische Gelo.** Hrsgbr.: Josef Gillingner. 5. Jahrg Nr. 4.

Inh.: G. Engel, Christlicher und Radfahrer. — Gb. Pflügger, wöschelienische Literatur. — R. W. Meyer, Oestrichschriften. — G. Eickhardt, historische Dramen. — W. Kollinghoff, die Tragödie der Trägheit. — G. v. Bohman, neue Pödie.

**Internationale Literaturberichte.** Red.: Cöt. Wöbel. 9. Jahrg Nr. 23.

Inh.: E. Schröder, Oulso Jranfen. — A. Kehl, auf den Erinnerungens eines deutschen Gelehrten. Mit einem angebrachten Briefe Rudolf Baum. — Gb. D. Jozemann, neue Literatur über kirchliche und religiöse Zeit- und Ereignissen. (Fort.)

**Deutsche Stimmen.** Halbmonatschrift. Red. Erich Bierbaum in Berlin. 4. Jahrg. Nr. 15/16.

Inh.: (15) Das Dualismus in Döhlen. — G. Kuppert, der parlamentarische Kampf um das bayrische Schulverfassungsgesetz. — (15/16.) A. Echer, der Kampf gegen den Alkoholismus. — (15.) Rückwärtende Kraft für das neue Militär-Pensions-Gesetz. — (16.) Niederkam der Obstruktion. — Der Hiermatelicismus in Bannca. — Zur K. die pangermanischen Agitatoren der magarischen Journalistik. — G. G. Graf v. Schweinwig, die Frage einer größeren finanziellen Selbstständigkeit unserer Kolonien. — W. Jozemann, zur Karte-Frage. — Warkauer, Welt und Gerecht. — J. Pöschgen, Pariser Brief.

**Das freie Wort.** Red.: Max Henning. 2. Jahrg. Nr. 16.

Inh.: Die sozialpolitische Bedeutung der Proportionalwahl. — E. Jozehimer, der Kampf gegen die Weisheitsdienftreibein. — J. Ertzabel, Erbau und Satimo. — G. Gilmart, Gebrauch und Missbrauch. — R. Schmidt, zwei 'samwer' Christlichkeitskrisen des Vötrams.

**Grasde Wöhlen.** 4. Jahrg. Nr. 76

Inh.: G. Dricmond, die Döbentereform als Kulturproblem. — W. Driedentapp, der amerikanische Neger. — Aus Gernesend Weisheit. 1. — Apfel, die Betsbibeltheil und Lebenshilfe in Giberfeld. — Die 5. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Wiesbaden. 3. (Schl.) — Einige Fragen über consensuelle und weltliche Schule.

— Die Kunst im Leben des Kindes. Nr. 16.  
Inh.: Zweck des Beizenerunterrichts.

**Die Zukunft.** Hrsg. von R. Harden. 11. Jahrg. Nr. 7/8.

Inh.: (7.) Phaedra. — Robert Schmölde, Prostitution und Enthalte. — R. Schöffler, Fritz Buebe. — Plutus, Deutsche Bank. — (8.) Obstruktion. — G. Wüchsch, Baueremacht. — G. J. Urban, Sam wider Wüchsch. — Plutus, Kothschicht-Panemmann.

**Deutsche Dichtung.** Hrsgbr.: R. G. Franzos. 33. Bd. Heft 4.

Inh.: Eine Deutsche Akademie. 4. Ausrichtungen von Friedrich Eriehagen in Berlin, Georg Jhr. v. Ompteda in Dresden, Prof. Dr. Oswald Herz in Wien und Prof. Dr. Theodor Momper in Wien. — Wüchsch-Geimanna.





# Die schöne Literatur.

Beilage zum Literarischen Centralblatt  
für Deutschland.

Nr. 24.]

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Prof. Dr. Ed. Bartsch. [3. Jahrgang.

Verlegt von Eduard Neumann in Leipzig,  
Nebenstr. 18.

Erscheint zweimal monatlich.

← 20. December 1902. →

Preis jährlich 6 Mark.

Abt. W. Heberleber-Silberbach. (206.)  
Kempis, W., im Frühling. (205.)  
Pöhlke, G. Solis Solio. (203.)  
Vierger (sämtliche Werke. Orig. von W. Wurzbach.  
(195.)  
Tausend (Her. G. Wailana. (205.)  
Erich, B. Des Meeres Geyen. (201.)  
Japan-Kunten, J. Wille Cyrenis Wille. (202.)  
Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Orig. v. A. Stern.  
(195.)

Daughranna. Bd. 29-34. (204.)  
Weberlester u. alter Kaimber auf des Oermeinehr 1903.  
(206.)  
Kreidlich, G. Die Wiesenwege. (205.)  
Lehnert, G. H. Erdreure oder Turus und Brunen-  
den. (192.)  
Fest, G. Im Sommer. (200.)  
Müller-Wahn, H. Rolly Friedich der Wärlig.  
Zopf. von W. Kallst. (202.)  
Müller-Waldenburg, W. Tote Leben. (201.)

Riccioli. Zur Frauchzeit im Pöfport in Wodere.  
(204.)  
Stemann, G. D. Brühel. (200.)  
Wabe, W. Die Leute aus dem Walde. (201.)  
Wail, G. Trauliche Söhne. (201.)  
Zoran, L. Der gelbe Schimmel. (201.)  
Wieland's ungedruckte Werke. Orig. v. W. Wail.  
(195.)  
Wieland, W. Schöns. Erzählungen in den Wandern  
der alten Welt. (201.)

Alle Bucherbindungen erblitten wir unter der Wertsche der Geyen, 3. W. (Nebenstr. 18), alle Werke unter der des Herausgebers (Rolle W. (Nebenstr. 20). Nur solche  
Werke können eine Besprechung haben, die der Red. vorgelegen haben. Bei Geyenbindungen über Bücher bitten wir Reis den Namen von deren Verleger anzugeben.

## Billige Classiker-Ausgaben.

Wieland's ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben von  
Wilhelm Völsche. Leipzig, o. J. Hoff's Verlag. Geb. M. 1, 75.

Bürger's sämtliche Werke in vier Bänden. Mit einer Einleitung  
und Anmerkungen herausgegeben von Wolfgang von Wurzbach.  
Geb. Geb. M. 1, 75.

Friedrich Hebbels sämtliche Werke in zwölf Bänden. Necht Aus-  
gaben aus den „Tagebüchern“ und einer Auswahl von „Briefen“ des  
Dichters. Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern. Berlin-  
Leipzig, o. J. Th. Knauer Nachf. Geb. M. 6.

Die Zahl der billigen Classikerausgaben hat sich beson-  
ders in den letzten Jahren gewaltig gemehrt, und sie sind  
auch immer besser geworden, so daß man sie jetzt recht gut  
für wissenschaftlich gelten können. Ich bin nicht gerade der  
Ansicht, daß das Heil unseres Volkes von der Billigkeit der  
Bücher abhängt, befürchte sogar, daß das Buch an und für  
sich im Werte sinkt, d. h. nicht mehr in dem Grade als  
Spender geistigen Gutes geschieht wird, wenn es allzu leicht  
zu erwerben und zu ersehen ist. Die Aufgabe, die im  
Interesse unserer Volksschule zu lösen ist, besteht darin, eine  
kleine Anzahl wahrhaft guter Werke in jedes Haus zu bringen  
und ihnen da jene Wertschätzung zu verschaffen, die in alten  
Zeiten die wenigen Bücher, die man hatte, wirklich besaßen,  
die Wertschätzung rechter Hausfreunde, die man Kindern und  
Kindestindern vererben möchte, wie es ehemals mit der  
Familienbibel und der Landeschronik ja auch allseitig geschah.  
Auch hier gilt das „multum, non multa“, viele Bücher  
sind durchaus kein Segen, dieser liegt in den wenigen  
Büchern, zu denen man immer wieder zurückkehrt. Und da  
diese also auf langen Gebrauch eingerichtet sein müssen, so  
können es auch keine sehr billigen, sondern müssen sehr gut  
ausgestattete Ausgaben mit widem Papier, großer Schrift und  
sichem Einband sein. Freilich, in Wirklichkeit sind unsere  
modernen billigen Classikerausgaben auch gar nicht so das  
eigentliche Volk, sondern für die ungeheuer angeschwollene  
Masse der Gebildeten und gebildet sein Wohlenden bestimmt,  
und dann vor allem für die heranwachsende lernende Jugend,  
die ihr Taschengeld in ihnen anlegt und sie sich zu Weih-  
nachten schenken läßt. Da erfüllen sie denn nun allerdings  
ihren Zweck; denn für jemanden, der die Literatur seines  
Vollens kennen lernen will (und bis zu einem gewissem Grade

muß das jeder Gebildete), ist es nicht unwesentlich, ob er für  
hundert Mark, die er nach und nach anlegt, fünfundsiebzig  
oder fünfzig Bände erhält, und er schätzt ja das Buch schon  
an und für sich. Sicherlich würde auch er im Grunde  
besser fahren, wenn er teure Originalausgaben kaufen  
könnte, denn diese dauern länger und lassen sich vererben,  
aber er braucht die Classiker eben in der Zeit seiner Ent-  
wicklung, braucht viel, und so tritt die billige Ausgabe in  
ihr Recht. Wie gesagt, wir haben in den letzten Jahren  
auch viel gute billige Ausgaben erhalten.

So sehr teuer sind in unserer Zeit übrigens ja auch die  
Cotta'schen Classikerausgaben nicht mehr, und ebenso müssen  
die Meyer'schen Ausgaben als im Preise für einen großen  
Teil der Gebildeten durchaus erschwinglich bezeichnet werden.  
Da sind jetzt Arnim, Brentano, Bürger, Chamisso, Eich-  
endorff, Gellert, Goethe, Hauff, Hebel, Heine, Herder, G. E.  
K. Hoffmann, H. v. Kleist, Körner, Lenau, Lessing, Ludwig,  
Novalis, Fouqué, Platen, Rückert, Schiller, Shakespeare, Tieck,  
Uhland, Wieland vertreten, freilich ein bißchen ungleichartig,  
denn beispielsweise leuchtet ohne weiteres ein, daß der Goethe  
von H. Kurz, 12 Bände zu 30 Mark, und der Schiller  
von Bellermann, 8 Bände zu 16 Mark, nicht „correspon-  
dieren“ können. Doch wird das sehr rührige Bibliographische  
Institut den Ausgleich sicher in die Hände herbeiführen. — Von  
Meyer zu Reclam ist dann ein ziemlicher Sprung. Man  
weiß, daß es Philipp Reclam jun. gemein ist, der die  
billigen Classikerausgaben zuerst in Masse verbreitet und es  
der deutschen Jugend vor allem leicht gemacht hat, sich eine  
Bibliothek zu erwerben. Auch ist gar nicht zu bezweifeln,  
daß die Reclam'schen Ausgaben, wie die Universalbibliothek,  
nach und nach in Druck und Papier sehr viel besser geworden  
sind. Manche haben auch biographisch-kritische Einleitungen  
erhalten, wie es die „Zeit“ fordert, ich weiß jedoch nicht,  
ob die Forderung berechtigt ist: Wenn sich einer einen großen  
Dichter kauft, so ist es ihm, wie ich glaube, ziemlich gleich-  
gültig, was der Philologe K. F. J. B. oder der Literarhistoriker  
A. W. dazu sagt, er will gar keine Kritik, sondern seinen  
Dichter unmittelbar auf sich wirken lassen. Also hätte, meine  
ich, Reclam ruhig bei den reinen Textausgaben bleiben  
können. Geseht hat er sicher darin, daß er nicht die frei  
verwendenden großen Realisten, wie z. B. Hebel, rausch ge-

bracht hat, er ist dadurch neuerdings fast etwas ins Hinter-treffen geraten. Man findet bei ihm: Börne, Byron, Goethe, Grabbe, Hauff, Heine, Herber, G. v. Kleist, Körner, Lenau, Lessing, Longfellow, Ludwig, Milton, Möllere, Müdert, Schiller, Schopenhauer, Stifter, Uhland.

Die Bände, die Keckum noch gelassen, hat dann Max Hesse in Leipzig ausgefüllt: Er ist z. B. zweifelslos der rührigste Verleger auf diesem Gebiete. Alle seine Ausgaben haben Einleitungen von bekannten Literaturforschern, Bildern, Facsimiles, kurz, was die Zeit sich wünscht, und sind meist vollständig und sehr billig. Seine Liste lautet: Börne, Bürger, Byron, Chamisso, Edelmann, Eidenborff, Gaudy, Goethe (zweimal), Hauff, Heine, G. v. Kleist, Körner, Homer, Immermann (nur „Oberhof“), Kleist, Körner, Lenau, Lessing, Ludwig, Platen, Reimund, Müdert, Schiller, Schopenhauer, Stifter, Tied, Uhland, Wieland, und es ist sicher, daß sie sich von Jahr zu Jahr vermehren wird, denn gerade jetzt beginnen ja die großen realistischen Erzähler des vorigen Jahrhunderts wie B. Alexii und Fritz Reuter, auch Dichter wie Grillparzer und Mörike frei zu werden. Wir wollen zwei Neuerscheinungen des Heffelschen Verlages, den Wieland von Wilhelm Bölsche und den Bürger von Dr. Wolfgang von Wurzbach etwas näher ins Auge fassen. Bölsche bringt von Wieland im ersten Bande „Deron“, im zweiten „Auluarion“, „Sirt und Klärchen“, „Das Wintermärchen“, „Gandalin“, im dritten „Deron der Abelige“, „Das Sommermärchen“, „Fann und Sulpenhög“, „Der Vogelsang“, „Schach Solo“, „Peroante“, „Die Wasserfälle“, im vierten „Die Aberriten“, man wird nicht leugnen können, daß die Auswahl für das breitere gebildete Publicum in unserer Zeit durchaus genügt, wenn auch Literaturfreunde den „Agathon“ und den „Krippen“ nicht entbehren möchten. Die Einleitung ist im ganzen vortrefflich, schildert die historische Bedeutung Wielands in durchaus unbestreitbarer Weise, übertrifft dagegen, wie ich glaube, seine absolute, d. h. rein dichterische etwas, ich wenigstens glaube nicht, daß Wieland ein Weltliteraturname ist, daß er als Schaffler vor Jean Paul den Vorzug verdient, und habe da Autoritäten wie Schiller und Heffel für mich. Der erste Band enthält dann noch zwei Bildnisse Wielands, einen Brief als Handschriftenprobe, Abbildung des Grabdenkmals und des Denkmals in Weimar, was kann man mehr wollen? — Auch Wurzbachs Bürger ist reich geschmückt, mit nicht weniger als drei Bildnissen und einem sachmisierten Briefe. Die Einleitung ist biographisch und bibliographisch äußerst gewissenhaft, verwendet dagegen die abschließende ästhetische Charakteristik. Von der Ausgabe selbst sagt der Hrsgbr. mit Recht, daß sie an Vollständigkeit alle früheren bei weitem übertriffe, die einzige sei, welche neben dem Dichter auch den Erzähler, Kritiker und Uebersetzer gleichmäßig berücksichtige. Wir müssen freilich hinzusetzen, daß für die breiteren Leserkreise heute eine Auswahl aus Bürgers Gedichten durchaus genügt, aber das thut dem Verdienste Wurzbachs natürlich keinen Abbruch.

Ob der Verlag von Th. Knauer in Berlin-Leipzig schon mehr Classiker herausgegeben hat, weiß ich nicht. Hat er das gethan, so haben seine Ausgaben unter den billigen zunächst das Verdienst der größten Schärfe. Und die mir vorliegende Heffels hat auch noch das der zur Zeit größten Vollständigkeit; denn sie bringt außer den Werken eine Auswahl aus Tagebüchern und Briefen. Der Herausgeber ist Prof. Dr. Adolf Stern in Dresden, einer der letzten lebenden persönlichen Freunde Heffels und der älteste seiner literarischen Vorkämpfer, was dieser Ausgabe natürlich noch besonderen Wert verleiht. Die Einleitung schließt sich an einen früher veröffentlichten trefflichen Essay Sterns an, aus

dem ich nur die Verteidigung des Kirchspielvogts Mohr, des einflügeligen Brothtrahns Heffels, wegnahmte; denn wenn beispielsweise das Zusammenfassen des Schreibers Heffel mit dem Kautler damit entschuldigt wird, daß das Sans Mohr eng gewesen sei, so ist das, wie ich als Wesselsburner weiß, eine Unrichtigkeit, für die natürlich nicht Stern, sondern sein Gewährsmann verantwortlich ist. Für die Beurteilung der Sternschen Ausgabe ist das natürlich ein ganz nebenfälliger Punkt, um so mehr, als wir Jüngeren die richtige Erkenntnis der dichterischen Bedeutung Heffels fast alle Adolf Stern verdanken, der schon 1864, unmittelbar nach Heffels Tode, so schrieb, wie jetzt die breiteren Kreise und auch die Literaturforscher zu denken beginnen. Es muß Stern, dessen Bedeutung als Literaturgeschichtschreiber man bisher noch kaum ehrlich genügend hat, eine große Bemühung gewesen sein, dies auf den ersten Blättern seiner Einleitung unumwunden feststellen zu können. Vortrefflich sind die knappen Einleitungen Sterns zu den einzelnen Werken Heffels, der Text ist außerordentlich correct und da uns auch die Auswahl aus „Tagebüchern“ und „Briefen“, die die beiden letzten Bände füllt, durchaus gelungen erscheint, so liegt hier eine Heffel-Ausgabe vor, die in alle Kreise zu bringen verdient.

Adolf Bartels.

## Frauennovellen.

**Amus, Martha. Im Frühling.** Novelle. Leipzig, 1902. Hermann Naack. (135 S. 12.) 2.

**Leut, Gertrud. Im Sommer.** Zwei Novellen. Berlin, o. J. Harmonieverlag. (149 S. 8.) 2, 50.

**Böhler, Helene. Seltsam Katiöle.** Novellen. 2. Aufl. Stuttgart u. Berlin. Gotta Nachf. (276 S. 8.) 3.

**Riemann, Johanna. O Freiheit!** Novellen. Dresden u. Leipzig, 1902. Neigeb. (170 S. 8.) 2, 50.

Die vier Erzählerinnen, die uns heute beschäftigen, würde eine schematisch registrierende Kritik wohlgemut gemeinsam in dem großen literarischen Schubfach des Realismus unterbringen und hätte damit (recht äußerlich allerdings) vollkommen Recht, in so fern die Kunst aller vier aus dem Boden sorgfältiger Lebensbeobachtung herauswächst und die Schöndrednerin um ihrer selbst willen verweidet. Wie wenig aber würde man mit diesem summarischen Verfahren den einzelnen Persönlichkeiten gerecht! Welch ein Unterschied zwischen der etwas würmhüchigen Groft einer Amus, der heißen Leidenschaftlichkeit einer Gertrud Leut, der etwas absonderlichen Personlichkeit einer Wulfa und der Freilichtmalerei einer Riemann, wie sie sich in den vorliegenden Bänden uns darstellen. Man könnte begreiflicher Amus eine stark lyrisch veranlagte, Leut eine dramatisch begabte Erzählerin nennen, denen man dann Böhler und Riemann als specifisch epische Erzählerfakente gegenüber stellen müßte. Doch ist damit natürlich eine erschöpfende Charakteristik auch nicht gegeben.

Amus habe ich eben eine besonders lyrisch veranlagte Erzählerin genannt. Das ergibt sich aus der Art, wie sie ihren Stoff verarbeitet hat. Der Dichter Wulfa hat in seiner Jugend ein Bauerntöchterchen, das er auf dem Gute seiner Tante, einer obigen Dame, kennen gelernt, in rasch aufsteigender Liebe an sich gefesselt. Sie hat ihm ein Kind, ein Mädchen, geschenkt und ist gestorben. Lisa, das Mädchen, wächst bei der alten Großmutter auf und wird von der Tante Wulfens, Frau von Wend, erzogen. Ihr Vater ist ihr unter dem falschen Namen Müller bekannt, da Frau v. Wend nicht will, daß der Festtritt des Neffen bekannt werde. Der junge Gerbert, der mit Wulfa zusammen eine

Reischrift herausgibt und bei dessen Mutter Wulfen als Hausfreund verkehrt, kommt in reaktioneller Thätigkeit in das Dorf und verführt Lisa. Als nun Lisa von Frau v. Wend, der Wulfen endlich die Einwilligung abgerungen hat, den wahren Namen und Stand ihres Vaters erfährt, giebt sie sich den Tod. Wie man sieht, ein durchaus tragischer Stoff. Nur ist K. dem eigentlichen tragischen Conflict aus dem Wege gegangen. Denn der liegt doch wohl in dem eigentümlichen Verhältnis der beiden Männer, das dadurch, daß Wulfen Herberts Mutter seine Liebe gesteht, noch verdorft wird. K. hat sich mit einer mehr sentimental lüchrischen Lösung begnügt, wenn man den durchaus nicht überzeugend begründeten Schritt Lisas überhaupt eine Lösung nennen darf. Aber K. ist es wohl überhaupt weniger auf die scharfe Herausarbeitung eines tragischen Problems, als auf die himmelsvolle Darstellung eines absonderlichen erotischen Falles angekommen. Und so liegt denn in der weicherhalt festgehaltenen Stimmungseinheit, durch die wirklich etwas wie der Hauch einer dunklen, sehnsuchtsvollen Vörrichtungsnacht weht, das was dem Werthen seinen eigenartigen Reiz und einen literarischen Wert verleiht.

Ein kräftigeres Talent ist Gertrud Lent. Die erste Novelle ihres Buches „Im Sommer“ wenigstens ist in ihrem wahrhaft dramatischen, leidenschaftlich knappen Aufbau tief ergreifend. Diese „braune Maria“, die das schwere Schicksal der von dem Geliebten Verlassenen so standhaft und ungebrosen trägt, ist eine ins Heidenhafte ragende und doch nirgend ins hohe Pathetische verzerrte Gestalt. Im Gegensatz zu der schwülen Erotik der Rasmus lebt in der Novelle Lent's eine gesunde Sinnlichkeit, die aus dem süßlichen Temperament dieser Bewohner Belschivros, dessen Localcolorit vorzüglich getroffen ist, naturgemäß herauswächst. Auch die übrigen Gestalten der Novelle, der charakterlose Luigi, die reiche Erbin Margherita Dalmonde, der starke treue Giuseppe sind lebenswahr und sicher gezeichnet. Weniger befriedigt die zweite Novelle „Die Herberge“. Diese im Stizzenhaften freien geliebte Geschichte scheint mir ein mißlungener Versuch. Ich halte wenigstens die großgeistige Ruhe, mit der Frau Aline Jabbro-Binden sich auf der Hochzeitsreise über die Untreue ihres Gatten hinaussetzt, für psychologisch einfach unmöglich, selbst das rein künstlerische Milieu, in das die Verfasserin weislich ihre Geschichte verlegt hat, kann mich darüber nicht hinwegbringen. Ein Beweis für das bedeutende Erzähler-talent L.'s aber ist es, daß trotz dieser Unwahrscheinlichkeit die Geschichte lesbar bleibt.

Helene Böckau ist als Erzählerin längst anerkannt. Ihre nun in zweiter Auflage vorliegenden Novellen „Salin Kallese“ haben bereits historische Bedeutung. Mit ihnen ist die Dichterin vor 20 Jahren zum ersten Mal an die Öffentlichkeit getreten. Gewiß hätte niemand aus diesen Erstlingswerten (außer der Titelnovelle enthält der Band noch die beiden Novellen „Makren“ und „Im Banne des Todes“) die einstige Entwicklung der begabten Schriftstellerin, die ja allerdings jetzt etwas stark in die Tendenz geraten ist, vorauszusagen können; ein nicht gewöhnliches Talent, eine Neigung zu besonderen, nicht alltäglichen Entwürfen, ein nicht auf Schein und Erfolg, sondern auf Wahrheit gerichteter Sinn verrät sich auch hier schon deutlich.

Eine scharfe Beobachterin voll ernstem Strebens ist auch Johanna Niemann, die in einer Sammlung mit dem etwas gesucht klingenden Titel „O Freiheit!“ eine Reihe von Stizzen-Novellen, wie der Dachtitel meint, sünds freilich keine) veröffentlicht, die allerdings alle das Thema der Befreiung aus drückenden Lebensverhältnissen, offener oder verdeckter abhandeln. In die Reihe der Mäßeligen und

Beladenen, der sogenannten „kleinen Leute“ führt und hierbei die Schriftstellerin, und es ist nicht zu leugnen, daß sie mit nicht gewöhnlicher Beobachtungsgabe und christlichem Freimuth das Leben dieser Leute erschaut und darstellt. Nur glaube ich, hält sie sich bei aller Treue im Einzelnen und aller peinlich genauen Ersaffung und Wiedergabe des Milieus nicht ganz von Construktionen frei, und das scheint mir der Grund zu sein, warum uns trotz der schuldigen Bewunderung unbefristeten Könnens die meisten dieser Geschichten fast lassen. Der Verstand herrscht eben auf Kosten gestaltender Phantasie allzu sehr vor.

August Gebhard.

## Moderne Dramen.

Torau, A. *Der goldene Schlüssel*. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1902. Muz. (131 S. 8.) 1/2.

Müller-Waldenburg, Walter. *Totes Leben*. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin o. J. Moderne Berliner Verlag. 97 S. 8.) 1/2.

Grich, Fritz. *Des Vaters Segen*. Ein Drama in fünf Aufzügen und fünf Szenen. Bielefeld, o. J. Helmich. (100 S. 8.) 1/2.

Reißner, Carl Richard. *Herzfeuer oder Luzas aus Franzenere*. Dramatisches Volkstheater in 4 Akten. Battersdorf (Böhmen), 1902. Selbstverlag. (20 S. 8.) 1/2.

Franz-Altmann, Jhr. *Phizie Obrens Glück*. Eine deutsche Komödie in vier Akten. Berlin, 1902. Eber. Paetel. (110 S. 8.) 1/2.

Der Begriff „modern“ ist bekanntlich hinsichtlich der dramatischen Produktion nicht weniger dehnbar und wechselnd wie in der Mode, und heute vielleicht weniger definierbar wie je. Versuchte doch selbst Maeterlinck, den man wohl den Modernisten unter den Modernen nennen könnte, in seiner „Monna Hanna“ zur altbewährten Richtung des im Aufbau und Abschluß festgelegten Dramas zurückzukehren. Auch die mir heute zur Besprechung vorliegenden Stücke können nur in beschränktem Sinne modern genannt werden.

So ist der Titel „Der goldene Schlüssel“ ganz modern und ein würdiges Seitenstück zu Giacosa's „Wie die Blätter . . .“ Erst im vierten Akt, auf S. 82, erfahren wir, wie der Verf. zu diesem Titel kam. Dort sagt Marie, die jungverwitwete reiche Commerzienrätin aus Berlin B. zu ihrem Verlobten: „Nach halte ich den goldenen Schlüssel in der Hand, der die Pforten der Welt mir erschließt . . .“ Es ist also ihr Glück, ihr Reichtum gemeint. Der gewählte Titel verdeckt mit Gehick eine triviale These, die schon seit unendlichen Zeiten in allen gerimten und ungerimten Formen verarbeitet worden ist. Um diese These aufzuwärmen, bediente sich der Verf. der fast ebenso alten Geschichte von dem schönen, genußlüchtigen, aber armen jungen Mädchen zweifelhafter Herkunft, welches einen reichen, alten, verlebten Mann betört und dahin bringt, sie zu heiraten; die dem Greis während der kurzen ihm noch beschiedenen Lebensfrist eine nicht ganz einwandfreie Treue bewahrt und seit seinem Ableben auf der Suche nach dem Mann ihrer Wahl zahlreiche Enttäuschungen erlebt hat, jetzt aber endlich in der Person eines in ihrer Fabrik angefallenen Uheimers Dr. Bergfeld den Rechten gefunden zu haben glaubt. In diese nicht ganz neue, an sich harmlose Situation tritt ihr Prokurist Reinhold, ein Neffe ihres verstorbenen Gemahls, ein veritables Urbild des Tartüff, und muß den Conflict herbeiführen: Marie hat dem sterbenden Commerzienrat eidlich versprochen müssen, Reinhold zu heiraten! Marie hält sich an diesen erzwungenen Eid nicht gebunden, Rein-

hold aber verlangt, als er von ihrer Verlobung mit Bergfeld vernimmt, von ihr sein vermeintliches Recht und bringt dadurch den hypercrampulösen Bergfeld zur Lösung der Verlobung. Als dann die verzweifelte Millionärin dem Erbschleicher wiederholt bestimmt erklärt, daß er niemals ihr Gatte werden könne, verzweifelt er sie kurzer Hand. Die Handlung, obgleich ziemlich bewegt, weist also kaum neue Momente auf. Immerhin ist sie nicht übel aufgebaut und interessiert bis zum Schluß, welcher allerdings recht unerwartet und unwohlgefühlig wirkt. Große Längen, namentlich der ganz im Romantisch gehaltenen vierte Akt, würden einer Aufführung gefährlich werden, bei der Lectüre wirken sie jedoch vermöge mancher geistvoller Excursionen in moderne Gebiete im Ganzen nur wenig störend.

Stärkere Gegenläufe, als Leben und Tod, giebt es nicht. Leben kann niemals tot sein. Der gesuchtt klingende Titel „Totes Leben“ soll ein Leben bezeichnen, welches dauernd die instimmigen Neigungen seines Trägers unerwählt läßt. Dies fast allgemein menschliche Schicksal zeigt der talentierte Verf. an einem Leitmotiv, welches dem des goldenen Schlüsselöfners, aber er gelangt zu einem noch trostloseren Refutata. Auch hier haben finanzielle, übrigens edlere Motive ein junges Mädchen veranlaßt, sich für ihre Familie zu opfern und einen ungeliebten Mann zu heiraten, an dessen Seite sie qualvolle Jahre verlebte. Obgleich ein Knäblein ihrer Ehe entspricht, vermag sie nicht, den inneren Widerwillen gegen ihren Gatten zu überwinden. Still bildend führt sie neben ihm ein „totes Leben“. Endlich am Sterbebett ihres Kindes aber „erwacht das Weib in ihr“, sie verläßt den ungeliebten Gatten und flieht in die Arme desjenigen, mit dem sie schon immer in unausgesprochener Liebe verbunden war. Modern, wie der Titel, ist hier der dichterische Versuch, dieselben allgemein als Festtritt betrachteten Schritt zu rechtfertigen, und in der That erscheint bei einem so idealen Wesen, wie der Verf. diese Hertha geeignet hat, die erzwungene Ehe unmoralischer als ihre gewaltsame Lösung. Hochmodern ist auch der Schluß des Dramas, welcher enttäuschend wirkt und das „tote Leben“ der Dulderin keineswegs glücklich abzuschließen scheint. Ist schon ihr Gatte, ein jovialer, etwas oberflächlicher Ministerialdirector in den besten Jahren, viel zu liebenswürdig geeignet, als daß Hertha hartnäckiger Abhau gegen ihn verständlich bliebe, so erscheint es hart und dramatisch verfehlt, daß die sympatische Frau, nachdem sie mutig Neidtum, glänzende Lebensstellung, guten Ruf, kurz Alles ihrer selbstlosen Liebe geopfert hat, wenige Stunden nach dem Fallen des Vorhangs (was sie noch nicht ahnt) auch den letzten Gegenstand ihrer Liebe verlieren soll: Im Duell von ihrem Gatten verwundet, verweigert ihr Geliebter die Amputation der rechten Hand, ohne welche er eine Familie nicht zu ernähren vermöchte, sein Tod muß infolgedessen baldigt eintreten. Was wird dann aus dem unglückseligen Weib werden? — So geschieht die Handlung aufgebaut, so interessant und spannend der Dialog geführt, so gut im Ganzen charakterisiert ist, so wirkt doch dieser fatale Abschluß eines unerquicklichen Stoffes geradezu peinlich und trotz seiner Vorzüge wird das unlogischer Weise als Schauspiel bezeichnete Drama auf den Brettern nicht reuifizieren können.

Eine fulminante Philippika gegen das Cölibat, als solche kaum ausführbar, obgleich gut exponiert und durchgeführt, obgleich tabellos charakterisiert, ist Herr Erichs „Des Vaters Segen“. Der pseudonyme Autor hat seinen immer zeitgemäßen Stoff geistvoll und mit Schärfe, auch verhältnismäßig knapp behandelt, wenn auch die Discussion für Aufführungszwecke immer noch zu weitläufig sein würde.

Modern ist die tendenziöse Lösung der Frage, wer an dem Unheil schuld, welches dadurch entsteht, daß ein katholischer Priester mit seinem Weichthum, der Tochter aus gutem Hause, einst ein Verhältnis angeknüpft hatte, welchem eine Tochter ihr unseliges Dasein verdankt. Die Sache ist bald nachher geirratet und später das Kind der Sünde adoptiert, während ihrer Ehe ein legitimer Sohn entsproßt, den sie der Kirche weihte, um eine Annäherung zwischen den natürlichen Geschwistern zu vermeiden. Gerade das Umgekehrte ward dadurch erreicht. Eine gewisse Rehnlichkeit mit der „Brau von Messina“ ist unverkennbar, auch die Schiller'schen Jamben in zwar schöner und gedankentreicher, mitunter aber auch verschrobener Sprache wurden weniger modern als vielmehr recht altväterlich an. „Augen, weinet!“ und ähnliche Wendungen könnten sogar aus „Pyramus und Thisbe“ stammen. Aber modern ist die unerwartet ausgeprochene Anklage, die der Verf. gegen die Kirche schleudert: „Eile (schlußend): Und wer hat dieses Unglück denn verschuldet? . . . Hans: Du warst es nicht, die Mutter war es auch nicht. Der Pfarrer war! . . . Doch nein, auch dieser nicht! Die Kirche.“ Der Verf. zieht erbarungslos die Consequenzen: Die Eltern sterben ja! infolge der Aufregung, das Geschwisterpaar verzweifelt sich, was dramatisch freilich nicht correct erscheint, da sie keine Schuld trug, auch im realen Leben war eine andere Lösung gut denkbar. Immerhin kann diese Dichtung im Ganzen nur lobend beurteilt werden, sofern nicht confessionelle Bedenken überwiegen; denn die Fabel ist gut erunden und der Leser wird bis zum Schluß in Spannung erhalten.

Leitners „Herder oder Lurus und Frauenehre“ ist eine sich aus Volk wendende moralisierende Capuzinerpredigt, in schlechte Versele gebracht, eine wohlgemeinte Philippika gegen Lurus in jeder Form, unter anderem gegen Alkohol, Fleischgenuss u. „Sich vom Manne nicht erhalten lassen“ ist für den Verf. der Inbegriff der Frauenehre. „Die schöne Literatur“ hat mit diesem „idyllischen Politiker“ und seinem dramatisierten modern-socialpolitischen Leitartikel absolut nichts zu schaffen.

Gehen wir schließlich zu dem unjeres Wissens ersten dramatischen Versuch der auf belletristischem Gebiet beliebten Frau Ilse Franzen-Kuntan über, so will mich bedünken, daß auch dieser talentvollen Dame das dramatische Genre nicht „liegt“. Ein flüchtiger Rückblick über die gesamte dramatische Production lehrt, daß das Specificum des erfolgreichen Dramaturgen, knappes Zusammenfassen einer actualen Begebenheit ohne lange Tiraden, dem weiblichen Naturell nicht gegeben ist. Das alte Wort „nulla regula sine exceptione“ dürfte in dieser Richtung kaum zutreffen. Auch die sel. Kirch-Priester würde heute nicht mehr zieren. Die großen Erholer der schriftstellenden Damen liegen und sagen vielmehr stets auf dem Gebiet des Romans, der Novelle, auch der Skizze und des Gedichts, kurz auf allen dichterischen Gebieten, nur nicht auf dem dramatischen Rufe. Auch „Pöpie Dyrans Glück“ ist ein totgeborenes Kind, an welches wir hier nicht noch das literarisch-kritische Sciermesser anlegen wollen, nachdem diese „deutsche Komödie“ bei ihrer Erhsaufführung am Altonaer Stadttheater trotz des großen Kreises von Freunden der geborenen Hamburgerin eine energische Ablehnung gefunden hat. Auch ist die Idee dieser Komödie, die im Hamburger Dialekt geschrieben ist und sich dadurch als Localpoese charakterisiert, nicht neu: Eine arme Bäckerin gewinnt das große Loos, schon nach wenigen Tagen hat sie das Geld auf allerlei Art verthan und ist so arm wie zuvor. Für eine Komödie ist dieser Stoff denn doch zu harmlos, auch als Poese



hätte er weit wirkungsvoller behandelt werden müssen. Unverkennbar, wenn auch schon nicht mehr modern, ist die minutiöse Witzzeichnung.

Ernst Stöckhardt.

## Illustrierte Werke.

**Müller-Bohn, Hermann. Kaiser Friedrich der Gütige.** Vaterländisches Ehrenbuch, hrsg. von Paul Kittel. Mit 34 Kunstbeilagen, ca. 500 authentisch. Abb. im Text u. 8 Facsimilebeilagen. Berlin, 1901. Kittel, histor. Verlag. (IV, 566 S. Gr. 4.) 26.

**Wigleben, Marie Gräfin, geb. Prinzessin Reuß j. L. Erzählungen zu den Wandern der alten Welt.** Dritte verbesserte Auflage, als Prachtausgabe illustriert von Franz Müller-Winzierl. Berlin (1902), Fischer u. Franke. (VI, 75 S. 4.) Geb. 6.

**Jungbrunnen.** Ein Schachspiel der deutscher Kunst und Dichtung, illustriert von den hervorragendsten deutschen Künstlern. Berlin, 1902. Fischer u. Franke. (XI, 4.)

**Bd. 29. Grimm, Brüder, Drei Märchen.** Der Meisterdieb-Bruder Rulig. Die Brüder. Illust. von Wilh. Stumpf. 1901. (65 S.) 1, 50.

**Bd. 30. Andersen, Glodentiefte und andere Märchen.** Zeichnungen von Daffo. (41 S.) 1, 25.

**Bd. 31. Widram, Geo., Schwärze aus dem Kollagenbüchlein,** in Bildern von H. Bernau. 1902. (46 S.) 1, 50.

**Bd. 32. Volkserzählungen,** mit Bildern geschmückt von Joh. Schaller. 1902. (34 S.) 1, 25.

**Bd. 33. Andersen, G. Chr., Die kleine Seejungfer,** illustriert von H. Fas. 1892. (38 S.) 1, 25.

**Bd. 34. Majada, Die Nymphen des Brunnens,** mit Bildern von H. Müller-Winzierl. 1902. (58 S.) 1, 50.

**Schall, Gustav. Deutsche Heldenjagd.** Für Jugend und Volk erzählt. Illustriert von Hermann Vogel. 5. Aufl. Bonn, 1902. Strauß. (VIII, 482 S. 8.) Geb. 5.

**Tauschke, Ernst, Minna.** Ein Märchenbuch für kleine Kinder. Mit Bildern von Julius Diez. Köln u. Aq. (1902). Schafstein u. Co. (55 S. 4.) Geb. 3.

**Kreibitz, Ernst, Die Wiesenzwerg.** Bilder u. Text. Köln u. Aq. (1902). Schafstein u. Co. (24 S.) 4.) Geb. 3.

**Abe, Mathilde, Heberlinde-Wildebech.** Lustige Bilder und Reime für das kleine Volk. Göttingen und München (1902). Schreyer. (32 S. 4.) Geb. 3.

Das Müller-Bohnsche, von Kittel herausgegebene Prachtwerk „Kaiser Friedrich der Gütige“ ist zwar bereits vor einiger Zeit erschienen, aber eine Besprechung kommt wohl jetzt noch nicht zu spät, umso mehr als es sich um ein wirklich empfehlenswertes Buch handelt, das mit warmer Begeisterung geschrieben ist und ebenso anschaulich wie eingehend das Leben des verewigten Kaisers auf dem Hintergrund der Verhältnisse und im Zusammenhang mit der Umgebung schildert, in der es erwuchs. Nicht nur das äußere Dasein bildet den Gegenstand der Darstellung; in gleicher Weise wird die innere Entwicklung zu zeichnen versucht. Mit Recht wird auch der Anabenszeit eine ins Einzelne gehende Berücksichtigung zu teil. Von ihr handelt das erste Buch, überschrieben: „Werdgang (1831—1863)“, während das zweite: „Auf der Heldenbahn“ die Jahre 1864—1871 umfaßt und das dritte „Unser Fritz“ betitelt ist. Mit dem letzten Capitel: „Der kaiserliche Tugder“ schließt das Buch. Der letzte Absatz handelt von seiner Bedeutung in der Geschichte. Eine große Anzahl erläuternder Anmerkungen verleiht dem Werke besonderen historischen Wert. Dasselbe bietet außerordentlich viel des Fesselnden und wohl den Meisten Neuen, sein herausgearbeitet ist die Charakteristik, die auf lebensvoller Verlesung in das Wesen des Geschichteten beruht. Seine stiligen Vorzüge, die gründliche Durchbildung, die Allseitigkeit seiner Interessen,

die schon in seiner Jugend zu Tage trat, werden ebenso ins Licht gesetzt wie seine Tugenden als Soldat und Feldherr und als Staatsmann, nicht minder die rein menschlichen Eigenschaften, die ihn zierten, zu denen eine ins besonders eigene hervorgehende Freundlichkeit und Güte gehörten. Auch als einfacher Privatmann im Kreise seiner Familie tritt er uns entgegen. Wertvolle Beigaben sind die Fülle von offiziellen und privaten Documenten, von Briefen, Facsimiles, Zeichnungen, die vielen Bilder von Personen, die er kannte, von Gegenben, die er besuchte. Das Bild von Joh. Philip: die Trauung des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzess-Royal Victoria von England in der Capelle des St. James-Palastes zu London ist, nachgemalt von Pathe, in prachtvollem Farbendruck wiedergegeben. Auch das herrliche Bild A. v. Rengels von der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg finden wir, verschiedene Schlachtenbilder von Ködlig, weitere Bilder von A. v. Werner, Genb, Rabe und Anderen. In den weiten Kreisen, denen das Ansehen des hochseligen Kaisers ins Herz gegraben ist, ist das Werk seines Erfolgs sicher. Durch seine prächtige Ausstattung, für die der Preis als sehr mäßig bezeichnet werden muß, eignet es sich ganz besonders für Geschenkzwecke.

In längst entschwundene Zeiten führen uns die „Erzählungen zu den Wandern der alten Welt“ von Marie Gräfin Wigleben, geb. Prinzessin Reuß j. L., großartig und stimmungsvoll illustriert von Franz Müller-Winzierl. In freier Anlehnung an die antiken Quellen und in wohlgelegener, den rechten Ton findender Sprache erzählt die Verfasserin von Babylons Wunderwerken, dem Labrynth, den Pyramiden, dem Mausoleum, dem Roloß von Rhodos. Die Wahl des Gegenstandes ist als sehr glücklich zu bezeichnen; denn groß ist die Anzahl derer, die sich freuen werden, über Dinge, von denen sie oft gehört, auf so unterhaltende Weise Näheres zu vernehmen. Das Buch, dem Dr. Paul Herrmann ein verständnisvolles und verständnis-erweckendes Geleitwort auf den Weg gegeben hat, ist Ihrer Majestät der Königin-Witwe Carola von Sachsen gewidmet.

Der „Jungbrunnen“, eines unserer gelungensten und empfehlenswertesten Unternehmungen, droht zu versiegen, weil es ihm an der notwendigen Unterstützung durch ein kaufkräftiges Publicum fehlt. Es wäre sehr zu beauern, wenn es wirklich so weit käme. Gerade die letzten uns vorliegenden sechs Bändchen\*, die ausschließlich deutsche Märchen behandeln, zeigen recht deutlich wiederum, wie brauchbar, so dankenswerth die meisten dieser Bändchen namentlich für unsere Kinder sind. Von Andersen, von Grimm, aus dem köstlichen Kollagenbüchlein des Georg Widram sind die Texte geschöpft, und auch die meisten der Zeichnungen, leider allerdings nicht alle, sind für den Zweck, alt und jung zu unterhalten, recht geeignet. Ein Meisterstück von Märchen-illustrationen ist abermals Daffos Band geworden, betitelt „Glodentiefte und andere Märchen von Andersen“.

Gustav Schalls „Deutsche Heldenjagd“ hat sich bereits als Unterhaltungsbuch für die deutsche Jugend bestens bewährt und liegt schon in fünfter Auflage vor. Die feisende Darstellung wird aus vortheilhaftester durch den gebiegenen SilberSchmuck von Hermann Vogel unterstützt. Diefen inneren Vorzügen entspricht eine in jeder Beziehung musterghltige äußere Ausstattung, so daß es uns zum besonderen Vergnügen gereicht, das Buch, soweit es noch nicht bekannt sein sollte, zu empfehlen. Den Inhalt bilden nacheinander die Sagen von Walthar und Hildegunde, den Nibelungen, König Rother,

\* Eine Anzahl weiterer sind bereits erschienen, aber der Redaktion noch nicht eingeleitet worden.

Gudrun, König Ermit, Hugi Dietrich, Wolf Dietrich, Wieland dem Schmied, Dietrich von Bern, Broun, Roland, Patival, Lohengrin, Tannhäuser, Herzog Ernst.

Eine Keuschheit sind die Märchen der „Märchenlage“ Maslina von Ernst Dannheiser, illustriert von Julius Diez. Sie gefallen durch ihren schlichten und vollstimmigen und gerade deshalb so wirksamen Erzählton. Sehr anmutig sind die Bilder und von außerordentlich charakteristischem Gepräge. Wir haben hier ein eigenartiges und reichvolles Kinderbuch vor uns, das sich ohne Zweifel seinen Platz in der Kinderstube erkroben wird.

Die im gleichen Verlag erschienenen „Wiesenzwerg“ reichen sich der Märchenlage ebenbürtig an. Ernst Kriedols, von dem sowohl Text als Bilder herrühren, ist schon seit Jahren kein Unbekannter mehr. Kann man auch „Fipibube“, für dessen Text er nicht verantwortlich zu machen ist, schwerlich als einwandfrei erklären und über die „Schlafenden Bäume“ wenigstens geteilter Meinung sein, das vorliegende Bilderbuch entbehrt in seiner frischen und harmlos heiteren Erfindung und Darstellung wie der humorvollen, fein künstlerischen Illustration der Eigenschaften nicht, welche die Kinderherzen gewinnen.

Auch Kathilide Ahe hat zu ihrem „Ueberkinder-Bilderbuch“ Liebes, Bilder und Reime, selbst verfaßt. Liebenswürdiger und anheimelnder Humor ist ihnen eigen, und man darf dem Buche gewiß Erfolg versprechen. Nur den Titel könnte man als etwas gewagt bezeichnen, ebenso wenn in einem Gedicht vom „Ueberkittl“ die Rede ist. Wie soll man denn das den Kleinen erklären? Doch hilft der sonst hübsche und dem kindlichen Fassungsvermögen entsprechende Inhalt über dies Bedenken hinweg.

## Verschiedenes.

Naabe, Wilhelm. Die Rente aus dem Wafte, ihre Etren, Wege u. Geschichte. Ein Roman. Vierte Auflage. Leipzig, 1902. Jant. (163 S. 8.) M 4; geb. M 5.

Nach fast vierzig Jahren endlich die vierte Auflage, vielleicht zudem nur eine Frucht des stetigsten Geburtstags des Meisters — jedes weitere Wort ist überflüssig. Und dabei handelt es sich nicht etwa um eine der schwerflüßigeren Dichtungen Naabes, sondern um ein leicht zu lesendes, in ganzen Partien außerordentlich lustiges Buch. Deshalb ist es aber nicht eines der innerlich leichteren, sondern in Gemüt, Ernst und Humor so fradtschwer wie nur irgend eines der besten von Naabes hoher Kunst. Fast eben so lange als das Buch brauchte, um vier Auflagen zu erriden, habe ich es nicht mehr gelesen; damals als Jüngling las ich es mit Entzünden, nicht bloß einmal, sondern ein halb Dutzend mal, und nun war ich wirklich begierig, welchen Eindruck es jetzt auf mich machte. Ten: als ich die letzte Seite gelesen, hatte ich alle Lust, wieder vorn anzufangen, und habe ganz Absichtlich sofort zum zweitenmal genossen. Mit kritischen Augen begann ich, aber Meister Naabe entwarfnet in diesem Buch, wenigstens im ersten Teil, jede Kritik: man liest nur und genießt; erst im letzten Drittel ist ein gewisses Erlasmen des Dichters bemerklich, aber auch das nur für ein scharfes kritisches Auge. Wie viel Lebensgut kann man doch aus einer solchen Naabeschen Erzählung mitnehmen, und wie tief an unser Inneres und Bestes greift der Meister! Und trotz mancher altväterlich erscheinenden Züge, Wendungen und Ausdrücke, wie modern, auch modern realistisch im besten Sinn, ist dieses Buch aus den sechziger Jahren in vielen Partien! Ganze Capitel sind einfach Glanzstücke von echt dichterischem Realismus, die Naabe

keiner der heutigen nachmacht. Dabei aber welche innere Blut im Herzen des Dichters und welche heiliges Feuer auf seinen Hausaltären! Das Buch gehört in jede deutsche Familie — auf wie viel Weihnachtstischen wird es sich finden? Richard Weibrecht.

Mical (Hent Eshaling). Zur Reuezeit im Sahara zu Waddeh. — Meise Frau und ich. Zwei Erzählungen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Deutschen übertragen von B. J. Willapa. Illustriert von Ant. G. Baworowski. 2 Bände. Leipzig, o. J. (1902). Heinrichs Nachf. 374; 336 S. 8.) Geb. M 6.

In diesen beiden Bänden begrüßen wir alte liebe Bekannte, die einer Empfehlung nicht mehr bedürfen. In der That verdienen diese Erzählungen wie wenige die warme Aufnahme, die sie überall in Deutschland gefunden haben. Die reizenden Illustrationen erhöhen das Vergnügen am Lesen. Auch in diesem Jahre wird daher das Werken Vielen ein mit großer Freude begrüßtes Festgeschenk sein.

Verbefferter und alter Kalender auf das Gemeinjahr 1903 für die königlich preussischen Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachsen. Herausgegeben von Heinrich Wilhelm v. Krichbaum, 200 Jahrgang. Mit einem Preisbogen des ersten Jahrgangs und einem Wandelkalender in zwei Teilen. Berlin o. J. (1902). Fromwig u. Sohn. 300 S. Gr. 8.)

Ein 200jähriges Kalender-Jubiläum! Und welche stattliche Vergangenheit hat der vorliegende Kalender aufzuweisen! Kein Geringerer als Gottfried Wilhelm Leibniz ist sein Begründer, und herausgegeben wird er zuerst „unter Approbation der kurfürstlich Brandenburgischen Societät der Wissenschaften“. Seit 1820 erscheint er im Verlag von Fromwig und Sohn. Die Verlagsbuchhandlung hat zur würdigen Feier für einen besonders begiebigen und außerordentlichen Inhalt geforgt. Eröffnet wird der Jahrgang durch ein schönungsfestes dichterisches Geleitwort Ernst von Wildenbruchs. Die Geschichte des Kalenders wird in zwei Kapiteln behandelt: I) Kalender und Akademie, von Adolf Jarnard; II) Kalender und Verlag, von der Redaction. Aussprüche von Leibniz schließen sich an. Von der Wiedergabe des weiteren reichen Inhalts absehend wünschen wir dem Kalender ferneres glückliches Weibchen fürs nächste Jahrhundert.

## Zeitschriften.

The Athenaeum. 1902. Nr. 3918, 3919.

Cont.: (3918). Italian life. — Letters from the east — The New English Dictionary. — Poetical works of John Payne. (3918). New novels. — (3918). Books on the English lakes. — (3918). Invention literature. — Sports and pastimes. — (3918). Our library table. — List of new books. (3918). Miltoniana. — The translator of „The Grail“. — A new Chaucer word. — „Leader Scott“. — „Commando“. — To boast. — A Babn's journey to Lhaasa. — Longs „School of the Woods“. — (3919). Sir Leslie Stephen's studies in biography. — Mr. Lang on the Gowie mystery. — The real Morocco in fiction. — State experiments in Australia and New Zealand. — Travel. — Boer books on the war. — Bread-breaking and the priest of Nemi. — The Sigurd cycle and Britain. — The author of „The Holy Grail“. — „A vocabulary of the Italian works of Dante“. — Three dates in „Morte Arture“. — Dr. Collie on mountain climbing. — Modern spiritualism.

Die Schwels. Red.: Otto Wafert. 6. Jahrg. 11. Heft.

A. b. Jnb.: J. Kaiser, vivo lo roll! Roman. — Eten von Eljaca, im Reich. Roman. (Hent). — G. Gaffer. Einmalekt in den Bergen. — H. Hentyl, aus der Genna-Gebirge. — Zur Zeit-Photographie. — Joseph Clemens Kaufmann, Kunstmaler von Suern. — + Wandertag Walter Bauer. — A. Keller, das Kloster Mar Sabä in der Wüste Juda. — H. Fenne am Mhan, Zigerfang auf Sumatra.



berichten Schenker. — Wittenbergische Gesellschaften in neuer Form. — 1771) G. v. ...

Heinrich. — Eine Schenkerbibliothek für Wien. — G. v. ...

**Wartenberg. Abt. Wolf Rändt. Nr. 43/44.**  
 Nr. 43/44. G. v. ...

**Die Woch. 4. Jahrg. Nr. 46/49.**  
 Nr. 46. J. v. ...

**Frelstätt. Kritische Wochenschrift für Politik, Literatur u. Kunst.** Hrsg. v. ...

**Die Kiste. Hrsgt. v. R. Maumann. 8. Jahrg. Nr. 49/50.**  
 Nr. 49. ...

**Die Wege. Wiener Wochenschrift. Hrsg. von G. B. Jenck.** 6. Jahrg. Nr. 49.

**Deutsche Welt. Hrsgt. v. J. Fange. 6. Jahrg. Nr. 10.**  
 Nr. 10. ...

**Die Umschau. Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst.** Hrsg. von ...

**Beiträge zur Colonialpolitik und Colonialwirtschaft. 1902/1903** Heft 6.  
 Nr. 6. ...

**Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum.** Hrsg. von ... 6. Jahrg. Heft 10.

**Influenzierte Zeitung. Abt. Franz Reich. Nr. 3101—3102.** (19. Dd.)  
 Nr. 3101. ...

**Ueber Land u. Meer. Deutsche illust. Zeitung.** Bekannt. Abt. v. ... 89. Dd. 45. Jahrg. Nr. 10/11.

**Populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur Wehrung über das** Jubentum. Hrsg. von ...

**Mitteilungen.**  
 Jüngst ist eine Notiz durch die Blätter gegangen, wonach Wilhelm Meyer-Jörcks mit seinem Schauspiel „Alt-Weidberg“ während der Bühnenspielzeit 1901/02 den größten Zulerfolgserwartungen und in der Zahl der Aufführungen dieses einen Stücks die sonst am meisten gegebenen Dramatiker Schiller und Gutzmann mit all ihren dramatischen Werken zusammen geschlagen hat. Nicht allgemein bekannt wird es vielleicht sein, daß das Schauspiel „Alt-Weidberg“ die Dramatisierung einer früher erschienenen Erzählung des gleichen Verf. ist, die den Titel „Karl Feindlich“ trägt. Das Buch, das der bekannte Illustrator Adolf Dalz mit zahlreichen Abbildungen versehen hat, ist bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen und hat einen nicht weniger großen Erfolg als die Theateraufführung anzuzeigen. Im verhältnismäßig kurzen Zeit sind nahezu 10000 Exemplare abgesetzt worden. Aus Anlaß der 1000. Aufführung des Schauspiels wird der Verlag demnach eine mit dem Hinweis des Verf. gedruckte Jubiläumsgabe von „Karl Feindlich“ ab 17—21. Laubau, auf den Markt bringen.

Ein neues wissenschaftl. Volksstück „Der Gemeine“ von Fritz Sellen, das in Wien durch die GenU vertrieben worden war, ging im Neuen Theater zu Berlin mit günstigem Erfolg zum ersten mal in Szene und erregte lebhaften Beifall.

Das neue Volksstück „Reinwetter“ von Ludwig Fulda brachte es bei der ersten Aufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg zu lebhaftem Beifallssturm.

Verhaft Hauptmanns neuestes Drama „Der arme Feindlich“ erlebte erste Aufführung im Hofburgtheater zu Wien. Der Dichter erntete bühnischen Beifall und wurde nach dem zweiten Act schonmal heruntergerufen.

J. v. Widmanns „Rufe des Kreutz“ erregt bei der Aufführung im Stadttheater zu Basel einen durchschlagenden Erfolg. Der ansässige Autor wurde nach jedem Act mehrmals heruntergerufen.

Im Alten Theater zu Köln wurde Gogol's satirisches Volksstück „Der Revisor“ zum ersten mal aufgeführt und trug guten Erfolg davon.

Ein mitteldeutsch-thüringer Städtchen-Theater, das 20 Städte umfaßt, hat sich in Weimar konstituiert. Der Vorsteher übernimmt das Proterator.

Im Kgl. Schenkerhaus zu Dresden erhielt dem Publicum das zum ersten mal geborene Volksstück „Der Laubensch“ von J. Jörcke überlegt von W. Wolfer.

**Heft 6.**  
 Nr. 6. ...

**Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum.** Hrsg. von ... 6. Jahrg. Heft 10.

**Influenzierte Zeitung. Abt. Franz Reich. Nr. 3101—3102.** (19. Dd.)  
 Nr. 3101. ...

**Ueber Land u. Meer. Deutsche illust. Zeitung.** Bekannt. Abt. v. ... 89. Dd. 45. Jahrg. Nr. 10/11.

**Heft 6.**  
 Nr. 6. ...

**Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum.** Hrsg. von ... 6. Jahrg. Heft 10.

**Influenzierte Zeitung. Abt. Franz Reich. Nr. 3101—3102.** (19. Dd.)  
 Nr. 3101. ...

**Ueber Land u. Meer. Deutsche illust. Zeitung.** Bekannt. Abt. v. ... 89. Dd. 45. Jahrg. Nr. 10/11.

**Heft 6.**  
 Nr. 6. ...













3 2044 036 328 987

DUE APR 21 '43





3 2044 036 328 987

DUE APR 21 1971

